

Bayreuther Blätter.

Monatschrift

unter der Redaktion

von

HANS VON WOLZOGEN

herausgegeben

vom

Allgemeinen Richard Wagner-Verein.

Vierzehnter Jahrgang 1891.



Inhalt des vierzehnten Jahrganges.

Ein spezifizirtes Generalregister nach den Beitragsgattungen und den Autoren geordnet, befindet sich am Schlusse des Bandes.

Erstes Stück (Januar): S. 1—32.

Hans von Wolzogen. Dreizehn Jahre. — *Karl Heckel.* Jesus von Nazareth — Buddha („Die Sieger“) — Parsifal. — *Paul Schubring.* „Die Stellung des Christen zur Heiligen Schrift“ von Prof. Dr. *E. Haupt.* — Geschäftlicher Theil: Kassa-Abschluss am 30. Juni 1890. Verzeichniss der Einnahmen und Spenden. — Vereinsnachrichten. — Berichtigungen. — Bitte der Redaktion. — (Umschlag: Aufführungen der Werke. — Litterarische Anzeigen Nr. 71.)

Zweites und drittes Stück (Februar-März): S. 33—96.

Richard Wagner. Ueber Anmuth und Anstand. Ergänzung zum „Wagner-Lexikon. — *Alfred Lill von Lilienbach.* Carlyle. Sein Lehen und Wirken. — *Hans von Wolzogen.* Phantasie. Mit einem Nachspiel: „*Lehareus.*“ — *Eduard Reuss.* Ein Kunstrichter auf fremdem Stuhle. — *Rudolf Louis.* Ein neuer Weg im Geschichtsunterricht. — Geschäftlicher Theil: Mittheilung der Zentralleitung. — Vereinsberichte. — Beilagen: Inhalt der 13 Jahrgänge der „Bayreuther Blätter“ 1878—1890 nebst Verzeichnissen der Leser und Mitarbeiter. — Aufruf der Zentralleitung nebst Vertreterliste. — (Umschlag: Litterarische Anzeigen Nr. 72. — Preisausschreiben des Allg. D. Sprachvereins.)

Viertes Stück (April): S. 97—128.

Max Dessoir. Richard Wagner als Aesthetiker. I. — *Heinrich Steinhausen.* Ein Kiliansbrief über Bauernhäuser. — *Friedrich Hofmann.* Eine Frucht vom Bayreuther Stamm. — *P. M. de Corvetto.* Bericht des Regierungskommissars über Nueva Germania. — Geschäftlicher Theil: Richard Wagner-Stipendienstiftung. — Vereinsnachrichten. — Beilage: Jahresbericht des Akademischen Richard Wagner-Vereins zu Berlin. — (Umschlag: Litterarische Anzeigen Nr. 73.)

Fünftes Stück (Mai): S. 129—164.

Moltke †. — Richard Wagner als Aesthetiker. II. — *Adolf Wärmund.* Neue ritterliche Orden. — *Max von Millenkovichs.* Die Malerschule von Nürnberg von *Henry Thode.* — *H. v. W. und C. Fr. Gl.* ein Denkmal der „Universalität.“ — *Constantin Frantz †.* — Geschäftlicher Theil: Vereinsnachrichten. — Beilage: Einladung zur Subskription auf den „Wagnerianer-Spiegel“ und M. Plüddemann's „Balladen.“ — (Umschlag: Litterarische Anzeigen Nr. 74.)

Sechstes Stück (Juni): S. 165—200.

Max Dessoir. Richard Wagner als Aesthetiker. III. — *Wilhelm Langhans.* Der Endreim in der Musik. — *Richard Batka.* Richard Wagner und die Romantik. — *Arthur Seidl.* Ueber „Veralten.“ — Geschäftlicher Theil: Ankündigung der Generalversammlung. — Vereinsnachrichten. — Aufforderung an die Vertreter und Vereinsvorstände. — Beilagen: Kassa-Bericht der Zentralleitung. — Litterarische Anzeige zu den Festspielen. — (Umschlag: Litterarische Anzeigen Nr. 75.)

Siebentes Stück (Juli): S. 201—234.

Wolfgang Goltzer. Ursprung und Entwicklung der Sage von Perceval und vom Gral. — *Alois John.* Tannhäuser im Fichtelgebirge. — *Charles Bonnier.* Die Extase. — Geschäftlicher Theil: Vereinsnachrichten. — Ankündigung des Verwaltungsrathes der Festspiele. — Beilagen: Oesterlein's Katalog III. Band. — Bund gegen den Moderevel. — (Umschlag: Litterarische Anzeigen Nr. 76.)

Achtes und neuntes Stück (August-September): S. 235—302.

Arthur Graf Gobineau. Die Renaissance. Historische Scenen. Deutsch von *Ludwig Schemann.* I. Savonarola. I. Abth. — *Felix Dahn.* Das deutsche Volk und das römische Recht. — *Joh. Heinr. Löffler.* Vom deutschen Volksgeist, seinen Freunden und seinen Feinden. I. Die berufenen Freunde. — *Karl Alberti.* Vom Krähenfelde bis zum Odfelde. Zum 60. Geburtstag Wilhelm Raabe's. — Beilage: Geschäftlicher Theil. Generalversammlung. — Vereinsnachrichten. — (Umschlag: Litterarische Anzeigen Nr. 77.)

Zehntes Stück (Oktober): S. 303—342.

Arthur Graf Gobineau. Die Renaissance. Historische Scenen. Deutsch von *Ludwig Schemann.* I. Savonarola. II. Abth. — *Robert Sommer.* Die psychologische Grundlage von Schiller's Briefen „über die ästhetische Erziehung des Menschen.“ — *Friedrich von Feustel* †. — Beilage: Schema für die Aufführungen der Werke. — (Umschlag: Litterarische Anzeigen Nr. 78. — Bayr. Taschenkalender für 1892.)

Elftes Stück (November): S. 343—382.

Arthur Graf Gobineau. Die Renaissance. Historische Scenen. Deutsch von *Ludwig Schemann.* I. Savonarola. III. Abth. — *Christian Bering.* Die Rezeption des römischen Rechts und die soziale Frage der Gegenwart, von *O. Wilmanns.* — Geschäftlicher Theil: Zusammensetzung und Adresse der Zentralleitung. — Vereinsberichte. — Aufforderung der Redaktion an die Vereinsvorstände und Vertreter. — Abrechnung der R. Wagner-Festspiel-Stiftung. — Beilagen: Bühnenfestspiele 1892. — Zum Christfeste 1891. Ein Vorschlag zur Güte! — Weihnachtsgaben. — (Umschlag: Litterarische Anzeigen Nr. 79.)

Zwölftes Stück (Dezember): S. 383—422.

Eduard Reuss. Eine Doppel-Erinnerung. — *J. H. Löffler.* Vom deutschen Volksgeist, seinen Freunden und Feinden. II. Die bösen Feinde. — *Ludwig Schemann.* Ueber die neuesten Publikationen von Paul de Lagarde. — *W. W.* „Unsere nationale Erziehung.“ — Generalregister. — Beilagen: Geschäftlicher Theil. Protokoll der Generalversammlung. — Aufforderungen. — Titel und Inhalt des Jahrganges. — Zum Christfeste 1891. — (Umschlag: Litterarische Anzeigen Nr. 80.)

I.

Wer nicht in Christi Lehre bleibt, hat keinen Gott.

(St. Johannes.)

Dreizehn Jahre.

Das ist eine bedeutsame Zahl für den „Wagnerianer.“ Nachdem wir dreizehn Jahre lang mit den Gesinnungsgenossen gemeinsam diese Blätter geschrieben und gelesen haben, dürften die Schreiber wohl denken, es sei nun ein Augenblick zu ernster Rückschau gekommen. Die rechten Leser aber werden sagen: ihnen genüge jetzt die Umschau in der Gegenwart. Eine Zeit, welche mit ihren Irren, Wirren und Wandelungen die Bedächtigen in tiefe Sorgen, die Leidenschaftlichen in rastlose Erregungen versetzt, scheint unseren dreizehnjährig Getreuen nur zur Bestätigung dienen zu sollen, dass sie mit uns in der richtigen Schule gewesen auf die Zukunft, welche sich unter solchen Wehen hervorringen will. Wer mit uns gegangen ist seit den ersten Worten unseres grossen Lehrers, des Begründers dieser „Blätter“, der muss durch ihn selbst schon den festen Grund einer Kultur in sich gelegt fühlen, welche berufen ist, mit Gottes Hilfe dem wilden Kampfe der Zeit den Frieden zu bringen. Er wird auch, wenn er mit uns weiter gelernt und gearbeitet hat, auf allen Gebieten des heutigen Lebens oft unbeachtete, oft aber durch den Tageslärm unruhig übertriebene und beirrte Regungen erkennen, die mit jenen ihm zu Theil gewordenen idealen Kulturelementen in der Wurzel und Art verwandt sind. — Es sind in der That ernste und echte Regungen, Instinkte und Impulse vorhanden, denen nur noch allzusehr die führenden Persönlichkeiten und leuchtenden Intelligenzen zu mangeln scheinen. Von eben Deren lebendigem Gebiete durften wir dagegen ausgehen, als die Schüler eines grossen Menschen, den Gott seinem Volke als Gnadengabe geschenkt hatte. Wir blicken auch heute freudig zu einer starken jugendlichen Persönlichkeit auf, welche zum deutschen Instinkt den königlichen Willen hat und mitten auf der Bahn vorwärts drängt, die durch die Wirklichkeiten zur Zukunft führt. Es werden Klagen und Sorgen laut aus dem Kreise der Leute von der Wirklichkeit, dass diese heftige Bewegung sie verwirre. Wir dürfen dabei ruhig bleiben. Uns kann es nicht verwirren, was für Jene das letzte Wort der Klärung nur noch verschweigt, weil sie es nicht zuvor gelernt haben. Der festgewurzelte deutsche Idealismus freut sich der höchsten Genossenschaft des artverwandten Willens. Und so freut er sich auch jener manigfachen ernsten und echten Regungen eines tiefen, durch den Gegendruck des Zeitgeistes aus den Tiefen emporgetriebenen, hochgesteigerten Bedürfnisses nach einem „Andern“, als was der Zeit bisher genügte, ohne sie zu befriedigen. Es regt sich auf den Feldern des gesellschaftlichen Lebens, in den Kreisen der geistig thätigen Jugend, ja, nicht zum Geringsten auch

— Gott sei Dank — in den Seelen der Menschen, welche, von der Wissenschaft im Stiche gelassen, wieder aufblicken zum schier verschwundenen, doch ewig leuchtenden Sterne der Religion. Diese Regungen sind fast alle entstanden ohne ersichtlichen Zusammenhang mit unseren dreizehnjährigen Bemühungen um gegenseitige Aufklärung und Befestigung unseres Ideals. Nur zum kleinsten Theile gehören sie dem Kunstgebiete an, wo der Zusammenhang nachweisbar wäre. Dennoch freuen wir uns ihrer wie unserer eignen Wirksamkeit. Sind wir vorangegangen, weil wir nachfolgen durften einem ersten Führer und Seher der Zukunft, so wissen wir nun auch sicher, alles Nachfolgende, wie fern von uns es entstehen, und ob es sich oft durch die Nebel der Zeit hindurch von uns als Fremden abwenden mag, es ist der selben Wurzel entsprossen, es ist der Ausdruck des selben göttlichen Willens, der sein Volk nicht untergehen lassen will, oder — müsste das Volk zum Opfer fallen — so lebt doch der Glaube über dem Grabe fort und wirkt ein neues Leben. Es mag geschehen, dass die heut noch unter einander fast unverbundenen Strebungen draussen in der Welt auf dem öffentlichen und auf dem religiösen Gebiete, vom Drucke furchtbarer Noth getrieben, zu einer sittlichen Macht von siegender Kraft sich vereinigen. Dann ist zu hoffen, dass diese wahre Kulturmacht, um sich rein und voll auszudrücken, sich unserer Kunst, die fern im Winkel stehen gelassen ward, mit Begeisterung wieder zuwende, als dem Einzigen, was würdig wäre, einer solchen reformatorischen Kulturbewegung die schöne, Alles deutende Form zu geben. Wohl bedarf die Religion nicht der Kunst, solange man an den liebewirkenden Glauben des Menschenherzens in seinem tieffinneren Geheimbunde mit seinem Gotte denkt. Das einzelne Herz, das den Glauben hat, wenn ihm auch das Schöne in einer bestimmten Form stets fremd bleiben mag, es hat seinen Frieden, und wir müssen es selig preisen. Aber wenn nun ein ganzes Volk wieder religiös geworden ist, und die Seligkeit seines frommen Gemeinsamen drängt nach einem freien Ausdrücke mit allen reichsten Mitteln des menschlichen Gemüthes und Geistes, — es will ein Freudenfeuer entzünden auf den Höhen seiner Erdenlaufbahn, und zugleich eine Mahnung sich vor Augen halten an Das, was seiner Art einst zum Kampf auf Tod und Leben werden konnte — was wird wohl dann geschehen? Nach unserer Kunst wird dieses Volk greifen, sie wird es hervorziehen aus dem Winkel und auf die Höhen stellen —: das erhabene Bild des Kampfes und des Sieges; den versinnbildlichten Geist des nun erfüllten Ideals.

Doch überlassen wir dies getrost der Zukunft. Blicken wir uns heut nur in der Gegenwart um. Sie schreit nach Hilfe von allen Seiten. Wo kann der Geist helfen, den wir hier gepflegt? Auf der Bahn mancher grossen Fragen, die sich unterwegs von den eigenen Verwirrungen nähren und darüber leicht das Ziel verfehlen können, da hat unser weiser Lehrer uns schon vor dreizehn und mehr Jahren den Wegweiser aufgerichtet.

Wer von uns kann verworren und beängstigt werden durch die Judenfrage, wenn er ausgegangen von „*Was ist deutsch*“ und „*Modern*“, auf der tiefen Grundlage der Rassengeschichte eines Gobineau, endlich das „*Erkenne dich selbst*“ auf sich als letzten Absprössling des alten Arierstammes mit strengem Ernste angewendet hat? Er kann ruhig in den Kampf sehen und hat sein Herz für die Liebe frei. — Wer von uns kann vor den neuesten Erwartungen des wissenschaftlichen Forschergeistes scheu verlegen seine sittlichen Ueberzeugungen vom Unwerth gewisser Forschungsweisen zurückziehen, wenn er mit uns gelernt hat, dass es sich dabei im tiefsten Grunde gar nicht um wissenschaftliche, sondern um religiöse Fragen handelt? Er kann wiederum ruhig in den Kampf sehen, und sein Glaube bleibt unberührt. — Wer von uns kann beklommen und betreten fragen, was wohl doch von den neuesten, und doch so alten Bestrebungen einer „realistisch“ genannten jungen Schriftstellerei zu halten oder zu befürchten sei, wenn er bei uns, im treuen Zusammenhange mit dem Edelsten unserer geistigen Vergangenheit, gelernt hat weiter in die Zukunft zu blicken und darinnen die Lösung ganz anderer Probleme ausgeführt zu sehen als solcher, die keine sind, — wenn er gelernt hat, von der „Aesthetik unserer Klassiker“ an, den Trieb nach der „Idealisirung des Theaters“ und die dadurch bedingte Scheidung des musikalischen vom Wort-Drama richtig zu verstehen, deren Gesetze und Bedürfnisse in ihrer Vermischung und Vertauschung allein die grosse Verwirrung zwischen „Idealismus“ und „Realismus“ und die blinde Sucht nach neuen Formen künstlerischer Wahrheit heutzutage aufrühren konnten. Er kann ruhig auch in diesen Kampf sehen, und wenn ihm etwas die Hoffnung zu bestärken vermag, dass Ideale auch in dieser Welt reifen, so ist es unser bestehendes Bayreuth. Dass aber seit den Berichten vom „Persischen Theater“ bis zu der Veröffentlichung der Schinkel'schen Theaterreform in unseren „Blättern“ etwas angebahnt worden ist, was neuerdings an zwei verschiedenartigen Stellen des deutschen Landes selbständig zu verwirklichen versucht werden konnte, dies mag dem Schüler von Bayreuth wohl eigenenthümliche Gedanken über Ursache und Wirkung in dieser Welt erwecken. — Und wird er nicht auch auf die drei allernmodernsten Bestrebungen der Sprachreinigung, der Schulreform und der deutschen Kolonisation mit ausnehmend ruhigem Gewissen zu blicken vermögen, wenn er sich alledas treu vergegenwärtigen kann, was er eben hierüber seit dreizehn Jahren von seinem grossen Lehrer und an den Versuchen des Weiterausbaues der Lehre gelernt hat? Auch hier wird er der Liebe zur Muttersprache, dem Glauben an die Jugend und der Hoffnung auf die Volkskraft der Zukunft keinen Abbruch gethan fühlen durch etwaige zeitweilige Verwirrungen auf der Bahn der Tagesereignisse. — Endlich wieder das Erste und das Letzte, Herz, Haupt und Heiligenschein des Lebens: die Religion! Die evangelische Kirche hat in den letzten Zeiten sich aufgerafft mit einem offenen Schuldbekenntnisse zur Erfüllung ihrer

heiligen Pflicht gegen die Volksseele. Auch sie hat ‚Bayreuther‘ Geist verspüren lassen, fern und fremd ihm scheinbar wie nichts Anderes, und wir haben ruhig erkennen können, dass wir ihr artverwandt sind, wie nichts Anderes. An unserer Stelle haben wir seit „*Religion und Kunst*“ gearbeitet an der Erneuerung einer uns so tief nothwendigen Ehrfurcht vor dem Ewigen, an der Befreiung des christlichen Glaubens, nicht aus Dem, woran thörichte Wissenschaft sich stösst, und was keine gläubige Seele stört, sondern aus dem Wust von tausend Zweifelsmöglichkeiten, die dem Unglauben des Zeitgeistes entsprossen sind. Wir haben versucht, in Demuth vor Gott und unserem Heiland — so hoffen wir — versucht, die reine Gestalt unseres Erlösers uns wieder lebendig vor Augen zu führen und sein heiliges Kreuz in das sehnstüchtige Herz zu pflanzen. Wir haben uns ernstlich bemüht, dem religiösen Bedürfnisse die rechte Bahn zur Einfachheit des evangelischen Segens zurück zu weisen, nachdem die auf's höchste durch unsre Kunst gesteigerte Ahnung eines Uebersinnlich-Idealen als ewige Wirklichkeit uns jenes Bedürfniss einmal wieder erweckt, und damit doch gerade der Sinnlichkeit auch einer edelsten Kunst gegenüber die Gefahr heidnischer Abwege ihm nahegebracht hatte. Wir haben gesehen, dass hier im Bereiche unserer grossen Kunst wohl gewaltige Kräfte des Gemüthes, der Begeisterung für das Ideale, der Thätigkeit für ein Unweltliches inmitten der so anders gearteten Zeit wie zu letzter Hilfe des deutschen Geistes aufgeregt worden sind, welche wir nicht verdienen würden, „unser“ zu heissen, wenn wir sie verrinnen liessen in der flüchtigen Erregung eines künstlerisch seligen Augenblicks. Diese unvergleichlichen Kräfte von idealer Art, den Tiefen der Seele entflammt, sie waren in den Dienst zu geben dem vollen und reinen Ideale religiöser Kultur, als eines das Leben von Innen umwandelnden, und dadurch einzig heilsamen Christenthums. Kann die Bewegung, welche von unserer Kunst so wunderbar gewaltig ausgegangen ist und unser Volk, ja, nicht nur dieses, von dem Mittelpunkt des modernen Lebens bis in vergessene Winkel hinein innig ergriffen hat, kann diese Bewegung nicht dazu dienen, der nach Leben und Wirken ringenden Religion, der Erfüllerin aller Seelenwandlungen, den edlen Beistand zu leihen, ihr die Seelen zuzuführen, deren sie zum Leben einzig bedarf, so ist unsere Kunst nur ein wundervolles Spiel, wie ein letzter Abendglanz vor Sonnenuntergang, nicht aber, was wir in ihr glauben, die Morgenröthe einer neuen Kultur, deren Gott kein Anderer sein kann, als unser lieber Heiland.

Wir aber wollen diese unsere Kunst wahren, rein und edel, wie sie geartet ist, und mit diesem Symbol wollen wir erwarten, was aus dem Ringen der Wirklichkeit unserem Ideale sich zuwendet, helfend inzwischen allen Hilfsbedürftigen durch den Dienst an der menschlichen Seele und vertrauend dem Allerbarmer in dem Glauben an seine ewige Liebe. Sie hat es uns gegeben, vor Vielen, heute so ruhig in den Kampf blicken und

Glaube, Liebe und Hoffnung uns erhalten zu können. In ihrem Sinne, der kein Sinn des Schwachen ist, sondern der Kraft, wollen wir weiter arbeiten an der Befestigung der Grundzüge jener geistigen und sittlichen Kultur, deren blühender Schönheitsausdruck die edle Kunst ist. Wie immer in diesen dreizehn Jahren werden wir Vielem stumm vorbeigehen, was in der Welt gross Geschrei macht, aber nach dreizehn Jahren so stumm geworden sein wird, wie wir es waren bei seinem lärmenden Auftreten. Und wie immer in diesen dreizehn Jahren werden wir laut und lebendig eintreten für Dinge und Leute, welche die Mitwelt zu uns in den Winkel verbannt, deren heut noch wunderliche Erscheinung aber dereinst eine harmonische Farbe geben wird in jenem leuchtenden Regenbogen zum Himmelssaale des „Glaubenswerkes der Zukunft“. Wer diese dreizehn Jahre mit uns gegangen ist, selbstlos in der Folge des grossen Lehrers auf dem Hügel der deutschen Kunst, als treuer Mitschreiber oder Mitleser dieser „Blätter“, der hat es sich verdient, dass in dem stillen Augenblicke unserer gemeinsamen Umschau sein Name mit denen von Seinesgleichen auf einer bescheidenen, aber dauernden Gedenk-Tafel aufgerichtet werde an eben dieser Stelle. Da aber Manche von den Getreuesten denken, von ihnen verstehe sich das ganz von selbst, und sie daher noch versäumt haben, ihren Namen uns zu melden, so werden wir auch damit noch warten, als an das Warten in dieser hastigen Welt genugsam gewöhnt, und werden erst im nächsten Monat, der uns in anderem, ernsterem Sinne ein „Schliesser“ ist als der freudige Januar, die ausgefüllte Tafel dankbar und vertrauensvoll zwischen unsere Bayreuther Jahrdreizehnte hängen. Wir sind eine kleine Familie, aber wir haben edle Ahnen. Möge unsere Zukunft ihrer werth bleiben. Wie Gott will! —

Hans v. Wolzogen.

Jesus von Nazareth — Buddha („Die Sieger“) — Parsifal.

Eine Studie von Karl Heckel.

Wir können im Schaffen Richard Wagners drei Perioden unterscheiden. Die erste wurde mit dem „Rienzi“ abgeschlossen. Ich erachte sie charakterisirt durch des Meisters Worte: „Der erste künstlerische Wille ist nichts Anderes als die Befriedigung des unwillkürlichen Triebes der Nachahmung dessen, was am einnehmendsten auf uns wirkt.“

Die zweite Periode, deren Beginn zusammenfällt mit der Revolution gegen die künstlerische Oeffentlichkeit der Gegenwart, umfasst den „Fliegenden Holländer“, „Tannhäuser“ und „Lohengrin“. Keiner dieser Stoffe wurde willkürlich gewählt, sondern sie drangen tief in das Herz und mahnten den künstlerischen Menschen zu ihrer Deutung und Gestaltung.

Von ihnen gelten die Worte: „Ich musste, um mich von innen heraus zu befreien, d. h. um mich gleichfühlenden Menschen aus Bedürfniss des Verständnisses mitzutheilen, einen durch die äussere Erfahrung mir noch nicht angewiesenen Weg als Künstler einschlagen, und was hierzu drängt ist Nothwendigkeit, tief empfundene, nicht aber mit dem praktischen Verstande gewusste zwingende Nothwendigkeit.“

Die dritte Periode umfasst die Dramen nach „Lohengrin“. Der Meister nennt sie in der „*Mittheilung an meine Freunde*“ die Periode des bewussten künstlerischen Wollens auf einer vollkommen neuen, mit unbewusster Nothwendigkeit von ihm eingeschlagenen Bahn, auf der er nun als Künstler und Mensch einer neuen Welt entgegenschritt. —

Was Wagner im „*Fliegenden Holländer*“ in weitesten Umrissen zeichnete, brachte er im „*Tannhäuser*“ und im „*Lohengrin*“ mit immer deutlicherer Bestimmtheit zu sicherer Gestaltung. Seine Aussage über diese nothwendig erfolgte Uebereinstimmung des Gefühlsinhaltes genannter Dramen dürfen wir erweitern und für sämtliche Werke vom „*Fliegenden Holländer*“ bis zum „*Parsifal*“ als giltig erachten. Er bezeichnete diesen nur vom Wort-Tondichter auszusprechenden Inhalt als das von aller Konvention losgelöste Reinmenschliche. Es gelangt dem unbefangenen Hörer des Kunstwerks unmittelbar zum Gefühlsverständniss, während es deutlich erkannt zu haben, wir erst dann erachten dürfen, wenn wir uns der Gemeinsamkeit des metaphysischen Inhalts aller Dramen vom „*Fliegenden Holländer*“ bis zum „*Parsifal*“ bewusst geworden sind, und wenn das, was bedeutsame religiöse Dogmen und tiefsinnige philosophische Systeme in ihrer Weise uns erfassbar zu machen suchen, im Kunstwerk uns ersichtlich geworden ist.

Ein Versuch abstrakter Darstellung dieses Inhalts dürfte leicht den Grenzen entwachsen, welche eine Zeitschrift sich abstecken muss, während eine Prüfung von Momenten, welche uns auf den Weg der zu gewinnenden Erkenntniss zu geleiten vermögen, innerhalb eines beschränkten Gebietes recht wohl statthaft erscheint. In diesem Sinne erlaube ich mir eine Studie darzubieten, welche den Entwurf zu „*Jesus von Nazareth*“ und besonders die Skizze zu „*Die Sieger*“ in ihrem genetischen Zusammenhang mit „*Parsifal*“ zu betrachten sich bestrebt.

Für das Verständniss der Gestalt „*Kundry*“ wäre es gewiss von Nutzen zu erfahren, wie weit diese übereinstimmt mit der „*Magdalena*“ des Entwurfes „*Jesus von Nazareth*“. Nach einer Mittheilung der Frau Eliza Wille, in deren Haus in Mariafeld der Künstler längere Zeit verweilte, hätte er gedacht, in seinem Drama *Magdalena* als von heftiger sündiger Liebe zu Jesus erfüllt, zu zeigen. In dem inzwischen veröffentlichten 1848er Entwürfe selbst*) tritt diese Absicht nicht hervor. Der Plan des

*) Richard Wagner, *Jesus von Nazareth*. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

ersten Aktes zeigt Magdalena identifiziert mit der „Ehebrecherin“ und enthält deren Freisprechung gemäss Joh. VIII. Im zweiten Akt erfahren wir, dass sie alsdann ihr ganzes Eigen verkauft und den Gewinn Judas Ischarioth dem Säckelführer der Gemeinde Jesus' übergeben hat. Dieser zweite Akt spielt am See Genezareth bei Tagesanbruch. Wir finden Jesus unter einem Baume schlafend. Maria von Magdala zu seinen Füßen knieend und den Saum seines Gewandes küssend, spricht ihre tiefe Reue und beseligende Liebe zu ihrem Erlöser aus. Als Maria, die Mutter, hinzutritt, fleht Magdalena sie an, sich beim Sohne für sie zu verwenden, denn sie begehre als die niederste Magd der Gemeine dienen zu dürfen. Maria tröstet und entlässt sie. Gegen Schluss des Aktes treffen wir Beide wieder, diesesmal gemeinsam Brot und Wein unter die Menge vertheilend. Nachdem Magdalena im dritten Akt Judas beobachtet und im Gespräch mit dem Pharisäer aus Tiberias belauscht hat, tritt sie (Akt IV) vor dem Nachtmahl zu Jesus mit der Frage: „Herr, ist es dein Wille, was Judas sinnt?“ — Jesus weist sie ruhig mit der Hand ab. Sie neigt sich zur Seite und weint heftig. Später nimmt sie ein kostbares Fläschchen aus ihrem Busen, naht Jesus wieder, giesst es auf seinen Scheitel, wäscht ihm die Füße, trocknet und salbt sie ihm unter Schluchzen und Weinen. Judas richtet an sie die Frage, warum sie die Salbe nicht verkauft und den Erlös den Armen gegeben habe? (Joh. 12). Jesus aber weist ihn wegen dieses Vorwurfs zurecht, dankt Magdalena und entlässt sie. — Nach dem Nachtmahl kehrt sie in das leere Zimmer zurück, in lauten Jammer ausbrechend; doch hat sie Jesus und seine erhabene Absicht verstanden: sie preist sich selig, ihm gedient zu haben. Als Judas mit den Kriegsknechten eintritt, leugnet sie zu wissen, wohin Jesus und die Jünger sich gewendet hätten. Nach kurzem Gespräch mit Judas wird sie mit fortgeführt, um sie in Gewahrsam zu bringen, damit sie Jesus nicht warne. Sobald sie die Freiheit wieder erlangt hat, macht sie einen letzten Versuch, Jesus zu retten. In der Scene, welche uns Jesus vor Pilatus im Verhör zeigt, heisst es im Entwurf: „Pilatus erhält eine Botschaft seiner Frau, die ihm sagen lässt: er solle Jesus nicht verdammen, ein Weib (Maria Magdalena kann die Botschaft selbst bringen. — Jesus' Vorwurf an Magdalena: sie bittet um Verzeihung.) habe sich zu ihr geflüchtet und sie durch ihre Nachrichten überzeugt, dass dieser Jesus ein Gerechter sei. —“ Mit Maria der Mutter und Johannes folgt sie zur Richtstätte und kehrt mit diesen zurück mit der Nachricht: „er hat vollendet“.

Wagner lässt in dem Entwurf zu „Jesus von Nazareth“ Magdalena vor den Jüngern die Bedeutung des Todes Jesus' ahnen. Nachdem er auf ihre Frage: „Herr, ist es Dein Wille, was Judas sinnt“ sie ruhig mit der Hand abgewiesen hat, zweifelt sie nicht mehr, dass er zum Opfertod entschlossen ist, darum auch ihre Bitte um Verzeihung, als Jesus ihr die Verwendung bei Pilatus' Weib vorwirft. Was Petrus den Judas erst um die

Stunde der Hinrichtung zu verstehen lehrt, hat sie zuerst erkannt, nämlich dass der Opfertod Jesus' seine Verklärung ist, und nicht das Wunderzeichen, das Judas von ihm erwartet hat. Nicht an Maria Magdalena, die ihn ohne Worte verstehen lernte, sondern an die Jünger wenden sich die erklärenden Reden über seinen Tod, so wenn er im dritten Akt im Tempel die Worte spricht: „und offen und vor aller Augen werde ich den Tod erleiden um der Liebe willen, durch die ich die Welt erlöse zum ewigen Leben.“

An die Buddha gestellte Wahl: „Welteroberer“ oder Weltüberwinder“ gemahnt uns die Alternative, die nach Wagners Ausführungen zum Entwurfe Jesus sich stellte: „Davidserbe“ oder „Gottessohn“. Jedoch kann uns keinen Augenblick entgehen, dass die Bedeutsamkeit solcher Wahl bei Jesus sich als eine viel tiefere erweist, als bei dem Lehrer indischer Weisheit. Die ersten Gläubigen „arme, dem jüdischen Gesetze stumpf unterworfenen Hirten und Landbauern“ dünkte es unerlässlich die Abstammung Jesus' aus dem Königsstamm Davids nachzuweisen. Diese Annahme liess sich der Dichter nicht entgehen. Als der Spross des ältesten Geschlechtes, konnte Jesus die oberste Herrschaft über die Welt beanspruchen, die nichtswürdige römische Gewaltherrschaft bedrängen. Er aber warf die davidische Abkunft von sich. Nicht durch irdisches Königthum konnte er die Menschen — seine Brüder — aus dem Elend befreien, sondern nur in der Erfüllung der von ihm erkannten göttlichen Sendung. Das Volk und die Aristokratie aber erwarteten von ihm, dass er das jüdische Volk zur Weltherrschaft führen werde. Darum das Entsetzen des Volkes und der Erfolg der Hetzereien und Aufreizungen der Pharisäer, als Jesus im dritten Akte von der grossen Tempeltreppe herab seine wahre Sendung verkündigt, seine Eigenschaft als Gottes Sohn und die Erlösung aller Völker durch ihn, nicht der Juden allein. Von da an weiss er, dass das Volk ihn nicht innig verstehen lernt. Alles liegt ihm daran, dass er dies mindestens bei seinen Jüngern erreiche. Das aber vermag er nur durch seinen Opfertod.

Das Bild Jesus' von Nazareth, wie es der dichterische Entwurf darbietet, gewinnt erst dann seine ganze Deutlichkeit, wenn wir uns bewusst bleiben, dass es der Entwurf eines Dramas ist, den Wagner uns hinterlassen hat. Wie bei allen Werken Wagners müssen wir auch bei diesem Werk den Weg des Dramatikers nachforschen, wenn wir seinem Ziel Angesicht gegen Angesicht ins Auge schauen wollen. Dann werden wir auch die Uebereinstimmung nicht verkennen zwischen der historisch erfassten Gestalt des Jesus' von Nazareth, wie wir im Entwurf sie antreffen, und dem „von aller alexandrinisch-judäisch-römisch-despotischen Verunstaltung gereinigten und erlösten, unvergleichlichst erhabenen Erlöser“, wie ihn der Dichter des „Parsifal“ später erschaute.

Die entscheidende Wichtigkeit, zu welcher die Philosophie Schopenhauers für Wagners Weltanschauung gelangte, förderte wesentlich die Ge-

winnung dieser seiner tiefen Auffassung des Heilands, die nachzufühlen uns „Bayreuthern“ immer mehr als edelste Aufgabe sich kund geben dürfte.

Finden wir in dem heute besprochenen dichterischen Entwurfe noch die Meinung und Lehre der ersten Gläubigen — Jesus sei dem Königsstamme Davids entsprossen — widerspruchlos angenommen, so begegnen wir dagegen später einer lebhaften Zuwendung zu der Ansicht, dass Jesus nicht von jüdischem Stamme gewesen sei, da die Bewohner von Galiläa eben ihrer unechten Herkunft wegen von den Juden verachtet waren. Doch mögen wir, gemäss dem ernstesten Rathe unseres Meisters, dies, wie alles die geschichtliche Erscheinung Jesus betreffende gern dem Historiker überlassen, um einzig uns dem Bilde des Erlösers zuzuwenden *). „Die ungeheure Schuld alles Daseins nahm ein sündenloses göttliches Wesen selbst auf sich und sühnte sie mit seinem eigenen qualvollen Tode. Durch diesen Sühnungstod durfte sich Alles was athmet und lebt erlöst wissen, sobald er als Beispiel und Vorbild zur Nachahmung begriffen wurde.“

Diese Worte Wagners, welche wir anführen, um den ethischen Inhalt des Entwurfes zu „Jesus von Nazareth“ im Kern zu begreifen, bezeichnen uns zugleich die Grundstimmung, welcher das Bühnenweihfestspiel entwuchs, so dass sie wohl geeignet erscheinen, uns zur Betrachtung des letzteren hinüber zu leiten. Bedenken wir jedoch, dass Schopenhauers und Wagners Wege zur Erlangung einer reinen Weltanschauung durch Brahmaismus und Buddhismus hindurch führten, so mag sich uns zuvor ein Verweilen bei indischer Weisheit empfehlen, um auch hier zu gewinnende Eindrücke im Bühnenweihfestspiel wiederzufinden. So werden wir u. a. erkennen, dass die Anregung zur Dichtung von Klingsor's Zaubergarten unmittelbar indischen Legenden entfloßen sein dürfte, die zu erzählen ich nicht unterlassen will, so bald uns erst die Betrachtung der Skizze zu „Die Sieger“ zu näherer Befassung mit dem Buddhismus aufgefordert haben wird. Diese Skizze findet sich unter den aus nachgelassenen Papieren Wagners zusammengestellten „*Entwürfen, Gedanken und Fragmenten*“ (***) abgedruckt. Sie ist am 16. Mai 1856 in Zürich zu Papier gebracht worden. — Einer edelgesinnten Freundin des Künstlers (die in ihren „Memoiren einer Idealistin“ uns ausführlich über Wagners Leiden in Paris berichtet) verdanke ich die freundlich gegebene Mittheilung, dass Wagner den Stoff zu „Die Sieger“ einer Erzählung in „*Burnoufs Introduction à l'histoire du Bouddhisme indien*“ entnahm. Sie schreibt: „Wagner ist wohl, wie es jedem Dichter geht, zunächst

*) „Das Blut des Heilands, von seinem Haupte, aus seinen Wunden am Kreuze fliessend — wer möchte frevelnd fragen, ob es der weissen oder welcher Race sonst angehörte? Wenn wir es göttlich nennen, so dürfte seinem Quelle ahnungsvoll einzig in dem, was wir als die Einheit der menschlichen Gattung ausmachend bezeichneten, zu nahen sein: nämlich in der Fähigkeit zum bewussten Leiden.“ („Heldenthum und Christenthum.“)

**) Leipzig, Breitkopf und Härtel.

immer von einem konkreten Stoff angeregt worden, so für den Buddha von jener kleinen Erzählung, die dann aber in seinem Riesengeist die grossartigsten philosophischen und poetischen Proportionen annahm.“

Das Personenverzeichniss der Skizze gibt an: Chakya-Muni. Ananda. Prakriti. (Deren Mutter.) Brahmanen. Jünger. Volk.

Buddha ist bekanntlich ein Gattungsname und bedeutet: „der zur Erkenntniss Erwachte“, „der Erleuchtete“. Sobald von dem Buddha die Rede ist, wird der dem Geschlechte der Chakya's entsprossene, obengenannte Chakya-Muni, der Stifter der neuen, dem Brahmaismus entwachsenen Religion gemeint. Ananda ist sein erster und treuester Jünger, sein stäter Begleiter auf den Wanderschaften durch das Land. — Laut der Lehre, welche vor Buddha in Indien herrschte, war es nur den Brahmanen möglich, den Weg, der zur Erlösung führt, zu betreten, während den Angehörigen anderer Kasten nur die Hoffnung verblieb zur Belohnung guter Werke dereinst als Brahmanen wiedergeboren zu werden. Tief unter allen Kasten standen die Parias und Tschandalas, mit denen in keiner Weise in Berührung zu kommen, den Brahmanen streng geboten war. Chakya-Muni trat auf als Befreier der unbarmherzig Ausgestossenen und mitleidlos Verachteten.

Wagners Drama sollte zur Zeit der letzten Wanderung Buddhas spielen. Er gedachte das Tschandalamädchen Prakriti als von Liebe zu Ananda erfüllt darzustellen und in grossem Seelenkampfe sie in heftigstem Liebesleiden, Ananda aber bis zu Thränen ergriffen und geängstigt zu zeigen. Eine Vergleichung mit der Szene zwischen Parsifal und Kundry im zweiten Akte des Bühnenweihfestspieles drängt sich uns auf — auch in Betreff der dramatischen Gestaltung —, wenn wir aus der Skizze erfahren: „Prakriti tritt zu Buddha am Stadthore unter dem Baume, um von ihm Vereinigung mit Ananda zu erbitten. Dieser fragt sie, ob sie die Bedingungen dieser Vereinigung erfüllen wolle? Doppelsinniges Zwiegespräch, von Prakriti auf eine Vereinigung im Sinne ihrer Leidenschaft gedeutet; sie stürzt erschreckt und schluchzend zu Boden, als sie endlich hört, sie müsse auch Ananda's Gelübde der Keuschheit ertragen.“ — Im weiteren Verlaufe des Dramas sollte Buddha auf die Vorwürfe der Brahmanen wegen Befassung mit einem Tschandalamädchen antworten und den Kastengeist angreifen. Zu wichtiger dramatischer Bedeutung wäre jedenfalls die Erzählung Buddha's von Prakriti's Dasein in einer früheren Geburt gelangt. Weil sie damals als Tochter eines Brahmanen dem Sohn eines Tschandalakönigs aus Stolz und Hochmuth Gegenliebe versagt und den Unglücklichen verhöhnt hatte, war ihr bestimmt worden, als Tschandalamädchen wiedergeboren zu werden, „um die Qualen hoffnungsloser Liebe zu empfinden; zugleich aber zu entsagen und der vollen Erlösung durch Aufnahme unter Buddha's Gemeinde zugeführt zu werden“. — Indische

Legenden berichten von vielen Bekehrungen, die Buddha dadurch bewirkte, dass er den Unglücklichen erzählte, wie all ihr Leid nur nothwendige Folge und Büssung in früherer Geburt verübter Schuld sei und eben diese Büssung sie den Weg zur Erlösung führe. — Auch Prakriti erklärt sich in der besprochenen Skizze Wagners nach Buddha's Erzählung bereit, das von ihm geforderte Gelübde abzulegen, indem sie seine Frage mit freudigem Ja beantwortet. Sie wird alsdann von Ananda als Schwester begrüßt. — Buddha sollte noch seine letzten Lehren verkünden, und nachdem sich Alles zu ihm bekannt, dem Orte seiner Erlösung zuziehen. —

Vergleichen wir die Skizze Wagners mit der in Burnouf's ziemlich umfangreichem Werk enthaltenen Erzählung (Seite 183—187 der zweiten Auflage), so ergibt sich eine fast vollständige Uebereinstimmung in der Führung der Handlung. Jenes doppelsinnige Gespräch unter dem Baume am Stadthore ist bereits in der Legende von wesentlicher Bedeutung. Es heisst bei Burnouf: Buddha benützt die Neigung zu Ananda und die Gemüthserregung Prakritis zu ihrer Bekehrung, indem er mehr absichtlich doppelsinnig gestellte Fragen an sie richtet, die sie im Sinne ihrer Leidenschaft auffasst, während er sie im Sinne der Religion versteht. Auf diese Weise führt er sie allmählich zur Erkenntniss ihres eigenen Wesens, und es gelingt, ihr das Verlangen zu erwecken, Trost in asketischem Leben zu finden. Er fragt, ob sie bereit sei, Ananda nachzufolgen, d. h. ob sie dessen Beispiel folgen wolle, hiernach ob sie seine Kleider zu tragen wünsche, d. h. ob sie ein geistliches Gewand anlegen wolle u. s. f. — Burnouf lässt nur selten die Legende selbst sprechen, meistens giebt er ihren Inhalt in eigenen Worten und kürzerer Form wieder. Eine wesentliche Aenderung erfuhr in Wagners Skizze die Erzählung Buddha's von Prakriti's Erlebniss in einer früheren Geburt. In der Legende, deren proselytische Tendenz sich stark hervordrängt, hat ehemals nicht Prakriti die Werbung des Tschandalakönigs verworfen, sondern ihr Vater, ein hochmüthiger Brahmane, ohne ihr Wissen. Da die buddhistische Religion eine Heimsuchung der Sünden der Väter an den Kindern nicht kennt, fehlt die Schuld Prakriti's in der Legende, während sie in der Skizze Wagners deutlich sichtbar wird. Diese Umwandlung durch den Dramatiker ist vollständig im Geiste des buddhistischen Mythos vollzogen; ja, ich möchte vermuthen, dass diese von Burnouf mitgetheilte indische Legende, gleich vielen anderen, eine Umänderung zu praktischen, ich meine proselytischen Zwecken erfahren hat, und dass Wagner, indem er sie dichterisch umgestaltete, zugleich ihre ursprüngliche Gestalt wieder aufdeckte. Die Legende in der Fassung, wie sie Burnouf wiedergibt, hat vor allem den Zweck, die Scheinheiligkeit und Uebermüthigkeit der Brahmanen zu geisseln, und dazu taugt allerdings das stachelige Zwiegespräch zwischen Prakriti's Vater und dem Tschandalakönig besser, als eine psychologisch bedeutsame Unterredung zwischen diesem und Prakriti selbst. Die Umgestaltung der

Legende durch Wagner betrifft gerade die Punkte, welche bei einer Vergleichung der Skizze mit dem Bühnenweihfestspiel einander am nächsten liegen. Als Verhöhnung des Leidenden äussert sich die zu büssende Schuld Prakriti's, wie Kundry's. Lust und Begierde erweisen sich als die Hemmnisse, welche die Erlösung verzögern, Ananda's und Parsifals siegender Widerstand und mächtig waltendes Mitleiden als Erschliessung des Weges.

Aber was in der Skizze nur innerhalb einer durch geschichtliche Verhältnisse bestimmten Beschränkung sich darzustellen bestrebt sein konnte, das gibt im Bühnenweihfestspiel als das „von aller Konvention losgelöste Reimmenschliche“ sich kund. Nicht nur durfte das dort individuelle Schicksal des Einzelnen sich hier in seiner Bedeutsamkeit zu umschliessender Allgemeinheit erweitern, auch die im historisch-religiösen Gewande des Buddhismus nur unvollkommen erscheinende Wahrheit ewiger Gerechtigkeit stellt sich dem Erkennenden im Kunstwerk in lichter, unbegrender Umhüllung dar.

Die den indischen Religionen gemeinsame Lehre der Metempsychose sagt aus, dass man alle einem lebenden Wesen zugefügten Leiden nach erfolgter Wiedergeburt auf eben dieser Welt selbst zu erdulden und dadurch abzubüssen hat. Der innerste Kern eines lebenden Wesens, sein „Karma“, ist nicht durch den Tod zerstörbar und sucht sich nach der Zersetzung des Individuums ein anderes Haus, darin zu wohnen. Bei dieser Inkarnation wirkt bestimmend die Beschaffenheit des Karma's, das ebenso wohl durch alle guten, als durch alle schlechte Thaten, während jedes Lebenslaufes entsprechend modificirt worden ist. „Je nachdem das Karma von guter oder schlechter Beschaffenheit ist, gestaltet sich das Loos des Menschen, so dass die Einen niedrig, die Anderen hoch stehen, die Einen elend, die Anderen glücklich sind.“ (Worte Buddha's).

Der Philosophie der Zukunft dürfte es Aufgabe sein, sich von des Buddhismus esoterischer Lehre, der Palingenesie — wie Schopenhauer's Genius sie erkannte — von tiefsten Thälern physikalischer Erforschung bis zu den fernsten Höhen metaphysischer Erkenntniss leiten zu lassen und naturwissenschaftliche Theorien mit der weisen Karma-Lehre zu vereinigen. Uns aber sei es gegönnt, in dem vom Wort-Tondichter geschaffenen Bild ahnend zu erschauen, was wohl nie ein philosophisches System uns vollkommen wird lehren können, und was religiöse Allegorie nur symbolisch anzudeuten vermochte. So dürfte sich uns Wagners Ausspruch bewähren, dass da, wo die Religion künstlich wird, der Kunst es vorbehalten sei, den Kern der Religion zu retten, indem sie die mythischen Symbole, welche die erstere im eigentlichen Sinne als wahr geglaubt wissen will, ihrem sinnbildlichen Werthe nach erfasst, um durch ideale Darstellung die in ihnen verborgene tiefe Wahrheit erkennen zu lassen.

Die viel wiederholte Bezeichnung Kundry's als „weiblicher Ahasver“ vermag uns nur wenig zu erklären. Denn die Sage vom ewigen Juden berichtet uns nur von todähnlichem Schlafe, ohne damit eine tiefer liegende Wahrheit andeuten zu wollen. Seine Erscheinung wechselt nicht. Ihm ist der „Fliegende Holländer“ zu vergleichen, nicht aber Kundry. — Die (am genialsten von Buddha erkannte) Wahrheit, dass nur die Erscheinung durch den Tod zerstört wird, unser eigentliches Wesen aber, so lange als es sich als Wille zum Leben bejaht, nach neuer Inkarnation verlangen, zu neuer Erscheinung gelangen muss: stellt sich in Kundry wunderbar der Anschauung dar. — Der Philosoph versucht, uns diese Beharrung des Wesens beim Wechsel der Erscheinung dadurch zu erklären, dass er sagt, wie der Schlaf zwischen dem Menschen von gestern und heute liegt, so der Tod zwischen der vorhergegangenen und gegenwärtigen Inkarnation. Auch der Künstler bedient sich dieser Vergleichung. Kundry klagt:

Kennst du den Fluch,
der mich durch Schlaf und Wachen,
durch Tod und Leben,
Pein und Lachen,
zu neuem Leiden neu gestählt,
endlos durch das Dasein quält! —

Schon vorher, als sie durch Klingsor's Beschwörung erweckt worden, finden wir die Worte Schlaf und Tod aneinandergereiht. Sie stösst erwachend „rauh und abgebrochen, wie im Versuche, wieder Sprache zu gewinnen“, unterbrochen von Interjectionen die Worte hervor: „Tiefe Nacht — Wahnsinn! — Wuth! — Jammer! Schlaf — Schlaf — tiefer Schlaf! — Tod!“ Auf Klingsor's dann folgende Frage: „Da weckte dich ein Andrer? He?“ antwortet sie: „Ja! — Mein Fluch! — Oh! Sehnen — Sehnen!“ — Des Sehns Ziel nennt uns die im Orchester ertönende Heilandsklage, während Klingsor die Worte als Bekenntniss sündigen Verlangens nach den Rittern des Grals deutet. —

Nur Ruhe! Ruhe, ach, der Müden! —
Schlafen! — Oh, dass mich keiner wecke!
Nein! Nicht schlafen! — Grausen fasst mich!
Machtlose Wehr! Die Zeit ist da.
Schlafen — schlafen —: ich muss.

Aus diesen Worten Kundry's spricht die Furcht vor dem Erwecktwerden aus dem „Todesschlaf“ durch Klingsor, oder — tiefer erfasst — durch den Fluch, der sie „endlos durch das Dasein quält.“ „Ruhe! Ruhe! ach, der Müden!“ — Nicht der Todesschlaf, d. i. der Tod der Erscheinung, die Zersetzung des Individuums ohne Erlöschung des Willens, bietet ihr diese dar, sondern einzig der „ewige Schlaf“, d. i. die Erlösung von Sterben und Leben, Tod und Wiedergeburt. Darum klagt sie:

Oh, ewiger Schlaf,
einziges Heil,
wie, wie dich gewinnen?

Klingsor's Worte: „Dein Meister ruft dich, Namenlose!“ wenden sich unmittelbar an ihr transcendentes Wesen, dessen Natur die dann folgenden Benennungen charakterisiren, nämlich: „Ur-Teufelin! Höllen-Rose!“ — Ihr Wesen kam in verschiedenen Gestalten zur Erscheinung. Klingsor scheint nicht alle zu nennen, als er fortfährt:

Herodias war'st du, und was noch?

Gundryggia dort, Kundry hier.

Hans von Wolzogen und nach ihm Löffler erklären nach erfolgreichen Untersuchungen die Bedeutung und also die Wahl dieser Namen. Die ursprüngliche Herodiassage wird von Löffler, wie folgt, mitgetheilt: „Herodias war in Liebe gegen Johannes entzündet, die er nicht erwiderte; als sie das auf dem Teller getragene Haupt mit Thränen und Küssen bedecken will, weicht es zurück und hebt heftig zu blasen an; die Unselige wird in den leeren Raum getrieben und schwebt ohne Unterlass; nur von Mitternacht bis zum Hahnkrat sitzt sie trauernd auf Eichen und Haselstauden.“ — Durch Wagner soll nun das Vergehen am Vorläufer zu einem Vergehen am Heiland selbst umgewandelt, der Name Herodias aber beibehalten worden sein. Dieses Vergehen am Heiland selbst, das uns Kundry nennt:

Ich sah — Ihn — Ihn —

und lachte

da traf mich sein Blick —

wäre dann die erste und eigentliche Veranlassung ihrer endlosen Qual gewesen, wie in der Skizze „Die Sieger“ als Prakriti's Schuld sich dramatisch nur die Verhöhnung des Liebenden kundgibt. — Löffler sagt: „Die Namen wechseln: Herodias, Gundryggia, Kundry; die Substanz bleibt die selbe.“ Ich möchte dafür setzen: „Die Erscheinungen (also auch die Substanz) wechseln: z. B. Herodias, Gundryggia, Kundry; das Wesen bleibt das selbe.“

Für meine Auffassung der Sache sei besonders noch folgende Stelle zur Hilfe herbeigezogen:

Gurnemanz:

Ja, eine Verwünschte mag sie sein:

hier lebt sie heut', —

vielleicht erneu't,

zu büßen Schuld aus früh'rem Leben.

Jenes „Lachen“ Kundry's haben wir nicht nur als Verlachen und Verhöhnern der Erscheinung des Erlösers aufzufassen, sondern zunächst als die Aeusserung Genuss heischender Begierde. Ihr nach Genuss, „der Verdammniß Quell“*) schmachtendes Wesen gelangt immer wieder zu neuer Verkörperung. Trotz „Schlaf und Wachen“, „Tod und Leben“, sündigt

*)

Oh, Weltenwahns Umnachten:

in höchsten Heiles heisser Sucht

nach der Verdammniß Quell zu schmachten!

die Namenlose, die Ur-Teufelin, Höllenrose stäts wieder vermöge und gemäss der Natur ihres Wesens.

„Das gedichtete Wunder ist das höchste und nothwendigste Erzeugniss des künstlerischen Anschauungs- und Darstellungsvermögens.“ (Wagner Ges. Schriften IV. 101.) Eines solchen gedichteten Wunders — „welches aber keineswegs als Wunder aufgefasst, sondern als verständlichste Darstellung der Wirklichkeit begriffen wird“ — bedient sich Wagner, als er die Erinnerung an Vorgänge in früheren Existenzen fortbestehen lässt, unachtend des Umstandes, dass durch den Tod die Möglichkeit der Erinnerung jeweils genommen worden ist. So als Kundry sich in früherem Leben begangener Schuld erinnert, so als Klingsor Namen früherer Inkarnationen Kundry's nennt, der Erzählung Buddha's von Prakriti's früherem Dasein vergleichbar.

Bei weiterer Ausführung des bisher Mitgetheilten wäre jedenfalls die Idealität von Zeit und Raum nicht ausser Acht zu lassen. Sie ist im ersten und dritten Akte des Parsifal dem Anschauungsvermögen erkennbar dargestellt. Es will dieses gedichtete Wunder uns das Gralsgebiet als das Gebiet vollständiger Idealität darstellen.*)

Bei Erklärung eines Kunstwerks durch abstrakte Begriffe ist stäts grösste Vorsicht anzuempfehlen und immer wieder darauf hinzuweisen, dass eines wahrhaftigen Kunstwerkes Inhalt nicht in abstrakter Weise wiedergegeben, sondern nur angedeutet werden kann, weil es gerade das lebendig darzustellen bestrebt ist, was der abstrakte Begriff zu umfassen, sich als unfähig erweist. Wer dieses ausser Acht lässt, dürfte des Vorwurfes dünkelfhafter Oberflächlichkeit so wenig sich zu erwehren vermögen, wie derjenige, der mit flachem Rationalismus den Sinn religiöser Allegorien zu erschöpfen vermeint.

Mit Beziehung auf die Lehre der Palingenesie***) möchte ich darauf hinweisen, dass es ungenügend wäre, die zu büssende Schuld Parsifal's etwa erst aus seinem Verhalten beim Anblick von Amfortas Schmerzen herzuleiten, während doch zu tiefer suchendem Nachdenken uns die Worte Parsifal's auffordern:

*) Auch in Wolfram's Parzival ist eine Stelle, welche „Monsalväsch“ die Gralsburg als Gebiet vollständigster Idealität schildert. Sie lautet:

Monsalväsch ist nicht gewöhnt,
Dass ihm wer so nahe ritt,
Es sei denn, dass er siegreich stritt,
Oder solche Busse bot,
Die sie vor dem Walde heissen Tod.

Die letzte Zeile dürfte wohl nur im Sinne meiner vorausgegangenen Ausführungen zu deuten sein.

**) Vergleiche: Karl Heckel „Die Idee der Wiedergeburt“ (Preisschrift). Leipzig, Max Spohr.

Ha! Welcher Sünden,
welcher Frevel Schuld
muss dieses Thoren Haupt
seit Ewigkeit belasten,
da keine Busse, keine Sühne
der Blindheit mich entwindet. —

Die später folgenden Worte, welche Gurnemanz an Parsifal richtet, während er dessen Haupt mit Wasser aus dem heiligen Quell besprengt:

Gesegnet sei, du Reiner, durch das Reine!
So weiche jeder Schuld
Bekümmerniss von dir!

erscheinen gleichsam als Antwort auf jenen Schmerzensausbruch des zum König des Grals Bestimmten. Jetzt erst ist Parsifal entsündigt und gesühnt. Darin unähnlich Jesus von Nazareth, der nicht „der Irniss und der Leiden Pfade“ zu gehen hat. „Da der Heiland selbst als durchaus sündenlos, ja unfähig zu sündigen erkannt ist, musste in ihm schon vor seiner Geburt der Wille vollständig gebrochen sein.“ Diese Worte Wagners gelten nur von Jesus, nicht auch von Parsifal. Parsifal gleicht dagegen in dieser Beziehung, wie in mancher anderen, Chakya-Muni, der ebenfalls erst durch Mitleid wissend und dadurch zum Buddha wird.

Chakya-Muni wurde nach der Legende als Sohn des Königs Sudhodana geboren und erhielt den Namen Sidhartta; doch wird er öfter mit Beziehung auf seine Abstammung Chakya-Muni und Gotama genannt. Seinem Vater Sudhodana erklärten weise Brahmanen, der Prinz werde sich als allermächtigster König auszeichnen, wenn er nicht Einsiedler würde. Auf die Frage, wie letzteres zu verhüten sei, antworteten sie, der Prinz dürfe viererlei nicht sehen, nämlich: keinen altersschwachen Mann, keinen Kranken, keinen Todten und keinen Einsiedler. Aller Vorsicht des Vaters ungeachtet, erschaute der Prinz doch einen vom Alter gebeugten Mann: er erschrak über die Vergänglichkeit menschlicher Kraft und Schönheit; er erschaute einen Kranken: inniges Mitleid ergriff ihn; er erschaute einen Todten: tiefe Trauer bemächtigte sich seiner, und von ihm wich alle Lebenslust. Als er aber Frieden und Glückseligkeit eines Einsiedlers erschaute, verliess er Pracht und Reichthum, um sich allen Leiden und Prüfungen zu unterwerfen, nur von dem einen Wunsch beseelt: Buddha und also Erlöser aller Wesen zu werden, welche Begierde und Schmerz, Geburt und Tod unterworfen sind. Auch die Prüfungen, die er im Bewusstsein des erschauten und erkannten Elends siegreich besteht, erinnern an den nur durch die Kraft des Mitleids möglichen Widerstand Parsifal's.

Wir wollen zu unserem Zwecke besonders der Versuchungen und Bekämpfungen erwähnen, durch welche Mara (Klingsor vergleichbar) den Bodhisat zu gewinnen und überwinden sucht. Bodhisat bedeutet „der nach der Buddhaschaft Strebende und bezeichnet also Buddha vor der Zeit, da er der „Vollendete“ geworden. — Als er unter dem heiligen Bodhibaume

sass, wollte ihn Mara im Rücken anfassen, aber die strahlende Schönheit Bodhisats blendete Mara's Augen und hemmte seine Bewegungen. Er versuchte nun seinen Feind mit Hülfe der Naturkräfte zu vernichten. Er erregte einen gewaltig wüthenden Sturm, der selbst die stärksten Bäume entwurzelte und thurmhohe Felsen von dem Erdboden lossriss: in Bodhisats Nähe wurde der Sturm zu einem erfrischenden Lufthauch, der kaum die Blätter des heiligen Baumes bewegte. Bodhisat verharrte in ungestörter Ruhe und Würde, gleich der ungetrübten Mittagssonne. Dann entfesselte Mara ein furchtbares Gewitter, aber weder die von dröhnendem Donner begleiteten Blitze, noch die tobenden Wasserfluthen versehrten Bodhisat: er wurde nur von einem leichten Regenschauer erfrischt und lächelte beglückt, wie das Silberlicht des Vollmondes am unbewölkten Himmelszelt. Mara ergriff Steine und Felsen von mächtigem Umfange und schleuderte sie gegen den Bodhibaum, um den nach der Buddhaschaft Strebenden zu zerschmettern; er liess scharfe Schwerter und spitze Pfeile auf ihn niederregnen, aber: die Steine und Felsen, die Schwerter und Pfeile verwandelten sich in Knospen und Blüthen, in Blumengewinde und Kränze, und fielen als freundliche Blumenspenden zu seinen Füßen nieder. Bodhisats Antlitz glich einem goldenen Spiegel, aus welchem seine tiefe Gemüthsruhe hervorleuchtete; sein Glanz war so ungetrückt wie die Blumenblätter einer Wasserpflanze. Mara wollte ihn durch Feuer zerstören; aber die brennenden Kohlen, welche ihn beschädigen sollten, verwandelten sich in der Nähe des Bodhibaaues in kostbare Rubinstein; die glühende Asche wurde zu wohlriechendem Sandelpulver; der glutheisse Sand verwandelte sich in Perlen, der Rauch, der ihn mit Dunkelheit umgeben und ersticken sollte, schwand vor dem Glanz seiner Erscheinung, wie der Morgennebel vor der aufgehenden Sonne. Nun hetzte Mara sein ganzes Gefolge gegen den Bodhisat. Er selbst bestieg seinen Elephanten, schwang seinen furchtbaren Diskus und schleuderte ihn mit dem Aufgebote seiner ganzen Kraft gegen den Prinzen. Diese Waffe vermochte Felsenberge wie ein schwaches Rohr zu durchschneiden; trotzdem war Mara nicht im Stande, den Prinzen, der das Erlöseramt zu erringen strebte, zu verwunden. Vermöge seiner hohen Verdienste flog die Waffe langsam, wie ein welkes Blatt, durch die Luft und blieb strahlend über Bodhisats Haupt schweben. Dieser streckte die Hand gegen die Erde aus: ein gewaltiger Donner erdröhnte, und Feuergarben stiegen aus dem Boden empor. Mara's Gefolge floh; er selbst wurde zur Erde geschleudert und musste Bodhisats Uebermacht anerkennen. Die Töchter Mara's, mit Namen: Begier, Unruhe, Lust, unternahmen noch einen letzten Versuch. Sie verwandelten sich in sechshundert wunderschöne Mädchengestalten verschiedenen Alters und kleideten sich so, dass ihre Erscheinung verführerisch wirken musste, näherten sich dann dem Prinzen, priesen seine Schönheit, schmeichelten ihm und neckten ihn mit allerlei Fragen. Aber Bodhisat achtete ihrer

nicht, und nachdem sie lange Zeit vergebens versucht hatten, durch ihre Verführungskünste ihn zu verlocken, flohen auch sie hinweg*).

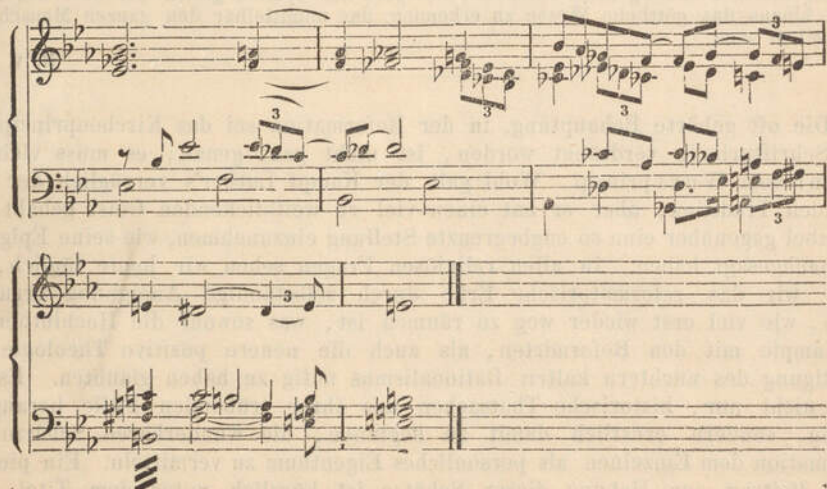
Eines besonderen Hinweises zur Vergleichung der von Mara geworfenen Waffe mit dem heiligen Speere und der Töchter Mara's mit den Mädchen in Klingsor's Zaubergarten bedarf es nicht.***) Dagegen wäre es bei umfassenderer Betrachtung nicht unlohnend mit dem Vorgange der Entsühnung Kundry's durch Parsifal diejenigen Legenden zu vergleichen, welche berichten, wie Buddha Prajapati, die treue Pflegerin seiner Kindheit, und Yasodhara, ehemals seine Gemahlin, aufnimmt in die Gemeinde mit der Begründung: „Sollen die Lehrer der Menschheit etwa nur wegen der Erlösung der Männer in die Welt gekommen sein? Ich sage euch, die höchste Weisheit ist dem Weibe so gut erschlossen, wie dem Manne. Der Eingang in Nirwana steht Beiden ohne Unterschied offen“. — Der Aufsatz Richard Wagners: „*Ueber das Weibliche im Menschlichen*“, während dessen Abfassung ihn der Tod uns entriss, erwähnt des Umstandes, dass Buddha das Weib anfangs von der Möglichkeit der Heiligwerdung ausgeschlossen wissen wollte, und schliesst als Fragment mit den Worten: „Es ist ein schöner Zug der Legende, welcher auch den Siegreich-Vollendeten zur Aufnahme des Weibes sich bestimmen lässt.“

Ich durfte den Zweck dieser Studie bezeichnen, als Prüfung von Momenten, welche uns auf dem Wege der Erkenntniss der Gemeinsamkeit des metaphysischen oder besser Gefühls-Inhaltes der Dramen Wagners zu geleiten vermögen. Sehen wir nun, wie man schon seit 1886 in Bayreuth eine allmählich zu ermöglichende Aufführung sämtlicher Dramen begonnen hat, welche in diesem Jahre 1891 die drei Werke „Tannhäuser“, „Tristan“ und „Parsifal“, als die Höhepunkte der metaphysisch-religiösen Weltanschauung des Künstlers umfassen soll: so muss sich uns die Frage nach diesem gemeinsamen Inhalt mit grosser Lebhaftigkeit wiederholen und uns drängen, unsere Studie mit Worten des Meisters zu beschliessen, welche uns zur Beantwortung jener Frage anzuleiten vermögen. Er sagt: „Was als einfachstes und rührendstes religiöses Symbol uns zu gemeinsamer Bethätigung unseres Glaubens vereinigt, was uns aus den tragischen Belehrungen grosser Geister immer neu lebendig zu mitleidsvoller Erhebung anleitet, ist die in manigfachsten Formen uns einnehmende Erkenntniss der Erlösungs-Bedürftigkeit.“ Sie haben wir als Mittelpunkt zu bezeichnen, wenn wir uns die Zusammengehörigkeit und die immer mehr umfassende Be-

*) Nach Spence Hardy: A Manual of Buddhism, einem für das Studium des Buddhismus sehr werthvollen Werk, dessen Uebersetzung in's Deutsche Schopenhauer angelegentlich empfiehlt.

**) Es leuchtet ein, dass die buddhistische Legende und die Erzählung von den indischen Blumenmädchen in dem mhd. „Alexanderliede“ des Pfaffen Lamprecht, welche in den Bayr. Bl. 1886, S. 47 ff. (H. v. Wolzogen, „Tristan und Parsifal“) angeführt worden ist, aus der selben altindischen Quelle geflossen sind. —

deutsamkeit der Dramen des Meisters unter dem Bilde konzentrischer Kreise vorstellen wollen. Sie erkennen wir sowohl in Wagners ersten Dramen, in denen sie mit unbewusster Nothwendigkeit sich äusserte, wie in den späteren Werken, in denen bewusstes künstlerisches Wollen sie uns erschauen lässt. Sie spricht zu uns in den Klagen des „Fliegenden Holländers“, sie verstummt und spricht wieder zu uns aus anderen Gestalten, mit anderen Worten, anderen Tönen, am gewaltigsten wohl in dem Seelenkampfe des „Tannhäuser“, in der Todessehnsucht des „Tristan“, um endlich im Bühnenweihfestspiel zu wahrer Befriedigung zu gelangen, bei den „kaum hörbar leisen“ Worten: „Erlösung dem Erlöser!“ Kaum hörbar leise ertönend, sind sie vernehmbar in Bayreuth dem Lauschenden, nicht aussen im Lärm der Welt dem Lärmenden. Dort, nicht hier, Jenem, nicht Diesem, wird zur Wahrheit, was Wagner so innig empfunden, so rührend ausgesprochen: „Dieser Erlösung selbst glauben wir in der geweihten Stunde, wann alle Erscheinungsformen der Welt uns wie im ahnungsvollen Traume zerfliessen, vorempfindend bereits theilhaftig zu werden: uns beängstigt dann nicht mehr die Vorstellung jenes gähnenden Abgrundes, der grausenhaft gestalteten Ungeheuer der Tiefe, aller der süchtigen Ausgeburten des sich selbst zerfleischenden Willens, wie sie uns der Tag — ach! die Geschichte der Menschheit vorführte: rein und friedensehnsüchtig ertönt uns dann nur die Klage der Natur, furchtlos, hoffnungsvoll, allbeschwichtigend, welterlösend. Die in der Klage geeinigte Seele der Menschheit, durch diese Klage sich ihres hohen Amtes der Erlösung der ganzen mit-leidenden Natur bewusst werdend, entschwebt da dem Abgrunde der Erscheinungen, und, losgelöst von jener grauenhaften Ursächlichkeit alles Entstehens und Vergehens, fühlt sich der rastlose Wille in sich selbst gebunden, von sich selbst befreit.“



Litteratur.

Prof. Dr. E. Haupt, die Stellung des Christen zur Heiligen Schrift.

Leipzig, Velhagen und Klasing.

Vorbemerkung.

Wir leben in einer wunderlichen Zeit. Eine philologische Religiosität gilt ihr als eine ganz ernsthafte Sache von hohem moralischen Werthe; dagegen erblickt sie in einer künstlerischen nicht viel mehr als Spass und Spiel, die sogar an das Unmoralische anstreifen. Da können wir einmal nicht mithun. Wundert sich wohl aber mancher Leser, dass wir trotzdem hier eine solche Religiosität ernstlich berücksichtigen, welche noch in philologischen Entdeckungen auf der einen Seite förderliche Unterstützungen, auf der andern abzuweisende Schädigungen sieht? Eben dass die Sache ihre zwei Seiten hat, ist zu beachten. Wir geben also das folgende Referat lediglich als einen Beitrag zur Beruhigung derjenigen Gemüther, welche wirklich befürchten, dass wissenschaftliche Kritik ihnen und Anderen den Grund des Glaubens erschüttern und zerstören könne. Dass aber still-sicherer Glaube an den auf das Gemüth wirkenden Inhalt der heiligen Schrift stäts die seligste Kraft zum frommen Leben gewährt und bewahrt, das bleibt bei alledem eine gar feste Wahrheit. Dass ferner aus solchem Glauben, den man kindlich heissen mag, wie den „Kindern“ das Himmelreich gehört, als aus einem untheilbaren lebendigen Ganzen, auch auf alles Einzelne in Schrift und Leben verklärendes und leitendes Licht fällt, das ist ein reiner Trost und Schatz, den keinerlei Kritik uns und Anderen antasten und verkümmern soll. Wer glaubt, bedarf der Abwehr kritischer Gefährdungen nicht. Gefährdet ist nur ein Glaube, der keiner ist. Aber der Nichtgläubigen ist die Mehrzahl. Da ist es wohl eine schöne Aufgabe, ihnen den Weg bahnen und erleichtern zu helfen, der sie wieder zum Glauben oder Glauben-Können zu führen vermöchte, wann die Noth ihnen an das Herz tritt und sie nach einem Heile suchen, das sie verloren hatten, weil sie der Vernunft verdanken wollten, was doch allein „der Friede Gottes über alle Vernunft“ gerade nur der Menschenseele verleihen kann. Wir dürfen diese Aufgabe nicht unversucht bei Seite liegen lassen, auch wenn wir selbst, in der That, der festen Meinung sind und des Glaubens leben, dass der nächste Weg zum Kreuze immerdar durch das Herz geht, nicht durch den Verstand. Also: ein Licht geworfen auf die krummen Wege, die unser Volksgest in den dunkeln Thalen der Geschichte zu wandeln hat — vielleicht reicht sein Schein, obzwar von irdischer Lampe, bis auf den geraden Weg hinüber, der jeglicher Seele — so nahe liegt, und den sie doch oft nur dann erst erblickt, wenn die blutige Thräne tiefsten Leidens das menschliche Auge schier erblinden lassen will. Mögen die an das Schauen gewöhnten Augen unserer Kunstgenossen dieser Blendung nicht bedürfen, um über das Symbol gleich wie über den Buchstaben hinaus das göttliche Wesen zu erkennen, das unmittelbar den ganzen Menschen in die Freiheit setzt.

H. v. W.

Die oft gehörte Behauptung, in der Reformation sei das Kirchenprinzip von dem Schriftprinzip verdrängt worden, ist nicht ganz genau; es muss vielmehr heissen: vom Wortprinzip. Wohl galt der Kampf Luther's vorzüglich der normirenden Tradition; aber er hat einen viel zu weitblickenden Geist gehabt, um der Bibel gegenüber eine so engbegrenzte Stellung einzunehmen, wie seine Epigonen ihm nachgesagt haben. In allen religiösen Fragen sehen wir heute täglich, wie wenig wir das reformatorische Erbe durch selbständige Aneignung errungen haben, wie viel erst wieder weg zu räumen ist, was sowohl die Hochlutheraner im Kampfe mit den Reformirten, als auch die neuere positive Theologie zur Beseitigung des nüchtern kalten Rationalismus nötig zu haben glaubten. Es gilt dabei nicht nur, historische Thatsachen aus ihrer trübenden Fülle heraus zu schälen, sondern ernstlich damit zu beginnen, die wunderbaren Schätze der Reformation dem Einzelnen als persönliches Eigenthum zu vermitteln. Ein pietätsvoller Beitrag zur Hebung dieser Schätze ist kürzlich unter dem Titel „Die Stellung des Christen zur heiligen Schrift“ in der „Christlichen Welt“ (her. von

Lic. Rade — Leipzig) erschienen, einem Blatt, das sich bemüht, in gebildeten Kreisen neue und wärmere Freunde für das Evangelium von der Liebe zu gewinnen. Die Arbeit kommt aus der Feder des Hallenser Theologen Prof. D. E. Haupt und erscheint als Broschüre bei Velhagen und Klasing.

Im ersten Theil berührt der Verfasser die gegenwärtige Nothlage und Unklarheit in der Benutzung und Werthschätzung der Schrift. Die alte Aufstellung, welche lediglich aus einer übernatürlichen Entstehung der einzelnen Bücher ihre bindende Macht ableiten wollte, hat der kritischen Arbeit der modernen Theologie gerade die verwundbare Stelle dargeboten, wo die Wissenschaft allerdings den heiligen Stoff treffen konnte. Die Authentie, in Bezug auf Verfasser und Abfassungszeit, wird seitdem vielfach geleugnet; thatsächliche Unrichtigkeiten und Widersprüche, die Niemand leugnen kann, veranlassen immer weitere Kreise unserer, ohnehin von der religiösen Tiefe allzuweit abgezogenen Welt zu allmählicher, wenn auch schmerzlicher Abwendung von der Bibel überhaupt. Die geschichtliche Darstellung ist so oft von pragmatischer Tendenz getrübt, dass man, einmal darauf hingewiesen, bald nirgendwo mehr sicher zu gehen glaubt. Die Zweifel an der unbedingten Glaubwürdigkeit der Schrift sind dergestalt in zu weite Kreise unsres Volkes übergegangen, als dass man darüber mit zornigem Eifer hinweg gehen könnte. Es werden doch auch immer mehr junge Kräfte für den Kirchendienst heran gebildet, die zu ehrlich sind, als dass sie nur im Interesse der schwachen Brüder das Gegentheil von dem sagten, was sie meinen, und sich schliesslich selber einbilden, es zu glauben.

Der Grund dieser Nothlage liegt nach dem Verfasser in Folgendem: man hat wohl von der alten Inspirationstheorie etliche Abstriche gemacht, man hat wohl ihre Schroffheit möglichst gemildert; aber das Prinzip ist nicht durchbrochen, dass die Normität der Schrift sich aus ihrer aussergewöhnlichen Entstehung ergebe. So lange nicht diese Schriften nachweislich durch sich selbst das Zeugniß ihres Werthes und ihrer Bedeutung ablegen, kann den modernen Menschen keine noch so alte Tradition von einer Thatsache überzeugen, die, wie sie ohne Analogien in der ganzen Welt ist, auch wenig allen sonstigen, unlegbaren Offenbarungen Gottes in unserm täglichen Leben entspricht. Gilt es nun ein *plus* zu streichen und ein *minus* anzunehmen, so fragt es sich, ob es aber auch wirklich ein religiöses *minus* sei, das uns bei einer Leugnung der absoluten Inspiration erwartet? Der Verfasser sucht seine verneinende Antwort zunächst durch die Klarlegung des richtigen Ausgangspunktes zu begründen. Sicher ist die Schrift für alle religiösen Kreise ein unschätzbares Werk. Gibt sie doch das ursprünglichste und deshalb ungetrübtste Zeugniß von einer religiösen Persönlichkeit, deren gewaltiges Bild noch Jeden auf die Kniee gezwungen hat, der sich ihm näherte. Berichtet sie doch in reich abgetönten Einzelbildern von dem ersten Eindruck, den diese Persönlichkeit auf eine nach Befreiung aus tiefster sittlicher Verirrung und religiöser Verwahrlosung sich sehnenen Welt gemacht hat. Aber wie kann dieser Bericht für uns bindend werden? Wen nicht die Wärme und Ueberzeugungstreue ihrer Verfasser innerlich zur Zustimmung nötigt, wer sich nicht von dem Sünderheiland selber überwunden fühlt, wer nicht in sich durch fröhliche Hingabe an Gott ein Organ für das Gottesreich, d. h. die Summe aller sittlich-religiösen Kräfte, gross gezogen hat, dem kann auch die Bibel nichts nützen, selbst wenn er ihr bis auf den letzten Buchstaben glaubte. *Croire quelqu'un*, nicht *croire à quelqu'un*! Wer den Buchstaben glaubt, der geräth in Abhängigkeit von der Kritik des Buchstabens. Seit Baur, dem Vater der Tübinger Schule, sind die sämtlichen Schriften des neuen Testaments einer Kritik unterzogen worden, die ihre apostolische Abfassung

zum Theile leugnen zu müssen glaubt. Mit dem Namen Wellhausen ist eine grossartige Bewegung in der alttestamentlichen Kritik verbunden, die mit ihrer Behauptung von der Priorität vor unserm Pentateuch immer weitere Kreise an sich zieht. Und selbst wenn die Authentie der Verfasser sicher stünde, könnten nicht auch sie irren? Stehen sie nicht oft im Widerspruch zu einander, oder sind in den Anschauungen ihrer Zeit befangen? Also nicht die Entstehung, sondern die Wirkung der Schrift entscheidet. Das in der Bibel enthaltene Evangelium erzeugt durch seine innere Wahrheit und Kraft in mir das Vertrauen zu dem liebenden Vater, der mich auf jeder Seite, in jedem Worte grüsst, in einer gegenwärtigen Offenbarung. Die Verfasser haben nicht „über ihrem Stoff gestanden“, nein, viel mehr als das: sie haben ihn selbst mit ihrem Herzblood geschrieben. Dieses unvergleichlich starke Geisteszeugniss gottdurchglühter Helden zündet auch in mir ein Feuer an, das mich verzehrt. Von wem immer, nach der historischen Kritik, — in unleugbarer Wahrhaftigkeit von Persönlichkeiten ist es angezündet, die ihren Gott erlebt haben. —

Meist wird man das eben Gesagte nur für die Evangelien zugeben wollen. Wie stelle ich mich aber zu dem Schriftganzen? — so fragt der dritte Abschnitt.

Der Tübinger Theologe Kübel aus der biblizistischen Schule hat durch Unterscheidung von Zentrum und Peripherie diesen Übergang zu ermöglichen gesucht. Er meint, zu dem Arzt, der mir das Leben gerettet, werde ich überhaupt Vertrauen fassen. Jawohl, aber nicht in äthiopischer Grammatik. Darum handelt es sich, dass Jesus mir Frieden ins Herz gibt, aber keineswegs um die Frage, ob er „geschichtliche Kenntnisse“ besessen habe. Und wo ist die Grenze zwischen Zentrum und Peripherie? Die persönliche Sympathie wird da entscheiden, ein sentimentaler Ekklektizismus dadurch gefördert werden. Die Unterscheidung ist vielmehr nach Schale und Kern zu machen. Christus hat selbst uns ein Beispiel daran in der Behandlung des alten Testaments hinterlassen. Es zeugt von einer hohen, religiösen Keuschheit, dass er sich immer wieder in den Vorstellungskreis dieser Bücher hinein begab, die er innerlich durchaus überwunden hatte. So wenig das kleinste Gesetz seiner sittlichen Idee nach vergeht, so wenig bleibt es in seiner ursprünglichen Form bestehen, wie schon das: „Ihr habt gehört, dass zu den Alten gesagt ist . . . Ich aber sage Euch . . .“ der Bergpredigt beweist. Bedenken wir, dass die geheimnissvollen Schätze sich unter Schleier bergen mussten, um den Menschen erst allmählich an das ganze Licht, das sie ausstrahlen, zu gewöhnen.

Ist aber so die Frage nach unsrer Stellung zur Schrift aus einer geschichtlichen zu einer rein religiösen geworden, so kann die wissenschaftliche Kritik den religiösen Werth gar nicht mehr berühren. Litterarkritische und historischkritische Fragen können an dem Geist, der aus diesen Büchern spricht, nichts ändern. Einige Beispiele mögen beweisen. Vielleicht hat Abraham nie gelebt; ist seine Gestalt nicht ein geschichtliches Zeugniss ersten Ranges für die Zeit, deren Sehnen und Hoffen ihn als verkörpertes Ideal aus ihrem Schoosse heraus geboren hat? Mag die Geburt der Jungfrau und die Auferstehung dem Verstande noch so „unwahrscheinlich“ sein, ich sehe in beiden Thatfachen das unabweisliche Bedürfniss des lebendigsten Glaubens dargestellt, der sich den Lebens- und -austritt einer übergewaltigen göttlichen Persönlichkeit gar nicht unter gewöhnlichen Umständen geschehen denken kann. Aehnlich steht es mit Schwankungen auf dem Gebiet der Lehre. Ich will nicht glauben, *quia* oder *etsi absurdum*; der Protestant fordert kein *sacrificio dell' intelletto*. Wer die Präexistenz und Parusie Christi, nach seiner geistigen Fähigkeit und Anschauungsart, ablehnen zu müssen glaubt, der soll sich gewiss nicht nur um des Buchstabens

willen zum Glauben zwingen. Aber er soll die geistige Idee erkennen, die das semitische Gemüth zur vollen Sinnlichkeit der Darstellung des Metaphysischen veranlasste. Der Irrtum wirkt oft eben so viel als die Wahrheit, weil das alles beherrschende Motiv sich desto deutlicher, wenn auch naiver abhebt.

Wie dergestalt der Einzelne seine rechte Stellung zum Schriftganzen findet, so darf auch die Gemeinde — das wird im 4. Teil behandelt — nur im Schriftganzen ihre Lehrnorm sehen. Von ihm befruchtet, wird das Gemeinschaftsleben stäts in lebendiger Frische und Allseitigkeit sich darstellen. Es ergibt sich aber auch notwendig daraus die Ausschliesslichkeit der Schrift als Lehrnorm. Nicht, als wenn nur hier Gott sich „offenbart“ hätte; nicht, als wenn nicht vieles andere, das der von Gott getriebene Menschengest, z. B. auf den Schwingen der Kunst, in dichterischer Hellsichtigkeit geschaut hat, uns von Jenem grüsste. Aber wenn Christus der Mittelpunkt der Gemeinde bleiben soll, dann muss der geschichtlichen Treue und Kontinuität wegen das ursprünglichste und unbewussteste Zeugniß von ihm stäts den Vorzug beanspruchen dürfen. Gerade die bunte Abwechslung in Zeit, Ort, Ziel und Weg bei den einzelnen Büchern versichert uns der stätigen Neubefruchtung der Gemeinschaft. Der Kanonbegriff darf nicht um einen Adelsbrief des Alters betteln, sondern nur das Zeugniß der Ursprünglichkeit und Ehrlichkeit beanspruchen. Jede Sekte krankt an der einseitigen Bevorzugung einzelner religiöser Gedanken und Gesetze, statt sich von dem Geist tragen zu lassen, der durch solche Bücher weht. Es ist auch deshalb nothwendig, das Schriftganze zusammen zu nehmen, weil manche Bücher allein stehend gar sehr missverstanden werden könnten, während sie in Gemeinschaft mit anderen einen charakteristischen Beitrag zu dem farbenreichen Gemälde abgeben, das den Charakter der Wahrheit in sich selber trägt. Denken wir an die Skepsis des Prediger Salomonis, an die Rachepsalmen; denken wir an die alttestamentliche Weissagung mit ihrer national-irdischen Zukunftshoffnung, an die Widersprüche zwischen Paulus und Jakobus.

Bei solcher Stellung zur Schrift sind aber zwei Grundforderungen zu stellen. Erstens: die Auslegung muss historisch sein; denn die Schriften enthalten nicht Geschichte, sondern sie sind Geschichte; sie erzählen nicht: „Christus sagte“, sondern: „Christus sagt jetzt wirklich.“ Alles Geschehene will aus seiner Zeit heraus verstanden werden. Die einzelnen Glaubenshelden zeugen nicht immer für die Zeit, in die sie hinein verlegt werden, wohl aber immer für die Zeit, in der man sie verehrte. In der historischen Auslegung lernen wir die Gesetze kennen, nach denen das Gottesreich sich entwickelt, lernen wir auf den Pulsschlag der übergeschichtlichen Geschichte lauschen und aus der Vergangenheit Gegenwart und Zukunft begreifen.

Aber auch religiöse Auslegung fordern wir. Luther sah weiter als unsere heutige Kirche, wenn er sagte: „Wir gläuben auf die Schrift, als wo sie Christum treibet, wo sie aber gegen Christum treibet, da zeugen wir auf Christo wider die Schrift“ *Scriptura sui ipsius iudex et interpretes!* Geschichtliche und religiöse Auslegung müssen Hand in Hand gehen, um vor einem gefährlichen Objektivismus und Subjektivismus zu bewahren. Wohlgenügt das Evangelium, um die Seele frei, froh und glücklich zu machen; aber wollen wir auf all den andern Reichthum verzichten? Und dann: ist nicht selbst in der Unvollkommenheit ein Fortschritt? ist nicht das *jus talionis*: Auge um Auge etc. höher als die siebzigfältige Vergeltung des Lamech Gen. 4, wenn auch Christus befiehlt: „Liebet Eure Feinde.“? Das Wort 2. Cor. 2. 12: „In der Schwachheit kommt die Kraft zur Vollendung“ bewährt sich auch in der Schrift, in der, aller

menschlichen Schwachheit zum Trotz, doch das sanfte Licht des Gottesfriedens mit immer neuer Klarheit durchscheint.

Als Schriftganzes gibt uns die Bibel auch die rechte Anleitung zur Erfassung unsrer Pflichten in der Welt; sie lehrt uns die rechte Werthschätzung der Ehe und Arbeit; sie lehrt uns, indem sie unser ganzes tägliches Erleben zu Gott in Beziehung setzt, eine christliche Weltanschauung. —

Dies sind etwa die Grundgedanken der Haupt'schen Schrift, die sich leicht durch zahlreiche Beispiele belegen liessen. Vielleicht könnte der Hinweis auf dies Zeugniß moderner Theologie einen oder den andern, den ein falscher Gebrauch der Bibel ihr entfremdete, dazu veranlassen, sie doch wieder aufzuschlagen, und darin Nahrung für Herz und Gemüth auf dem oben vorgeschlagenen Wege zu finden. Einen Punkt hat der Verfasser nicht mit in seine Arbeit hinein gezogen: wie verträgt sich germanisches Blut mit semitischem Fühlen und Sehnen? Sind nicht grade im alten Testament die Motive, Vorstellungen, Ziele und Wege so ganz anders, als der Germane sie sich wünscht? Gewiss muss man über vieles hinwegkommen. Grausamkeit und Wollust sind zwei Grundeigenthümlichkeiten des semitischen Helden, dem dafür jede arische Tapferkeit, Entschlossenheit und Energie fehlt. Wenn uns dies und manches andre stört, so wollen wir immer daran denken, dass uns jene Schriften ja nicht im Einzelnen vorschreiben, was wir heute zu thun und zu lassen haben. Sie zeugen von einer Zeit: so hat sie's gemacht, und sie zwingen uns dazu, es auf unsre Weise zu versuchen.

Richard Wagner hat die Bibel wohl zu schätzen gewusst, wäre sonst sein religiöses Erstlingswerk, der „Jesus von Nazareth“, von einer ganzen Sammlung Bibelstellen begleitet, und nach 30 Jahren wiederum sein wehevoller Schwanengesang „Parsifal“ mit Klängen aus diesem Lebensbuch durchzogen? Wir wollen nicht hinter ihm zurück bleiben. Wir wollen, unbekümmert durch den Streit über die „Inspiration“ der Bibel, uns selbst von ihr inspiriren lassen, wo immer der Geist Gottes daraus zu uns lebendig spricht, den die thörichte Welt verdunkeln und ersticken will. Was aber gottlos ist, ist kraftlos, gegenüber den ewigen Mächten, die wir glauben. —

P. Schubring.

Geschäftlicher Theil.

In Nachstehendem beehren wir uns, den laut § 12 der Satzungen vorgeschriebenen Kassabericht zur Kenntniss der verehrlichen Zweigvereine und Ortsvertretungen zu bringen, indem wir gleichzeitig im Anhange den Rechenschaftsbericht über die einzelnen Beiträge der Zweigvereine und Ortsvertretungen beifügen.

Die in nachstehendem Berichte nicht aufgeführten Zweigvereine und Ortsvertretungen hatten — mit Ausserachtlassung des § 7 Abs. 2 der Satzungen — ihre Abrechnungen nicht rechtzeitig eingesandt und konnten in Folge dessen in den Kassaabschluss bis zum 30. Juni 1890 nicht aufgenommen werden.
Berlin, den 1. Januar 1891.

Die Zentralleitung des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins.

Frhr. von Seckendorf,
I. Vorsitzender.

von Vignau,
I. Schriftführer.

Kassa-Abschluss am 30. Juni 1890.

Einnahme.

Ausgabe.

	fl.	sch.		fl.	sch.
1889/90 An Kassa-Vortrag in Werthpapieren und baar laut Abschluss vom 25. Mai 1889	2085	13	1889/90 Administrationsauslagen . . .	1496	10
„ Mitglieder-Beiträgen . . . (s. unter A)	23139	18	Agitations- und Druckkosten	1293	30
„ Abonnements der Bayreuther Blätter (s. unter A)	2689	26	Herstellung der Bayreuther Blätter	6739	19
„ Spenden (s. unter B)	520	82	Herstellung des Bayreuther Taschenkalenders pro 1890	1096	11
„ Zinsen aus Werthpapieren	1128	20	Porti und kleine Auslagen . .	308	67
„ Erlös aus Bayreuther Festblättern	294	85	An- und Verkauf von Pfandbriefen	38	90
„ Erlös aus Bayreuther Taschenkalendern: Jahrgänge 1885 bis 1889 208,78 fl.			Richard Wagner - Festspiel-Stiftung:		
Jahrgang 1890 596,44 „			a) 35 % der abgerundeten Netto - Einnahme 1889/90 6311,18 fl.		
	805	22	b) Spenden 520,82 „		
				6832	00
			Richard Wagner - Stipendien-Stiftung:		
			20 % der abgerundeten Netto-Einnahme 1889/90	3606	40
			Kassabestand in Werthpapieren und baar	9260	99
			Darunter:		
			zum Eintrittskarten-Ankauf für die nächsten Festspiele:		
			a) 35 % der abgerundeten Netto - Einnahme 6311,18 fl.		
			b) Zinsen aus den angekauften Werthpapieren 1089,30 „		
			c) in separato überwiesene 58,00 „		
				7458,48 fl.	
	Summa	30671 66		Summa	30671 66
Juli 1. An Kassa-Vortrag in Werthpapieren und baar	9260	99			

Berlin, den 30. Juni 1890.

Erdtmann,
Kassirer.

A. Einnahmen
an Mitglieder-Beiträgen und Abonnements der Bayreuther Blätter.

	Mitglieder-Beiträge			Abonnements	
	ö. W.	M.	g.	M.	g.
<i>Aachen</i>		813	60	24	—
<i>Amsterdam</i>		201	—	30	—
<i>Antwerpen</i>		60	—	6	—
<i>Arad</i>	6	10	43	—	—
<i>Aschaffenburg</i>		81	—	—	—
<i>Augsburg</i>		31	50	—	—
<i>Baden b. Wien</i>	33,70	58	71	—	—
<i>Baltimore</i>		228	—	18	—
<i>Bamberg</i>		16	—	—	—
<i>Barmen</i>		84	—	18	—
<i>Bautzen</i>		51	48	—	—
<i>Bayreuth</i> (Zweig-Verein)		55	66	—	—
„ (Redaktion der Bayr. Blätter)		202	—	880	53
<i>Berlin-Potsdam</i>		1200	—	—	—
<i>Berlin</i> (P. Thelen)		1168	—	—	—
„ (Dr. Sternfeld)		120	—	6	—
„ (Akad. Verein)		108	10	—	—
„ (Zentralleitung)		240	33	126	—
<i>Bologna</i>		245	30	—	—
<i>Bonn</i>		256	—	36	—
<i>Braunschweig</i>		142	60	30	—
<i>Bremen</i>		12	—	—	—
<i>Breslau</i>		91	60	6	—
<i>Brieg</i>		63	60	—	—
<i>Bromberg</i>		4	—	—	—
<i>Brünn</i>	92	160	—	—	—
<i>Brüssel</i>		236	—	—	—
<i>Budapest</i>	49	71	24	10	44
<i>Büdingen</i>		8	—	—	—
<i>Buitenzorg</i> (Java)		16	—	6	—
<i>Bukarest</i>		282	23	—	—
<i>Burg</i>		39	70	—	—
<i>Celle</i>		7	60	—	—
<i>Charlottenburg</i>		16	—	—	—
<i>Darmstadt</i>		574	17	—	—
<i>Detmold</i>		36	—	—	—
<i>Dortrecht</i>		68	—	—	—
<i>Dortmund</i>		7	70	6	—
<i>Dresden</i>		255	60	24	—
<i>Düsseldorf</i>		802	25	6	—
<i>Durlach</i>		164	—	—	—

	Mitglieder- Beiträge			Abonne- ments	
	ö. W.	fl.	sch.	fl.	sch.
Transport:		8289	40	1232	97
Eger	6	9	85	—	—
Eisenach		26	70	—	—
Elberfeld		76	—	—	—
Erlangen		47	50	6	—
Frankenberg		48	—	—	—
Frankfurt a/M. (Steyl & Thomas)		83	60	12	—
„ (Hartmann)		56	—	30	—
Frankfurt a/O.		7	60	—	—
Freiburg		179	—	—	—
Fürth		163	40	—	—
Fulda		24	—	—	—
Gera		36	—	—	—
Giessen		127	70	12	—
Göttingen		192	—	36	—
Goslar		12	—	12	—
Gotha		56	—	6	—
Graz	438,90	752	84	—	—
Greifswald		28	—	—	—
Grossenhain		75	—	—	—
Haag (N.-Oe.)	66,40	112	90	—	—
Haag (Niederl.)		14	—	12	—
Hagen		56	—	—	—
Hainburg	4	6	86	—	—
Halle a/S.		28	—	—	—
Hamburg (Armbrust)		368	—	—	—
„ (Hofmann)		16	—	6	—
Hannover		636	—	—	—
Heidelberg		4	—	—	—
Heilbronn		12	—	—	—
Helsingfors		48	—	66	—
Homburg v. d. H.		65	—	—	—
Iglau	6	10	26	—	—
Jena		64	—	—	—
Kandel		132	—	—	—
Karlsruhe		316	—	—	—
Kassel		120	—	—	—
Kempten		22	05	6	—
Kiel		20	—	—	—
Kirchheimbolanden		7	70	—	—
Kissingen		126	—	—	—
Kitzingen		35	50	—	—
Klagenfurt	62	107	82	—	—
Köln		20	—	—	—
Königsberg i/Pr.		84	—	—	—
Seite:		12722	68	1436	97

	Mitglieder- Beiträge			Abonne- ments	
	fl. ö. W.	M.	g.	M.	g.
Transport:		12722	68	1436	97
Köslin		36	—	—	—
Kolberg		32	—	6	—
Kolmar i/E.		72	65	12	—
Konstanz		16	—	—	—
Krefeld		120	—	6	—
Krems	44,35	74	23	—	—
Krummau	31	47	89	5	10
Laibach	33,34	57	85	—	—
Landeshut		16	—	—	—
Leipa (Bömisches)	31	53	94	—	—
Leipzig (Ravenstein)		140	—	—	—
„ (Akad. Verein)		156	—	12	—
Liegnitz		4	—	—	—
Linz	76	129	20	—	—
London		925	35	36	45
Ludwigsburg		24	—	—	—
Luxemburg		27	20	—	—
Magdeburg		104	—	12	—
Marburg (Dr. Winter)		184	85	—	—
„ (Akad. Verein)		128	20	—	—
Marktsteft		36	—	—	—
Meiningen		44	—	—	—
Meran	28	48	44	—	—
Mergentheim		16	—	6	—
Mülheim a. d. R.		16	—	—	—
München		874	—	216	—
München-Gladbach-Rheydt		114	—	—	—
Neuss		92	—	—	—
Nördlingen		4	—	—	—
Nürnberg		413	60	12	—
Oels		132	—	—	—
Offenbach		120	—	—	—
Olmütz	345	594	90	—	—
Osnabrück		16	—	—	—
Osterwieck		24	—	—	—
Paris		108	—	—	—
Passau		16	—	—	—
Piacenza		8	—	6	—
Plauen		25	—	—	—
Pössneck		110	—	24	—
Posen		7	50	—	—
Prag	10	16	40	—	—
Pressburg	2	3	40	—	—
Quakenbrück		32	—	—	—
Seite:		17943	28	1790	52

	Mitglieder- Beiträge			Abonne- ments	
	fl. ö. W.	M.	S.	M.	S.
Transport:	17943	28	1790	52	
Rastatt		28	—	—	—
Regensburg		40	—	—	—
Riga		623	90	576	—
Rostock		74	05	6	—
Rotterdam		50	—	—	—
Salzburg	50	86	81	—	—
Schweinfurt		15	60	6	—
Siegen		20	—	—	—
Spandau		27	60	—	—
Speier		24	—	6	—
Strassburg		68	—	—	—
Straubing		16	—	6	—
Stuttgart		64	—	12	—
Tölz		7	80	—	—
Trier		15	70	—	—
Troppau	77	133	04	—	—
Tübingen		8	—	—	—
Udingen		4	—	—	—
Utrecht		92	—	—	—
Viersen		130	—	—	—
Villingen		47	70	—	—
Warnsdorf	350	607	25	—	—
Weimar		208	—	18	—
Weissenburg		12	—	—	—
Wels	92	157	78	—	—
Wien (akad. Verein)	1123	1773	69	171	33
Wien (Rich. Wagner-Museum)		40	18	6	—
Wiener-Neustadt	26	45	10	—	—
Wiesbaden		76	—	30	—
Wongrowitz		20	—	12	—
Worms		164	—	36	—
Wünschelburg		4	—	—	—
Würzburg (R. Banger)		29	—	—	—
Zeitz		102	—	—	—
Znaim	160	267	—	10	41
Zürich (Gebr. Hug)		44	—	12	—
„ (Ulrich)		32	—	—	—
Zwettl	22	37	70	—	—
Summa:	23139	18	2698	26	

B. Spenden.

		<i>L.</i> ö. W.	<i>M.</i>	<i>S.</i>
Abresch, Dr.	Mainz		6	—
Amélie, Prinzessin von Bayern, Königl. Hoheit	München		40	—
Bettingen, Franz, Dr.	Krefeld		1	—
v. Chaulin, Major a. D.	Jena		32	—
Förster, Paul, Dr.	Friedenau		1	—
Geisberg, Marie, Frau	München		20	—
Geisberg, Leo	München		20	—
Hamilton-Ogiloy, Mrs.	Prestonkirk (Schottland)		30	—
Hox, Ignaz, Kaufmann	Krefeld		1	—
Hug, Gebrüder	Zürich		16	—
Juchter, J.	Amsterdam		4	—
Kajanus, R., Kapellmeister	Helsingfors		10	—
Klärich, W., Kaufmann	Helsingfors		10	—
Köstlin, Dr., Professor	Tübingen		2	60
Laudis, Gertrud, Fräulein	Richterswyl		8	—
Maas, Max, Dr.	Frankfurt a/M.		6	—
Männer-Gesang-Verein	Ungarisch-Hradisch	3	5	22
Merkel, Toni, Fräulein	Berlin		5	—
Peters, Rudolf, Kaufmann	Krefeld		5	—
Reiff, O.	Wien		20	—
Ritter, Marie, Fräulein	Berlin		12	—
Rossel, Fils.	Paris		10	—
Rosenlehner, R.	München		200	—
Schimmelbusch, E. W., cand. phil.	Würzburg		6	—
Seidl, A., stud.	Halle a/S.		4	—
Smolian, Arthur, Kapellmeister.	Wiesbaden		10	—
Storch, Ludwig, Lieutenant	Aschaffenburg		6	—
Vertretung Berlin (Dr. Sternfeld)	Berlin		1	—
Wilson, J. W.	Amsterdam		20	—
Ziegler, G., Kaufmann	Mergentheim		7	—
Zierold, O., Kaufmann	Burg bei Magdeburg		2	—
Summa:			520	82

Veränderungen in Zweigvereinen und Vertretungen.

Aschaffenburg. Herr Lieutenant L. Storch hat in Folge seiner Versetzung die Vertretung niedergelegt, und Herr Rechtsanwalt W. Müller sie übernommen. —

Frankfurt a.M. Herr Tonkünstler J. Wolf hat die Vertretung niedergelegt, und Herr Kaufmann G. Hartmann sie übernehmen. —

Nürnberg. Bei der Neuwahl des Vorstandes des Zweigvereins wurden gewählt als I. Vorstand: Herr Direktor A. Göllerich, II. Vorstand: Herr Direktor Th. Schmidt, als Schriftführer: Herr Bankkassier F. Gortler, als Kassier: Herr Prokurist F. Baselt.

Wiesbaden. Herr Kapellmeister A. Smolian hat in Folge der Verlegung seines Wohnsitzes nach Karlsruhe die Vertretung niedergelegt, und Herr Dr. W. Frech sie übernehmen. —

Worms. Herr Fr. Renz hat in Folge der Verlegung seines Wohnsitzes nach Darmstadt die Vertretung niedergelegt, und Herr Rechtsanwalt Dr. Stephan sie übernehmen. —

Veranstaltungen in Zweigvereinen und Vertretungen.

Berlin-Potsdam. Zweigverein. Dez. 90. Aufführung im Saale der Kriegsakademie vor S. Maj. dem Kaiser: Duett aus „Israel“ von Händel, (Herren v. d. Marwitz, von Schelling), *Albumblatt* f. Viol. (Hr. Franz Fink), Weihnachtslieder von Cornelius und *Elisabeth's Begrüssung der Sängerknaben* (Frau Rosa Sucher), „Harold“ von Löwe, „Siegfried's Schwert“ von M. Plüddemann (Hr. Bulss), *Loge's Bericht* und *Lohengrin's Gralserszählung* (Hr. van Dyck), der III. Aufzug des „*Parsifal*“ (Hrn. van Dyck, Betz und Bulss; Klavierbegleitung: Hr. von Chelius). —

Darmstadt. Zweigverein. 15. 12. 90. VIII. Vereinsabend: Die *Verwandlungsmusik* vor dem Eintreten in den Gralstempel und *Chor der Ritter*, (Hr. Hofoperns. Hettstedt), *Walküre* I. 3 (Hr. Hofoperns. Mittelhauser, Fr. Hofoperns. Steinmann), „Harold“, neun Gesänge von Weingartner (Hr. Mittelhauser), Lieder von Brahms, Hettstedt und Reinecke (Frau Steinmann). — Klavierbegleitung Hr. Hofkapellmeister Weingartner aus Mannheim, Hr. Hettstedt. —

Plauen i. V. Zweigverein. 29. 10. 90. I. Abonnement-Konzert unter Mitwirkung der Frau Teresa Carreño und des Herrn Prof. Dr. S. Jadassohn. Ausser der *Holländer-Ouverture* 5 Stücke von Chopin, Jadassohn, Grieg, Weber-Liszt (Polonaise). — 4. 12. 11. Ab.-Konzert u. M. der k. Hofoperns. Frau Wittich und des Herrn Pianisten B. Roth. Ausser *Elisabeth's Begrüssung der Sängerknaben* und den „Festklängen“ von Franz Liszt 13 Stücke von Brahms, Chopin, Gluck, Gordigiani, Henselt, Lassen, Paganini-Liszt (Campanella), Schumann und Weber. — 9. und 13. 11. Zwei grosse Konzerte: Aufführung der IX. Symphonie mit Chören von Beethoven, Vorspiel zu „*Parsifal*“, „*Am stillen Heerd*“ und Aufzug der Meistersinger mit dem Volkschor „*Wach auf!*“ Unter Mitwirkung des Herrn Konzertsängers Trautermann (Leipzig), der Chöre des k. Seminars und des Richard Wagner-Vereins, sowie des verstärkten Stadtorchesters unter Leitung des Herrn Musik-Dir. O. Zöpfel. Chor: 220, Orchester: 60 Personen. —

Riga. Wagner-Verein. 19. Oct.: 1. Konzert-Abend: Bach, Goldberg-Variationen an 2 Klavieren (Kapellm. O. Lohse und M. v. Haken); Haydn, Arie: „Schon beut die Flur“ (a. d. Schöpfung (Frau M. Zobel-Keil); Beethoven, Romanze G-dur für Viol. und Klavier (A. v. Hirschheydt und O. Lohse); „*Am stillen Heerd*“ und „*Fanget an!*“ (Hr. Carl Zobel); Beethoven, Romanze F-dur für Viol. und Klavier (A. v. Hirschheydt und O. Lohse); „*Mignonne*“ und „*Dors mon enfant*“ (Fr. M. Zobel-Keil); Mozart, g-moll-Quartett für Klavier, Viol., Cello und Bratsche (Lohse, Hirschheydt, Knöfler, Martini); Liszt, Tasso-Symphonie an 2 Klavieren (Hr. Alfred Reisenauer, als Vereinsgast, und O. Lohse). — 19. Nov. 1. Studien-Abend: „*Siegfried und die Rheintöchter*“: Siegfried — Hr. Carl Zobel; Woglinde — Fr. Gusti Lorinser; Wellgunde — Fr. M. Zobel-Keil, Flosshilde — Fr. M. Lohse; Klavier: Hr. O. Lohse (Reihenfolge: Scene, Interpretation, Wiederholung der Scene). — 1. Dec.: 2. Konzert-Abend: Beethoven, As-dur-Sonate mit Variationen (Hr. Herm. Cleemann); „*Träume*“, Schubert, „*Haideröslin*“ und „*Der Tod und das Mädchen*“ (Fr. H. Schütte-Harmsen); Mozart, 2. Klavierquartett (Fr. A. v. Jung-Stilling; Hr. A. v. Hirschheydt, Martini und Muschat); Mozart, das Veilchen. Liszt, „*Oh, quand je dors!*“ (Fr. M. Zobel-Keil); Ansprachen des Hans Sachs: „*Euch macht ihr's leicht*“ und „*Verachtet mir die Meister nicht*“ (Hr. Schütte-Harmsen; Klavier: M. v. Haken).

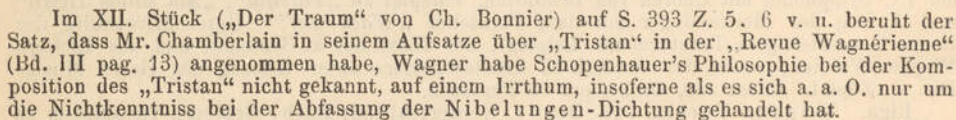
Wien. Akad. W.-V., Zweigverein. 28. 12. 90. IV. interner Musikabend: *Wach auf!* (Vereinschor), Weber, Arie aus „*Euryanthe*“ (Hr. Winkelmann), *Albumblatt*, Liszt, Elegie (Hr. Duesberg), Schumann, zwei Lieder, Hugo Wolf, „*Gebet*“, „*Verborgenheit*“, „*In dem Schatten meiner Locken*“ (Fr. Friederike Mayer), Beethoven, Trio D-dur, op. 70

Znaim. Ortsvertretung. (Hr. Professor Dr. Carl Pichler.) Im Jahre 1890 fanden 4 Musik-Aufführungen in der Wohnung des Hrn. Ortsvertreters statt, woran ausser ihm die Vereinsmitglieder Hr. Staatsanwalt Baumann und Hr. Inspektor Protiwinsky vorzüglich theilgenommen waren. An der Aufführung am 4./5. nahmen auch die Herren Konzertsänger Josef Waldner und Emil R. v. Hartmann gütigst Theil. Hr. Waldner sang: „Kein Hälmelein wächst“ von Friedemann Bach, „Willst du dein Herz mir schenken“ von J. S. Bach, „Margreth am Thore“ von Jensen, „Der Edelfalk“ von Löwe, „Nachtstück“ von Schubert und „Tom der Reimer“ von Löwe. Ausserdem wurde im vorigen Jahre zu Gehör gebracht: *Einzug der Gäste auf Warburg* (f. 2 Klav. z. 4 Hdn. v. Klindworth), *Kaisermarsch* (8hög.) *Walther's Preished* und *Parsifal*-Paraphrase (f. Viol. v. Wilhelmj); Beethoven, Romanz op. 50, Klaviersonaten op. 12, 1 und op. 23; Mozart, Figaro-Ouverture, Sonate f. 2 Klav. D-dur, Konzert f. 2 Klav. Es-dur; Weber, Aufforderung zum Tanz (f. 2 Klav.), Chopin, Rondo op. 73, Heller, Tarantelle op. 85, 2 (f. 2 Clav.), Reinecke, Improptu op. 66, Hiller, Duett f. 2 Klav. über „Lützow's wilde verwegene Jagd“ von Weber. — Die Mitgliederzahl beträgt 69.

Im IX/X. Stück der „Bayr. Bl.“ 1890 („Jussuf und Suleicha“ von Prof. Wahrmud) muss es S. 333, Z. 15 v. u. heissen: „Nachdem die eben erst zu Muslimen gewordenen Araber gleich im ersten Ansturm das Reich der Sassaniden umgestürzt hatten“.

Im XI. Stück „Emersons Leben und Schaffen“ von A. Lill v. Lilienbach muss es S. 360 Z. 26 von oben heissen: „die Menschen neu verjüngt zu sehen“, statt: „verjüngt“.

Im XII. Stück („Die Bühnenproben des Jahres 1876“ von H. Porges) muss das erste Notenbeispiel auf S. 373 folgendermassen lauten:



Im XII. Stück („Generalregister“) ist S. 403 unter „Gedenkfeiern“ nachzutragen: Plauen 104, und unter „Grössere Berichte“ Plauen 71, 103.

In der „Weihnachtsbeilage“ zum XII. Stück ist zu berichtigen, dass der Preis für die Döpler'schen Nibelungen-Figuren jetzt auf M 75 (statt M 50) festgesetzt worden ist.

Die Redaktion ersucht um gef. baldige Erneuerung des Abonnements, sowie die geehrten Mitglieder ihrer Vertretung um gütige Einzahlung ihres Jahresbeitrages. Ferner bittet sie um zahlreiche Subskription auf die Wagner-Encyklopädie.

Im Buchhandel zu beziehen durch C. F. Leede, Leipzig.

Druck von Th. Burger, Bayreuth.

II. III.

Alles Vollendete spricht nicht sich allein, es spricht eine ganze mit-
verwandte Welt aus. (Goethe.)

Traurigeren Beweis von seiner Kleinheit kann Niemand geben als
Unglauben an grosse Menschen. (Carlyle.)

Ergänzungen zum Wagner-Lexikon.

1. Anmuth und Anstand.

Louis XIV. und seine Höflinge stellten für Das, was als schön gelten sollte, die Gesetze auf, über welche im tiefsten Grunde der Anschauung der Dinge die Franzosen noch unter Napoleon III. nicht hinausgekommen sind. Von hier an das Vergessen der eigenen Geschichte, die Ausrottung der eigenen Keime einer nationalen Dichtkunst, die Verderbniss der aus Italien und Spanien eingeführten Kunst und Poesie, die Umformung der Schönheit in die Eleganz, der *Anmuth* in den *Anstand*. Diese civilisirte Form des französischen Volkes drückte sich allen europäischen Völkern so eindringlich auf, dass man noch heute mit dem Blick in die Befreiung von diesem Joche in das Chaos zu blicken glaubt.

Neulich erlebten wir, das Mlle. Rigolboche, ein nur durch Paris begreifliches Wesen, die Tänze, welche sie dort auf besonderes Engagement der bekannten Ballunternehmer zur Belebung der von den Durchreisenden aufgesuchten verrufensten Unterhaltungen ausführte, nach wirklich gross gedruckter Ankündigung als Pariser Cancan-Tänzerin auf einem Berliner Theater zu tanzen berufen, und hierzu von einem hochgestellten Herrn der preussischen Aristokratie ehrenvoll im Wagen abgeholt wurde. Diesmal bekamen wir hierfür etwas in der französischen Presse ab: denn mit Recht entsetzte sich das französische Gefühl darüber, wie sich die französische Civilisation ohne den französischen Anstand ausnehme. Wirklich haben wir zu finden, dass das einfache Anstandsgefühl derjenigen Völker, welche sonst der deutsche Geist beeinflusste, es ist, was diese jetzt gänzlich von uns abgewendet und der vollen Hingebung an die französische Civilisation zugeführt hat: die Schweden, Dänen, Holländer, unsere nationalverwandten Nachbarn, die einst im innigsten Geistesverkehre mit uns standen, beziehen jetzt ihren Bedarf an Kunst und Geist direkt aus Paris, da sie sehr richtig wenigstens die echte Waare der gefälschten vorziehen,

Was aber wird unser französischer Gast empfinden, wenn er an diesem Schauspiele der deutschen Civilisation sich geweidet? Gewiss, eine verzweiflungsvolle heimathliche Sehnsucht wenigstens nach dem französischen Anstande zurück, und in ihr ist, wohlerwogen, ein sehr wirksames neues Machtmittel der französischen Herrschaft gewonnen, gegen welches wir uns schwer zu wehren verstehen dürften.

Dem nach den Regeln der absoluten Gesangkunst geschulten Theatersänger ist eine gewisse Konvention gelehrt worden, nach welcher er auf der Bühne seinen Vortrag durch die Gebärde zu begleiten habe. Diese Konvention besteht in nichts Anderem, als in einer, der Tanzpantomime entnommenen, Veranständigung der physisch durch den Gesangsvortrag bedingten Gebärde, die bei ungeschulteren Sängern in groteske Uebertreibung und Rohheit ausartet. Diese konventionelle Gebärde, die an und für sich nur dazu wirkt, den abgehenden Sprachsinn der Melodie noch vollkommen zu verdecken, bezieht sich aber auch nur auf die Stellen des Dramas, wo der Darsteller wirklich singt: sobald er damit aufhört, hält er sich auch für die Gebärde zu keiner weiteren Kundgebung verpflichtet. Unsere Opernkomponisten haben nun die Pausen des Gesanges zu Orchesterzischenspielen benutzt, in denen entweder einzelne Instrumentisten ihre besondere Geschicklichkeit zu zeigen hatten, oder der Komponist selbst die Aufmerksamkeit des Publikums auf seine Kunst der Instrumentalweberei zu ziehen sich vorbehielt. Diese Zischenspiele werden von den Sängern, sobald sie nicht mit dankenden Verbeugungen für erhaltenen Applaus beschäftigt sind, wiederum nach gewissen Regeln des theatralischen Anstandes ausgefüllt: man geht auf die andere Seite des Prosceniums, oder schreitet nach dem Hintergrunde, wie um zu sehen, ob Jemand käme, tritt wieder nach vorn und schlägt die Augen gen Himmel. Weniger für anständig, dennoch aber für erlaubt und durch die Verlegenheit gerechtfertigt, gilt es, wenn man sich während solcher Pausen zu den Mitspielenden neigt, verbindlich sich mit ihnen unterhält, die Falten des Gewandes in Ordnung bringt, oder endlich auch gar Nichts thut, und geduldig das Opernschicksal über sich ergehen lässt.

In genauem Zusammenhange mit dem durch weise Sparsamkeit bei der Ausnützung des Athems gewonnenen Vorthelle der wirksamen Verständlichkeit der dramatischen Melodie, erkannten wir die Nöthigung zur Veredelung der plastischen Bewegungen durch gewissenhafteste Mässigung derselben. Jene, bisher im gemeinen Opernstyle von der Melodie fast einzig herausgehobenen Affekt-Schreie waren immer auch von gewaltsamen Armbewegungen begleitet gewesen, welcher die Darsteller durch Gewöhnung sich mit solch regelmässiger Wiederkehr bedienten, dass sie jede Bedeutung verloren und dem unbefangenen

Zuschauer den Eindruck eines lächerlichen Automaten-Spieles machen mussten. Gewiss darf einer dramatischen Darstellung, namentlich wenn sie durch die Musik in das Bereich des idealen Pathos erhoben ist, die konventionelle Gebahrung unserer gesellschaftlichen Wohlgezogenheit fremd sein: hier gilt es nicht mehr dem *Anstande*, sondern der *Anmuth* einer erhabenen Natürlichkeit. (Wohl aber) kann das alles Maass überschreitende Gewaltsame in den Ausbrüchen schmerzlichster Leidenschaft, das ja dem tieftragischen Stoffe wie zu seiner Entlastung naturgemäss zugehörig ist, nur dann seine erschütternde Wirkung hervorbringen, wenn das von ihm überschrittene Maass eben durchweg als Gesetz der gefühlvollen Kundgebung eingehalten ist. Wo wir uns im Opernaffekte gewöhnt hatten, mit beiden, weit ausgebreiteten Armen, wie um Hilfe rufend uns zu gebahren, durften wir finden, dass eine halbe Erhebung eines Armes, ja eine charakteristische Bewegung der Hand, des Kopfes, vollkommen genügte um der irgendwie gesteigerten Empfindung nach Aussen Wichtigkeit zu geben, da diese Empfindung in ihrer mächtigsten Bewegung durch starke Kundgebung erst dann wahrhaft erschütternd wirkt, wenn sie nun, wie aus langer Verhaltung mit Naturgewalt hervorbricht.

In gleichem und ähnlichem Sinne vermochten wir eine nie gänzlich stockende scenische Bewegung, durch Vorgänge, wie sie einem Drama einzig die ihm zukommende Bedeutung als wahrhaftige Handlung wahren, in fesselnder Lebendigkeit zu erhalten, wozu das feierlich Ernsteste, wie das anmuthig Heiterste uns wechselnde Veranlassung boten.

G. S. VIII, 43. 44. — 63. 64. — 64. — — IV, 271. 272. — X, 387. 386. 388. — 390.

[C. Fr. Gl.]

Thomas Carlyle. Sein Leben und Wirken.

Zu seinem zehnjährigen Todestage 5. Februar 1891.

Von Alfred Lill v. Lilienbach.

„Carlyle ist eine moralische Macht von grosser Bedeutung. Es ist in ihm viel Zukunft vorhanden, und es ist gar nicht abzusehen, was er alles leisten und wirken wird.“

Goethe.

I.

Der Entwicklungsgang grosser Geister folgt selbstgebahnten Wegen. Ihre Hervorbringungen können durch äussere Umstände gefördert oder gehemmt, aber, wenn sie eine gewisse Reife erlangt haben, nicht mehr unterdrückt werden. Der Same, den sie ausgeworfen in die Zeit, wächst durch alle Zeiten. Selbst aus den Tiefen der Erniedrigung und Sorge erhebt sich der Geistesheld durch seine eigene Kraft, gleich einem Phönix, gereinigt und unbezwingbar.

Auch in dem Leben Carlyle's, des schottischen Weisen, hat sich dieses Gesetz bewährt. Sein Leben war eigentlich eine fortlaufende Reihe von Kämpfen, anfangs mit Hunger und Entbehrung, Verfolgung und Unterdrückung, später mit anhaltendem Siechthum, das ihm das geistige Schaffen zur qualvollsten Anstrengung machte. Wenn sein Genius, über diese Hemmnisse siegend, nicht ermüdete, in vorderster Reihe unter den Märtyrern der Wahrheit für die unvergänglichen Güter der Menschheit zu kämpfen, so wäre es doch unbillig, zu übersehen, dass sich ihm das Geschick in einem Punkte huldvoll erwies, indem es ihm eine Lebensgefährtin gab, die ihm durch inniges Verständniss und heroische Aufopferung in den verzweifeltsten Umständen helfend und erhebend zur Seite stand.

Thomas Carlyle war geboren 4. Dez. 1795 zu Ecclefechan in der schottischen Grafschaft Dumfries, der Sohn eines gottesfürchtigen Pächters, der ein eifriger Leser theologischer Werke, aufrecht durch das Leben schritt, und dem Himmel, Hölle und jüngstes Gericht immer vor Augen standen, der Typus jener schottischen Landleute mit dem hellen Verstande und jener bilderreichen, knorrigen, frei aus der Seele fliessenden Sprache, die auch unserm Philosophen als Erbgut zugehört.

Seine Mutter, von klarem Verstande, war nach der Schilderung des Sohnes milde und liebevoll, „viel zu friedlich für diesen Planeten“. In dieser Umgebung eignete er sich Festigkeit, Milde und puritanische Strenge an. Aus diesen Eigenschaften entwickelte sich sein starker Arbeitstrieb und die feste Ueberzeugung, dass des Menschen Bestimmung in der Arbeit bestehe, deren Vollbringung zugleich seinen einzigen Lohn bilde. — Nachdem er die schottische Pfarrschule absolvirt hatte, kam er mit

14 Jahren auf die Universität Edinburg. Die von dem Biografen (*Froude: Th. Carlyle. A history of the first forty years of his life*) geschilderten Universitätszustände dieser Zeit sind für uns auch in kulturhistorischer Beziehung lehrreich. Es gehörte zu den Traditionen der Schottländer, sich alle Opfer aufzuerlegen, um dem begabtesten der Söhne wissenschaftliche Ausbildung zu verschaffen. Man erreichte dies mit Hilfe einer genügsamen, naturgemässen Lebensweise, wie sie heut zu Tage nicht mehr in Uebung ist. Die Schüler reisten beim Eintritt des Winters zu Fuss nach der Universität, indem sie Abends die Gastfreundschaft in Anspruch nahmen. In der Universitätsstadt war die Miethe eines Zimmers fast die einzige Auslage. Der Fuhrmann brachte ihnen aus der Heimath einen Vorrath von Erdäpfeln, Hafergrütze und gesalzener Butter; er holte dagegen die schmutzige Wäsche, die zerrissenen Kleider zur Reparatur ab. So verging der Winter. Im Frühling zerstreute sich die junge Kolonie der Landleute, um zu Hause mit der Hacke und der Sichel sich das Oel für die Lampe und die im kommenden Winter nöthigen Bücher zu verdienen. In unseren Tagen würde man es kaum für möglich halten, dass man mit einem solchen System auch nur das Gedruckte lesen lernen könnte. Die Köpfe waren offenbar damals weniger widerspänstig, und fügen wir hinzu: der Lehrstoff war noch nicht erdrückend. Man wurde ein guter Arzt und ein guter Theologe, indem man 6 Monate des Jahres Ackerknecht war. Uebrigens war es — nach der *Revue des deux mondes* — nicht anders mit den Söhnen des französischen Kleinbürgers vor der französischen Revolution bestellt. Man findet in den *Memoires de Marmontel* die selben Details über die mit Päckchen zerrissener Kleider beladenen Fuhrleute, welche dafür Butter und andere Lebensmittel brachten. Die Auslagen waren ebenso gering, die Resultate nicht minder glücklich. Der einzige Unterschied kam durch das Klima; die Sonne Frankreichs bot Schmackhafteres an die Stelle der „langweiligen“, doch kräftigen Hafergrütze der schottischen Studenten.

Carlyle fand, dass er sich ehrlicher Weise dem Berufe eines Geistlichen, für den er keine Eignung verspürte, nicht widmen konnte, und warf sich mit Eifer auf die Mathematik, bezüglich welcher er die Ueberzeugung Kant's theilte, „dass so viel Wahrheit in unserm Erkennen ist, als Mathematik darin liegt“. Noch in seinem späten Alter gestand er, dass er dem Studium der reinen Geometrie, die für jede Kunst und jedes Studium vielversprechend ist und nach Platon die Erkenntniss des ewig Unvergänglichen vermittelt, die mächtigste Förderung eines klaren methodischen Denkens zuschreibe. Theologie und Jurisprudenz widerten ihn an. Von der Litteratur behauptete er immer, sie sei ein Fach, für welches er am wenigstens befähigt sei, sie stelle den Wein des Lebens dar, sei aber nicht, und könne nicht dessen Nahrung sein. Und doch widmete er sich damals mit erstaunlichem Erfolge dem deutschen Sprach- und Litteratur-

studium, dessen idealer Hauch sein ganzes Leben erfüllte und, wie sich die *Revue des deux mondes* ausdrückt, „entdeckte“ er während seiner Universitätsjahre Deutschland, dessen Litteratur er in England, wo sie noch gering geachtet war, zu Ehren brachte. Um Brot zu verdienen, musste er eine Dorfschullehrerstelle annehmen, dann kam er als Privatlehrer zu einer Familie nach London. Mit 28 Jahren schrieb er das Leben Schiller's, das erste Beispiel der Lebensbeschreibung eines deutschen Dichters durch einen Ausländer. Goethe versah das Buch mit einem Vorworte und rühmt von ihm, dass es tiefe Kenntniss des Charakters und der hohen Verdienste Schiller's verrathe. „Gerade dadurch — sagt Goethe — dass der Schottländer den deutschen Mann mit Wohlwollen anerkennt, ihn verehrt und liebt, dadurch wird er dessen treffliche Eigenschaften am sichersten gewahr, und vermag sich zu einer Klarheit über seinen Gegenstand zu erheben, zu der sogar Landsleute des Trefflichen in früheren Tagen nicht gelangen konnten.“ — In der That! Niemand hat die Macht, die Schiller's Genius auf seine Nation ausgeübt, besser gewürdigt und in ihren Ursachen tiefer ergründet, als der schottische Philosoph, der in diesem Erstlingswerke eine glänzende Probe seines scharfen kritischen Verstandes und seines künstlerischen Geschmackes abgelegt hat. Seine metrischen Uebertragungen aus Don Carlos, Wallenstein, Tell, Jungfrau v. Orleans sind von hinreissender Schönheit und wetteifern an Kraft des Ausdrucks und Wohlklang des verwandten Idioms mit dem deutschen Urbilde. Nur einem mit dem Geiste unserer Sprache und unseres unsterblichen Dichters innig vertrauten Genius konnte es gelingen, dieser Aufgabe in so ausgezeichnete Weise gerecht zu werden.

Das eingehende Studium der deutschen Romantiker (J. Paul, Tieck, Novalis, Hoffmann u. s. w.), über welche er 4 Bände *critical essays* veröffentlichte, bekundet einen weiteren Fortschritt seiner idealistischen Weltanschauung, die von dem Formelwesen und Mammondienst der Erscheinungswelt angewidert, alles Grosse und Wirksame als die aus den geheimnissvollen Tiefen des Unbewussten hervorgehende dynamische Wirkung der Inspiration erkennt.

Ueber den Einfluss Goethe's, dessen „Wilhelm Meister“ er übersetzte, äussert sich Carlyle folgenderweise: „Durch ihn habe ich gelernt, meinen Skeptizismus, meine seelenängstigenden Zweifel und das fürchterliche Ringen mit den Götzen dieses Zeitalters zu überwinden.“ „Er ist der einzige gesunde Geist, den ich in Europa während Generationen entdeckt habe; er war es, der mir zuerst überzeugend verkündete: Siehe selbst in diesem schimpflichen, skeptisch epikuräischen Zeitalter, wenn nichts übrig bleibt als Hunger und Heuchelei, ist es noch möglich, dass ein Mann ein Mann ist.“

Im Jahre 1828 zog Carlyle mit seiner Frau, der einzigen Tochter eines wohlhabenden Arztes, Namens Welch, auf ein kleines, ihr gehöriges

Landgut — Craigenputtock —, das er in einem Briefe an Goethe als ein zwischen Wüsten und Felsen gelegenes Stück Erde beschreibt, indem er zugleich die Lebensweise, die sie dort vereinigt 7 Jahre führten, mit folgenden Worten charakterisirt: „Zwei leichte Pferde, die uns überall hintragen und die Bergluft sind die besten Aerzte für zarte Nerven. Diese tägliche Bewegung, der ich sehr ergeben bin, ist meine einzige Zerstreuung; denn dieser Winkel ist der einsamste in Britannien, 6 Meilen von einer jeden Person entfernt, die mich allenfalls besuchen möchte. Hier würde sich Rousseau eben so gut gefallen haben, als auf seiner Insel St. Pierre. Meine städtischen Freunde schreiben mein Hierherziehen einer ähnlichen Gesinnung zu und weissagen mir nichts Gutes; aber ich zog hierher allein zu dem Zweck meine Lebensweise zu vereinfachen und eine Unabhängigkeit zu erwerben, damit ich mir selbst treu bleiben könne. Dieser Erdraum ist unser; hier können wir leben, schreiben und denken, wie es uns am besten dünkt, und wenn Zoilus selbst König der Litteratur werden sollte.“

In dieser Wildniss wollte kein Diensthote bleiben. Seine Frau widmete sich also mit dem Humor eines Philosophen den niedrigsten Geschäften einer dienenden Magd, um Carlyle in seiner Denkarbeit und Musse zu schützen. Sie war Zimmermaler, Schneider, Barbier, buk das Brod, rieb den Boden und musste hustend oft von der Küche zum Stalle laufen und mehre Stunden weit zu Pferde machen, um sich die nöthigen Lebensmittel zu verschaffen. Viele kleine Dinge — pflegte sie zu sagen —, die nichts bedeuten, wenn man über sie lacht, werden zur Bedrängniss, wenn man sie in zu ernstem Geiste betrachtet.

Einen der rührendsten Züge weiblicher Hingebung und Opferwilligkeit, die sich hier durch die dem Opfer zu Grunde liegende Gesinnung bis zur Erhabenheit steigert, enthält folgende Stelle ihres Tagebuches (*Lettres and memorials of Jane Welch Carlyle, edited by Froude*):

„Ich war als einzige Tochter mit den Ansprüchen auf eine glänzende Laufbahn erzogen, und was noch schlimmer, in gänzlicher Unwissenheit aller praktischen Dinge. Während ich in Mathematik und lateinischer Sprachkenntniss glänzte, musste ich jetzt nähen lernen und meinem Gatten Strümpfe stopfen und Hosen flicken. Da er an schlechter Verdauung litt und das saure Bäckerbrot nicht verdauen konnte, hielt ich es für die Pflicht einer christlichen Hausfrau, zu Hause Brod zu backen. Ich liess mir *Cottage Economie* von Cobbet aus der Buchhandlung kommen und unternahm es, einen Laib Brod zu fabriziren. Da wachte ich nun die einzige Person im Hause mit gebrochenen Kräften die ganze Nacht hindurch, um zu sehen, was aus meinem Brotteige wurde. Die Gedanken an meine glückliche Kindheit brachten das Gefühl der Erniedrigung hervor und ich verfiel in eine an Wahnsinn grenzende Traurigkeit. Ich legte meinen Kopf auf den Tisch und begann zu schluchzen. Damals kam mir, ich weiss nicht wie, die Idee des Benvenuto Cellini in den Sinn, der eine ganze Nacht bei dem

Ofen wachte, aus welchem sein Perseus hervorgehen sollte, und ich frug mich plötzlich: Im Namen der himmlischen Mächte, ist denn ein so grosser Unterschied zwischen einem Laibe Brot und einer Statue des Perseus, wenn Eines wie das Andere die Pflicht bedeutet? Der feste Wille Cellini's, seine Energie, seine Geduld, seine Genialität, dies sind die wahrhaft bewundernswerthen Dinge, von denen die Statue des Perseus nur der zufällige Ausdruck ist. Wenn er ein Weib gewesen wäre, zu Craigenputtock lebend mit einem dyspeptischen Gemahl, 16 Meilen entfernt von einem Bäcker, und dieser noch dazu schlecht, so würden alle diese Eigenschaften ihren Ausdruck gefunden haben in der Bereitung eines guten Laib Brotes. — Ich kann nicht sagen, welchen Trost diese Idee über mein Leben verbreitete in den Jahren, in welchen wir in dieser Wildniss lebten, wo von drei meiner unmittelbaren Vorgängerinnen zwei verrückt und eine zur Säuferin geworden war.“

Wenn diese Worte den echt stoischen Charakter der verständnissvollen Schülerin ihres Gemahls bekunden, so sollten ihre späteren Geständnisse uns auch den Schmerz der Zurücksetzung einer liebenden Gattin kennen lehren.

Mit Rousseau, dessen Werke ihn damals beschäftigten, hatte Carlyle die Neigung zur Einsamkeit und Unabhängigkeit sowie die Vorliebe für das naturgemässe Leben, die einfachen Sitten des Landmannes und die Gottesfurcht gemeinsam. Auch die durch körperliche Uebel bewirkte Verstimmung war bei Beiden zu beklagen. Wenn aber der Kritiker in der *Revue des deux mondes* den Unterschied zwischen Beiden darin finden will, dass bei Rousseau die Heftigkeit in den Gefühlen, bei Carlyle nur in den Worten lag — als suchte dieser durch lebhaften Ausdruck den Mangel an wirklichem Gefühl zu verdecken — so stimmt dieses Urtheil in keiner Weise mit dem Charakter der beiden Männer, wie er sich aus ihrem litterarischen Wirken und dem persönlichen Verkehre mit ihren Zeitgenossen erkennen lässt, überein. Bei dieser Vergleichung muss insbesondere ein Hauptzug in Betracht kommen, welcher Carlyle eigen war. Es ist sein auf die realen Bedürfnisse insbesondere des zurückgesetzten Theils der Menschheit gerichtetes Reformbestreben. Die abgelebten Formen brechen und seinen Tag verstehen, darin gipfelte seine durchaus praktische Philosophie, denn Carlyle war ein Mann, der seine Wurzeln in der Vergangenheit, die Gegenwart im Auge hatte.

Wenn demnach Carlyle in seinen *Reminiscences* die angeborne Weichheit seines Fühlens beklagt, die er unwillkürlich durch die Heftigkeit der Aeusserungen zu ergänzen suche, so beweist dies nur, dass er im Hinblick auf das hohe Ziel, das er sich gesetzt, noch lange nicht mit dem Geleisteten zufrieden und immer bemüht war, die Eindringlichkeit seiner Darstellung mit dem Grade der Erregtheit seines Gefühls in Einklang zu bringen, ähnlich, wie Seneca seine Sprache zum Pathos erhob, um seine stumpfen, in Sinnenslust versunkenen Zeitgenossen zu rühren und für die stoische Weisheit zu gewinnen.

Im Jahre 1839 zog Carlyle nach London und miethete dort ein altes Haus in der Vorstadt Chelsea um 30 L. St., wo er noch 40 Jahre, die ruhmvollsten aber auch die unruhigsten seines Lebens, zubrachte.

Um sich vor den Störungen des Strassenlärms zu schützen, die seine stark zerrütteten Nerven nicht vertrugen, umgab er die Stube im oberen Stocke mit doppelten Mauern und seine *goody* (wie er seine Frau nannte) wusste durch Geld und gute Worte jedes Geräusch von Seite der Nachbarn zu verhüten. Hier hatten sie anfangs nicht genug, ihren Hunger zu stillen. Ihr Einkommen reichte nicht aus, um Speck und Hafermehl zu kaufen, wovon sie als frugale Schotten mitten im prassenden London lebten. Die Feinschmecker würden staunen — bemerkt Carlyle in seinen *Reminiscences* — wenn sie die Bestandtheile der von seiner *goody* bereiteten Mahlzeit kennen würden, das *menu d'une femme incomprise*, wie er sich ausdrückt. —

Immer weiter drang der Ruf des „Weisen von Chelsea“ aus der Gelehrtenwelt in die Kreise des britischen Volkes. Die Starrheit, mit welcher es an Ueberlieferungen hing, hat ihm nie seine Empfänglichkeit und Verehrung für alle grossen, der Menschheit Wohl und Weh berührenden Ideen geraubt. Gute Bücher bleiben dort nicht in der Verborgenheit begraben, sie werden gekauft, und was noch besser, eifrig gelesen. Das Volk lernte aus den Werken Carlyle's seinen unerschrockenen Fürsprecher vor dem Forum der Menschheit, den warmen Patrioten und hellsehenden Berater erkennen. Die Auszeichnungen, die ihm von oben zu theil wurden — seine Wahl zum Rector der Universität zu Edinburg, der Besuch der Kaiserin von Deutschland, die ihm den Gruss ihres erhabenen Gemahls brachte, der preuss. Orden *pour le mérite*, den er angenommen, obgleich er den englischen Bathorden ausgeschlagen, die Huldigungen von berühmten Persönlichkeiten aus allen Theilen der Welt — bekunden nur die Höhe seines litterarischen Ruhms; die Bewegung aber, die seine Ideen in der britischen Jugend und in den breiten Schichten des gebildeten arbeitenden Volkes hervorgerufen, stämpeln ihn, trotz seiner Abneigung gegen Demokratie, zu einem Volksmanne im edelsten Sinne des Wortes. Leider scheint sich der Ruhm selten mit ruhigem Glücke und innerem Seelenfrieden vereinbaren zu können. Seine *goody*, sein Ideal der Werkthätigkeit und Pflichterfüllung, sah sich jetzt mehr wie je vernachlässigt und vergessen. Während Carlyle Tag für Tag in dem Salon einer vornehmen Lady seine Erholung suchte, hatte er für seine arme Frau höchstens eine halbe Stunde frei. Der Vergangenheit, die Trauriges genug für sie enthielt, schloss sich die Gegenwart als eine neue Quelle der Bitterkeit an.

Für beide Theile breitete sich ein grosser Schatten über den Rest der gemeinsam verlebten Jahre aus. Das Tagebuch der Mrs. Carlyle (*Letters and memorials of Jane Welch Carlyle*) gibt hierüber erschütternden Aufschluss. „Ich bin dahin gekommen, sagt sie, den Schlaf als das grösste Glück anzusehen, und um diesen zu erlangen, muss ich Opium nehmen.

O! wenn wir in den Sphären geblieben wären, denen wir angehörten, um wie viel besser wäre dies für uns in jeder Beziehung gewesen!“. — Nach dem Tode seiner Frau, die er noch 15 Jahre überlebte, sah er klar, was er an ihr verbrochen hatte. Er konnte ihr keine bessere Sühnung weihen, als indem er ihre Briefe und Tagebücher, die ihm die Augen öffneten und ihn so schwer anklagen, seinem Freunde Froude zur Veröffentlichung übergab und daran Aufklärungen knüpfte, die sein Unrecht ohne Schonung und Rückhalt darlegten, ein Akt der Selbstverleugnung, der nur von einem grossen aufrichtigen Herzen ausgehen kann. Was er für die Verstorbene fühlte, hat er mit folgenden Worten auf ihren Grabstein eingegraben: „In ihrem hehren Lebenswandel hatte sie mehr Sorgen als gewöhnlich sind, aber auch eine Unbezwingbarkeit, eine geistige Sehkraft und eine Grossmuth, welche selten zu finden sind. 40 Jahre war sie die treue und liebende Gefährtin ihres Gemahls. Durch Wort und That unterstützte sie ihn, ohne zu ermüden und wie Niemand Anderer es zu thun im Stande war, in allem Verdienstvollen, was er that und anstrebte. Sie starb zu London am 21. April 1866, plötzlich ihm entrissen, und mit ihr war das Licht seines Lebens erloschen.“ — Noch lange nachher pflegte Carlyle, wie uns Froude erzählt, wenn er eine Stelle auf seinen Spaziergängen erreichte, wo sie zuletzt in ihrem Leben gesehen wurde, sein weisses Haupt zu entblößen in Wind und Regen, seine Miene von tiefem Grame verzerrt. Sein grossmüthiges Herz konnte unbewusst wohl Andere kränken, aber, wenn er seinen Irrthum einsah, war er es, der mehr darunter litt, als der Verletzte. Er errichtete der Verstorbenen einen Altar nicht nur in seinem Herzen, sondern auch im Angesichte der Welt und fand seine beredtesten Laute, um den verborgenen Heroismus dieses Herzens voll zitternder Liebe zu erzählen. Er hatte nur eine Entschuldigung, und diese lag in der gänzlichen Unkenntniss seiner Härte und ihrer Folgen.

Die *Revue des deux mondes* (v. J. 1884), die es dem schottischen Philosophen nicht verzeihen kann, dass er „Deutschland entdeckt“ und in einer Schrift über den Krieg v. J. 1870 für Deutschland Partei genommen, begleitet den ausführlichen Bericht über diese traurige Periode der häuslichen Entfremdung mit folgenden gehässigen, jedem Kenner Carlyle's als Blasphemie erscheinenden Worten: „In der That, Carlyle lebte von der Wirklichkeit getrennt, und wenn man seine Werke und die Philosophie, die ihnen zu Grunde liegt, betrachtet, so muss man erkennen, dass die Welt der Ideen, in die er sich geflüchtet, entfremdend und verhärtend wirkte. Kein Gemüth, keine Sympathie, dies ist der Eindruck, den seine Bücher im Lesen hervorbringen. Er konnte die Worte des Terenz umgekehrt auf sich anwenden: *Ich bin Mensch und Alles, was menschlich ist, ist mir fremd.*“

Nie ist eine Anklage auf seichterer Grundlage und mit weniger Rücksicht auf Geltendmachung der Wahrheit erhoben worden, als diese. Wer

die mit Niederkämpfung von Sorge und quälegendem Missgeschick — man kann sagen — mit Opferung seines Herzblutes geschaffenen Werke Carlyle's, in welchen seine hochherzigen Bestrebungen für Förderung der echten Menschlichkeit ihren freudigsten Ausdruck finden, mit Unbefangenheit liest, den kann nur das Gefühl der Ehrfurcht für den Charakter eines Mannes erfüllen, der in der gewissenhaften Erfüllung des Schriftstellerberufes die Aufgabe seines Lebens erkannte. Derjenige aber, welchen dieses Wirken kalt lässt, lese den Briefwechsel Carlyle's mit Emerson (*The correspondence of Th. Carlyle and Ralph Waldo Emerson 1834—1872. In 2 vols*), in welchem sich die Freundschaftsgefühle dieser beiden Männer in einer von gegenseitiger Achtung getragenen Zärtlichkeit, in einer alles Aehnliche in der europäischen Litteratur übertreffenden Weise enthüllen. Emerson bewunderte in Carlyle die Aufrichtigkeit und moralische Kraft, die ohne Wanken und ohne Unterlass auf Seite der Menschlichkeit und Gerechtigkeit kämpfte. Jeder Satz in diesen Briefen ist gleich einem Fenster, durch welches man direkt in die Seele des Schreibers blickt und den wohlthätigen Zauber eines azurnen Himmels in sich aufnimmt. Es wäre zu wünschen, der vor-eingenommene Kritiker der *Revue des deux mondes*, welcher dem schottischen Weisen alle Menschlichkeit, Gemüth und Sympathie abspricht, möchte sich bekannt machen mit diesen Ergüssen einer warmen und ehrlichen Freundschaft, die sich 40 Jahre unverändert erhielt und nur mit dem Tode endigte. Schamröthe müsste beim Lesen sein Gesicht bedecken über das an einem Manne begangene Unrecht, der durch die moralische Wirkung seiner Mission zwei Generationen hochstrebender und edel denkender Männer gestützt und gefördert hat.

Wie ganz verschieden von der französischen Kritik von heute und mit der Wahrheit im Einklange lautet das Urtheil, das Emile Montegue in der *Revue des deux mondes* v. J. 1852 über den Werth Carlyle's als Menschen fällt: „Seine rauen Aussprüche und Anatheme athmen eine Zärtlichkeit und Sympathie für die Nächsten, viel wärmer, als sie je ein anderer gleichzeitiger Denker gefühlt hat. Niemand hat, wie er, den Bedürfnissen der Zeit nachgeforscht, Niemand ist, wie er, seinen Zeitgenossen Schritt auf Schritt gefolgt, indem er sie warnte, hier vor einem Sumpfe, dort vor einem Abgrunde oder gefährlichen Irrpfade. Dieses Amt eines Wächters am Leuchthurme des Lebens, die Gewissen der Menschen gleichzeitig erinnernd an die Ewigkeit, welche still steht, und an die Zeit, die entflieht: Niemand hat es mit solchem Ernste, solchem Eifer und solcher Liebe für seine Nächsten erfüllt, wie er; dabei war er grossmüthig gegen jedes Unglück, betreffe es nun einen König oder einen Bettler. Jedem half er nach seinen Kräften, frei von aller Sentimentalität.“

Noch über das Grab hinaus bezeugt er seine Sorge für das Gemeinwohl in seiner testamentarischen Verfügung, durch welche er der Universität in Edinburg das Landgut Craigenputtock zu dem Zwecke vermacht, um fünf

Stipendien auf den Namen seiner Frau für solche Studenten zu gründen, welche sich tüchtig in der Mathematik erweisen, und weitere fünf Stipendien für ausgezeichneten Fortgang in klassischen Studien, wobei *inter pares* Jene den Vorzug haben sollen, welche die wenigsten Empfehlungen und Freunde haben. „Und so möge — schliesst das Dokument — doch aus dieser armseligen Anordnung eines Vermächtnisses eine kleine Spur von Hilfe für die frische junge Seele entspringen, die da nach dem Höchsten ringt. Möge es auf ewig, wenn das angeht, wie ein Bächlein reines Wassers vom schottischen Felsen herab in ein kleines Becken an der Wegseite herabträufeln für die Durstigen, welche der Strasse ziehen, und denen es in Wirklichkeit gehört. Amen.“

Nachdem sein Ruhm im letzten Dezennium eine seltene Höhe erreicht hatte, erfuhr er nach dem am 5. Februar 1881 erfolgten Tode Carlyle's leidenschaftliche Angriffe von Seite derjenigen litterarischen Persönlichkeiten, die in den von Froude veröffentlichten *Reminiscences* von Seite Carlyle's eine scharfe Beurtheilung erfahren hatten. Doch kehrte sich das Volk nicht an diesen Rückschlag in den litterarischen Kreisen. In vielen Städten entstanden Clubs, die den Namen Carlyle's trugen; man errichtete Spielplätze für Kinder, denen er so oft das Wort geredet, und es wurden Sammlungen für eine Bildsäule in der Universität zu London, sowie für eine Carlyle-Stiftung zur Förderung des Studiums der Geschichte und der deutschen Sprache in Edinburg veranstaltet. Ein ehrenvolleres und zugleich gewichtigeres Zeugniß zu Gunsten des Geschmähten konnte jedoch nicht ausgestellt werden, als es der grosse Naturforscher John Tyndall in einem Briefe an die *Times* v. 6. Mai 1881 gethan hat. Nachdem er den aussergewöhnlichen Scharfsinn Carlyle's für physikalische Probleme hervorgehoben, der demjenigen Goethe's gleichkam, sagt er über seinen Charakter:

„Carlyle war ein Mann der zähen Wirklichkeit; aber er war ein Gentleman — voll von Würde und Zartheit im Denken und Fühlen. — — Mir, der ich die Tiefe und Zartheit kenne, die Carlyle's Herz erfüllten, möcht' es beinahe wie ein Gemeinplatz erscheinen, die Fälle anzuführen, die zum Beweise dienen können. — — — „Gebt Euer Leben wie ein echter König“ hatte er vor 38 Jahren die Reformer ermahnt. So hat Carlyle sein eigenes Leben seinem Lande gegeben und der Menschheit. England mag das einen Augenblick vergessen, aber es wird sich einen dieser Tage daran erinnern.“

II.

Wenn man eine Erklärung über die Bedeutung geben wollte, die Carlyle nicht nur für das Land, das ihn unter dem Namen des „Weisen von Chelsea“ verehrte, sondern auch für die gesamte Kulturentwicklung der Menschheit erlangt hat, so lässt sich diese nicht dadurch erschöpfen, dass man auf den Ruhm hinweist, den er als Historiker, Belletrist oder

Kritiker erworben hat. Obwohl seine Schriften sich durch gewissenhafte Forschung und einen weiten Gesichtskreis auszeichnen, können sie doch nicht das Verdienst in Anspruch nehmen, der Wissenschaft oder Kunst etwa durch Aufstellung eines grossartigen „Systems“ oder Schaffung eines „klassischen“ Meisterwerkes neue Bahnen eröffnet zu haben. Sein Wirken lässt sich überhaupt nicht in den Rahmen eines Fachgelehrten, Künstlers oder Litteraten drängen. Was sein Wesen charakterisirt und sein geistiges Schaffen zu einem so tief Eingreifenden und das ganze Leben Umfassenden gestaltet, ist die über die enge Gegenwart hinausblickende, zugleich aber die Bedürfnisse des Tages im Auge behaltende Divinationsgabe und jene flammende Sprache, die aus einem von Liebe für die Menschheit geschwellten Herzen strömt und mit unverwandtem, heiligem Ernste für die Religion der Wahrhaftigkeit und das Ritterthum der Arbeit kämpft. Der feste Glaube, dass ihm der Beruf zu Theil geworden sei, der verkommenen Menschheit die Botschaft von ihrem drohenden Untergange und der Möglichkeit der Wiedergeburt zu verkünden, füllte seine Verheissungen mit dem Geiste der Propheten des alten Testaments. Ein schottischer Geistlicher Reverend John Wilson feiert ihn demgemäss als den *Iconoclast of modern shams* (Zertreter moderner Wahn- und Truggebilde).

In welchem Sinne Carlyle selbst den Beruf des Schriftstellers auffasst, bezeugen seine Worte: „Wer ein Buch schreibt, ist der nicht ein Prediger? ein Mann, der nicht in dieser Pfarrei predigt oder in jener, an diesem Tage oder an jenem, sondern allen Menschen, immerdar, allerwärts?“

Sein Idealismus schwebt nicht in den Wolken, sondern wurzelt in einer auf ein höheres Ganze gerichteten Werkthätigkeit. Das Handeln, das er im Auge hatte, sollte dahin zielen, dass unsere Nachkommen die Welt doch um etwas besser finden, als sie war, und besser darum, weil wir darin gelebt.

Work and despair not — eine freie Uebersetzung von Goethe's „Wir heissen Euch hoffen“ — war sein Heilmittel gegen alle Uebel der Welt. Sein unausgesetzter Vernichtungskampf gegen alle Scheinidole und Charlatane, gegen jede Art von Lügenhaftigkeit und Niedrigkeit gab seinem Predigerberufe einen kriegerischen Charakter, der das Bewusstsein und die Pflicht eines Soldaten in ihm erweckte. Er konnte das Blut jener Eisenmänner aus der Puritanerzeit, das in seinen Adern rollte (mütterlicherseits stammte er von J. Knox) nicht verleugnen, jener Helden, die mit dem Schwerte und der Bibel, ausserhalb gegen feindliche Heere, innerhalb gegen die Macht des Satans, siegreich fochten. Dieses Pflichtgefühl eines Soldaten verlieh ihm einen Grad der Stärke und Begeisterung, den alle Anstrengungen der Kunst und des Studiums nicht zu Stande gebracht hätten.

Vor Allem hielt er es zur Herstellung der sozialen Ordnung, welche nicht Unterdrückung bedeutet, für nöthig, dass die Könnenden, die Kundigen, an die Spitze treten, und das Volk grossen Männern

folge (Mahomet, Luther, Knox, Cromwell, Goethe u. s. w.), eingedenk der Goethe'schen Worte: „Wenn ihr nicht mit der Bewunderung anfangt, werdet ihr nie in das innere Heiligthum eindringen“. Weder die Demokratie, noch der hoch und wohlgeborene Pöbel wird dieses Werk der Rettung ausführen können. Seine Verehrung der Kraft und des Erfolges war die Wirkung der Reaktion gegen die heuchlerischen Kunststücke der Machthaber, seien diese nun Könige, Parlamente, Demokratenführer oder Priester. Es ist eine arge Verkennung oder Entstellung der Wahrheit, wenn man Carlyle vorwirft, dass er die rohe Gewalt als die Quelle des Rechts vergöttert habe. Er erkannte so gut, wie irgend Jemand, durch welche entsetzliche Kluft Macht und Recht oft von einander getrennt liegen; aber durchdrungen von dem Glauben an die sittliche Idee sah er in deren Siege das nothwendige Ergebniss der Entwicklung im Leben und in der Geschichte. Worte, wie die folgenden, mögen dies bezeugen: „Es ist immer das Herz, welches sieht, ehe der Kopf sehen kann: lasst uns dieses wissen und daher wissen, dass das Gute allein unsterblich und siegreich ist, dass Hoffnung sicher und zuverlässig ist in allen Gestaltungen dieses Ortes der Hoffnung. Gewandtheit, Spitzfindigkeit, Advokatenlist ist eine Art von Ding, das sich für Talent hält und oft dafür gehalten wird; aber das ist glücklicherweise ein Irrthum. Erfolg wird ihm zwar zu Theil, was es Erfolg nennt, und muss ihm sogar nothwendig zu Theil werden, wo die Ertheiler des Erfolgs von gehöriger Dummheit sind. Menschen von gehöriger Dummheit werden ihm allerdings sagen: „Du bist Weisheit, herrsche Du“. Worauf es denn herrscht. Aber die Natur antwortet: „Nein, dies dein Herrschen ist nicht meinen Gesetzen gemäss, deine Weisheit war nicht weise genug! Hältst Du mich auch für eine Quacksalberei, für ein Wesen der hergebrachten Uebereinkunft und der Advokatenart? Aus dieser Spreu, die Du da in meinen Schoos säest, obzwar man es vielerseits für Saatkorn hält, werde ich keinen Waizen wachsen lassen — denn es ist Spreu!“ — „Die Sache, für die Du kämpfst, so weit sie wahr ist, nicht weiter, aber auch genau so weit, ist ihres Sieges gewiss. Nur das Falsche darin wird überwunden und vernichtet werden, wie sich's geziemet: aber das Wahre darin gehört zu den Gesetzen der Natur selber, wirkt mit in den ewigen Richtungen des Weltlaufs und kann nimmermehr besiegt werden.“ „Das Gesetz der Thatsache ist, dass Gerechtigkeit geschehen muss und geschehen wird!“ —

Die Aufgabe des Menschen ist, seiner Meinung nach, nicht Gesetze zu machen, Urtheile zu geben, er soll sie nur finden, aussprechen, daher ihm das viele Reden in den Parlamenten und das Gesetzfabrizieren als eine der vielen Thorheiten des modernen Liberalismus erschien. Was man mit dem wohlklingenden Namen: „konstitutionelles System“ bezeichnet, sei nichts anderes als Ueberfirnissen fauler Balken und klaffender Fugen. Die Bibel war ihm das Buch der Bücher, das Buch *Hiob* (und in diesem Punkte

sympathisirte er mit Shelley) eines der grossartigsten Dinge, die der Menschengeist erdacht. Nicht im mitleidslosen Kampfe um das Dasein, sondern im segensreichen Zwange, in der wohlwollenden Staatshilfe für die hilflosen Armen — Hand in Hand gehend mit der geistigen Befreiung und Selbstzucht der Einzelnen — sieht er die Lösung der sozialen Frage. Deshalb trat er für die Negersklaverei ein. Tyrannei für Sklaven jeder Art betrachtete er als eine wundärztliche Operation, deren Schmerz ein wohlfeiler Preis sei für die Rettung aus Anarchie und Isolirung und den Eintausch von Gesundheit und Leben. Alles, was ihn auf dem rechten Weg vorwärts bringt, selbst wenn es sich ihm in der Gestalt von Schlägen offenbarte — ist Freiheit. Alles, was ihn daran hindert — Ströme berausender Getränke — ist Sklaverei.

So verdienstvoll aber Carlyle es hält, den echten Helden Altäre zu bauen, so weit entfernt ist er von blindem Personenkultus. „Die Menschen theilen sich in dieser Welt in Heerden und folgen ihren verschiedenen Leithämmeln. Nun ist es wohl bekannt, dass, wenn der Leithammel durch ein Loch in der Hecke läuft, die übrigen ihm nachstürzen und wäre es auch in bodenlosen Morast“. — Was er von seinen Helden vor Allem verlangt, ist eine werktthätige Gesinnung, die Verwirklichung seines auf Befreiung der Menschheit gerichteten Ideals durch treuliches Forschen und übereinstimmendes Handeln. Als den Fluch der Welt erkennt er die Scheinhelden und Charlatane, die ihr Auge dem Kerne der Dinge verschliessen und das Glück in Scheindingen suchen. „Ihnen ist das Weltall ein grosser und umfangreicher Viehstall und ein Arbeitshaus mit einer ungeheuren Küche und langen Speisetafeln, und nur der ist weise, der einen Platz an diesen finden kann. Alle Wahrheit dieses Weltalls ist ungewiss, nur der Gewinn und Verlust davon, der Pudding und das Lob davon, sind und bleiben dem praktischen Manne sehr sichtbar.“ Jede Ueberzeugung gewinnt erst an Werth und jeder Zweifel löst sich erst durch das Handeln. „Niemand spricht mehr im Ernst“, klagte schon Johnson. Dieser Unredlichkeit der Worte, diesem Mangel an Treu' und Glauben setzt Carlyle die Tugend des Schweigens als Heilmittel gegenüber. „Worte sind nur der Schatten der Handlungen. Lernt erst ehrlich handeln, d. h. die Pflicht, die euch am nächsten liegt, erfüllen, und eure Sprache wird aufhören ein aufdringliches Geräusch zu sein, das nicht einmal dazu dient, die Gedanken zu verbergen, vielmehr nur dazu, sie zu ersticken.“ Wo nichts mehr zu thun ist, soll nichts mehr gesagt werden. Die bekannte Inschrift „Sprechen ist Silber, Schweigen Gold“ kommentirt Carlyle mit den Worten: „Sprechen ist von der Zeit, Schweigen von der Ewigkeit.“ — „Gleich anderen Pflanzen wächst die Jugend nicht, wenn nicht ihre Wurzel dem Auge der Sonne verborgen ist. Lass die Sonne darauf scheinen, ja blicke nur selbst verstohlen darauf, und die Wurzel verwelkt und keine Blume erfreut dich. Wohl konnten die Alten aus der Schweigsamkeit eine Gottheit

machen; denn sie ist die Quelle und der Ozean, worin alles Göttliche, alles Unvergängliche entsteht und endigt.“

Das Einsiedlerleben auf der schottischen Haide brachte eines der originellsten Werke zur Reife: *Sartor resartus* (zusammengeschnedter Schneider). Es fand anfangs, wegen seines an Jean Paul erinnernden wunderlichen Styles, Widerspruch im Publikum. Emerson erkannte das lautere Gold, das hier aufgespeichert lag, besorgte den Nachdruck in Boston und begründete den Ruf dieses Buches, der über Amerika seinen Weg nach England fand. Carlyle hat hier unter dem Bilde der Kleidermoden eine philosophische Kritik der menschlichen Einrichtungen geliefert, wozu ihm das Goethe'sche: „So schaff' ich am sausen den Webstuhl der Zeit und wirke der Gottheit lebendiges Kleid“ die Anregung gegeben hatte. Er legte diese Philosophie dem Professor Teufelsdröckh, einer Art Mephisto, in den Mund, „dessen Erscheinen wie *assa foetida* auf den Puddingmagen Englands wirken soll, um durch plötzliche Abwerfung der alten Nahrungsstoffe den Weg zum Ansatz neuer Geburten zu bahnen“.

Wie ihm die wahre Arbeit die Quelle aller Tugenden, die Blüthe der Humanität und göttliche Arznei ist, so erscheint ihm entgegengesetzt der Müßiggang, die Schwelgerei und der Mammondienst als das Schlimmste und Hoffnungsloseste aller menschlichen Nichtigkeiten. „Es gibt nur ein einziges Ungeheuer und dieses ist der Müßiggänger“. Jene Klasse von Menschen, die keine Pflichten zu erfüllen hat und geschützt von Mühe, Gefahr und Mangel sich auf weichen Polstern streckt und alle seine Arbeiten von Andern verrichten lässt, vergleicht Carlyle mit einem an Abgründen gepflanzten Baume, von dessen Wurzeln alle Erde hinabgebröckelt ist.

„Die Natur erkennt keinen Menschen als den ihren an, der nicht in irgend einer Beziehung ein Märtyrer ist. Darin, dass man wacker für Andere leidet, liegt der Adel, nicht aber darin, dass man träge Andere für sich leiden lässt. Jede edle Krone ist eine Dornenkrone, und wird es stets sein.“

Diese Verehrung für jede der Menschheit zu Gute kommende Arbeit bildet den Ausgangspunkt aller seiner Ueberzeugungen in der Frage der sozialen Reform. — Die heutige Gesellschaft mit ihrer vollständigen Spaltung und Isolirung, wo nicht wechselseitige Hilfe, sondern vielmehr unter dem Mantel angemessener Kriegsgesetze, die man *freie Konkurrenz* nennt, wechselseitige Feindseligkeit herrscht, macht ihm den Eindruck eines überfüllten Wohnhauses, „wo ein Jeder isolirt und ohne Rücksicht auf seinen Nachbarn pakt, was er bekommen kann und „Mein“ ruft, und es Frieden nennt, weil in diesem beutelschneiderischen Handgemenge keine silbernen Messer, sondern nur weit hinterlistigere Waffen angewendet werden können, wo Freundschaft und Gemeinsinn eine unglaubliche Tradition geworden sind, und Euer heiligstes Sakrament eine dampfende Kneipenschüssel ist, wobei der Koch die Stelle des Evangelisten vertritt.“ —

Obgleich vielleicht Niemand mit glühenderen Farben den Kontrast des Elends der Massen mit der Ueppigkeit der Reichen geschildert hat, (siehe in „*Past and Present*“ die Abschnitte: Midas — die irische Witwe), so würde man doch irre gehen, daraus eine Hineigung zu den landläufigen Systemen des Sozialismus zu folgern. Seine Reformidee war vielmehr auf grundsätzliche Aenderung der Sitten und auf die geistige Führerschaft grosser, energischer Männer gegründet.

Er betrachtete es für Thorheit, die Welt oder eine Nation mit „Systemen“ reformiren zu wollen. Die einzige nachhaltige — wenn auch weit langsamere — Reformation dünkt ihn Jene, welche Jeder mit sich selber vornimmt und zu Stande bringt. Die Manie der „Weltrettung“ bezeichnet er als das Ergebniss der windigen Sentimentalität dieses Zeitalters.

In welcher Weise sich Carlyle die Durchführung der Sozialreform dachte, hat er zwar nirgends klar ausgesprochen; aber soweit sich aus seinen kaustischen, von der Länge des Spottes durchtränkten Aeusserungen ein Schluss ziehen lässt, darf man wohl annehmen, dass ihm die Aenderung der gesellschaftlichen Grundlagen nicht ohne den Druck tief eingreifender historischer Ereignisse und schwerer sozialer Bedrängnisse möglich erschien. Aus der grossen Anzahl bezüglichlicher Aussprüche möge folgender aus „*Past and Present*“ hier eine Stelle finden: „Wenn Du fragst, was ist zu thun, um uns aus dem Elende zu retten? so erlaube mir zu antworten: Von Dir vor der Hand fast nichts. Das Einzige, was Du thun kannst, ist, wo möglich aufzuhören, eine solche klingende Schelle von Hörensagen, Egoismen und kurzsichtigem Dilettantismus zu sein, und, wäre es auch nur in unendlich kleinem Maassstabe, ein treulich forschendes Gemüth zu werden. Du sollst in Deinen inneren Menschen hinabsteigen und sehen, ob sich Spuren von einer Seele darin befinden; eher lässt sich nichts thun“. — „Leider giebt es keine Morrisonpille, welche die Menschen verschlucken könnten, um dann, von allem Elend und Leiden befreit, es wieder auf die alte Weise fortzutreiben. Es lässt sich nichts thun, was Euch heilen könnte. Es wird eine radikale allgemeine Aenderung Eurer Diät und Lebensweise stattfinden, eine qualvolle Trennung zwischen Euch und Euren Chimären, Luxusgenüssen und Verkehrtheiten, eine höchst mühsame, beinahe unmögliche Rückkehr zur Natur und ihren Wahrheiten, damit die innern Lebensquellen gleich ewigen Lichtquellen wieder beginnen können, Eure gedunsene, verrottete Existenz zu läutern, die gegenwärtig einem namenlosen Tode entgegengeht! — — Ist aber einmal der Lebensquell in Euch wieder in Fluss gebracht, welche unzählige Dinge, ganze Klassen und Kontinente von Dingen werden dann Jahr nach Jahr, Dekade nach Dekade und Jahrhundert nach Jahrhundert, thunlich sein und gethan werden! Es wird dann hie und da Licht werden in den inneren Herzen der Menschen, um zu er-

kennen, was gerecht, was von Gott befohlen, was geschehen muss, wäre es auch noch so unmöglich!“

Wenn diese Weissagung von der Umkehr zu einer naturgemässen Lebensweise als von einer qualvollen, schier unmöglichen Operation spricht, kann dies nur auf jene Prasser und Feinschmecker Bezug haben, denen die Schmälerung ihres Sinnengenusses als Störung der ewigen Weltordnung erscheint und denen nur die Sprache ihres Bauches vernehmlich ist. In welcher Weise aber Carlyle die für nothwendig erkannte Diätreform auffasste, kann aus seiner Vorliebe für die frugale Lebensweise der schottischen Landleute entnommen werden, an deren Uebung er selbst in Mitten der schwelgerischen Hauptstadt festhielt, wie seine *Reminiscences* bezeugen.

Seine Abneigung gegen alle Systeme hindert ihn jedoch nicht, die Gerechtigkeit mancher sozialistischen Postulate anzuerkennen, wie z. B. der Theilnahme der Arbeiter an dem Gewinne der Arbeit als Konsequenz der Thatsache des gemeinsamen Unternehmens, ferner des Kollektiveigenthums der Menschheit an Grund und Boden, ausgehend von dem, in der modernen Sozialwissenschaft vertretenen Grundsatz, dass die Erde nicht Eigenthum einer Generation, sondern aller vergangenen Geschlechter sei, die sie bearbeitet, aller künftigen, die sie bearbeiten werden.

Die Förderung des Menschenwohles ist ihm der einzige Werthmesser für alle geschichtlichen Ereignisse und Reformbestrebungen. „Wer war ein grösserer Neuerer“, ruft er, „wer war die bedeutendere Persönlichkeit in der Geschichte der Menschheit, der, welcher zuerst Armeen über die Alpen führte und die Siege bei Cuma und Trasimene gewann, oder der namenlose Bauer, der sich zuerst ein Stück Eisen in einen Spaten hämmerte? — Wenn der Eichbaum gefällt wird, halt der ganze Forst davon, aber 100 Eicheln werden geräuchlos von einem unbemerkten Lüftchen gepflanzt“. — So sehr er von der Nothwendigkeit äusserer Formeln und Symbole überzeugt war, wenn diese aus den Dingen selbst freiwillig und unvermeidlich hervorwuchsen, so verächtlich waren sie ihm, wenn sie einem abgestorbenen Organismus angehörten. Deshalb war ihm die Religion die Wiedererweckung des eigenen Ichs, von Innen. „Religion ist keine Morrisonpille von Aussen. Im schlimmsten Falle giebt es wenigstens eine Liturgie, welche stäts untadelhaft bleibt — die des Betens durch Arbeit“.

Carlyle hatte eine puritanische Ader, doch liess sich sein Geist nicht in eine Konfessionsrubrik einzwängen. Allgegenwart und Allwissenheit Gottes standen ihm als Grundsäulen der Weltordnung vor Augen. Gegen Shelley's Atheismus verhielt er sich ablehnend, ebenso gegen die Evolutionstheorie Darwin's und den Skeptizismus des D. Strauss. Nur in einem Punkte sympathisirte er mit den Positivisten: in der Herrschaft der Würdigen, in dem Hange zur geistigen Aristokratie. Seine Stellung zum Materialismus prägt sich in folgenden Worten aus: „Das Sichtbare wird das Bestialische, wofern es nicht auf dem Unsichtbaren beruht. Unzählige

Kämpfe der Metaphysik müssen noch durchgemacht werden (wörterüber ganze Generationen zu Grunde gehen), bis endlich der Transzendentalismus sich herausbildet, als die Euthanasie der gesamten Metaphysik. Der Mensch ist lebendig durch den Glauben; durch Logik kann er höchstens eine Sehnsucht nach dem Leben erlangen.“

In seiner Geschichtschreibung legt Carlyle das Hauptgewicht auf die Charakterzeichnung thatkräftiger Individuen, deren Einfluss er, im Gegensatz zu der statistisch mechanischen Gesetzmässigkeit der von Michelet und Buckle angewendeten Forschungsmethode, zur vollen Geltung bringt. Montégue (*Revue des deux mondes* 1852) sagt von Carlyle's „Geschichte der französischen Revolution“: „Von allen Geschichten der französischen Revolution wird Carlyle's Theorie am längsten leben. Sie ist die tiefste und wurde durch die kommenden Ereignisse glänzend gerechtfertigt, wie ihm auch die Geschichte der letzten Jahre Recht gegeben hat“. Den Eindruck der „Geschichte Cromwell's“ nennt Taine (*L'idéalisme anglais*) „einen ausserordentlichen.“ Seine Erzählung gleicht der eines Augenzeugen. „Wir stehen dem lebendigen Cromwell Auge in Auge gegenüber, und wir finden, dass der Verfasser ebenso aufrichtig als seinem Helden sympathisch ist. Uebrigens sieht Taine in Carlyle „*un animal extraordinaire, débris d'une race perdue, sorte de mastodonte égaré dans un monde, qui n'est point fait pour lui. On se réjouit de cette bonne fortune zoologique et on le dissequé avec une curiosité minutieuse en se disant, qu'on n'en retrouvera peut-être pas un second.*“*)“

Zum Zwecke der Geschichte Friedrich's II. besuchte Carlyle alle Schlachtfelder in Deutschland, und er hatte 2000 Bände über Friedrich in seinem Studierzimmer aufgestellt. — Er nennt sie das armseligste, mühsamste und schwerste Stück Arbeit, das er jemals unternommen, aber unternommen, vollendet er es auch, ob es ihm wohl noch 7 Jahre seines abnehmenden Lebens gekostet, und seine Hand dabei zitternd geworden war.

Von vielen Seiten erfährt der Styl Carlyle's harten Tadel. Viele finden seine Sprache unverständlich, gesucht, geradezu barbarisch. Einige beschuldigen ihn eines peinlichen Haschens nach Effekt und der Nachahmung deutscher Verschrobenheit. Die *Edinburg Review*, bei welcher Carlyle lange Jahre Mitarbeiter war, und die sich nach seinem Tode aus kleinlichen Motiven auf die Seite seiner Feinde geschlagen hatte, nennt Carlyle's Schreibart ein schlechtes Deutsch, das in noch schlechteres Englisch übersetzt sei.

Froude, ein verdienstvoller Geschichtsschreiber, der in den letzten 40 Jahren mit Carlyle in innigster Verbindung stand und durch Veröffent-

*) So viel Geist und Witz auch die Kritik Taine's enthält, so leichtfertig erweist sich doch seine Behauptung: „Carlyle habe nur gewusst, Voltaire zu verläumdern.“ Man vergleiche damit folgende aus verschiedenen Werken gesammelte Aussprüche Carlyle's: „Voltaire hatte einen klaren Sinn für Rechtlichkeit, in der That für alle Tugenden, ein leicht erregbares Gefühl für Schönheit in jeder Form. — Er leistete der Wahrheit Fürsprache und gab dem modernen Aberglauben den Todesstoss. — Er hatte eine unzerstörbare natürliche Gutmüthigkeit. — Voltaire's Verdienste gehören der Natur und ihm selbst an, seine hauptsächlichsten Fehler sind die seiner Zeit und seines Landes.“

lichung sämmtlicher im Nachlasse Carlyle's vorgefundenen Schriften so viel Erbitterung in der litterarischen Welt gegen den Verstorbenen hervorgerufen hatte, vertritt die Meinung, dass der bilderreiche knorrige Styl nicht der Beschäftigung mit Jean Paul entspringe, sondern ein Erbtheil der puritanischen Vorfahren sei. In der That war die durch das elterliche Haus genährte asketische Richtung Carlyle's nicht geeignet, ihm das schöne Ebenmaass der griechischen Form und die Ruhe des Künstlers zu verleihen. Seine Bücher sind die feurigen Ergüsse eines inspirirten Predigers, der von der Wahrheit seiner Ueberzeugung und der Heiligkeit der ihm übertragenen Mission erfüllt, unbekümmert um Ruhm und Vorthail oder das Geheul der gestörten Mammonsdienner, den letzten verlorenen Posten im Kampfe des Geistes gegen den Stoff behauptet. Sein Styl erinnert in den späteren Werken an Michelet und Bogumil Goltz. Der Letztere steht ihm durch seinen Realismus näher, als der übermässig sentimentale Michelet. Doch überragt Carlyle Beide durch die Weite seines Gesichtskreises, die Idealität und Klugheit seiner Weltanschauung. Auch mit Emerson, Jean Paul und Novalis besteht eine unverkennbare Seelenverwandschaft, ohne dass man deshalb zur Annahme gedrängt wäre, dass sein Styl sich nach ihrem Muster gebildet habe.

Carlyle hat 53 Jahre (von 1823 bis 1876) litterarisch gewirkt und in diesem Zeitraum 65 Abhandlungen, ethischen, historischen und sozialen Inhaltes, in 36 Bänden veröffentlicht. Jede dieser Schriften ist ein Streich gegen den Götzen des Tages und ein Schritt näher zur geistigen Befreiung der Menschheit. Deutsche Philosophie und deutscher Idealismus vereinigen sich hier mit englischem Realismus und der puritanischen Inspiration des Schotten, und verleihen diesen Werken das Gepräge einer in der Weltlitteratur bisher nicht vorgekommenen Innigkeit und Originalität. Unter den grossen Ideen, welche Carlyle mit zunehmender Klarheit und wunderbarer Konsequenz entwickelt, stehen in erster Reihe: der Heroenkultus, die Identität von Macht und Recht, die Nothwendigkeit eines Ideals und der Symbole, die Berechtigung der französischen Revolution, das Ritterthum der Arbeit, die Aufrichtigkeit, als der erste Charakterzug aller heroischen Menschen, die Theorie des Schweigens. Die Harmonie und Folgerichtigkeit dieser leitenden Gedanken und der tiefe sittliche Ernst, der sich in seinen Werken spiegelt, können nicht das Erzeugniss von Nachahmung oder mechanisch zusammengefügtter Redensarten sein. Sie sind vielmehr die Kennzeichen einer spontan wirkenden Divinationsgabe und einer gewaltigen Naturkraft. —

Sucht man einen Gesamteindruck der Werke Carlyle's zu gewinnen, so kann von ihnen das gelten, was Carlyle von Goethe sagt:

„Wenn man uns fragt, was der Hauptzug seiner Schriften sei, würden wir sagen: nicht Kenntniss, sondern Weisheit.“ —

Phantasie.

1.

Wer die Welt dort aussen mit dem ernstesten Blicke betrachtet, den er den Lehren der grössten Menschen verdankt, ein Solcher wird sich zunächst gedungen fühlen, vor dem Treiben in der Welt zu schaudern und sich gänzlich zurück zu ziehen in die geistige Gesellschaft jener Grössten. Ward aber nicht nur sein Intellekt belehrt, sondern auch das Moralische seines Wesens, also sein Wesen selbst durch den Verkehr mit den Edeln zu freieren Blicken erleuchtet: dann erkennt er innerhalb der Welt alle ehrlichen Regungen des Guten und Wahren in mancherlei trugvollem Ringen wieder, und er wird sich der Pflicht bewusst, nach seinem besten Vermögen an der Förderung und Klärung dieser Regungen theilzunehmen. Nur wird er sich nicht mehr darüber täuschen, als liesse sich ein wahrer Fortschritt in Folge nur äusserlicher Erleichterungen oder Kräftigungen erwarten; sondern er weiss es zweifellos, dass ernstlich nichts Heilsames erreicht werden könne, ohne eine Stärkung und Bereicherung der inneren Kräfte.

Diese Arbeit ist viel schwerer; denn nach äusserlichen Mitteln greift wohl auch schon die Neugier leicht, für die innerlichen muss erst das Innere der Menschen selber durch alle Hüllen und Schichten ihrer Lebenssphären hindurch erreicht und berührt worden sein. Davor scheut sich Niemand mehr als der Mensch unter Menschen. Sein inneres Wesen, das ihn mit Allen verbände, wenn Alle dessen bewusst würden, trennt ihn in seinen bedeutungsvollsten Lebensmomenten von Allen auf das Schroffste. Dies empfindet er z. B. tief und schmerzlich, wenn er als Einzelner sein Wesen nur einmal wahrhaft leiden lässt, während alle Anderen ihre Leiden nicht weiter dringen lassen als auf die Haut, oder gar nur auf das Leder ihres Beutels. Ein Mensch, der auf sein Menschliches wirken lässt, erscheint als ein Fremdling unter den Menschen. Man versteht seine Sprache, die Art seines Leidens nicht. Es wird aber immer zunächst ein Leiden sein, was durch den Versuch, auf das Innere eines Menschen zu dringen, in diesem erregt würde. Er empfindet dann mit einem Male, dass sein äusseres Leben nicht viel Besseres als eine Lüge sei; dass er in Wahrheit ein ganz anderes Leben leben müsse, wenn er Mensch sein wolle, und nicht etwa nur — „Zeitgenosse“. Das schmerzt; und jede Berührung mit den Mitmenschen und Zeitgenossen bereitet der also geöffneten Seele des Einzelnen die Pein unzähliger Nadelstiche.

Allein der Glaube an das Grosse und Wahre hat für eine Vermittelung gesorgt, indem er durch seine glänzendsten Werke sich an das allgemein menschliche Vermögen der Phantasie gewandt hat. Hiermit ist die Möglichkeit eröffnet, dass die Menschen sich auch in ihrer Freude ver-

stehen, und dass diese Freude selbst ein Ausdruck der inneren Wahrhaftigkeit ihres Wesens sei. Dies ist die Wirkung der grossen Kunst. Auch sie vermag das Wesen der Menschen zu treffen, und der Getroffene schreit nicht auf im Schmerze seiner Vereinsamung als Leidender, sondern er jauchzt in der Wonne seiner Gemeinschaft mit den Freudigen. Nichtswürdiger ist keine Arbeit des Bösen in dieser Welt als die Vergiftung und Verderbung der menschlichen Phantasie, die Störung und Zerstörung des gemeinsamen Verständigungsmittels der Menschen im Verkehr mit dem Grossen und Wahren. Mephistopheles als Phorkyas kann „im Höllenspfuhl die Teufel selbst erschrecken“.

Man beachte die Symbolik in Goethe's „Helena“! Die Bilder des Idealismus als einen leeren Schein und Trug ironisch zerstioben lassen, und dann sich riesengross im Proscenium aufrichtend von den lügenerisch angeeigneten Kothurnen herunter steigen und sich als Mephistopheles demaskirt zeigen, um — „insofern es nöthig wäre“ — im Epilog das Stück zu kommentiren — das ist rechte Teufelsart! Des Kommentares dazu bedürfen wir auch gar nicht mehr. Wir kennen die feindlichen Mächte, die einerseits sich selber in die Hässlichkeit der Phorkyaden kleiden, um den Geschmack am Edelen und Reinen zu verderben, andererseits, da sie die „Talente nicht verleihen können“, den Leihhandel mit den abgelegten Kleidern der zerstobenen Ideale trügerisch fortbetreiben. Ihr Ziel und Zweck ist die Beseitigung jener Gefahren, welche dem Bösen und Schlechten noch immer drohen in der Kraft der Phantasie, wenn diese fähig bleibt, die Begeisterung für das Grosse und Wahre zu vermitteln, wie dort dem Faust, da er das weite Meer von seinem Wolkenflug erblickte.

Mephistopheles hatte hier zu wenig in Rechnung gestellt, was deutsche Phantasie vermag, auch wenn alle antiken Ideale zerstoben sind. Da bildet sich vor Faustens Auge aus den Nebeln der hellenischen Mythenwelt die zarte Lichtgestalt der deutschen Jugendliebe („Auroren's Liebe“). Er blickt in das Morgenroth seines Lebens: „den schnell empfundenen, ersten, kaum verstand'nen Blick, der, festgehalten, überglänzte jeden Schatz“. „Wie Seelenschönheit steigert sich die holde Form, löst sich nicht auf, erhebt sich in den Aether hin, und zieht das Beste meines Innern mit sich fort“. Wir wollen nicht vergessen, was uns heute vor diesem Faust des greisen Dichters voraus vergönnt ist! Das Beste unseres Innern braucht nicht mehr in Aether fortzuziehen; denn das Bild der deutschen Jugendliebe ist uns nun gefesselt worden in dem lebendigen Dasein einer deutschen Kunst. Das Morgenroth unserer mythischen Phantasie strahlt im Aether der Musik, und indem es bei uns weilt, erhebt es uns, seelisch, zur Möglichkeit der Selbstwiedergewinnung deutschen Wesens. Faust's Arbeit „auf freiem Grund mit freiem Volk zu steh'n“ blieb noch durchtränkt vom Geiste satanischer Magie, davon nur göttliche Gnade erlösen konnte. Ihm war die „Jugendliebe“ auf Erden entrückt geblieben. Wir aber halten sie

fest mit der Kraft neu erweckter und gestärkter Phantasie. Wenn uns das Kunstwerk durch das Mittel der Phantasie die ästhetische Erkenntniss des Grossen und Wahren lebendig erhält, lebendig zur Verwerthung als moralische Kraft: so werden wir auch ohne mephistophelische Hilfe das Meer des Verderbens zurückdrängen und den Kulturgrund schaffen helfen für ein Volk der Zukunft.

Aber wir müssen sie rein und frei erhalten, unsere deutsche Phantasie. Wir dürfen dem Teufel nicht den kleinsten Finger geben, damit er mit hinein schlüpfen könne in jenes Asyl, wo sich die Heilkraft dieser Phantasie in ihrer Reinheit und Vollkraft noch pflegen lässt. Als Enthusiasmus zeugende Macht des Deutschen und Rein-Menschlichen wirkt die Phantasie auf die Phantasie im grossen Kunstwerk. Wohl gilt es nicht nur der Flucht in das Asyl dieser Kunst; es handelt sich auch um ein Wirken in die Weite. Soll dies ernstlich sein, so darf es aber nur vom engsten Kreise aus, Seele auf Seele innerlich erfassend, leise und langsam beginnen. So geht auch die Arbeit für die deutsche Phantasie, von unserem Asyle des vollendeten Kunstwerkes aus, nur in gemessenen Schritten voran. Aber sie wird immer das Nothwendige im Auge behalten, dass die Phantasie unserer Mitmenschen von frühe, ja von Kindheit an, nach dem freien Vorbilde der grossen Kunst fort und fort befruchtet werde mit Bildern, Idealen, Symbolen von der echten Art aus deutschem Wesen. So gewinnen wir eine eigenthümliche Sprache zur Verständigung über unsere Weltanschauung, über unsern Glauben, ohne dass unser Glaube identifizirt würde mit dieser Sprache, welche nur Mittel, aber nicht Wesen der deutschen Seele ist.

Das Mittel „Phantasie“ verstehen wir als Bildungsmittel. Aeussert sich diese Bildung in Bildungen und Bildern, in künstlerischen Leistungen, so ist damit doch nicht der Schatz erschöpft, dessen Hebung unsere Kultur der Arbeit der Phantasie verdanken kann. Ohne lebendige Theilnahme der Phantasie an dem Werke der menschlichen Bildung entartet der Mensch selber leicht zur Maschine. Als lebender Sklave fällt er zum Opfer jedem fremden Elemente, das mit „Begriffen“ über seinen Intellekt dominirt, ohne mehr auf den instinktiven Widerstand einer eigenthümlichen Phantasie zu treffen. Es ist auch eine Aeussderung der Phantasie eines Volksgeistes, wenn er, selbst mit versagendem Intellekte, gegen fremdes Wesen noch instinktiv sich auflehnt, oder zum Mindesten eine Empfindung dafür behält, dass gewisse Naturen nicht zu einander passen. Wie die Uebung der Moral, z. B. des Mitleids, stark beeinflusst wird von der Lebhaftigkeit der Phantasie, so auch führt die Scheidung zwischen Gut und Böse, ja zwischen Edel und Unedel, Echt und Unecht, Arja und Nicht-Arja, auf eine Kraft der Phantasie zurück, welche man die „unbewusste Urtheilskraft“ nennen könnte, und welche dem Volksgeiste eine ganze Philosophie zu ersetzen vermag. Beruht nun jede wahre Bildung auf fundamentalen moralischen

Eigenthümlichkeiten des menschlichen Wesens, so wird man jene hierfür so bedeutende Kraft der Phantasie davon nicht ausschliessen dürfen. Die Phantasie bildet — aber nicht nur Bilder sondern auch Seelen, so wahr sie selber eine Seelenkraft des Menschenwesens ist. —

2.

Hierzu mag uns in einem Zwischenspiele wieder einmal die deutsche Muttersprache, als urweise Wala, ihre unvergleichlich deutliche Erläuterung geben. Wir übersetzen das fremde Wort „Phantasie“ mit „Einbildungskraft“. Dieses Wort drückt sprachlich eine Bildung nach Innen aus, welche ihren Gegensatz in der Ausbildung finden würde. Um eine Ausbildung zu ermöglichen, muss bereits eine Einbildung vorausgegangen sein. Der volle Begriff der Bildung lässt sich damit umschreiben, dass man sagt: das der menschlichen Seele Eingebildete ist auszubilden. Ersteres war das Werk der Phantasie, Letzteres ist die Aufgabe der Wissenschaft. Ueberall finden wir den Grundbegriff des Bildes.

Bild ist ein geheimnisvolles Wort, gleichwie die Bilder dem ursprünglichen Volksgeiste Mysterien bedeuteten. *Biladi* ist die älteste Form des deutschen Lautgebildes. Dies führt auf den Tätigkeitsbegriff des Ladens, d. h. des Einladens. *Biladi* hat also nichts zu thun mit den Mühseligen und „Beladenen“, vielmehr mit dem Herbeiladen und Herzubitten der Gäste zum Hochzeitsmahle. Da stehen wir schon mitten in den „Gleichnissen“ und mögen uns erinnern, dass der erste mit dem Worte Bild verbundene Begriff eben der des Gleichnisses, der bildlichen Rede gewesen ist. Man ladet das Bild herzu, um eine Meinung zu verdeutlichen. Dergestalt wird ein Bei-Spiel gewonnen. Daraus wird alsdann ein Vor-Bild für die Thätigkeit. Solche Vorbilder, geistig erfasst, werden die „Ideale“ der Menschen. In den Idealen aber leben uns die Ideen, die Ur-Bilder, nach denen unser Leben sich gestalten will. Das Eigenschaftswort „ideal“ heisst gewissermassen nichts anderes als „bildlich“. Wenn wir nun auch noch beachten, dass unser Wort „billig“, altddeutsch *billich*, in seiner ursprünglichen Bedeutung von „recht“ und „gut“ nur eine bequemere Lautform ist für das selbe „bildlich“ (bildgemäss, vorbildlich): so hätten wir eigentlich für das vielmissbrauchte Wort „ideal“ ein gar nicht übles deutsches Ab-Bild, Bei-Spiel oder Gleichniss in eben jenem Worte „billich“. Leider bestimmen uns nur zu viele Ideale unserer Tage, bei jenem Worte nicht so sehr an das zu denken, was „recht und billig“ ist, als an das, was von dem Urtheile „billig und schlecht“ getroffen wird. Wir vermeiden daher besser eine solche symbolische Ausdrucksweise. Das Fremdwort „Symbol“ lässt sich übrigens gleichfalls sehr gut in eine Reihe stellen mit dem deutschen „Bild“. Bedeutet es dem Sinne nach ein Sinn-Bild, so heisst es dem Wortlaute nach ein „Zusammentreffen“. Man könnte auch den medialen Begriff

der „Verabredung“, und sonach das Erkennungszeichen darin finden. Das griechische *συνβάλλειν* besagt in der That sowohl „zusammenbringen“, „verbinden“ als auch „zusammenkommen“, „übereinkommen“; und *συνβολή* nimmt sogar die Bedeutung einer Beisteuer zum Mahle und endlich des Mahles selber an. Auf den Begriff des Bildes angewandt, liefert uns also das griechische Wort zur deutschen „Beilade“ das ergänzende Gegenspiel: die „Hinzukunft“, zum Wirth den Gast — um „im Bilde“ zu bleiben. —

Symbolische Auffassung der Dinge ist die Art der Phantasie. Steht sie mythenbildend am Anfange der menschlichen Bildung vor aller Wissenschaftlichkeit, so schliesst sie auch die Arbeit der Wissenschaften ab: in dem zusammenfassenden Bilde des Kulturbewusstseins als Kunst. So wäre diese symbolisirende Thätigkeit der Einbildung zunächst der Beginn jeder „Ausbildung“ selber: die Ausbildung des Menscheingesistes zur Weiterfassung ausser der reinen Wissenschaftlichkeit. Das darf uns jedoch nicht verleiten, bei der weiteren wissenschaftlichen Ausbildung die Phantasie als überflüssig, als abgelöst zu erachten. Nicht etwa bleibt sie als Seelenvermögen nur noch Objekt der psychologischen Wissenschaft, welche sie obendrein niemals völlig in Begriffe umsetzen und auf Regeln zurückführen wird. Die Phantasie und ihre Symbolik sind selber fortdauernd als Mittel der wissenschaftlichen Bildung in nothwendiger Mitthätigkeit. Haben wir doch schon in den mathematischen Urbegriffen und Grundformen, in den Zahlen und Figuren, nichts anders als Symbole, Sinnbilder und Gleichnisse, oder philosophisch gesprochen: Abbilder von „Ideen“. Nannte Schopenhauer mit Kühnheit die Naturkräfte selber Ideen, so mögen wir uns wohl erlauben, in den physikalischen Kräften und chemischen Elementen zum Mindesten gewisse, wissenschaftlich angewandte Begriffsformen — Symbole — zu sehen, welche ihr Dasein verdanken einer „Uebereinkunft“ über das Mysterium der „Ideen“ in der Natur, der Urformen des Seins. Noch viel bestimmter prägt sich der Charakter der Symbole in den Sprachwurzeln aus, welche thatsächlich, d. h. als selbständige Realitäten, gar nicht vorhanden sind, sondern immanente Wahrheiten, also Ideen, bedeuten, die nur durch die Phantasie in die Wissenschaft eingeführt werden konnten. Ist doch die Sprache selber wesentlich ein Werk der Phantasie; also wird ihre Wissenschaft schwerlich ohne Phantasie auskommen. Ja, endlich ist aber auch die ganze geschichtliche Wissenschaft auf die Symbole angewiesen, welche sich aus dem Gewirre der dem Zufall anheimgegebenen Einzelthatsachen der Vergangenheit als bleibende Wahrheiten des Volkseingesistes losgelöst haben und eigentlich die wahrhaftig überlieferte Gestalt der Geschichte bilden. Der Geist einer Zeit wird auch wissenschaftlich aus dem erkannt, was ihm Symbol geworden ist. In grossen symbolischen Gestalten zeigen sich der Nachwelt die „Ideen“ der Geschichte. Ohne diese Anhaltspunkte aus einer ewig fortzeugenden Schöpferkraft der Volksphantasie würde die Wissenschaft wie ein unruhiges Gespenst über den

Archiven der allgemeinen Welt- und Zeitlüge flattern und am Staube der überlieferten Zufälligkeit erblinden müssen. Auch die Wissenschaft des Menschlichen kann nicht athmen ohne den Sauerstoff der „Ideen“.

Unsere Mystiker wussten es noch, dass die Ideen — „Bilder“ seien. Diese „Bilder“ deuten wir nun als Ur-Bilder, nicht Ab-Bilder der Erscheinungen, also Bilder, nach denen die Erscheinungen sich zu Gebilden unserer Sinne gestalten, Gleichnisse des Wesens der Dinge, und insofern rechte „Einbildungen“. Dies Wort trifft den doppelten Sinn der inneren Bilder in den Dingen und ihrer Spiegelung in unserem eigenen Innern. Unser Gemüth ist es, worin diese Bilder der Dinge sich spiegeln, und Gestalt gewinnen sie kraft der Phantasie. Der nach diesen Bildern gestaltende Geist ahmt nicht die Bildungen der Aussenwelt nach, sondern gibt den Gebilden seiner Innenwelt die Form und den Glanz der Erscheinung. Mit diesen Einbildungen, die zu den Ausbildungen der Kunst führen, befinden wir uns nicht in dem Bereiche des populären „Wahnes“, der sich Dinge „einbildet“, die nicht sind, sondern vielmehr jenes anderen Wahnes, wovon „Staat und Religion“ lehrt, und der nach H. v. Stein's Erläuterungen in „Sprache und Kultur“ den Athem, das Wehen der Dinge in Bilder fasse, als die schöpferische, d. h. bildnerische Kraft des Menschenwesens. Dies ist die eigentliche, welterfassende „Bildung“. Mag sie ja wohl mitunter zur „Einbildung“ in dem späteren Sinn der „Eitelkeit“ führen, falls sie sich lediglich auf Einbildungen ohne jede Ausbildung beschränkt, so führt dagegen eine Ausbildung nach Art der absoluten Wissenschaftlichkeit, unter Ausschluss der Einbildungskraft, bestenfalls auch nur zu einer solchen Bildung, welche den Namen einer „Verbildung“ verdient. Verbildung aber ist allemal Verflachung. Die Tiefe, wo die Wurzeln der Bildung ruhen, bleibt unberührt. Ein kostbarer Theil des Menschenwesens, dem wir das Höchste verdanken, was es geleistet, wird beseitigt, und von dem sogenannten „Ebenbilde“ der Schöpfermacht selber kann keine Rede mehr sein. Die schlimmste Einbildung ist die der autokratischen Ausbildungskraft. —

3.

Ohne die Vermittelung der Phantasie würde die Aufgabe, eine Wahrheit zu verbreiten, ohne sie zu verflachen, beinahe zur völligen Unmöglichkeit. Damit die Menschen ohne Scheu ihr eigenes Wesen, als den Fruchtboden ihres nothwendigen Kulturwirkens, wiedererkennen, stellt es sich ihnen dar im Bilde der Kunst. Damit diese Kunst einestheils eine zu lebhafter Empfänglichkeit vorbereitete Phantasie finde, anderntheils nicht auf eine im augenblicklichen Genusse verflüchtigte Wirkung beschränkt sei, gilt es das Vermögen der Phantasie selbst zu bilden und ihr die Mittel zuzuführen, aus denen sie sich eine Art von sicherer Häuslichkeit, ein

wirkliches Dasein in unserer Kulturwelt schaffen könne. Diese Mittel werden im Hinblick auf den Zweck nicht andere als solche sein dürfen, welche sowohl in der Welt der grossen Kunst heimisch sind als auch mit den Gedanken des deutschen Geistes vom Anbeginn bis zum heutigen Tage in Beziehung stehen. Sie müssen also Symbole sein, und zwar Symbole des Deutschthums.

Wir haben solche Symbole bereits im germanischen Mythos, auch in den christlichen Evangelien gefunden und beide mit einander in Verbindung gesetzt. Immer ward dadurch auf eine Bereicherung, mindestens auf eine bestimmte Anregung der Phantasie hingearbeitet. Es sollte sich der so arg missbrauchten Phantasie, als einem für unser Kulturwerk so kostbaren Gute, eine eigene lebensvolle Welt von Symbolen aufthun für die manigfaltigste ästhetische Auffassung und Gestaltung der deutschen Weltanschauung, von welcher wir — nicht ohne bedeutende Mithilfe eben der Phantasie — eine Begründung neuer Kultur in deutschen Gemüthern erhoffen. An der Hand der Phantasie sollte das Gemüth sich in eine Heimath eingeführt finden, welche ihr in der grossen Kunst selbst nur erst wie ein entrücktes „Ideal“ vorschwebte. Das derart neu angeregte Gemüth sollte hinwiederum dem Geiste die Richtung weisen, wie für schwierigste, keiner Wissenschaft rein lösbare, weil wesentlich religiöse Kultur-Probleme ein ästhetischer Ausdruck zu finden wäre. Es fehlte dem Deutschen bis vor Kurzem durchaus an einer gemeinverständlichen Symbolik für sein ideales Wollen und Wirken. Das Christenthum, von der Wissenschaft bedrängt, gab entweder seinen Mythenschatz weltfürchtig dahin, und dann erschien er entwerthet; oder es verwob ihn um so glaubensfester mit seiner Dogmatik, und dann versagte er sich einer weiteren symbolischen Verwerthung. Das Germanenthum aber war um all seinen Mythenschatz gekommen, und seine grossen Vertreter hatten der Phantasie ihres Volkes durch künstliche Hilfsmittel der ästhetischen Bildung, von Paris über Athen bis zum Orient, sich symbolisch mitzutheilen suchen müssen. Mit unserer neuen Kunst war der germanische Mythos wieder in ein ideales Leben eingeführt worden, und auch eine christliche Symbolik ward durch die Vermittelung dieser Kunst aus dem Zwiespalt zwischen Mythologie und Dogmatik gerettet. Die Religion ist unmythologisch, und damit die mythologische Symbolik freier Besitz der Kunst geworden. Wenn wir die Werke dieser Kunst mit der Phantasie, welche sie gebildet hat, jetzt wiederum betrachten: so sehen wir in ihr thatsächlich die Grundzüge einer völligen Symbolik der christlich-deutschen Weltanschauung, in welcher Geist und Gemüth zum Werke einer Kultur sich verbinden sollen. —

Es gab eine Zeit, da verstand man die Wissenschaft selber nicht anders als eine geistvolle Arbeit der Phantasie. Rhetorik, Dialektik, Mathematik selber wurden Formen der überall thätigen Phantasie. Sicherlich war darin etwas sehr Lebensvolles thätig. Die Nachwirkung der

mythischen Zeit des Volksgeistes verwandte das Mittelalter zur Belebung der Ueberlieferungen des neuen Glaubens. So entstand eine vollkommene Sphäre geistigen Lebens auf dem Grunde der religiösen Tradition, worin Alles zum Ausdruck kam, was im Vermögen des Zeitgeistes lag. Die Phantasie vermittelte in der sog. „Scholastik“ die Erfassung des Ideals mit dem Triebe nach Wissen. Man wird zugeben, dass es zum Mindesten eine Zeit gewesen ist, welche von ihrer Phantasie glänzende Zeugnisse abgelegt hat. Wenn die Kultur der Phantasie zuletzt wie ein Spiel zwischen Faust und Helena vergehen musste, so lag dies in der Beschränkung auf jenes Mittel. War einerseits die Wissenschaft selbst nur erst Phantasie, andererseits die Phantasie noch nicht Kunst, und blieb endlich der Glaube in der Scholastik haften, so konnte die Grossartigkeit des Resultates nur in der Einseitigkeit sich darstellen, welche selber das Zeichen eines heroischen Endes war. Die Auflösung in die Natur, wie bei der „Helena“, war hier auf dem Gebiete einer verworrenen Geschichte versagt; dafür konnte die Natur selbst, wo sie noch in einer edelen Rasse sich erhalten hatte, wie in den Hohenstaufen, dem Ende der mittelalterlichen Kultur der Phantasie den weltdurchleuchtenden Glanz des Heldenthums verleihen.

Weit anders ist das Verhältniss in unserer Zeit. Die Wissenschaft hat so völlig Besitz ergriffen von allen Gebieten des Lebens, bis hinein in die heiligen Rechte des Lebens, der Natur selbst, dass der moderne Mensch es darüber verlernt hat, irgend welche geistige Auffassung anders zu beurtheilen als nach dem wissenschaftlichen Maassstabe. Dass wir einmal die Anlage zum Geschenk erhalten haben, die Welt mit der Phantasie zu erfassen, wird nur noch insofern etwas scheu und schüchtern zugestanden, als es sich um die Kunst selber handelt. Aber auch die Kunst soll schliesslich in den Dienst der Wissenschaft treten, und etwa das Naturgesetz der Vererbung, der Zuchtwahl, des Kampfes um das Dasein zur Darstellung bringen, oder sozialpolitische Zeitprobleme lösen helfen und Vivisektion der Seele im Interesse wissenschaftlicher Psychologie betreiben. Die Kunst, in welcher der wissenschaftliche Geist seine ästhetische Befreiung vom Stoffe gefunden, soll selber wiederum zum Probleme und Objekt einer neuen Wissenschaft werden, um in der Welt der Wissenschaftlichkeit berechtigt zu erscheinen. Es ist nun allerdings eine grosse Sache, dass wir — sowenig es der herrschenden Wissenschaft behagt — neben dieser gerade jetzt eine wirkliche Kunst besitzen, worin das phantasievolle Wesen des Menschen sich mit einer Kraft zum Ausdruck gebracht hat, dass die alles überstrahlende Macht der wissenschaftlichen Weltleuchte davor schier verblassen muss. Gut! Aber es ist das Werk eines einzigen Menschen gewesen. Eines Menschen freilich — während ringsum nur mehr oder minder gefüllte Gefässe des Wissens die Rolle der Menschen weiter zu spielen scheinen. Nun aber gilt es eben dieses Einzige, welches uns wieder daran gemahnt hat, dass der Mensch ein Geschöpf mit Phantasie sei, als

eine neue Kulturkraft in das Innere der modernen Gefäss-Menschheit zu leiten. Dies wird nicht angehen ohne Hilfe der Phantasie selber. Unsere Kultur geht in der Einseitigkeit ihrer Wissenschaftlichkeit einem Ende entgegen, welches weder der Faustischen Auflösung in die — ach so gemisshandelte — Natur, noch dem Staufischen Ausgange im tragischen Heroismus gleichen dürfte.

Wir wollen unsere Phantasie hier nicht beflecken mit dem Bilde des Polterabends, wenn die Gefässe des Wissens zerschellen, und wir wollen noch weniger uns in Betrachtungen über die Mächte verlieren, welche am andern Tage Hochzeit halten werden. Oberon und Titania's goldene Hochzeit wird es nicht sein, wenn auch Alberich und Titanen daran theilhaben werden. Es werden die Masken fallen, aber die Natur wird dahinter nicht hervortreten, sondern das — was aus ihr unter der Einseitigkeit der wissenschaftlichen Kultur geworden sein wird. Wir wollen uns heute noch an Das halten, was wir haben.

Die Wissenschaft haben wir: aus nothwendigen Antrieben des Menschegeistes zu schier brutaler Allmacht über das Leben angewachsen. Sie hat die Phantasie ausgerottet, nachdem sie selber ihrer noch bedurft hatte bei ihrer bedeutendsten Hypothese, worauf sie sich zur modernen Höhe erst erheben konnte. Ich sage nicht, dass der ehrwürdige Urheber der Arten-Theorie die Phantasie damit missbraucht habe, um so weniger, als er nur Fuss gefasst hatte auf dem Boden, den die Phantasie des grössten Dichters geschaffen. Aber ein Missbrauch ward daraus, seit die Wissenschaft von solchem edeln Boden aus die Phantasie selber auszurotten begann und sich als barbarische Alleinherrscherin über die Fähigkeiten des Menschegeistes und das Objekt der Anschauungswelt erklärte. Jetzt ist es höchste Zeit geworden, dass in einer solchen einseitigen Kultur die Phantasie wieder zu Worte komme. Das umgekehrte Verhältniss gegen die Zeit der Scholastik ist eingetreten. Und nun — haben wir unsere grosse Kunst. Unsere Kunst ist der Giordano Bruno des neunzehnten Jahrhunderts; und wenn die wissenschaftliche Inquisition sie verbrennen könnte, so thäte sie es gerne 300 Jahre nach dem Ende des grossen Italiäners, auf die Gefahr hin, dass dem Märtyrer nach aber 300 Jahren ein feierliches Denkmal gesetzt werde. Die Phantasie aber hat in dieser Kunst einen neuen Nährboden gewonnen. Hier lernt auch sie, da Alles „lernt“, aber etwas Anderes, nämlich: die Welt auf ihre Weise erfassen. Mag sie das Kunstwerk selbst betrachten und darin die weithin wirkende Kraft der poetischen Symbolik erkennen, deren Anwendung auf das geistige Leben der Zeit ihr überlassen bleibt — oder, mag sie diese Welt betrachten und ihr verworrenes Treiben, ihren Wahn und ihren Trug, ihre Leidenschaften und ihre (phantasielosen) „Anschauungen“ unter den Bildern der künstlerischen Symbolik sich erklären und darüber auf diese Weise sich schlicht

und recht verständigen: immer wird sie dabei mitzuhelfen suchen, etwas Neues zu konstituiren, anstatt nach der Art der Wissenschaft etwas Altes zu konstatiren. Die absolute Wissenschaft — nur davon wird hier geredet — macht auch das Neueste vom Tage alt, indem sie sofort historische Kritik darauf anwendet. Die künstlerische Phantasie dagegen ist solch ein Jungbrunnen, dass in ihr auch das Aelteste neu wird, indem uralte Symbole etwas aussagen von jüngstem Geschehen und Meinen, ja, dass in ihr auch das Neueste überholt erscheint durch die symbolischen Vergegenwärtigungen von Idealen der Zukunft, welche für den Weitblick dieser Phantasie als innig verwandt und verwurzelt sich erweisen mit den Uranlagen der menschlichen und der volksthümlichen Natur.

Dies aber vermag die Phantasie zur Zeit ihrer heftigsten Befehdung und nichtswürdigsten Vergiftung allein aus der Kraft jenes Kunstwerkes, darin der Genius der deutschen Natur und der Menschheit-Kultur selber in ganzer Fülle und Grösse die Form der Phantasie als seine ideale Gestaltung gewonnen hat. Wollte die Phantasie sich jetzt durch diese grosse Kunst selbst für abgefunden erachten, und sich auf die schwärmerische Hingebung an die Wirkungen dieser Kunst als solcher beschränken: wir erhielten eine Phantastik, an der alles das zu vermissen bliebe, was wir an der Kunst bewundern. Die Phantasie soll aber Ernst machen und soll gestalten. Sie soll es wagen, auf eigenem Gebiete die innere Weltanschauung darzustellen, ohne mit der Religion mythologisirend, mit der Wissenschaft phantasirend sich zu vermischen. Versäumt sie dies, so kommt trotz der Kunst das Gemüth zu kurz, und die Anschauung geht unter in lauter „Ansichten“. Das Schlimmste sind aber die „Ansichten“ über die Kunst selbst! Wer ihr nicht jene grosse Anschauung vom Ewig-natürlichen und Reimmenschlichen zu entnehmen vermochte, und wer sich dadurch nicht seine eigene Phantasie befruchtet hat zu neuer Thätigkeit im Dienste des Ideales: der ist gar kein Jünger der grossen künstlerischen Kulturerscheinung, und wenn er kein „Philister“ ist, so wird er wohl kein Deutscher sein!

Nein, wir wollen das Kunstwerk als solches in seiner hohen Vereinzelung frei und rein bestehen lassen. Auch nicht mit unserer Phantasie wollen wir in die Kunst als solche hinein symbolisiren. Die Kunst vielmehr gibt uns willig aus ihrem Schatze die Symbole her zur Förderung unserer Phantasie, die wir in der Erhaltung der Welt dort aussen nöthig haben. Und so erwächst aus der einen Pflicht die andere: die Kunst bleibt unangetastet, aber um ihre Vereinsamung bildet sich ein Leben, das hinaus zu wirken strebt in das andere Leben der kunstlosen Welt. Die Phantasie auf ihrem Meisterstuhle weckt mit ihrem Frühlingsgesange tausend Stimmen im Walde, soweit er noch nicht abgeschlagen ward, und tausend „Phantasien“ beleben alsbald das Gemüth des lauschenden deutschen Geistes. Von hier aus wird ein Wanderzug möglich durch alle deutschen Lande.

Wo noch ein einzelner Baum aus alten Wurzeln stehen mag: in dessen Wipfel setzt sich der Vogel, der vom Meister gelernt hat, und jubelt seine Weise von deutscher Art und deutscher Kunst, von deutschem Leben und deutscher That. Die Phantasie, wieder einmal zu neuer und eigenartiger Thätigkeit angeregt, nicht nur als etwas Absonderliches, nur Einzig-Vorhandenes, sondern als eine entwickelte Fähigkeit, als eine bestimmte Sphäre geistigen Lebens, sie wird kräftigen Antheil nehmen an dem Werke der deutschen Kultur, das ohne sie niemals auch nur begonnen werden könnte. Wenn dann diese Kultur, welche sie mitanstrebt, keine Kultur der Phantasie sein wird, so wird sie doch eine Kultur des deutschen Gemüthes sein, dem die Erfassung des Ewigen wie des Endlichen vermittelt ward — durch die Phantasie. Wird aber das Ziel nicht erreicht, so haben wir die Kraft und Möglichkeit doch wieder erhalten, dem Ende den Charakter des Heroischen zu geben, davon auch unsere heutige Welt immer nur dort noch etwas verspüren liess, wo das Volksgemüth mit der Phantasie im Bunde grosse persönliche Symbole erfasst hatte: Fürsten, Helden und Genius.

Unsere Arbeiten auf dem Gebiete und mit den Mitteln der Phantasie — deren Möglichkeit eine unbegrenzte ist — haben stäts nur den Zweck gehabt, auf die Bedeutung der Phantasie für unser Kulturwerk aufmerksam zu machen und sie selber bei unsern Gesinnungsgenossen anzuregen zu erneuter und manigfacher Thätigkeit im Sinne des Ideals für das Leben des deutschen Geistes. —

Hans von Wolzogen.

Leharenus.

Eine deutsche Phantasie als Nachspiel.

Was ich vom Leharenus wisse? — So frugen mich aufmerksame Leser meiner „Urgermanischen Spuren.“

Ja, nicht mehr als sie selber, — seit sie meine phantastische Arbeit kennen, die sie so freundlich waren, eine „Dichtung“ zu nennen. —

Die alten Volcae-Tectosagen in Gallien, deren Verwandtschaft mit den Galatern in Kleinasien eine erlaubte Annahme ist, sollen eine kriegerische Gottheit verehrt haben, welche den Namen Leharenus führte. Die Symbolik, welche mir bei meiner ganzen Arbeit das Maassgebende war, liess mich aus diesem Namen den Doppelklang der urgermanischen Wortstämme für die Lohe und den Rhein erkennen. In *Leha* schien einzig noch erhalten die alte *Lauha*, die Urform des „Loge“ von den Lehae im kaukasischen Laghestan beim Gilanmeere. Dazu trat, wohlbekannt jenen galatisch redenden Trevirern im Moselgau, der jünger *Rhenus*, welcher selbst wiederum dem kaukasischen Rion entspricht. —

Gewissermaassen verband sich darin schon das eigentlich germanische mit dem mehr gallischen Elemente aus der arischen Wurzeltiefe, insofern als „Rhein“ für „keltisch“ gilt. Gerade wie man in allen galatischen Volksstämmen, den Volkern, Belgern, Trevirern, asiatischen Galatern, germanisches und gallisches Blut gemischt glaubt. Gerade wie um den Rhein die Lohe des Kampfes zwischen Galliern und Germanen durch die Jahrhunderte, Jahrtausende flammt. —

Mythologisch betrachtet, wären in Lohe und Rhein die Elemente des Feuers und des Wassers wiedergefunden, welche schon die Altgötter der Urgermanen am asiatischen Asferah beseelt hatten. Ihre Trennung in ein Loge- und ein Wanen-Wesen, vom Gilanmeere beim Kaukasus bis zu den Gelonen im Wolgawald, hatte aus dem ursprünglichen elementarischen Götterfrieden, dessen jüngste Helden die meergeborenen Lichtgestalten der helfenden Dioskuren sind, einen jahrtausendlangen Kampf zwischen feindlichen Dämonenmächten heraufbeschworen. Ihre endliche Wiedervereinigung in einer schon vergeistigten Sphäre führte uns einen christlichen Dioskuren, einen feurigen „Elias“ oder Helias, als Sagenhelden des Grales lichtbringend über die Meeresfluthen zum Belgerstrand. So gelangte ich an der Hand der Symbolik bis zum „Lohengrin“. —

Auch hier blieb das Wesentliche immer das Symbolische: der Wandel vom arischen Asuren durch den Teufelskampf der Rassen zum christlichen Heiland, wobei Feuer und Wasser niemals fehlen. Im „Rheingold“ erleben wir den Kampf der Elemente, sehen wir die Wanin Freia in der Abhängigkeit von den Listen Loge's, der Wotan tückisch die Fahrt durch den Rhein anbietet, Freia zu lösen. Diese Fahrt wäre freilich eine äussere Verbindung von Loge und Rhein; aber die Befreiung liegt auf anderen, noch tieferen Wegen, wenn schon immer hindurch durch Nibelheim! Am Schlusse der Götterdämmerung, als der Nibelung im Strom versinkt, erscheint über den allverschlingenden Wogen des Rheins die Lohe des Nordlichts am fernen Himmel als Erlösungszeichen für Walhall; aber wie ein friedlicher Widerschein davon tagt es von Neuem im Beginn des „Parsifal“ als Morgenlicht über dem heiligen See. Und am Schlusse dieses letzten Dramas sind die alten Elemente dann erst wahrhaft zur Wiedergeburt als neue Gottheit und damit zur vollen Erlösung gelangt: in jener innigsten Vereinigung vom Feuer und Wasser zum Gottesblute des Grales. Aus diesem Heiligthume geht einst auch

der jüngste der Dioskuren, der christliche Lehenus, der Ritter vom Grale, Lohengrin selbst hervor.

Der gewisse Anklang des Namens „Lohengrin“ an die altdeutsche Form des „Lehenus“ = *Lohanhrin* oder *Lohenrin* sollte dabei zu nichts Anderem dienen als zum Wortspiel, welches seinerseits gar nichts zu schaffen hat mit der üblichen wissenschaftlichen Deutung als „*le Lorrain Garin*“. Doch auch die Wissenschaft mag zugeben, dass dieser französische Name schon Umdeutung aus einer älteren, nicht mehr verständlichen Form sein könnte. — Unsere Symbolik möchte auch in ihren Spielen nicht so ganz und gar in der Luft schweben, wenn sie gleich nicht im Geringsten beansprucht, für Wissenschaft genommen zu werden. Das sind getrennte Gebiete. Solche Anklänge als sprachliche Beziehungen ernstlich betonen und als wissenschaftliche Konjekturen einer fachgelehrten Prüfung unterbreiten, das könnte nur ein Scherz sein, welcher den Ernst der Wissenschaft ironisirt. Der Ernst unserer Sache aber hat andern Quell. —

Haben wir erst kürzlich in unseren „Blättern“ das Volk seine Sagen erzählen lassen, welche in der Volksschule zur naiv bildenden Verwerthung gelangen sollten, so hatten wir doch vorher schon die Wissenschaft über diese Mythenschätze zum kritischen Worte gebracht, welche auf den Universitäten die höhere Bildung zu sichten und zu klären hat. Dürfen wir demnach nicht als Drittes hier wiederum die Symbolik, welche aus Beiden schöpft, ein Weniges der phantastischen Vergnügung preisgeben, ohne unserem Ernste etwas zu vergeben? Und dies zwar im Hinblick darauf, dass sie es ist, welche doch schliesslich über Volks- und Hochschule hinaus, alle Bildung künstlerisch ergänzend, in das Leben unseres nationalen Geistes selber fördernd hinein zu wirken berufen bleibt.

Da werden wir denn heute eine andere symbolische Deutung, und doch eine verwandte, dem Namen Lehenus verdanken dürfen, indem wir uns sagen, dass er uns zunächst gewiss nicht zum leichtfertigen Wortspiele mit Lohengrin verleiten, sondern geradeswegs in Nibelungengebiet hinunter führen sollte, nämlich der „*Lauha-Rhenus*“ oder *Lohenrin* — zum Zwergenkönig Laurin oder Luarin. Auf diesen dunklen Wegen bitten wir unsere Leser uns ein Weilchen zu begleiten. Sie werden darauf doch endlich an das selbe Ziel geführt werden, wie die Lohe zum Gral, wie der Galater zum Christenthum! —

Ein letztes Phantasiebild zu der freien Symbolik unserer deutschen Weltanschauung war uns am Schlusse unseres Wanderweges nach urgermanischen Spuren mit diesem einen flüchtigen Worte „Lehenus“ aufgetaucht. Es durfte uns damals nicht fesseln, aber es sagte uns etwas, was nachklingen musste. Der Name war eben ein „*Wort*“; das kündete uns noch einmal die Götter-Tragödie, wie sie sich schon zu entwickeln beginnen musste, als noch Gelonen bei Budinen hausend den „*Loge*“ uralischen Goldhandels in das blühende Gartenland am Rha hereingezogen, — als die Verhandlungen der Freia und ihres Goldapfel an die Bergriesen des hohen Ostens anhuben, wobei ja stäts Loge seine Hand im Spiele hatte, — und als endlich dann der erste Zusammensturz des zerbrochenen Waldfriedens durch Mord und Brand von allen Seiten verderblich erfolgt war. Wie da von den Rhipäischen Bergen, den *montibus Rhymnicis* der Alten, jener „*Boreas*“ der Hyperboräer „*Hrym*“, der „*Reifriese*“ der späteren Edda, osther aus Hunenland einbrach, von Süden aber der schwarze Surtur wuthentbrannt herüberflammete: da stürmte mit ihnen heran, da flog ihnen allen voran, auf uralten Rheines-

wogen, überall feuernd und steuernd, der Muspiler brünstiger Herzog, der Wanen- und Nibelungen-Gesell zugleich, der „Feuerstrom in der Wassersfluth“, der Todtenschiffer Loge, die „Lohe im Rhein“! —

Ueberall aus germanischen Mythen, ausser der nordischen, ist dieser Loge und Loki verschwunden, zum Grindel, zum Wolant, zum Teufel geworden, oder in der Heldensage zum schlechten Sibich, dem „Hunde“, und zu derlei menschlich-thierischen Bösewichtern umgestaltet. Das erste Bekannte aber, was uns an ihn in seiner Verbindung mit dem „Rhein“, d. h. als „Leharenus“, in deutscher Sage wirklich wieder erinnert, das ist jener weitberühmte Nibelungische Zwergenname des *Luarin*. Um seiner Unverständlichkeit willen galt dieser Name bisher für „keltisch“ — sagen wir nun verständlicher: für galatisch*). *Laurin* ist der martialisch genug auftretende Zwergenkönig der Tiroler Berge, in dessen geheimnissvolles Reich man gleichfalls, wie Loge nach Nibelheim, durch ein wildes Waldwasser gerieth. So Dietrich und seine Gesellen im Heldenbuch von „*Laurin's Rosengarten*“. *Laurin* der Starke ist tückisch und grausam nach Zwergenart gegen die Vergewaltiger seines Bergfriedens. Sie haben ihm seinen Wundergarten zernichtet; er hält ihnen die Treue nicht und setzt sie in den Tiefen seiner schatzreichen, zauberglänzenden Bergveste elend gefangen. Sein Tiroler Nibelheim ist ein Wunderreich an Pracht und Ueppigkeit, jedoch nicht nur durch die mineralischen Schätze der Erde, sondern auch durch jenen herrlichen Frucht- und Blumengarten, den er in der Einsamkeit des Urwaldes mit der Treue und Sorge eines urwüchsigen Elementargeistes hegt und pflegt. Als Besitzer dieses Freia-Gartens erscheint er eher wohlthätig, eine fruchtbare Naturkraft. Viel mythischer als jener andere, Wormser, Rosengarten des Gibich stellt sich dieses Tiroler Geisterparadies des *Laurin* dar. Die „Freia“ selber, das weibliche Element, erscheint in beiden Gärten, dort als Krimhilde, hier als Kühnilde, Dietleib's Schwester, und zwar wieder echt mythisch: geraubt von dem Zwergenkönige, der nach dem Menschenweibe begehrt. Auch die Riesen fehlen nicht und treten als Gehilfen und Dienstmanen des mächtigen Kleinen in der Sage wuchtig auf; etwa wie die Ritter des Klingsor im Zaubergarten. Selbst die galatischen Hundinge melden sich wenigstens noch in den Wappenthieren des *Laurin*, den rennenden Hunden auf der Fahne, dem Jagdleoparden auf dem Schilde. Zauberring, Kraftgürtel und Tarnkappe trägt *Laurin* dagegen als ein geborener Nibelung. Das Wanen-Wesen in seinem blühenden Gartenreiche klingt heute noch von Tirol bis nach Bayern in den zahlreichen Volkserzählungen von den schätzegrabenden „Venedigern“ nach. Ihr missdeuteter Name hat den Schluss veranlasst, „Venedigs“ Reichthum stamme aus den Tiroler Bergen. Da kämen denn also unter dem Löwen des heiligen Marcus schliesslich Wasser und Feuer (Gold) wieder zusammen; aber der Wald ist dafür gänzlich dahin! —

In der Sage gelangt *Laurin's* erobelter Schatz nur bis Verona an Dietrich's Hof; und dort wird auch der endlich gefangene Zwergenfürst zum Christenthum bekehrt. Dieser Zug führt aus dem Nibelungen-Bereiche schon heraus.

*) *Luarin* wird sonst wohl auch als „Lohe-Renner“ d. h. Waldläufer erklärt. *Lôh*, das uralte Wort für Wald, heisst aber eigentlich „Lichtung“ (*lucus*) — Lauha-Rhenus als älteste Form der *belle alliance* von Water-Loo! — Das hängt also eng mit Lohe, Licht, Flamme zusammen. (Man beachte daraufhin die Sagen-Entfaltung aus dem Doppelsinne.)

Heinrich Steinhoevel schreibt noch 1473, in dem Vorwort zur „Chronik der vornehmsten Weiber“ von Boccaccio, über „Graf Laurenz von Tyrol, den man den starken *Laurin* nennt, um seinen grossen Reichthum und Macht, die seine Leute aus den Bergen graben, darum sie auch „Erdmännlein“ geheissen werden.“ —

Eine dichterisch werthvolle Neudichtung der *Laurin*-Sage lieferte Josef Haupt in seinem „Albungenlied“, Wien 1861, Rad. Lechner.

Es ist der Weg der Galater, für welche uns Leharenius-Luarinus zum mythisch-poetischen Symbole ward. Merkwürdig genug, traun, nennt das Lied vom „Wartburgkriege“ als Heimath des Laurin, bevor er nach Tirol gezogen, ein Land im hohen Norden, das auch Wolfram kennt: *Balackers bi dem Lebermer, zwelf tiset raste hin gen Endid*, wo der „Magnetberg“ liegt. Das ist deutlich bezeichnet eine Gegend im nordischen Meere, nach Asien zu, also in jenem fernsten germanischen Ostlande der uralo-baltischen *Bolgae* oder *Belcae*, dem Ursitz der Galater. Dass wir damit an Gibich's ältesten Freia-Garten nahe Nibel- und Riesenheim gerathen sind, das zeigt sich noch in der seltsamen Bemerkung des selben Wartburg-Liedes, wonach Laurin's Gezweg die Eier der dort nistenden Greifen geraubt, welche ein Strauss bewacht. (Vgl. Urgerm. Sp. B. Bl. XII., 21.) In jenem Argypäischen Greifenlande herrschte Laurin's Bruder Sinels. Ihm gesellt Simrock in seinem Amelungenliede (IV. Dietleib, 24.) die Zwergenkönige Walberon d. i. Alberon vom Libanon und Bibung d. h. der bebend „bange“ Nibelung vom Waskenberge. Diese drei Nibelungischen Feinde des urgermanischen Gotenköniges Dietrich erscheinen also wie prophetisch als die Vertreter des mongolischen Nordostens, des Judenthums in unserer Mitte und des Vogesenvolkes im Westen.

Sinels scheint der „alte Els“ zu heissen. Schwarz- und Lichtalbisches theilt sich in den Namen der Elsen. Im „Wolfdietrich“ heisst die Hel: Elsen-Troja; die rauhe Els ebendort ist eine verzauberte Schwanenjungfrau. „Frau Ilse wacht für uns auf ihrem Stein“ sagt Mephistopheles mit der maskirten Miene eines „deutschen Romantikers“ auf der „Harzreise“. Auch um den Laurin spielen die Elsen in allen Farben. Aventinus erzählt (um 1500), nach Laureyn habe sein Sohn Ylsing 50 Jahre lang Deutschland verwaltet. Dahingegen bekehrte auch ein Elsung, ein Gesell Dietrichs (vielleicht der Elsam der „Rabenschlacht“ oder der Mönch Ilzan im Wormser „Rosengarten“), den Laurin in Verona zum Christenthum. Damit nähern wir uns einem andern Gebiete und einem andern Helden, der auch über das Nordmeer geschwommen kam. Ein „Belgier“ und „fliegender Holländer“ oder mythischer Hel-Länder war auch (Eljas =) Helias-Lohengrin, dem wiederum zur Seite stand die schöne Elsam von Brabant. Mit der Erscheinung des Heilandes aus dem Hel-Reiche geht die Gralssonne über Nibelheim auf. Die Zwerge werden Stein, aber auch die Steine preisen Gott. —

So wären wir denn auch hier wieder zum guten Schlusse von dem galatisch-pyrenäischen Leharenius über den uralisch-tirolischen Laurin zum belgisch-lotharingischen Loherangerin, unserem Lohengrin gelangt! Wenn der „Lohengrin“ bibliographisch als Anhang jenes „Wartburgkrieges“ mit seinen Laurin- und Sinels-Spuren sich darbietet, und wenn der „Ofterdinge“ des selben Wartburgkrieges, also unser Tannhäuser, gar für den Dichter von „Laurin's Rosengarten“ gehalten ward: nun, so möge es uns auch als deutschen Fabulirern erlaubt sein, den Schwanenritter mit dem Nibelungenzwerge und dem Kriegsgenius der hunischen Galater zusammen zu stellen. Eine grosse Einheit urgermanischer Phantasie umschliesst dieses Alles; das ist es. Uns aber kann es nichts schaden, an dieser Phantasie nicht so sehr wissenschaftlich registrirenden als vielmehr dichterisch neu belebenden Antheil zu nehmen. Die Kraft der deutschen Phantasie wollen wir stärken an der Fülle ihrer urgermanischen Schöpfung. Dabei lassen wir uns selbst nicht abschrecken durch den berühmtesten und kühnsten Namensergen jenes stürmischen Galater-Herzogs, der das Volk nach Asien führte, des martialischen Lutharius: Martin Luther, der einmal die ironische Wendung gebraucht: „Als wenn ich aus dem Zwerg, mit dem Dietrich stritt (Laurin), wollte die Demuth machen, und aus seinem Gefängniss den Tod Christi!“ Wir wagen dies, da wir so beglückt sind, uns an einen andern deutschen Geistes-

helden anschliessen zu dürfen, in dessen neu geschaffener Idealwelt uralte germanischer Gestalten uns die Symbole einer — nach seinem Worte — „*Mythologie der Zukunft*“ leben.

Diese Symbole haben die Fähigkeit, uns die Welt der Erscheinungen tief und thatenregend zu erläutern. Die verwandten Bilder aus allen Zeiten schmelzen uns zusammen in die ewiggestaltende „Idee“. Da sehen wir einen alttestamentarischen Elias als deutschen Heliand aus dem mythischen Todtenreiche, sehen den urgermanischen Siegfried aus der turanischen Nibelungenschmiede, sehen den christlichen Erlöser selbst aus dem galiläischen Judenwinkel hervortauchen: aus Nacht zum Licht! Nur auf die rechte Erfassung im deutschen Geiste kommt es an, und diese dunkele Herkunft der Helden und Heilande gewinnt eine ungeheure Bedeutung. Das Reich des Todes — das Reich der Liebe! Im „Tristan“ sind sie noch so enge und unlöslich verknüpft, wie Rose und Rebe, — ja, wie die Wurzeln unserer arischen Ursprache, die so weise dem Sinnigen das tiefe Geheimnis dieses verhängnisvollen Bundes vorgedeutet hatten.*) Im „Parsifal“ erhebt sich die entsühnte Liebe über den besiegten Tod, und wenn jener nibelungisch-orientalische grellrothe Rosengarten des Todten- und Geister-Beherrschers Klingsor vergangen („ich sah sie welken, die mir lachten“): dann erblüht die mildleuchtende Blumenau im osterlich-heiligen Gralsgebiete unter dem Zauber der ewigen Liebe, welche dem Gottestode zum seligsten Auferstehungswunder lebendig entströmt.

Auch jener dämonische Laurin selbst, wie er der Heger und Pfleger des Rosengartens war und die Schädiger der Naturwunder, der Wanen-Schönheit, an Hand und Fuss büsste, so galt er der Sage schon einmal als Heilender, als Arzt. Ein „König Lavring“ ist nach norwegischen Märgen der Bruder Wieland's des Schmiedes, und in einem deutschen Fasnachtsspiele tritt ein „Arzt Laurin“ auf. Wieland's Brüder, wissen wir aus des Meisters Entwürfe, sind Eigel der Schütz und Helferich der Arzt. Dieser Helferich, dem also jener Laurin entspräche, heisst in der Edda *Slagfidhr*, und Simrock setzt ihn in seinen Parallelen dem „Elberich“ (*Alprik*, *Hialprik*, Helfrich) gleich, der z. B. im „Otnit“ auch hilfreich wirkt. „Schlagfittich“, der Gefiederte, hat zur Geliebten die Walküre „Schwanenweisse“, wie sein Bruder Wieland die „Schwanhilde“. Und um zuletzt bei den Schwänen (*elbiz*) aus „Albheim“ des Schwanenritters wieder zu gedenken! Auch die deutsche Dietrichsage nennt uns öfter einen Helferich, nicht als Sohn des Finnenkönigs wie *Slagfidhr*, aber als Mann des Hunnenkönigs, auch nicht selbst heilend, sondern verwundet durch Dietrich, von einem hilfreichen Alben geheilt („Ecken Ausfahrt“). In der „Rabenschlacht“ und anderwärts heisst

*) Die Wurzeln *smar* und *mar* mit ihren Fortbildungen *smart*, *mart*, *marja* bilden folgende Worte und Begriffe:

Skr. <i>smara</i> , Liebe.	skr. <i>mara</i> , Tod (Alb).	slav. <i>smerti</i> , Tod.	altnord. <i>maer</i> , berührt.
„ <i>amár</i> , Verderben.	lat. <i>morior</i> , sterben.	„ <i>smirti</i> , Erinnerung	got. <i>mera</i> , lauter.
lat. <i>a mor</i> , Liebe.	gr. <i>moira</i> , Schicksal.	agls. <i>smeorta</i> , Schmerz.	lat. <i>merus</i> , Wein.
„ <i>memor</i> , Erinnerung.	lat. <i>mare</i> , Meer.	gr. <i>marti</i> , Jungfrau.	ahd. <i>mer öd</i> , Abendmahl.
agls. <i>mi mor</i> ,	skr. <i>mira</i> ,	skr. <i>marita</i> , Sterblicher.	
gr. <i>mer meiró</i> , Sorge.	got. <i>mar ei</i> ,	lat. <i>marti</i> —, Krieg	
	skr. <i>mara</i> , Oede.	„ <i>morti</i> , Tod.	
		got. <i>maurths</i> , Mord.	

In der Sanskrit-Dichtung Gita Gowinda, übersetzt von Fr. Rückert in der „Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes“ 1837 I., findet man den Vers: „Kama gewann die Gestalt des *Yama*“ d. h. der Liebesgott erscheint als Todesgott, um die „Gazelle“ der Liebesflucht zu jagen. Auch hier also verbindet ein Wortspiel die Begriffe der Liebe und des Todes. Die deutsche Sprache fügt Liebe und Leben zusammen.

er wohl „von Lunders“ (die britischen Inseln — ein Hel-Reich der Sage), in „Dietrichs Flucht“ aber: Helferich von Lothringen, ganz wie der hilfreiche Heliand Lohengrin, *le Lorrain Garin*, Warino von Lotharingen, d. h. der Wahrer, der Schützer von Brabant. „Lothar“ (*Hlödher*), der alte Galatername, bezeichnet endlich in der Edda den Vater der Walküre Helferich's, der Schwanenweissen, und führt uns dergestalt von Monsalvat noch einmal nach Walhall, zu Walvater zurück. —

Loge und Rhein — Leharenus — Luarin — Lohengrin: Das war unsere letzte urgermanische Rune! — In all ihren Spuren deutet sie dem Nachdenkenden auf den so quellentief in der elementarischen, urheiligen Natur selbst begründeten Wandel von Hel oder Walhall, dem Reiche der Todten, zu Monsalvat und der Gralshalle, dem Reiche der Seligen. War aus dessen geographischer Nähe bei den „Feuerbergen“ iberischen Südens der galatische Kriegsheros schon entstammt: nun naht uns der Schwanenritter aus ibernischem Nordmeer als der edelste Gottessohn. Es ist der selbe heilige, heilende Meeresschiffer, der Dioskur, welcher schon nach Timäos (200 v. Chr.) über den Ozean sollte gekommen sein zu den „Kelten des Nordens.“ So verbinden sich auf der Wanderung der Stämme aus den Sagen Nord und Süd zu dem grossen Werke der Reinigung einer urgewaltigen Völkerseele, der Herstellung der Natur als sittliche Idee. „Die Dioskuren haben stäts gesiegt, wo Jugendfüll' und Schönheit überwiegt.“ (Goethe.) Das altedele Höhenfeuer, die Lohe von Asgard im asiatischen Ursitz der Germanen: wieder geläutert ist sie nun worden von titanischen Schrecken, nibelungischen Schlacken und turanischen Tücken zur reinigenden Flamme des heiligen Geistes. So war auch der Asura, der flammende Athem des Weltlebens, dem klösterlich sinnenden Deutschen zum *wich atum* geworden, der ihm den *spiritus sanctus*, den fremdartigen Flammengeist der Pfingsten, heimathlich traut zu bezeichnen hatte. Das war deutsch. Und was deutet es uns? Der göttliche Lebenshauch der reinen Natur ist selbst der ewige Wille des Guten, einzig erkennbar dem Bewusstsein des Menschengestes, der durch die egoistische Zersplitterung der Erscheinungen hindurch im eigenen schöpferischen Gemüthe das Weltwesen als Gottesidee zu erfassen vermag. Das aber ist die reiche Fähigkeit des christlichen Geistes in der erinnerungskräftigen Natur des unvererbt arischen Germanenthums. —

Hans von Wolzogen.

Ein Kunstrichter auf fremdem Stuhle.

Je n'ai jamais compris par quelle raison on est, pour ainsi dire, convenu de ne parler franchement avec éloge que des morts, à moins que ce ne soit pour réserver les injures aux vivants.

Alfred de Musset.

Werke der Kunst und deren Schöpfer sind stäts einer beliebigen Beurtheilung ausgesetzt, mag diese von dazu berufenen oder ungerufenen Persönlichkeiten ausgehen. Die Beantwortung der Frage nach den wirklichen Kunstrichtern, denen allein ein Urtheil in Sachen der Kunst zugestanden werden muss, ist schon des Oeftern zu Ungunsten der meisten heutigen Inhaber von Richtersthühlen ausgefallen. Die letzte bedeutende Antwort in dieser Beziehung hat Carl Hoff in seiner im Jahre 1883 erschienenen Schrift „*Künstler und Kunstschreiber*“ ertheilt. In der Vorrede zur 2. Auflage verwahrt sich der Verfasser gegen den ihm wiederholt gemachten Vorwurf, dass er nur von den Malern gesprochen habe. Mit vollem Recht weist er darauf hin, dass er als Maler nur das Vermögen besitze, die Malerei zu schützen; dass er aber die feste Ueberzeugung hege, seine Ausführungen würden, soweit die Künste Gemeinsames hätten, auch von den nicht bildenden Künstlern gebilligt und als die ihren anerkannt werden. In Beziehung auf die Musik braucht dies kaum mehr zu geschehen; denn die ungefähr 25 Jahre vor dem Hoff'schen Werk erschienene Arbeit Franz Liszt's über „*Berlioz und dessen Harold-Symphonie*“ enthält im Wesentlichen, wenn auch in anderer Ausführung, die selben Grundgedanken, welche in „*Künstler und Kunstschreiber*“ dargelegt sind und in der bestimmten Unterscheidung zwischen Kunstgenuss oder Kunstansicht und Kunsturtheil gipfeln. Dass diese Unterscheidung entweder gar nicht empfunden oder gänzlich ausser Acht gelassen wird, ist der Grund für den lebhaften Streit, welcher wiederholt in gewissen Zwischenräumen zwischen Künstlern und Kunstschriftstellern ausgebrochen ist und jedesmal von Neuem entbrennt, sobald ein Künstler es wagt, die Kunst und die Künstlerschaft gegen unbegründete Angriffe von Unberufenen in Schutz zu nehmen. Wenn auch solche auf den selben Punkt gerichtete Angriffe sich geradezu widersprechen, so dass selbst in dem Uneingeweihten der gerechte Zweifel an der Richtigkeit auftauchen muss: so sind die Angreifenden doch sofort in völliger Meinungseinigkeit, wenn sie von einem Künstler für ihre Handlungen zur Rechenschaft gezogen werden. Als geschlossene Kämpferschaar stürmen sie gegen ihn an und fallen über ihn her, wie eine Bienen-schaar über Denjenigen, der ihre Königin getödtet hat; die Königin der Kunstrichter ist aber nichts anderes als die bestreitbare Berechtigung in Sachen der Kunst urtheilen zu dürfen. Eine wundervolle Belehrung über das Widersprechende in den Angriffen auf ein Kunstwerk ergibt sich aus der unterhaltenden Betrachtung der „*Berliner Kunstkritik mit Randglossen*“ von Quidam, einem Buch, welches eine sorgfältige Zusammenstellung von „Urtheilen“ über Werke der 56. akademischen Kunstausstellung des Jahres 1883 in Berlin enthält. Die Veranlassung zu einer derartigen Zusammenstellung ist nicht etwa in einem Gefühl der Unlust über erlittene Kränkungen, sondern in dem rühmensewerthen Bestreben des Verfassers, welcher weder Künstler noch Kunstschreiber ist, zu suchen, bei den Lesern jener „Urtheile“ den Glauben an die Unfehlbarkeit ihrer Verfertiger durch die offene Darlegung gewaltig zu

erschüttern, dass der selbe Angriffspunkt auf ein Kunstwerk bei verschiedenen Beurtheilern gleichzeitig Lob und Tadel hervorrufen kann, woraus sich folgerichtig ergibt, dass, wenn Eines richtig ist, das Andere geradezu falsch sein muss. Wenn bei der Besprechung eines Bildes Heinrich Bürk's das „Berliner Tageblatt“ behauptet: „des Künstlers reicher Farbensinn hat hier eine Komposition von frohester Farbenstimmung erreicht“, das „Deutsche Tageblatt“ sich dagegen zu den vernichtenden Worten emporschwingt: „die Farbenzusammenstellung ist abscheulich“, so wird wohl kein Wissbegieriger durch das Studium dieser beiden Sätze eine richtige Belehrung über den Farbenwerth des genannten Bildes gewinnen können: er wird vielmehr gut thun, der eigenen Wahrnehmung allein zu folgen, wodurch er zwar zu keinem Urtheil, wohl aber zu einer richtigen Anschauung gelangen kann. Zu einem solchen selbständigen Vorgehen muss er aber noch mehr gedrängt werden, wenn er in der „Berliner Börsenzeitung“ ein „Urtheil“ liest: „Eduard Hübner's „Frühlingsmärchen“ ist im Fleishton gar zu roth und trocken, als Bild von einer dem Auge nicht wohlthuenden Buntheit“, dagegen in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ Folgendes findet: „an dem „Frühlingsmärchen“ von Ed. Hübner haben wir dagegen den kalkig-weißen Ton des auch wenig jugendlichen Körpers auszusetzen, der zu dem hübschen Gesicht gar nicht passen will.“ In diesem Falle haben nicht zwei aus Sachkenntniss hervorgegangene Urtheile, sondern die einfachen sinnlichen Wahrnehmungen zu derartig verschiedenen Ergebnissen geführt, dass bei einem der beiden Schriftsteller unbedingt auf Farbenblindheit erkannt werden muss: und ein Farbenblinder wird hoffentlich nicht berechtigt sein, den Malern mit Rathschlägen über richtige Farbenverwendung an die Hand gehen zu dürfen. Wer von Beiden mit der erwähnten Krankheit behaftet sein wird, könnte Derjenige leicht herausfinden, welcher sich herbeilassen wollte, den Farbenton des genannten Gemäldes auf roth oder kalkig-weiß hin zu prüfen. Die selbe Schroffheit der Widersprüche wird angetroffen, sobald die „Urtheile“ nicht mehr an einzelne Werke gebunden, sondern auf das Allgemeine übertragen werden. Welches klare Bild sich der Unterrichtsbedürftige dabei machen kann, möge durch Aussprüche folgender namhafter Schriftsteller verdeutlicht werden. Paul Lindau erklärt in der „Kölnischen Zeitung“, „dass es um unsere deutsche Landschaftsmalerei trotz mancher höchst tüchtigen Einzelleistungen im allgemeinen nicht sehr glücklich bestellt ist“, und verfasst dann ein leidenschaftliches Loblied auf die französischen Vertreter des selben Kunstzweiges, trotzdem genau 6 Tage früher A. Rosenberg in der „Post“ den französischen Landschaftsmalern Inferiorität zugeschrieben und eine niedrige Stufe angewiesen hat, jedoch nicht genug Rühmenswerthes für die deutschen Künstler vorzubringen weiss. Die Leser dieser Anschauungen müssen, da sie als Abonnenten der betreffenden Zeitungen die „Kritik“ jeder einzelnen als alleinseligmachendes Glaubensbekenntniss betrachten, nothwendig in zwei Lager geschieden werden. Ob dies zum Heile des Kunstverständnisses geschieht, ist eine bisher von den Urhebern jener Scheidung unberücksichtigt gelassene Frage. Welchen Eindruck sollen aber jene Widersprüche auf die Künstler selbst machen? Sollen sie an den Knöpfen ihrer Sammtjacken abzählen, welchen der Herren Schriftsteller sie zu ihrem Führer erwählen sollen? welchem Vertreter der Presse sie Gehör schenken müssen, um eine höhere Stufe der Künstlerschaft zu erklimmen? Oder wäre es denen unter ihnen vielleicht doch nicht zu verdenken, welchen endlich die Geduld gerissen ist, und welche mit freiem Muthen jenen Herren ein „Bis hieher und nicht weiter“ zugerufen haben? Da die Künstler sich bei diesem Geschäft nur in der Lage der Vertheidigung befinden, so hat Carl Hoff seine erwähnte Vertheidigungsschrift mit vollem Recht einen „Akt der

Nothwehr“ genannt. Nur die Nothwehr ist es auch gewesen, welche zu Ende vorigen Jahrhunderts die deutschen Dichterfreunde zu den Waffen gerufen hat, um sich durch den Xenienkampf die nothwendige Ruhe für die Fortsetzung ihres idealen Schaffens zu erobern. Dass durch den errungenen Sieg die Feinde in's innerste Mark getroffen wurden, beweist die wuthschraubende Art, mit welcher selbst noch einige der heutzutage wirkenden Litterarhistoriker die Xenien zu behandeln beliebten. In der „deutschen Nationallitteratur des neunzehnten Jahrhunderts“, welche Rudolf Gottschall litterarhistorisch und kritisch dargestellt hat, heisst es von den Xenien: dass von ihnen „noch nicht genug bemerkt ist, dass sie in die erfolgloseste Epoche unserer beiden grossen Dichter fallen. Wie gross die Schaar ihrer Gegner und der Lieblinge des Publikums war, die nicht zu den Schiller-Goethe'schen Fahnen schwuren — darüber geben die Xenien selbst die beste Auskunft. Es verdient Beachtung, dass unsere grössten Dichter, um die Aufmerksamkeit der Deutschen auf sich zu lenken, sich eines Mittels bedienten, welches doch in den Bereich des Skandals fällt“ Gewiss wären „unsere grössten Dichter“ nicht in den bösen Fehler der Skandalmacherei verfallen, wenn sie schon das vorzügliche Mittel der spätern nicht ganz so grossen gekannt hätten, durch Verfassung einer deutschen Nationallitteratur und der darin eingeflochtenen Selbstbeleuchtung „die Aufmerksamkeit der Deutschen auf sich zu lenken“. Wer von sich zu schreiben wagt, „ohne dichterische Begeisterung, vollgültigen Gedankengehalt, einheitlichen tragischen Konflikt keine echte Tragödie — das sind die Ansichten des Aesthetikers, denen der Dichter nach Kräften gerecht zu werden suchte“, sollte den Grossen gegenüber doch wohlwollender auftreten, selbst wenn diese aus „verletzter Eitelkeit“ gehandelt hätten. Verletzt haben sie sich allerdings gefühlt; aber nicht in einer Eitelkeit, welche ihnen völlig fremd war, sondern in der Verkennung des Strebens, in ihren künstlerischen Arbeiten sich über das „Gemeine“ erheben zu wollen. Dass die Zeitgenossen die in den Xenien ausgesprochene sittliche Entrüstung über die Störenfriede der Kunst nicht verstehen wollten, sondern, um sich gegen die Anerkennung der neuen geistigen Waffen zu schützen, ihre Zuflucht zur Erdichtung kleinlicher Motive nahmen, übersieht die Gegenwart mit lächelndem Bedauern und verlangt deshalb auch gar nicht nach der von Gottschall gewünschten „Sammlung aller Kritiken der Zeitgenossen über die Werke Schiller's und Goethe's“. Bei dem Wunsche nach dem Gesamturtheil der Zeit der Dichterfreunde, natürlich zum Zweck der Einschränkung der ihnen gebührenden Anerkennung, ist dem Litterarhistoriker Gottschall ein ergötzliches Scherzwort entschlüpft. In seinem Aerger darüber, dass Künstler, deren Genius nicht einmal allgemein anerkannt war, es gewagt haben, die Unverletzlichkeit der „Kritik“ zu bestreiten, gelangt er zu dem mächtigen Ausruf: „was hilft es, immerfort mit litterarischer Glanzwichse das Leben und die Werke unserer grossen Geister spiegelblank zu putzen, wenn wir nicht ein genaues Register der verschiedenartigen Verdunkelungen und Sonnenfinsternisse ihres Ruhmes erhalten“? Die Kollegen des Herrn Gottschall mögen sich bestens bei ihm für die Ehre bedanken, von ihm unter die — Schuhputzer versetzt worden zu sein.

In den „*Tabulae rotivae*“ heisst es:

„Tadeln ist leicht, erschaffen so schwer; ihr Tadler des Schwachen,
Habt ihr das Treffliche denn auch zu belohnen ein Herz?“

Mehr als die hierin enthaltene Wahrheit ist die Milde zu bewundern, welche den Verfasser dieses Spruches verleitet hat, den Tadlern die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, dass sie nur das „Schwache“ tadelten, also nur dann ihr Merkeramt ausübten, wenn wirkliche Gelegenheit dazu geboten wäre. Eine solche Ge-

wissenschaftigkeit ist nun gerade nicht die Eigenthümlichkeit der Tadler, denen das „Vortreffliche“, wenn es ihnen nicht passt, genau so tadelnswerth wie das „Schwache“ erscheint. Als Beispiel hierfür und zugleich als Beweis der Richtigkeit dieser Behauptung sollen die „kritischen“ Auslassungen des Herrn Wilhelm Lübke dienen, soweit sie sich auf musikalisches und musikdramatisches Gebiet begeben haben. Die Bedeutung, welche Herr Lübke durch seine Schriften für die bildenden Künste erlangt hat, kann hier nicht erörtert werden, da sich hierzu nur der Maler, der Baumeister, der Bildhauer, nicht aber ein Musiker das Recht einräumen könnte. Die in einem Kunstgebiet erreichte kritische Fähigkeit, mag sie nun bestreitbar oder unbestreitbar sein, berechtigt ihren Besitzer durchaus nicht, mit kritischem Auge auf ein anderes Gebiet hinüberzuschielen; daher denn Carl Hoff, wie in den einleitenden Sätzen bereits angeführt wurde, weit entfernt ist, Schriftsteller, Musiker oder Schauspieler auf seinen durch dreissigjährige künstlerische Arbeit erworbenen Malerpass hin mit in das Schutzgebiet der Nothwehr hinüberzunehmen. Eine ähnliche Vorsicht hat Herr Lübke nicht beachtet; denn es finden sich mitten unter seinen „kritischen“ Bemerkungen über die Geschichte der bildenden Künste oder über diese selbst sehr scharfe, der nöthigen Begründung entbehrende Ausfälle gegen Werke der Musik oder gegen ausübende Musiker. Die passendste Gelegenheit zu diesen Streifzügen hat ihm der Tod Ludwigs II. von Bayern dargeboten. Kurze Zeit nach dem allgemein betraurten Ereigniss erschien in „Nord und Süd“ ein Aufsatz: „*König Ludwig II. und die Kunst*“, in welchem gewiss berechtigte Ansichten über die Bauthätigkeit des verstorbenen Monarchen enthalten sein mögen. Abgesehen von einigen Widersprüchen, welche selbst dem Uneingeweihten auffallen müssen, wird jedoch der Ton, in welchem der Aufsatz verfasst ist, auch bei Denen auf die heftigste Zurückweisung stossen, welche in den sachlichen Ausführungen Herrn Lübke Recht geben müssen. Wo ein „Wahnsinn“ vorausgesetzt wird, und wenn er bei dem ärgsten Gegner auftritt, da pflegt er doch stets das aufrichtigste Mitgefühl der Zeitgenossen wachzurufen, und alle dieser Quelle zuzuschreibenden Fehler und Irrthümer werden eher einer Entschuldigung als heftigen Vorwürfen begegnen. Trotzdem wurden diese sofort nach dem Tode des Königs erhoben und, wie es scheint, nicht bloß unter dem ersten Eindrucke von der Trauerkunde, welche noch einmal alle lebhaften Beschuldigungen gegen die Handlungen des Unglücklichen in seinen Gegnern begreiflicher Weise wachrufen konnte, sondern in dem vollen Bewusstsein einer nothwendigen That; denn im Oktober des Jahres 1886 erschien der Aufsatz als Nr. XXIII. in Lübke's „*Kunstwerke und Künstler*“, diesmal jedoch mit einem Anhang, von welchem der Verfasser in der Vorrede erklärt: „Bei dem Neudruck sind die Aufsätze vielfach umgearbeitet und erweitert worden, wie denn namentlich die Studie über König Ludwig II. und die Kunst durch eine Würdigung seines Verhältnisses zur Kunst Richard Wagner's abgerundet worden ist.“ Diese Abrundung, von welcher übrigens schwer einzusehen ist, weshalb nicht schon der Zeitschrift „Nord und Süd“ die Ehre der Bekanntmachung zu Theil werden konnte, beginnt mit der Vermuthung, dass den in dem Aufsätze selbst enthaltenen Ausführungen des Verfassers gegenüber „die Wagnerenthuiasten behaupten werden, dass allein durch die Förderung ihres „Meisters“ der König sich einen bleibenden Ehrenplatz in der Geschichte der deutschen Kunst erworben habe.“ Offenbar liegt hier die Absicht vor, diesen Platz einem Andern einzuräumen; ein bestimmter Ausdruck darüber findet sich jedoch in der ganzen „Abrundung“ nicht: die Untersuchung der weiteren Auslassungen Lübke's wird in diesem Punkte zu einer klareren Anschauung führen. Zunächst verzichtet der Verfasser auf die Wiederholung seiner „unumwunden ausgesprochenen“ Gedanken

über Wagner und seine Kunstrichtung. Die Wiedergabe und nähere Prüfung dieser „Gedanken“ kann erst im spätern Verlauf dieser Abhandlung erfolgen; nur soviel mag schon hier darüber gesagt werden, dass sie an Deutlichkeit wenig zu wünschen übrig lassen, dafür aber einer rein sachlichen Begründung entbehren und aus keiner kritischen Ueberzeugung, sondern mehr aus einer persönlichen Unbehaglichkeit der Kunst Wagner's gegenüber hervorgegangen zu sein scheinen. Wenn nun der „Meister“ selbst nicht gänzlich abgethan werden kann, so lässt sich desto freier mit der „Wagnergemeinde“ schalten und walten. Die Zeit ist noch nicht lange vorüber, in welcher diese Gemeinde wegen ihrer Kleinheit arg bespöttelt, und eben diese Kleinheit als Beweismittel für die todtegeborenen Kinder der Wagnerischen Muse benutzt wurde. Dadurch, dass Herr Lübke die Gemeinde „stätig wachsen und immer weitere Kreise stätig heftiger nach seiner (Wagner's) Kunst verlangen“ sieht, ist er „in seinen Ueberzeugungen über diese Kunstweise keinen Augenblick schwankend geworden.“

Einer besondern Erwähnung hätte dieses Festhalten des einmal vertretenen Standpunktes nicht bedurft, da die Anschauung des Kunstrichters durchaus nicht von der Masse der Anhänger oder Gegner einer „Kunstweise“ abhängen soll; ein grosses Verdienst aber würde sich ein solcher Richter erwerben, wenn er der Welt zu dem Ariadnephaden verhelfen könnte, welcher durch das Labyrinth der tausendfach verschiedenen, selbst gegensätzlichen Anwendung von Beweismitteln sicher hindurchzuleiten im Stande sein würde. Oder sollte dieser Faden wirklich nur aus der Befriedigung des persönlichen Bedürfnisses gesponnen sein? Wenn der geringe Anhang einer Persönlichkeit das eine Mal für Mangel an Volksthümlichkeit, das andere Mal für das Kennzeichen einer vertieften Individualität ausgegeben wird; wenn der wachsende Anhang einerseits als Zeichen des zunehmenden Verständnisses für eine solche Individualität gepriesen, andererseits als sicherer Beweis für die der in Betracht kommenden Kunstrichtung innewohnende Trivialität verurtheilt wird: so können diese Widersprüche doch nur der Laune und Willkür der Beweisführer entsprungen sein. Die Letztern übersehen dabei gänzlich, dass derartige Beweismomente, im Grunde genommen, gar keine sind, da es für den innern Werth einer Kunstleistung völlig gleichgiltig ist, wie hoch oder wie allgemein sie sowohl von den Zeitgenossen als von der Nachwelt geschätzt wird. Die „grosse Mehrheit“ gibt in solchen Fällen nicht den Ausschlag; daher kann auch Herr Lübke mit Recht behaupten, dass ihm eine „Majorität nicht im Mindesten imponire,“ obgleich die Begründung dieser Behauptung nur auf einer ganz persönlichen Anschauung fusst, da er „von der Echtheit des Kunstgefühls bei der grossen Mehrheit der Zeitgenossen eine geringe Meinung“ hat und „überwiegend nur ein Jagen nach Neuem, Niedagewesenem, nach Phänomenalem und Sensationellem“ sieht, welche Ausdrücke durch die Bemerkung „wie die beliebten Worte lauten“ der Anwendung von Seiten der Zeitgenossen zugewiesen werden. Auf die „geringe Meinung“ des Einzelnen kommt es bei der „Echtheit des Kunstgefühls“ viel weniger an als auf den Umstand, dass das Kunstgefühl in den seltensten Fällen ein echtes ist und bei einer „grossen Mehrheit“ überhaupt noch nicht angetroffen werden konnte. Die allgemeine Kunstgeschichte hat die Klage hierüber zur Genüge ausgesprochen. Die Musikgeschichte wenigstens kann auf jeder Seite von falschem Kunstgefühl, von Geschmacksverirrung, von Verkennung der Meisterwerke und ihrer Schöpfer erzählen. Die Letztern, zu Lebzeiten verkannt, nach dem Tode gefeiert, zu Lebzeiten vergöttert, nach dem Tode vergessen und erst nach Jahrzehnten oder gar nach Jahrhunderten wieder gepriesen: sollen sie etwa nach dem zweifelhaften Gefühl ihrer Zeitgenossen, mögen sich diese vereinzelt oder in grossen Haufen um ihre Werke geschaart

haben, klassifizirt werden? Es ist lebhaft zu bedauern, dass die Geschichte der einzelnen Künste, so werthvolle Arbeiten auf diesem Gebiete auch verzeichnet werden können, es durchaus nicht hat ermöglichen können, dass ihre Lehren gerade von denen angewandt werden, welche sie entdeckt und veröffentlicht haben. Wenn nun schon der Prediger selbst seine Lehren vernachlässigt oder sie nur nach Laune anwendet, was soll dann der gläubige Zuhörer thun? Die grosse Lehre aber, welche in den Geschichten aller Künste gleichlautend angetroffen wird, heisst: Das Gefühl für das Echte, Wahre und Grosse in der Kunst findet sich stäts nur in einzelnen, besonders dafür veranlagten Individuen, nie aber in grossen Mehrheiten. Dem in Rede stehenden Aufsatz über „König Ludwig II. und die Kunst“ folgen in dem Buche „Kunstwerke und Künstler“ eine Anzahl „Aphorismen“ des Verfassers, von welchen Lehrsprüchen der erste wiederum ein Klagelied über das Leben „in der Zeit der Majoritäten“ anhebt und darauf dann unumwunden den selben Gedanken über die Einzelnen, deren Eigenthum „die Wahrheit, das Echte, Gute, Schöne“ gewesen ist, laut werden lässt. Nur versäumt der Verfasser, diesen Satz auch richtig anzuwenden; denn, wenn „es immer noch Einzelne giebt, die nicht mit dem grossen Strome schwimmen“, so braucht darüber kein „Gottlob“ ausgerufen zu werden; da eben die Einzelnen zu allen Zeiten gegen den grossen Strom haben schwimmen müssen, und sich, wie der Verfasser sehr richtig bemerkt, das wahre Kunstgefühl nie bei den „Majoritäten“ befunden hat. So ist es gewesen, und so wird es bis in die fernste Geschichte des Menschengeschlechts hinein bleiben. Die Zeit wird deshalb nicht kommen können, „wo man wieder zu den verlassenen Göttern zurückkehrt, um sich am Grossen, Ewigen, Idealen zu erheben“, da die „Majorität“ ja nie den Göttern gedient hat, die sie verlassen haben soll, und die „Schwimmer gegen den Strom“ ja stäts „den höchsten Idealen der Menschheit getreulich zugewendet“ geblieben sind. Der Verfasser kämpft daher in den Sätzen des ersten der Aphorismen nur gegen sich selbst. Bei dem Kampf gegen die „Wagnergemeinde“ muss ihm endlich der Gedanke gekommen sein, dass diese doch nur aus einzelnen Gegenstromschwimmern bestehen könnte; denn er zieht die Maschen des Netzes enger und erbittert sich bei der Beschränkung seines Unwillens auf einzelne Anhänger zu der wohl wenig angebrachten Aeusserung von „der blöden Vergötterung fanatischer Korybanten, welche die ganze frühere Kunst in Trümmer schlagen möchten, um für die in's Riesige aufgebauchte Gestalt ihres „Meisters“ ein ungeheuerliches Postament zu schaffen.“

Die Uebertreibungen, in welche Einzelne beim Anblick einer neuen grossen Kunsterscheinung verfallen, sollen keineswegs gelehnet oder beschönigt werden: sie sind gewiss keiner grösseren menschlichen Schwäche entsprungen als das Wort „blöde Vergötterung“; es gehört aber ebensowenig „Vergötterung“ als Uebertreibung dazu, um den Schöpfer des Parsifal auf ein „ungeheuerliches“ Postament zu stellen, ohne dadurch die „ganze frühere Kunst“ auch nur im Geringsten beeinträchtigen oder gar „in Trümmer schlagen“ zu wollen. Wenn alle Ausfälle gegen die „Wagnergemeinde“ nichts gefruchtet haben, so wird die Unterschiebung eines auf Hinwegräumung der Vergangenheit gerichteten Ansinnens als letzter Trumpf ausgespielt. Ein solches Vorgehen sollte wenigstens der Kunsthistoriker vermeiden, da von ihm in erster Linie geschichtliche Treue verlangt werden muss; die Geschichte des Wagnerthums lehrt aber, dass kaum ein anderer Künstler, trotzdem er „zum höchsten Heil der Kunst“ eine völlig neue Kunst geschaffen hat, so fest in dem Boden seiner Vorgänger steht, dass durch ein Lockern dieses Bodens zugleich an dem Fundamente gerüttelt würde, auf welchem das eigene Haus erbaut worden ist. Kein anderer Künstler hat daher

mit grösserer Verehrung zu seinen grossen Vorgängern aufgeblickt, als der, der einzig ihnen ebenbürtig zur Seite steht; keiner hat aufrichtiger die wahre Grösse eines Bach und Beethoven zu schätzen und zu verdientlichen gewusst als der einzig berufene musikalische Nachfolger dieser Beiden; keiner hat Mozart schwärmerischer geliebt und ihn sorgfältiger aufgeführt als der grösste Interpret der „klassischen“ Vergangenheit, als eben Wagner selbst, dessen wunderbare, von Freund und Feind bedingungslos anerkannte Vorführungen klassischer Meisterwerke nur zu gern von den gelehrten Gegnern stillschweigend übergangen werden, weil jene nicht in den Rahmen ihrer Beweisführung hineinpassen. Die selbe Verschwiegenheit wird der liebevollen „Vergötterung“ Weber's in „*Oper und Drama*“ gezollt: dieses Hohe Lied vom deutschen Liede würde durch sein allgemeines Bekanntwerden viele wirksame Angriffspunkte der Gelehrten zu Schanden machen. Die genannten Meister sind Wagner's Vorgänger auf rein musikalischem Gebiete gewesen, ohne dass er deshalb das, was von ihnen auf dramatischem geleistet worden ist, auch nur im Geringsten zu verkleinern versucht hätte; um so rückhaltloser ist aber seine Verehrung zu dem grossen musikalischen Dramatiker, zu Gluck gewesen, den er, Weber ausgenommen, als seinen unmittelbaren Vorläufer ansehen musste. Darum hat er sich die Aufführung Gluck'scher Werke, so lange er in Dresden und München dazu Gelegenheit hatte, auch besonders angelegen sein lassen und an die „Iphigenie in Aulis“ selbst die Hand gelegt, um durch rücksichtsvolle Ausbesserungen und Hinzufügungen die Wirkung des Werkes deutlicher hervortreten zu lassen. Die Vorwürfe, welche in Bezug auf die Thätigkeit Wagner's in Bayreuth erhoben worden sind: dass es ihm dort nur um die Aufführung seiner Werke zu thun gewesen sei, sind völlig grundlos; denn Niemandem als ihm hat eine geringe Aufführung eines Meisterwerkes grösseren Kummer bereitet. Es ist deshalb von ihm deutlich genug ausgesprochen, dass Bayreuth die gesammte Kunst umfassen sollte. Wenn aber das Jahr 1876 schon so grosse materielle Enttäuschungen im Gefolge geführt hatte, dass erst im Jahre 1882 wiederum an Aufführungen gedacht werden konnte, wer von Denjenigen, welche so eilig mit Vorwürfen bei der Hand sind, hätte den Muth gehabt, eine Aufführung des Werkes eines andern Meisters zu wagen, so lange Bayreuth nur den Charakter eines „Novitätentheaters“, nicht aber einer Musterbühne zugestanden wurde? Wie jeder Meister der Vergangenheit zuerst an die mustergiltige Aufführung seiner eigenen Werke gedacht hat, so musste der Schöpfer einer neuen Kunstentwicklung erst recht eine Mustergiltigkeit anstreben, nur mit dem Unterschiede, dass, wo er nur Gelegenheit finden konnte, er erst recht gezeigt hat, wie die Werke seiner Vorgänger zu lebendigem Ausdruck zu bringen sind. Wenn es nun „Enthusiasten“ für die Wagnerische Kunst geben sollte, welche ihrem Meister in jener Werthschätzung der Vergangenheit nicht folgen würden, so wäre bei ihnen höchstens über Mangel an parteilicher Erziehung, die glücklicherweise nicht besteht und auch völlig überflüssig ist, zu klagen, die Schuld daran aber durchaus nicht der Sache selbst beizumessen. Dafür, dass Wagner der Erste gewesen ist, welcher den Deutschen über die ihnen von dem Protzenthum Meyerbeer's und der Versüsslichung Mendelssohn's drohenden Gefahren die Augen geöffnet hat, wird ihn kein Vorwurf des Mangels an Kollegialität treffen können: es war auch ein „Akt der Nothwehr.“

Allen von den „Korybanten“ wirklich begangenen oder ihnen nur untergeschobenen, keinesfalls aber nachgewiesenen Fehlern gegenüber hält sich Herr Lübke zu der wiederholten Betonung für verpflichtet, „dass Wagner trotz seiner Genialität, trotz wahrhaft grosser und glänzender Wirkungen die Kunst dennoch nur in der einseitigsten Weise weiter entwickelt hat.“ Für diese Einseitigkeit

wird der Grund gefunden in der Vernachlässigung der „vokalen Seite, in der die eigentliche Seele der Musik pulsirt, des edlen getragenen Gesanges und der polyphonen Stimmführung“. „Das Verzichten auf das seelenvollste Element“ soll von den „Enthusiasten“ Wagner's „als höchster Fortschritt“ angepriesen werden. In dieser Sammlung „beliebter Worte“ gipfelt der Sturm, welche gegen die schreckliche Gefahren in sich schliessende „Kunstweise“ entfesselt werden soll. Damit werden nun allerdings nur bereits stark ausgetretene Geleise befahren, schon unzählige Mal als haltlos nachgewiesene Gründe von Neuem der Widerlegung als Beute vorgeworfen, und der bedauernswerthe Nachtheil, in welchem sich die Kunst der Wissenschaft gegenüber befindet, wird wiederum auf's Deutlichste hervorgehoben. Dieser Nachtheil besteht für die Kunst in dem Mangel an der Achtung, welche die gebildete Welt vor den aus ihrem innersten Wesen hervorgegangenen Errungenschaften haben sollte. Während die Wissenschaft mit unerbitterlicher Strenge nur Neuerungen zulässt, welche sich auf unwiderlegliche Thatsachen und Beweise stützen, dafür dann aber auch diesen Neuerungen vollen Schutz gegen einen von Aussen drohenden, unbegründeten Angriff verleiht: muss die Kunst, und wenn die ihr erzielten Fortschritte noch so folgerichtig und sicher beweisbar sind, sich jeglichen haltlosen Vorwurf gefallen lassen; und wenn sie ihn zehnmal siegreich zurückgewiesen, so wird er das elfte Mal wieder mit der selben „Harmlosigkeit“ und mit dem selben freundlichen Lächeln, wie das erste Mal, erhoben. Daher würde es vergebliche Liebesmühe sein, wenn an der Hand des vielgescholtenen „Tristan“, um nur von einem Werke zu reden, die Fälle von edlem „getragenen Gesang“ nachgewiesen würde; es würde auch vergeblich auf eine Antwort gewartet werden müssen, wenn ein ähnliches Beispiel von „edlem getragenen Gesang“ in der „ganzen frühern Kunst“ erbeten würde, wie sich ein solches in dem Zwiegesang findet „O sink' hernieder, Nacht der Liebe, gib Vergessen, dass ich lebe; nimm mich auf in deinen Schooss, löse von der Welt mich los!“ Dagegen könnte Herr Lübke einen Zeugen für die Berechtigung seiner Klagen in dem Physiker Helmholtz finden, welcher in seinen wissenschaftlichen Untersuchungen über „die Tonempfindungen“ schon bei dem Uebergang zu Beethoven zu dem Ergebniss der Entbehrung des „süssesten Wohllauts“ gelangt ist, dessen letzter Meister Mozart gewesen sein soll. Beethoven habe die „menschliche Stimme als dienende Magd“ behandelt, weshalb sie ihm „die höchsten Zauber ihres Wohlklangs“ nicht mehr habe spenden können. Bei der Voraussetzung, dass Musik ihren Höhepunkt nur im „süssesten“ Klang erreicht, enthält die von Helmholtz aufgestellte Behauptung etwas Richtiges, obgleich Beethoven es ebenfalls verstanden hat, die Stimme klingen zu lassen, wofür zum Beweise nur an das Adagio der grossen Fidelio-Arie erinnert zu werden braucht. Ausserdem haben Helmholtz die Untersuchungen über den Klang und die Empfindung des Klanges zu Ergebnissen geführt, welche bei der mit Beethoven beginnenden Entwicklung der weit über das Gebiet der Klangschönheit hinausgehenden Ausdrucksfähigkeit der Musik Halt machen mussten, ohne dass dadurch dem Gelehrten das Recht zugestanden zu werden braucht, an der „Norm für die weitere Entwicklung der Kunst“ zu rütteln, wenn auch diese Norm durch „eine übermächtige und melancholische Natur“ herbeigeführt worden ist. Ein Zurückgehen der Musik auf die Epoche, in welcher nur der Klang die Herrschaft beim Schaffen ausübte, würde das Aufgeben des erzielten lebendigen Ausdrucks erfordern, was in der That ein schweres „Opfer“ zu nennen wäre; denn damit würde die Lebensfähigkeit und das Weiterbestehen der Musik überhaupt in Frage gestellt werden. Künstlerische Reformationen lassen sich nicht wieder aus der Welt schaffen, und die Kunst hat sich noch nie nach den Ergebnissen wissenschaftlicher Forschungen, selbst wenn

diese von einem bedeutenden Gelehrten wie Helmholtz ausgehen, richten können; sondern die Wissenschaft muss stäts, wenn sie nutzenbringend für die Kunst werden soll, in erster Linie die Geheimnisse der Letztern zu ergründen suchen und daraus die Gesetze für das Wesen künstlerischer Schöpfungen herleiten. Uebrigens scheint Helmholtz selbst seine Ansichten über die „weitere Entwicklung der Kunst“ nicht weiter aufrecht erhalten zu wollen; denn in der vierten Auflage seiner Lehre von den „Tonempfindungen“ finden sie sich nicht mehr.

Da die vorhergegangenen Betrachtungen an die Bemerkungen über „edlen getragenen Gesang“ und „süssesten Wohllaut“ angeknüpft worden sind, so mögen im Zusammenhang damit auch die Ansichten der Herren Lübke und Helmholtz über das Singen selbst erörtert werden. Mit aufrichtigem Interesse wird nicht allein jeder Sänger, sondern auch jeder Musiker die auf gründlichster Forschung fussenden Sätze über die „Nachtheile der temperirten Stimmung“ in dem Helmholtz'schen Werke über *„die Lehre von den Tonempfindungen“* durcharbeiten und nach Kräften die beherzigenswerthen Rathschläge über das Verhindern eines unreinen Gesanges zu verbreiten suchen. Die geringe Meinung des Verfassers über die „Schulung unserer jetzigen Sänger“ ist vollkommen gerechtfertigt, ebenso die Ansicht, dass „gute musikalische Talente sich durch Uebung selbst auf die rechte Bahn“ des Reinsingens helfen können. Nur in einem Punkte irrt der Verfasser, wenn er der Schule überhaupt nur „Geläufigkeit des Gesanges und Beseitigung von allerlei natürlichen Unarten“ zuschreibt. Die Gesangsschule soll den Sänger in erster Linie die richtige Verwendung der Stimmbänder lehren: das ist der Grund, welcher gelegt werden muss, um darauf Reinheit, Schönheit, Tragfähigkeit und Ausgibigkeit des Tones weiter zu bilden. Dass heutzutage nur selten ein Gesangslehrer angetroffen wird, welcher die ersten der an ihn gestellten Forderungen zu erfüllen im Stande ist, ist ein beklagenswerthes Ereigniss, welches von den Sängern selbst am schmerzlichsten empfunden wird, welches aber auch der einzige Grund ist, warum nicht bloss „Mozart, Beethoven, Weber und andere klassische Meister“, die Lieblinge aller Freunde des Schönen, sondern Wagner selbst unvollkommen gesungen wird. Dieser Tadel soll sich nicht zu dem harten Ausdruck „Schreien“ versteigen, welchen Herr Lübke in seinen „Aphorismen“ gebraucht hat. In Nr. 18 findet sich eine von der ersten Auffassung und dem ersten Tone der Helmholtz'schen Auslassungen etwas abweichende Auseinandersetzung über die heutigen Gesangsleistungen, an deren Schwächen in erster Linie die „Melodienarmuth“ Wagner's die Schuld tragen soll; denn da „die Klangeffekte des Orchesters“ in „kolossalen Tonmassen“ bestehen, so muss die menschliche Stimme in dem Wettkampf mit diesen unterliegen. Es muss also immer von Neuem wieder darauf hingewiesen werden, dass, einzelne Stellen ausgenommen, in sämmtlichen Werken Wagner's die menschliche Stimme vom Orchester mit einer Rücksicht begleitet wird, wie dies kaum von irgend einem klassischen Meister vorgesehen ist. Auf Versündigungen von Seiten der Dirigenten in diesem Punkte kann hier nicht näher eingegangen werden. Es sind auch nicht die „kolossalen Tonmassen“, welche zu dem Verlangen nach „phänomenalen“ Stimmen Veranlassung geben; denn solche „phänomenale“ Stimmen wurden schon zu Mozart's und Beethoven's Zeiten sehnüchzig herbeigewünscht und werden heute in dem wagnerfreien Italien mit dem grössten Jubel begrüsst. Auch ist das „Schreien“, in welches „in Folge dessen“ das Singen ausartet, durchaus nicht die Folge der Beschäftigung der Sänger mit den ihnen von Wagner gestellten Aufgaben, sondern eine zu allen Zeiten aufgetretene und hart getadelte Versündigung gegen die menschliche Stimme, eine Versündigung, welche sich in dem selben Maasse bei Mozart und andern Meistern wie bei Wagner rächt. Ebenso

sind die an die Sänger und Sängerinnen gestellten Anforderungen, wenn auch oft quantitativ, doch qualitativ keinesfalls grössere als die frühern; denn es finden sich unter den von frühern Meistern geschaffenen Partien einige, die allerdings der äusseren Grösse nach keineswegs mit den Wagnerischen verglichen werden sollen, deren Ausführung jedoch eben so grosse Anforderungen an die physischen Kräfte stellt als die Letztern. Der mustergiltige Vortrag der Arien der „Donna Anna“ ermüdet mehr und ist angreifender für die Stimme als die Ausführung einer „Elsa“, einer „Sieglinde“ oder „Brünnhilde“. Das selbe gilt von der „Donna Elvira“, der „Rezia“, der „Euryanthe“ und dem „Fidelio“.

Eine genaue Sachkenntniss in dieser Frage wird die Aufstellung jener unbegründeten Theorie vom „Schreien“ sorgfältig vermeiden. Die Sängerinnen der Zukunft werden Herrn Lübke sicherlich für die ihnen bekundete Galanterie, mit welcher er ihnen den Titel „Schreipuppen“ in Aussicht gestellt hat, sehr dankbar sein. Für das Publikum braucht er jedoch keine Sorge zu tragen: es wird den „Sinn für das einfach Schöne und Edle“, soweit es ihn überhaupt besitzt, durch Wagner's „Massenwirkungen und scenische Wunder“, welch' Letztere kaum so gross wie in der Zauberflöte, dem Freischütz und dem Oberon sind, gewiss nicht verlieren, sondern sich, trotz der Liebe und dem wachsenden Verständniss für die neue „Kunstweise“, stäts an dem Alten, soweit es sich als echt, schön und wahr erwiesen hat, wieder erfreuen. Es verhält sich in der Kunst glücklicherweise nicht so, wie in dem Bereich der technischen Erfindungen, mit welchen allerdings künstlerische Leistungen leicht verwechselt werden: wenn auch die Dampfkraft und die Elektrizität alle in das Bereich gehörenden frühern Hilfsmittel beseitigt haben, so hat doch ein neues Kunstwerk das frühere noch niemals aus dem Wege geschafft. Das letztere hat vielleicht viel vom alten Glanze einbüssen müssen: die Schönheit und Wahrheit, die ihm innewohnen, bleiben stäts unvergänglich. Wenn Beethoven der Fuge ein neues poetisches Element eingehaucht hat, so ist das Interesse für die Architektonik der Bach'schen Fuge unverändert geblieben. Der selbe Fall gilt für die „Hohen Messen“ Beider, welchen wiederum Liszt's Graner Messe in ausdrucksvoller Erweiterung sich anreihet. Der Werth keiner einzigen Mozart'schen Arie wird dadurch beeinträchtigt, dass beispielsweise der zweite Akt des „Figaro“ dem Publikum als Bühnenwerk ein geringeres Interesse abzugewinnen vermag, als der erste Akt, dessen dramatischer Aufbau äussert gelungen ausgefallen ist. Daher ist auch die erneute Prophezeiung von „der Zeit, wo die Nebel sich zertheilen und die alten Sterne in unvergänglicher Schönheit am Himmel wieder auftauchen“, wiederum am unrichten Platze, da sich der Verkündiger jener Prophezeiung sammt allen seinen Zeitgenossen mitten in der ersehnten Zeit befindet; welche aber nur der zu würdigen und zu geniessen im Stande ist, der sich und Andern das Leben nicht durch Auffinden und theilweise Erfinden von erträumten Mängeln zu verbittern sucht. Wer genauer in die Geschichte der Aufführungen klassischer Werke hineinschaut, wird auf den ersten Blick von der sogenannten Beliebtheit der Werke in früherer Zeit ein gewichtiges Moment abrechnen, das der Virtuosität, auf deren Rechnung bedeutend mehr von dem Interesse an der Aufführung als von dem an dem Werke selbst zu setzen ist. Wenn der Fidelio zu gewissen Zeiten eine grössere Anziehungskraft auf das Publikum ausgeübt hat als zu andern, so waren daran vornehmlich die persönlichen Leistungen einer Schröder-Devrient oder einer Marianne Brandt Schuld. Aehnliche Verhältnisse lassen sich bei allen Mozart'schen Opern nachweisen, welche, sobald die virtuose Arie eines Sängers oder einer Sängerin daraus gestrichen wird, auf leere Häuser zu zählen haben. Dass Wagner der Erste gewesen ist, welcher auf getreue Gesamtleistungen, ohne Hervortreten einer einzelnen Persönlich-

keit, sowohl in seinen wie in den klassischen Werken gedrunken hat, wird übersehen oder verschwiegen. —

Es erübrigt jetzt noch, um zum Abschluss der Betrachtungen über die „Abrundung“ zu gelangen, das zweite Beweismoment, das der polyphonen Stimmführung oder vielmehr den Mangel an einer solchen, zu beleuchten. Ein Streit darüber würde erst dann zu einem Ergebniss führen können, wenn eine genaue Erklärung des Begriffes von „polyphoner Stimmführung“ in den Kunstschriften Lübke's irgendwo zu finden wäre. Nach den bisherigen Lehren von der Polyphonie lassen sich als Beweise dafür kaum schönere Beispiele heranziehen, als sie in dem grossen Gebet des ersten Akts im „Lohengrin“, in dem H-dur Adagio des zweiten Akts im „Tannhäuser“, im Quintett des dritten Akts der „Meistersinger“, in den Chören und vor Allem im Schlusschor des „Parsifal“ gefunden werden. Wer nach dem aufmerksamen Anhören oder der sorgfältigen Durcharbeitung dieser Sätze noch an dem Mangel an „polyphoner Stimmführung“ festhalten kann, muss unter diesem Ausdruck einen der Musik fremden Begriff verstehen oder in besonderer Absicht sich an einen ganz unverständlichen Vorwurf anklammern wollen. Jedenfalls hält jeder Musiker, gleichviel, ob er der „Wagnergemeinde“ angehört oder nicht, ob er von Herrn Lübke zu den Ritttern von der „blöden Vergötterung“ oder zu den „musikalisch Gebildeten“, welche später noch berücksichtigt werden sollen, gezählt wird, sich für verpflichtet, Vorwürfe, denen der sichere, aus der genauen Kenntniss der musikalischen Gesetze gezimmerte Boden fehlt, mit aller Energie zurückzuweisen. Jedermann kann für sich das Recht in Anspruch nehmen, seinem Geschmack in künstlerischen Angelegenheiten freien Lauf lassen zu dürfen; aber es darf nicht Jedermann in irgend eine Kunst hineinreden, selbst wenn er in einer andern Bedeutendes geleistet und sich dadurch den Namen eines Künstlers erworben hat: am vorsichtigsten sollte jedoch der Gelehrte sein, welcher glaubt, im Hinblick auf sein durch schriftstellerische Arbeiten erworbenes Ansehen ohne Weiteres den Stab über künstlerische Meisterwerke und deren Schöpfer brechen zu müssen. Es könnte ihm dabei leicht ebenso ergehen wie Herrn Lübke, welcher, nachdem er sich eifrig bemüht hat, dem „Messias“ der „fanatischen Korybanten“ das „seelenvollste Element der Musik“ abzusprechen, die unglückliche „Bemerkung nicht unterdrücken darf, dass es ein phantastisch überschwänglicher, im Wahnsinn untergegangener König war, der als der erste und eigentlichste Förderer dieser Kunst zu bezeichnen ist.“ Die „unheimlichen Streiflichter“, welche dadurch auf diese Kunst geworfen werden sollen, sind nur beklagenswerthe Erfindungen desjenigen, der sich nicht scheut, ernste Verhältnisse in solcher Weise zu beleuchten. Auf gleicher Erfindung beruht „die verhängnissvolle Verwandtschaft“ zwischen der „Maasslosigkeit der Mittel, mit welcher Wagner's Musik in nie erhörter Weise und nie erlebter Anforderung an Kraft und Zeit der Zuhörenden wie der Ausführenden sich zur Geltung bringt, und der sinnlosen Prachtvergeudung der Schlösser seines königlichen Gönners.“ Es muss dem Architekten vom Fach die Feststellung der Thatsache überlassen bleiben, dass andere Fürsten, ohne dass sie deshalb dem „Wahnsinn“ verfallen wären, schon in frühern Jahrhunderten ähnliche, oft noch grössere Prachtvergeudung bei der Ausführung von Bauten haben walten lassen, und dass die heutige Zeit bei der Beurtheilung der sog. Vergeudung ganz andere Prädikate als gerade „sinnlos“ anzuwenden pflegt. Der einsichtsvolle Geschichtsforscher auf musikalischem Gebiet gelangt stäts zu der Ueberzeugung, dass jeder grosse Musiker „Anforderungen an Kraft und Zeit der Zuhörenden wie der Ausführenden“ gestellt hat, welche bis zu seiner Zeit „nie erlebt“ waren und welche durchaus nichts wahnsinnartiges an sich tragen, wenn sie auch oft von den

„kritischen“ Zeitgenossen dafür gehalten wurden. Der Verfasser der „Abrundung“ wird mit dem angehängten Schlusseffekt, welcher bei der Abneigung des Erfinders gegen alle Effekthascherei um so auffallender erscheinen muss, den gewünschten Erfolg nur bei Denen erzielen, welche an dem „Sensationellen“ im Leben grosser Künstler grössern Gefallen als an der Beschäftigung mit deren Werken finden. Trotz der Geringschätzung, welche sowohl dem „Meister“ als seinem königlichen Freunde gezollt wird, hat der Letztere in der Geschichte der Kunst doch den Ehrenplatz erhalten, welchen er sich dadurch erworben, dass er einem umherirrenden Künstler eine Ruhestätte zur Vollendung der begonnenen Arbeiten eingeräumt hat.

Wer einen Einblick in die Art und Weise gewinnen will, wie Herr Lübke seine eigenen Behauptungen selbst umzukehren pflegt, möge den dritten und den fünften der Aphorismen nebeneinanderstellen: im dritten wird behauptet, dass „in den alten grossen Epochen das Naturstudium und die technische Ausbildung bei den Kunstbessenen schon in der frühen Jugend ausschliesslich das Ziel des Lerneifers war“, während im fünften von „manchem modernen Werk“ ausgesagt wird, dass es in Hinsicht auf technische Vollendung „kaum Etwas zu wünschen“ liesse. Es wird also heutzutage die vollendete Technik auch noch erreicht; demnach muss sie doch zu irgend einer Zeit erlernt sein: ob ein wenig früher oder später kann ausser Betracht bleiben. Auf die eingeschobene Bemerkung „wie man heutzutage mit Recht den Musikstudierenden die Bewältigung der Technik in früherer Jugend zur Aufgabe stellt“ mag dem Verfasser der „Aphorismen“ anheimgegeben werden, dass dies nicht erst heutzutage geschieht, sondern bereits zu allen Zeiten und eben früher noch viel gründlicher als heutzutage geschehen ist. Solange wirklich sachliche Behauptungen aufgestellt werden, ist es nicht so schwer, zu einer Verständigung zu gelangen oder die Unrichtigkeit der Anschauungen nachzuweisen. Wenn aber die Angriffspunkte gegen Kunstwerke nur in willkürlich zurechtgelegten Wendungen bestehen, so wird die Widerlegung ausserordentlich erschwert; daher denn die Beschäftigung mit den oben angeführten „unumwunden ausgesprochenen“ Gedanken Lübke's über Wagner und seine Kunststrichtung auf grosse Schwierigkeiten stossen wird. Die neunte der Aphorismen beginnt wiederum mit den Klagen über den Materialismus unserer Zeit, „der das Geistige im Aeusserlichen, Materiellen erstickt“ und leitet dann sofort von der „Ueberladung in unserer Architektur“ auf den „eigentlichen Ausdruck dieses sinnlich Uebertriebenen“, auf Wagner über, obgleich vorher von Sinnlichkeit gar nicht die Rede gewesen ist. Es müssen besondere Motive sein, welche Herrn Lübke bei jeder Gelegenheit veranlassen, auf das grosse Kunstbild Wagner's einen Flecken zu werfen. Auch ist zu beklagen, dass er sich nicht vor dem Vorwurf des Mangels an seelischem Ausdruck in jenen Werken gehütet, sondern die Kunstgeschichte mit der unbegründeten Behauptung bereichert hat: jene Werke sprächen „nicht, wie die der frühern grossen Tonsetzer, zur Seele, sondern zu den Sinnen“. Aus dieser Anschauung scheint auch die Parallele „Hans Makart und Richard Wagner“, welche sich in den „Bunten Blättern aus Schwaben“ findet, hervorgegangen zu sein. Sie wurde zuerst „Im neuen Reich“ 1871 veröffentlicht und beginnt mit einer Untersuchung über die Gründe für das Interesse an den Werken der beiden verglichenen Künstler „in einer Zeit, wo gewaltigste Weltbegebenheiten uns in Spannung erhalten“. Diese Untersuchung führt zu der Anerkennung entschiedener Genialität. Trotz diesem Zugeständnisse sollen nun für das Vorhandensein des erörterten allgemeinen Interesses an den Schöpfungen der beiden Genie's andere Momente maassgebend gewesen sein; denn ohne solche Momente, die aber im Verlauf der Parallele verschwiegen werden,

würden selbst „genialere“ Schöpfungen unbeachtet geblieben sein. Unter den Letztern werden solche Schöpfungen verstanden, „die nicht sofort im Sturm die Massen mit sich fortreissen und hoch über den realen Zielen des Tages in einem reineren Aether zu entstehen und eine ideale Welt zur Anschauung zu bringen pflegen“. Die Werke Wagner's sind damit nicht gemeint; sie haben aber durch diese Worte die schönste Charakterisirung gefunden. Gerade Wagner's grösste Schöpfungen haben nicht sofort die Massen im Sturm mit sich fortgerissen, sondern sind „erst im weitem Verlauf der Entwicklung zu allgemeiner Geltung“ gelangt. Wenn dieser Prozess dann schneller vor sich gegangen ist, als dies in frühern Zeiten der Fall war, so ist daran allerdings die heutige Zeit mit ihren grössern Verkehrsverhältnissen und vielleicht auch das mächtig gewachsene Interesse der Zeitgenossen am Theater Schuld. An dem Werth der Werke ändert aber die rasche Verbreitung oder die längere Unbekaantschaft mit ihnen durchaus nichts. Nach dieser Seite hin stehen daher die Behauptungen Lübke's über die Werke eines Brahms auf sehr schwankendem Boden. Die Zusammen- oder Gegenüberstellung von Brahms und Wagner hat für den Musiker etwas Bedenkliches, da für ihn diese Parallele ein Ding der Unmöglichkeit und Unverständlichkeit ist. Die Beiden haben gar nichts Gemeinschaftliches, gar keine Berührungspunkte und sind von ganz entgegengesetzten Impulsen ausgegangen, welche sie wiederum zu ganz entgegengesetzten Zielen geführt haben. Eine genauere Bekanntschaft mit ihren Werken wird daher sorgfältig eine Vergleichung mit einander vermeiden, welche, genau betrachtet, nur immer zu äusserlichen Redewendungen ohne thatsächlichen Hintergrund geführt hat. Herr Lübke macht sich die Aufgabe leicht, indem er von Brahms nur aussagt, welche Fehler dieser nicht begangen hat, den Leser aber im Dunkeln über die Vorzüge seines Schutzbefohlenen lässt. Da der besprochene Aufsatz Lübke's aus dem Jahre 1871 stammt, so braucht hier die Frage nach dem Werth des Brahms'schen Werke nicht erörtert zu werden, weil der „streitige“ Brahms erst mit dem Erscheinen der vier Symphonien begonnen hat, auf deren Erläuterung hier nicht eingegangen werden kann. Nur eines, allerdings, wie die Natur der Vergleichung mit sich bringt, äusserlichen Umstandes mag hier gedacht werden: der „litterarischen Reklame, die wenigstens Wagner nicht gefehlt hat“. Dieser „Reklame“ stellt Herr Lübke die „kleine Gemeinde stiller Verehrer“ gegenüber und bezieht diese, wie aus dem Zusammenhang geschlossen werden muss, auf „alle musikalisch Gebildeten“, bei denen die Werke eines Brahms „schon jetzt jene Begeisterung wecken, welche im weitem Verlauf sich vertiefen und allgemeiner verbreiten wird“, wodurch dann allerdings jene „Majorität“ entstehen würde, die Herrn Lübke „nicht im Mindesten imponirt“, und deren Eigenthum nicht die Wahrheit, das Echte, Gute, Schöne sein kann, da der Besitz dieser Güter immer nur Einzelnen beschieden ist. In Bezug auf die „litterarische Reklame“ muss bei dieser Parallele daran erinnert werden, dass in den fünfziger und sechziger Jahren dieses Jahrhunderts die gesammte deutsche Presse, mit nur ganz geringen und kaum in's Gewicht fallenden Ausnahmen, in den Händen von Leuten war, die entweder als persönliche Freunde oder als Anhänger jener grossen, freilich namenlosen, aber darum nicht minder gefährlichen Partei der Gegner Wagner's unablässig den Freund Brahms und seine Werke angepriesen und dadurch die Wege dafür gebahnt haben, dass dieser ihr Liebling für eine Zeitlang selbst bei einem widerstrebenden Publikum Modelheld werden konnte. Stehen diese Anpreisungen in dem Wörterbuch der Kunsthistoriker nicht unter der Rubrik „litterarische Reklame“? Natürlich bedurfte Brahms keines eigenen Blattes, weil die sämtlichen grossen Blätter für Wagner nur Hohn und Spott, für Brahms nur überschwängliches Lob und übertriebene Anerkennung in

Bereitschaft hielten. Dass diese Zustände heute vielfach bessere geworden sind, ist nur dem gesunden Sinne der Leiter einiger Zeitungen zu verdanken, wobei die Macht des Wagner'schen Genius nicht die geringste Rolle gespielt hat. Bei genauerer Untersuchung hätten sich hier noch andere Angriffspunkte dargeboten: die Wagner-Konzerte und der „Allgemeine Deutsche Musikverein“. Für Wagner und Liszt mussten Jahrzehnte lang besondere Konzerte veranstaltet werden: ein „Reklamemittel“, dessen Brahms nie bedurft hat; denn ihm hatte Schumann's Hymnus vom Jahre 1853 die Thüren sämtlicher grossen Konzertinstitute Deutschlands geöffnet. Was in dieser Beziehung zu wünschen übrig blieb, besorgten die liebevolle Anhänglichkeit der Frau Clara Schumann, der mächtige Einfluss Joachim's und der verblendete Hass vieler Konzertdirektoren gegen Liszt, gegen welchen Brahms als Gegenkönig aufgestellt werden sollte. Das Erbland dieses Monarchen bildeten eine Zeit lang die „Niederrheinischen Musikfeste“, ein Verein, welcher nicht selten tonangebend für die musikalischen Strömungen von ganz Deutschland gewesen ist. Wenn diesem gegenüber der „Allg. Deutsche Musikverein“ gegründet wurde, dessen Aufgabe in der Vermeidung unheilbringender Einseitigkeiten bestehen sollte, so war diese Gründung nur eine Folge der allgemeinen Feindschaft gegen Neugläubige. Dass der Verein, dessen Mitgründer und langjähriger Ehrenpräsident Franz Liszt gewesen ist, schon ein Jahr nach dessen Tode auf der Kölner Versammlung vom Jahre 1887 der künstlerischen Reklame für Brahms in umfangreichster Weise nach dem Muster der niederrheinischen Rivalin Thür und Thor geöffnet hat, soll hier nur erwähnt, nicht erörtert werden. Es heisst jetzt, zur „undinenhaften Natur“ Wagner's zurückkehren.

Lübke will „näher nachweisen“ und „tiefer begründen“, weshalb Makart und Wagner „von den selben Strömungen der Zeit gefördert und emporgetragen werden.“ Die tiefere Begründung dieser sonderbaren Erscheinung hat ihn zu der Erfindung der „Speisekarte“ geleitet, nach welcher die Gäste aus einem mit Makart'schen Bildern geschmückten Speisezimmer hinaus nicht mehr in den Fidelio, die Zauberflöte u. s. w., sondern in den Tanuhäuser oder Lohengrin zu eilen wünschen. Als Scherz betrachtet, liest sich diese Bemerkung ganz gut; mit Begründung hat sie jedoch nichts gemein. Von ähnlicher Art sind sämtliche Gründe, welche in's Gefecht geführt werden. Eine ganz merkwürdige Verfahrungsweise ist es, wenn Makart die verdächtigen Lokale vorgerechnet werden, aus welchen dieser die Modelle zu seinen Frauengestalten genommen haben soll. Wenn Herr Lübke mit seinen Ansichten über Makart Recht haben sollte, so wäre eine Parallele mit Meyerbeer eher am Platze gewesen; denn in diesem findet sich die Herrschaft über die äusseren Mittel mit der geschicktesten Berechnung der Wirkung auf den Zuhörer vereinigt. Jedoch soll dieser Vergleich durchaus nicht auf Selbständigkeit Anspruch machen, da er nur durch die in Rede stehende Parallele veranlasst worden ist; denn Maler, wie Musiker wissen, wie bedenklich alle solche Vergleiche unter ihren Künsten ausfallen müssen, und kennen auch den Schaden, welchen der Musik durch die Einführung einer Anzahl von technischen, der Malerei entnommenen Ausdrücken zugefügt worden ist. Die Künstler unter den Musikern sind nicht Schuld an diesem Leihgeschäft, welches von den Schriftstellern auf musikalischem Gebiete eröffnet wurde, um ihre eigene Hilflosigkeit den neuesten Fortschritten, besonders der erweiterten Instrumentation gegenüber verbergen zu können. Die durch Berlioz, Liszt und Wagner auf diesem Gebiete geschaffenen Umgestaltungen haben bei den gelehrten Zeitgenossen den geringsten Widerspruch hervorgerufen, weil sie einerseits so augenscheinlich waren, dass ein absprechendes Urtheil darüber auch der uneingeweihten Menge hätte auffallen müssen und ihr den Glauben an die Zu-

verlässigkeit der Beurtheiler hätte rauben können; und weil sie andererseits so leicht nur als Zweck, nicht nur als Mittel zum Zweck behandelt werden konnten. Durch diese Art der Behandlung konnte dann mit geringer Mühe die zugestandene Anerkennung abgeschwächt und das Verdienst der Erfinder jener Umgestaltungen bedenklich in Frage gestellt werden. Ausserdem war es auch nicht schwer, selbst wenn man die Letztern nur als Mittel gelten lassen wollte, sie durch einen Vergleich mit den Mitteln, welche den „Klassikern“ zu Gebote standen, herabzusetzen und damit dann erst recht den Zweck zu verdächtigen, wobei nur immer vergessen worden ist, dass die „Klassiker“ von den Mitteln ihrer Zeit stets den ausgiebigsten Gebrauch gemacht und durchaus nicht engherzig gespart haben. Daraus geht auch hervor, dass sie mit Freuden bereit gewesen sein würden, umfangreichere Mittel zur Erreichung ihrer Ziele zu benützen, wenn solche zu jener Zeit vorhanden gewesen wären. Eine auch nur oberflächliche Prüfung der Klaviersonaten Beethoven's nach dieser Richtung hin liefert für diese Ansicht den vollgiltigsten Beweis; denn wie der Künstler jede Verbesserung und Vergrösserung des Klaviers sofort zu seinem Vortheil benutzt hat, so hat er sogar auf Klangwirkungen abgezielt, welche zu jener Zeit noch gar nicht zu erreichen waren. Aehnliches wird sich bei der gewissenhaften Beobachtung der Partituren der neun Symphonien des selben Meisters ergeben: nur kommt es bei allen diesen Fragen auf genaue Untersuchung und völlige Vorurtheilslosigkeit an. Wo diese Eigenschaften fehlen, werden nur eine Anzahl Vorwürfe ohne sichere innere Begründung ausgesprochen werden können.

In dem Verlaufe des versuchten Vergleichs zwischen „Hans Makart und Richard Wagner“ erscheint die Behauptung, dass in den „Gesangspartien doch die dramatische Charakteristik gipfeln sollte.“ Das, was die Letztere thun soll, ist nicht schwer zu fordern; das, was sie thut und thun muss, zeigt der Dramatiker, unbekümmert um die Forderungen der Wissenschaft, mit denen er keine Scene, viel weniger einen Akt aufzubauen im Stande ist. Shakespeare hat den Bau seiner Entwicklungen nicht von den Kunstschriftstellern gelernt; sondern diese sind bei ihm in die Lehre gegangen und haben mit aller Gelehrsamkeit doch noch keine wirkliche Dichtung hervorbringen können. Der Satz, dass „die musikalischen Mittel bei Wagner in einer bestimmten Reihe von Klangwirkungen beruhen“, wird nur aufgestellt, um jenen Mangel an dramatischer Charakteristik bei Wagner, für den nur das mit Makart's „absoluter Farbe“ verglichene „souveräne Orchester“ auf der Welt ist, zu erhellen, und zugleich eine Erläuterung hinzugefügt, nach welcher die Klangwirkungen „theils durch wiederkehrende Formen, wie z. B. das bis zum Ueberdruß gebrauchte Motiv chromatischer Gänge, theils durch sinnreiche Kombination der Instrumente hervorgebracht“ werden. So verständlich der zweite Theil der Erläuterung ist, so merkwürdig erscheint der erste, wenn er nicht als Beweis dafür angesehen werden soll, dass „die Bewältigung der Technik in frühester Jugend“ zur Aufgabe gestellt werden muss, damit die Anwendung technischer Ausdrücke nicht einem ähnlichen Fehlgriff zu begeben braucht. Das „bis zum Ueberdruß gebrauchte Motiv chromatischer Gänge“ soll zu den „wiederkehrenden Formen“ gehören, durch welche eine „bestimmte Reihe von Klangwirkungen hervorgebracht“ werden soll. Ein „Motiv chromatischer Gänge“ gibt es nicht: der Verfasser will damit die in einem Motiv enthaltenen chromatischen Fortschreitungen bezeichnen und würde in Folge dessen behaupten können, dass diese letztern oft oder nach seinem Ausdruck „zum Ueberdruß“ gebraucht worden seien. Völlig verwirrend ist aber die Hinzurechnung des falsch bezeichneten Motiv's zu den „wiederkehrenden Formen“. Was damit gemeint sein soll, ist auch daraus nicht zu ersehen, dass diese Motiv-Formen „Klangwirkungen“ hervor-

bringen sollen; denn die letztern werden doch nur durch die Zusammenstellung der Instrumente erzielt, welche die Motive zu begleiten haben. Es ist dem Verfasser in dem Eifer für einen aussichtslosen Angriff genau so gegangen wie mit der Beweisführung für die Grossartigkeit des „deutschen Requiem's“ von Brahms, welches Werk unter dem Eindruck der blutigen Kämpfe von 1870 entstanden sein sollte: bereits zu Anfang des Jahres 1869 war aber schon die vollständige Partitur der Oeffentlichkeit im Druck übergeben worden. Das „Allgemeine Musikalische Centralblatt“ hat sich die Mühe genommen, die Bedeutung dieses Werkes in andern Vorzügen als in der „Verbindung mit Kanonendonner und blutigen Schlachtfeldern“ zu beleuchten. Dem persönlichen Wohlwollen allein, so ernsthaft es auch gemeint sein mag, gelingt es nicht immer, eine Lanze für ein Werk der Kunst zu brechen; ebenso vermag aber auch das persönliche Uebelwollen gegen den Werth einer künstlerischen Offenbarung durchaus nichts auszurichten.

Dafür wird der Beweis in den selben „Bunten Blättern aus Schwaben“ durch einen Aufsatz „*Bayreuther Nachklänge*“ geliefert. Herr Lübke hat im Jahre 1882 der fünften Parsifal-Aufführung in Bayreuth beigewohnt und darüber Einiges in der „Gegenwart“ unter dem genannten Titel veröffentlicht. Seine Bemerkungen über das Werk sowohl wie über die Aufführung wiederholen die im Verlauf dieser Abhandlung erörterten Ansichten über Musik und Musiker. Nur in einem Punkte wird Neues dargeboten: der „gute Ton der Gesellschaft“, welchen Herr Lübke vielfach den Gegnern in Erinnerung gerufen hat, wird in den „Nachklängen“ in eigener Weise zur Anwendung gebracht. Es hat sich leider in der Geschichte der neuern Kunst sehr häufig ereignet, dass gerade die Fehler, welche den Vertretern einer neuen Erscheinung vorgeworfen werden, zuerst von den Anhängern des Alten gemacht worden sind. Dabei wird völlig vergessen, dass der ganze Streit seine Wurzel nicht in der Vertheidigung des Neuen birgt, sondern dass gerade dessen Gegner zuerst den Angriff eröffnet haben: dann allerdings galt es, sich zu schützen. Häufig erscheinen diese Angriffe als reine Angstprodukte: als ob durch ein neues Kunstwerk die ganze Existenz der Kunstgelehrten der Gegenwart in Frage gestellt zu werden drohte. Selten findet sich bei den Gelehrten eine Freude darüber geäußert, dass die Kunst durch ihre neuen Werke die fortdauernde Lebensfähigkeit bekundet, auch wenn es ein anderes Leben als das erwartete geworden ist. Die selbe Freude wird jedesmal der Künstler empfinden, wenn ihm die Wissenschaft der Kunstgeschichte Ergebnisse darzureichen vermag, welche für seine künstlerischen Anschauungen nützlich wirken können. Ob sie auch auf sein Schaffen einzuwirken vermögen, ist weniger fraglos; denn dafür hat er sich die nothwendigen Hilfsmittel bei dem Künstler geholt, den er sich zum Lehrer erwählt hatte. Bei diesem hat er die Bedeutung der verschiedenen Meister, ihrer Technik und ihrer Schöpfungen kennen gelernt. Darum braucht er zur Belehrung in diesen Fragen nicht immer zum Gelehrten zu gehen, welcher das Beste seines Wissens ja auch vom Künstler geholt hat. Dieser Umstand wird jedoch immer übersehen und gern verheimlicht, damit das Ansehen des Schriftstellers in der Kunst nicht angezweifelt werden kann. Die Herrschbegierde ist daher leider ein besonderes Kennzeichen des Kunstgelehrten geworden. Darin werden sie von einem Publikum bestärkt, welches weniger geniessen als mitreden will, zu welchem Uebel ihm von Jenen leider oft eine gefährliche Anleitung gegeben wird. Da das Mitreden seinen Grund im Gefallen am Tadel hat, so wird derjenige für den grössten Kunsttrichter gehalten, welcher am geschicktesten zu tadeln versteht. Der Trieb des Herzens, „das Treffliche zu belohnen“ muss daher bei den „Tadlern des Schwachen“ unterdrückt werden. Es wird nur dann von der Regel abgewichen, wenn der Belohnung des Trefflichen ein mehr persönlicher Beigeschmack gegeben

werden kann, so dass von einem grossen und warmen Enthusiasmus für die Meisterwerke der Kunst keine Spur darin zu entdecken ist. Wie die Künstler schon oft genug vergeblich nach einem bessern Zustande in Hinsicht auf die Schriftsteller gestrebt haben, so haben auch zwei Künstler, Franz Liszt und Robert Schumann, vergeblich den Kunstgelehrten ein Beispiel dafür zu liefern versucht, wie Kritik im grossen Stil zu üben ist. Beide haben durch ihr kühnes Eintreten für den verkannten und von den Gelehrten geschmähten Berlioz gezeigt, auf welchem Wege das Interesse der Menge für einen Künstler geweckt werden muss, indem sie nicht kleinliche Rücksichten haben walten lassen, sondern ihrem lebhaften Enthusiasmus für die Werke des Berufsgenossen und ihrer gründlichen Kenntniss dieser Werke freien Ausdruck verliehen haben. Aus der gründlichen Untersuchung, welche Schumann über die „*Sinfonie fantastique*“ von Berlioz angestellt hat, ist mehr wirkliches und nütliches Wissen für den Musiker zu schöpfen als aus den umfangreichsten Lehrbüchern musikalischer Gelehrsamkeit. Sowohl Liszt als Schumann haben übrigens nie, so oft sie sich auch zu dem Geschäft des „Kritikers“ herbeiliessen, den Ton der Duldsamkeit gegen Andersgesinnte vergessen. Wenn sie nun freilich in ihrer Kunstschriftstellerei den Zweck des guten Beispiels nicht völlig erreicht haben, da ihnen die Gelehrten auf den von den beiden Künstlern eingeschlagenen Bahnen nicht folgen wollten, so hat Liszt wenigstens die allgemeine Anerkennung seiner Folgerung aus der Beobachtung des Berlioz'schen Genius erstritten, und diese Folgerung lautet: „Der Künstler kann das Schöne ausserhalb der Regeln der Schule verfolgen, ohne befürchten zu müssen, es dadurch zu verfehlen“, oder wie es in dem Zwiegespräch zwischen „Walther Stolzing“ und „Hans Sachs“ heisst: „Wie fang' ich nach der Regel an?“ „Ihr stellt sie selbst, und folgt ihr dann.“ Diese Lehre stösst freilich einen grossen Theil der durch die Schriftstellerei gewonnenen Gesetze über den Haufen; ihre gewissenhafte Befolgung hat jedoch, wie Berlioz, Liszt und Wagner bewiesen haben, die herrlichsten Früchte gereift.

Es hat in den vorhergehenden Zeilen nicht das ganze Gebiet der „Künstler und Kunstschreiber“ berücksichtigt werden können, wie das für die Malerei Carl Hoff in seinem rühmenswerthen Buche gethan hat. Wenn dieser leider so früh Dahingeschiedene für seine ersten Bestrebungen nur Anfeindungen und Missverständnisse geerntet hat, so liegt dies an dem in den einleitenden Worten angedeuteten Umstande, dass die „Kritik“ für sich den Anspruch auf völlige Unanständigkeit erhebt, während sie selbst frei zu schalten und zu walten sich erlaubt. Gewiss wird jeder Künstler sich gern thatsächliche Vorschläge zur Aenderung seiner Werke gefallen lassen, wenn er sieht, dass solche einem liebevollen Ergründen seiner Absichten entsprungen sind; es wird aber doch keinem billig Denkenden einfallen, von ihm zu verlangen, dass er dem ersten besten Unberufenen Gehör schenken solle: darin liegt der grosse Streitpunkt. Im Vorliegenden ist es daher auch nur die Absicht gewesen, zu zeigen, dass es unmöglich ist, die Anschauungen eines Mannes über Musik anzuerkennen, welcher auf andern Gebieten der Kunst sich einen grossen Namen erworben hat. An seinen wahrhaften Verdiensten wird dadurch nicht im Mindesten gerüttelt werden; aber je grösser das Verdienst auf irgend einem Gebiete ist, desto gefährlicher ist es, sich nur mit Ansichten ohne Gründe auf ein Anderes einzulassen. Die Werke des Herrn Lübke werden mit um so grösserem Interesse von Musikern gelesen werden, je weniger Ausfälle gegen Musik und deren Schöpfer darin zu finden sein werden.

Eduard Reuss.

Ein neuer Weg im Geschichtsunterricht.

„Bisher hat der Weg, wenn ich so sagen soll, von den Thermopylen über Cannae nach Rossbach und Vionville geführt; Ich führe die Jugend von Sedan und Gravelotte über Leuthen und Rossbach zurück nach Mantinea und den Thermopylen.“ —

Kaiser Wilhelm II.

„Der Mensch soll nicht Mittel sein, sondern Zweck“ — lautet ein Ausspruch des alten Weltweisen von Königsberg, und: die freie schöne Menschlichkeit ist das Endziel alles „humanistischen“ Strebens, nach dem Ideale des klassischen Alterthums. Unsere Gymnasialbildung, welche doch eine „humanistische“ sich zu sein dünkt, müsste daher auch vor Allem dieses Ziel anstreben: Heranbildung ganzer Menschen. Dies kann sie aber nur dann, wenn sie unausgesetzt jenen Kantischen Satz im Auge behält; denn, wer keine klare Vorstellung von der Würde des Menschen hat, kann auch keine „würdigen“ Menschen heranziehen. Dieses Bestreben müsste sich dann, abgesehen von der allgemeinen pädagogischen Tendenz, vorzüglich in demjenigen Unterrichtszweige zeigen, welcher die Entwicklung des Menschengeschlechtes in Zeit und Raum zum Gegenstande hat: im Geschichtsunterrichte. Gelingt es uns in der nachfolgenden Betrachtung zu beweisen, dass dies in der That nicht der Fall ist, dass vielmehr jene Wissenschaft an unseren höheren Unterrichtsanstalten in einem Geiste gelehrt wird, der geeignet ist, die Würde des Menschen zu verkümmern, ihn zu einem blossen Mittel im Haushalte der Weltgeschichte herabzuwürdigen, dann kann es nicht zweifelhaft sein, dass die Schule vielleicht tüchtige Gelehrte, Beamte u. s. w., nie aber „Menschen“, d. h. Lebewesen, welche nicht Mittel sind, sondern Zweck, wird heranziehen können.

Diesem Geiste der modernen Geschichtswissenschaft, welche auch an unseren Schulen herrscht, entspricht ihre Methode. Glauben wir, dass der Geschichtsunterricht von einem anderen Geiste beseelt sein müsse, um seinen Zweck zu erfüllen, so müssen wir auch eine andere Methode verlangen. — Unser Kaiser that bei Gelegenheit der Verabschiedung der Schulkonferenz den Ausspruch, dass der bisherige Weg der historischen Unterweisung von den Thermopylen über Cannae nach Rossbach und Vionville geführt habe, (— auf welchem Wege man aber gewöhnlich bei dem Wiener Kongresse hängen bleibt —); während er die Jugend von Sedan und Gravelotte über Rossbach und Leuthen zurück nach Mantinea und den Thermopylen führen wolle. Dieser Ausspruch des Kaisers ist oft nachgesprochen, aber für seine Bedeutung viel zu wenig besprochen worden, und wo dies geschah, unter völliger Misskennung dessen, was der Kaiser nach meiner Ansicht sagen wollte.

Im Geiste und unter den Voraussetzungen der herrschenden Geschichtsanschauung wandte man gegen die Kaiserlichen Worte das Folgende ein: Die bisherige Methode des Geschichtsunterrichtes bestand im Wesentlichen darin, dass man von dem zeitlich Früheren zu dem Späteren fortschritt (Thermopylen — Vionville), und da naturgemäss alle späteren Ereignisse und Zustände bedingt sind durch die ihnen vorhergegangenen, und ohne sie unverständlich bleiben, als ihre reale wie logische *conditio sine qua non*, so wird diese Art des Unterrichts vom Wesen der Geschichte ja geradezu gefordert. Dieses Verhältniss auf den Kopf stellen wollen (Sedan — Thermopylen), hiesse überhaupt jeden Geschichtsunterricht unmöglich machen.

Es liesse sich ja allerdings auch eine, sozusagen induktive, Methode des Geschichtsunterrichtes denken, indem man aus den Spuren und Reliquien vergangener Zeiten in unseren heutigen Zuständen und Verhältnissen auf jenes Vergangene selbst schliesse; man käme so vielleicht eher dazu, die Gegenwart aus der Vergangenheit zu erklären, und hätte überdies den Vortheil, dass man beim Antritt der Wanderung festen Boden unter den Füßen hätte, vom Bekannten zum weniger Bekannten fortschritte, bis die Umrisse immer undeutlicher würden, um sich endlich ganz im Urnebel vorgeschichtlicher Perioden zu verlieren; während man gegen die progressive Methode, wie gegen alle Deduktion, mit Recht einwenden kann, dass sie vom Unbekannten zum Bekannten vorgeht, die gegebene Zahl durch die zu suchende ausdrückt und so das X immer in der Gleichung mit fortschleppt, ohne es je definiren zu können.

Aber selbst zugegeben, dass ein solches Verfahren möglich wäre, so müsste doch wohl dem entgegengesetzten beim Schulunterricht der Vorzug gegeben werden, als

- 1) leichter und der Fassungskraft der Jugend angemessener und
- 2) wie schon oben bemerkt, als dem Wesen des Gegenstandes selbst, also dem Gange der Weltgeschichte, mehr entsprechend.

Unter den Voraussetzungen unserer modernen Geschichtswissenschaft musste demnach die Kaiserliche Methode als unthunlich bezeichnet werden. Prüfen wir aber nun einmal vorurtheilsfrei jene Voraussetzungen, indem wir dabei den zu Anfang angeführten Kantischen Satz, sowie damit im Zusammenhange das zugegebene Endziel aller ‚humanistischen‘ Bildung, die Heranziehung echter Menschen, nicht aus dem Auge lassen, so wird uns, denke ich, der Ausspruch des Kaisers bald in einem ganz anderen Lichte erscheinen, und ich glaube, dass wir damit erst den für die Beurtheilung der Willensmeinung unseres Hohen Herrn richtigen und nothwendigen Standpunkt erreichen können, und erst dann wird das ‚*Sic*‘ in dem berühmten ‚*Sic volo, sic jubeo*‘ sich uns mit einem bestimmten Inhalte füllen.

Die Voraussetzungen der modernen Geschichtswissenschaft sind nun in Kürze folgende: Im Gange der Weltgeschichte herrscht ein Zweckgesetz, welches die Menschheit von niederen Anfängen immer weiter fortschreiten lässt an Wissen, Gesittung, Wohlfahrt u. s. w. Die Weltgeschichte bezeichnet in ihrem Verlaufe einen stätigen Fortschritt; d. h. kein Mensch hat einen absoluten Werth als Zweck, sondern lediglich einen relativen als Mittel in der Hand, sagen wir z. B. des Hartmann'schen Unbewussten. In der Weltgeschichte kommt eine Idee zum Ausdruck, in deren Entwicklung all unser Glauben und Fühlen, alle unsere Gedanken und Bestrebungen nur als „durchgehende Momente“ erscheinen. Mit anderen Worten: der Mensch ist mit Allem, was er thut und denkt, Mittel in der Hand des Geistes der Weltgeschichte zur Erreichung eines gewissen Zweckes, welcher irgendwann einmal die ganze weltgeschichtliche Entwicklung zum Abschluss bringen muss.

Unter diesen Voraussetzungen sind in der Weltgeschichte nicht die Personen, die Menschen das Wichtigste, sondern die Ereignisse, und unter den Menschen sind die Bedeutendsten nicht die Muthigsten und Klügsten oder Gerechtesten, sondern die Glücklichen; nicht die Absicht macht eine Handlung bemerkenswerth, sondern ihr Erfolg.

Sind diese Voraussetzungen richtig? — Wie Arthur Schopenhauer über die Geschichte dachte, wissen wir. Nach ihm hat vor Allen J. Bahnsen in seiner trefflichen Abhandlung ‚Zur Philosophie der Geschichte‘ mit kaum zu widerlegenden Gründen vom Standpunkt des Philosophen gegen obige Voraussetzungen protestirt. Richard Wagner selbst weist zu wiederholten Malen den Gedanken des Evolutionismus mit grosser Entschiedenheit zurück. Endlich aber muss unser

eigenes Gewissen sich gegen eine Weltanschauung empören, die in ihrer Durchführung einerseits zu der sog. Jesuitenmoral, dass der Zweck das Mittel heiligt, vor der dann nur unentschlossene Halbheit zurückschrecken dürfte, andererseits zu einem feigen *Laissez faire, laissez aller* führen musste, da ja der Weltgeist seine Zwecke auch ohne unser Zuthun erreichen wird. Ich kann also, ohne mich in eine Polemik einzulassen, vor den Lesern dieser Blätter ruhig zu der Frage übergehen, welche Folgerungen sich ergeben, wenn die eben besprochenen Voraussetzungen nicht richtig sind.

Ist der Gang der Weltgeschichte nicht die stätig fortschreitende Entwicklung einer Idee, dann sind es nicht die Ereignisse, welche unser Interesse im höheren Sinne für die Weltgeschichte wachrufen, sondern die Personen, die Helden. Dann muss die Heldenverehrung Grundlage und Endziel alles Geschichtsunterrichtes werden. (Vgl. Carlyle.) Dann ist nicht der Erfolg das Bedeutendste, sondern die Absicht; die Geschichte erscheint uns als ein Kaleidoskop ewig sich widerstrebender Interessen („Willenskollisionen“ bei Bahnsen), oder als ein Chaos, aus dessen Nacht der Held, welcher eine Idee zum Ziele seines Strebens macht, meteorisch aufleuchtet, um im Getriebe der Gemeinheit und des Eigennutzes selbst oder in seinem Werke wieder unterzugehen: denn jedes echte Heldenleben ist tragisch. Dann ist im Wesen die Welt heute gerade soweit, wie sie vor 2000 Jahren war; also hat auch die Vergangenheit für die Gegenwart nicht die Bedeutung einer Vorstufe, sondern nur des Vorbildes, insofern Heldenthum in ihr zur Erscheinung kam, und des Symbols, insofern das Gleiche sich immerdar wiederholt unter der Sonne in tausend und abertausend Umbildungen.

Für den Menschen der Gegenwart aber hat diese Erkenntniss die Bedeutung, dass er nun nicht mehr als „durchgehendes Moment“ in der Entwicklung der Idee erscheint, sondern selbst als Zweck. Er hat sich und sein Streben nicht mehr zu betrachten als nothwendig vorhanden, aber auch nothwendig vorübergehend in einer Reihe von Ereignissen der Wirklichkeit, sondern er hat sein Gewissen zu prüfen, ob es, sein Herz und sein Wollen, seine Thaten und die Verhältnisse, welche und in welchen er lebt, sittlich sind oder nicht. Sind sie sittlich, dann sind sie von ewiger Berechtigung und Nothwendigkeit; sind sie es nicht, dann haben sie auch kein vorübergehendes Existenzrecht. Im ersten Falle muss unser Bestreben sein: Konservirung, im zweiten: Regeneration. Der ‚Fortschritt‘ ist ein unsägliches Zwitterding zwischen beiden, das im Denken, wie im Handeln, nur Unheil anzurichten geeignet ist.

Ein Volk oder Staatswesen z. B. darf niemals nach unserer Ansicht als ein Mittel im Haushalte der Weltgeschichte betrachtet werden, das seinen Zweck erfüllt und dann bei Seite geworfen wird. Solche Weisheit lässt sich nachträglich leicht von den Ereignissen zusammentragen, ohne dass es jedoch jemals recht stimmt; wie denn z. B. die erstaunliche Thatsache besteht, dass das Volk Israel seine weltgeschichtliche Mission angeblich schon längst erfüllt hat, indessen nichtsdestoweniger weiterbesteht, ja an internationaler Macht und Einfluss alle übrigen Nationalitäten zur Stunde überragt.

Was macht dieses Volk so zähe? Es ist der Glaube an sich selbst. Der jüdische Geist kennt blos den Glauben an sich selbst; irgend welche über die engste Stammesgrenze hinausreichende Ideale hat ein ‚Jude‘ nie gehegt. Das ist unsittlich. Aber der Glaube an sich selbst und das zähe Festhalten an der Eigenart wird zur höchsten Sittlichkeit erhoben, wenn das Selbst sich mit einer ewigen Idee identifizirt. Dies that das Germanenthum, indem es christlich ward. Auf dieser Grundlage des christlichen Germanenthums beruht in unserer gesamten modernen Staats- und Gesellschaftsordnung, was gesund und sittlich ist. Das

soll namentlich der *rocher de bronze* unseres deutschen Reiches sein. Bei ehrlichster Selbstprüfung müssen wir dies Alles nicht als ein vorübergehendes Entwicklungsmoment betrachten, sondern festhalten als ein von Ewigkeit bestehendes Werk Gottes, kundgegeben im Menschenwesen. —

Dies ist unser Mittelpunkt, von hier aus haben wir Umschau zu halten, wenn wir Geschichte lernen und lehren wollen. Da sehen wir zeitlich vor uns Vorkämpfer, Vorbilder, Symbole u. s. w. — Dante und das ganze Mittelalter haben in den Philosophen und Dichtern des klassischen Alterthums Vorahnungen christlicher Ideen finden wollen, also das Christenthum sich gleichsam zeitlich vorauswirkend gedacht, während die Modernen eher geneigt sind, das Christenthum als ein Produkt der antiken Kulturentwicklung aufzufassen. Ich finde die mittelalterliche Anschauung viel philosophischer und deshalb auch religiöser; denn es ist eine alte Geschichte, dass die wahre Philosophie immer wieder zur wahren Religion zurückführt. Jene Anschauung, dass Alles nur eine vorübergehende Bedeutung habe, dass Alles Menschliche nur Mittel sei, macht schlaff und feige. Sie war das Produkt einer Zeit, welcher der Glaube fehlte, der feste, unerschütterliche Petrusglaube, dass das Berechtigte in uns ein Ewiges und ewig Berechtigtes ist, das Unberechtigte aber auch ein absolut Unberechtigtes. Und diesen verloren gegangenen Glauben müssen wir uns wieder zurückerobern, wenn es besser mit uns werden soll. —

Zu dem eigentlichen Gegenstande unserer Untersuchung, von dem wir uns etwas entfernt haben, werden wir bald zurückgekehrt sein, und ich denke dann den Gedanken zu vollständiger Klarheit gebracht zu haben, welcher in den Worten des Kaisers mir enthalten zu sein schien.

Wir haben gesehen, dass nicht der Gang, die Entwicklung der Weltgeschichte, das für uns Bedeutende ist, sondern allein die Personen, die Helden, insofern sie vorbildlich und symbolisch sind. Die Ereignisse können wir nur aus den ihnen vorausgehenden Ereignissen und Zuständen begreifen: für jene Anschauung war also der Weg von den Thermopylen nach Vionville der einzig Richtige. — Personen aber sind immer mehr oder minder autochthon, von den Ereignissen unabhängig, nur durch sich selbst verständlich, individuell, und jemehr sie dies sind, desto grösser sind sie. Sie können nie völlig nur aus dem ihnen Vorhergehenden erklärt werden, sondern sie erkennt einzig deutlich das Auge der Liebe. Und wir können einen Menschen um so eher liebend verstehen, je näher er uns steht, je inniger er mit uns verbunden ist durch die Bande der Stammesgenossenschaft und der Gleichzeitigkeit.

Wenn wir erkannt haben, dass in unserem Streben ein Ewiges sich dokumentirt, dann sind uns historisch die Nächsten diejenigen, welche um das gleiche Ideal, wie wir selbst, stritten, dann ist jeder ideal Strebende überhaupt uns Vorbild und Symbol. Daher führt unser Weg zunächst zu den Helden von Vionville und Sedan, dann zu dem grossen König von Rossbach, bis endlich zu den Gestalten des Epaminondas und Leonidas, welche uns mehr sagen als die Thaten der Schlachten von Mantinea und Thermopylae mit Allem, was ihnen voranging und nachfolgte.

So dürfte das Kaiserwort recht verstanden sein, das einer ganz anderen Geschichtsauffassung als der, die gang und gäbe ist, entspricht und in der wir echt Bayreuther Geist erkennen zu müssen glaubten: Nicht eine inhaltlose Idee ist als das *Primum movens* der Weltgeschichte für uns von Wichtigkeit, sondern das in uns lebendige Ideal, und die Weltgeschichte begreifen heisst: liebevoll nachgehen den Spuren jedes dem unsrigen verwandten Strebens in der Vergangenheit.

Genf, Kaisers Geburtstag 1891.

Rudolf Louis.

Geschäftlicher Theil.

Berlin, im Januar 1891.

NW., Dorotheen-Strasse 38/39.

An die verehrl. Zweigvereins-Vorstände und Ortsvertreter des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins.

Unter Hinweis auf § 21 unserer Satzungen, welcher die Verwendung von 35 pCt. der Netto-Einnahme des Vereins zum Ankauf von Eintrittskarten zu den Bühnenfestspielen zu Gunsten der Vereins-Mitglieder bestimmt, erlauben wir uns, die verehrlichen Zweigvereins-Vorstände und Ortsvertreter dringend zu ersuchen, in Anbetracht der diesjährigen Festspiele die Jahresbeiträge ihrer Mitglieder gemäss § 7 der Satzungen bis spätestens den 30. April dieses Jahres an den Kassirer der Zentralleitung, Herrn Geheimrath Erdtmann, Berlin N. Invalidenstrasse 109 II, gefälligst einsenden zu wollen.

Nach diesem Datum einlaufende Zahlungen können nicht mehr in die zur Vertheilung von Freikarten nothwendige Berechnung hereingezogen werden.

Demgemäss möchten wir die dringende Bitte aussprechen, die Zeit bis zum Beginn der Festspiele, besonders aber die nächsten Monate recht eifrig zu benutzen, um der Sache Richard Wagners neue Freunde, dem Verein neue Mitglieder zuzuführen.

Ein zu diesem Zwecke erlassener Aufruf, von welchem wir ein Exemplar beifügen, steht in grösserer Zahl zum Zwecke der einzuleitenden Agitation zur Verfügung. Auch Beitrittsformulare nach beiliegendem Muster bitten wir, nach Bedarf von uns zu verlangen.

Von dem Erfolge Ihrer Bemühungen wird es wesentlich abhängen, wie grosse Vergünstigungen den Vereins-Mitgliedern beim Besuche der diesjährigen Festspiele werden gewährt werden können.

Die Zentralleitung des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins.

Frhr. von Seckendorff,
Geheimer Ober-Regierungs-Rath,
I. Vorsitzender.

von Vignau,
Major z. D.,
I. Schriftführer.

Vereinsberichte.

Kiel.

Der hiesige Richard Wagnerverein hielt am 22. Januar seine Generalversammlung ab. Zunächst erstattete Prof. Dr. Müller, der Vorsitzende des Vereins, den Bericht über das letzte Vereinsjahr. Der Zweigverein veranstaltete im Ganzen vier Vereinsabende, in denen Tonschöpfungen Wagner's, Liszt's u. s. w. theils ganz, theils in Bruchstücken zu Gehör gebracht wurden. Aus dem Kassenbericht des Herrn Pätzelt geht hervor, dass die Zahl der Vereinsmitglieder im Wesentlichen unverändert geblieben ist. Dem Verein gehören zur Zeit 85 Mitglieder an, Einnahme und Ausgabe bilanciren mit 526,70 M., von denen 340 M. dem Bayreuther Festspielfonds zugeführt wurden. Der bisherige Vorstand des Vereins, Prof. Müller, 1. Vorsitzender, A. Keller, 2. Vorsitzender, Först, Schriftführer und Pätzelt, Kassierer, ward auch für das kommende Vereinsjahr wiedergewählt, ebenfalls die Rechnungs-Revisoren, Hoffer und Schlotfeld. Das Gedächtniss des verstorbenen Vereinsmitgliedes Prorektor Borkenhagen, der sich um den Verein besondere Verdienste erworben hatte, ehrte die Versammlung durch Erheben von den Sitzen. Für die Feier des 13. Februar

und des 22. Mai werden grössere Aufführungen vorbereitet. Als aufzuführende Werke sind in Aussicht genommen: Theile aus „Der fliegende Holländer“, „Parsifal“ und „Walküre“. Mit dem beginnenden Vereinsjahre soll die Einrichtung von Monatsversammlungen, deren erste im Februar d. J. stattfinden soll, ins Leben gerufen werden.

Marburg i. H.

Wenige Wagner-Vereine werden wohl mit grösseren Schwierigkeiten begründet und fortentwickelt worden sein, als der unserer kleinen hessischen Universitätsstadt. Bis vor wenigen Jahren war hier in allen Kreisen des musikalischen Publikums, namentlich aber in den akademischen, welche den bestimmenden Einfluss auf den Konzert-Verein ausübten, die altklassische Richtung, die hier wunderlicher Weise noch immer mit „Wagnerfeindschaft“ für gleichbedeutend gehalten wird, die alleinherrschende. Erst den um die Verbreitung der Wagnerischen Kunst- und Weltanschauung hochverdienten Professoren von Liszt und Max Koch gelang es, zunächst eine winzige Schaar von Verehrern zu sammeln und gleichzeitig unter den Studierenden einen akademischen Wagner-Verein ins Leben zu rufen. Mit Freuden sieht der Berichterstatter, der dieser kleinen hiesigen Wagner-Gemeinde fast von Anbeginn an angehörte, jetzt auf deren Entwicklung zurück; die Zahl der Mitglieder, welche anfangs 6 betrug, ist in wenigen Jahren auf nahezu 70 (in beiden Vereinen) angewachsen und verhältnissmässig eine der grössten im deutschen Reiche geworden. Der Verein konnte es daher im Laufe des letztverflossenen Jahres zum ersten Male wagen, mit seinen Bestrebungen aus dem beschränkten Kreise der Vereinsmitglieder heraus in die Öffentlichkeit zu treten, indem er eine Reihe von öffentlichen, für Jedermann zugänglichen Vereinsabenden veranstaltete, welche so grossen Anklang fanden, dass die nicht unerheblichen Kosten ohne jedes Eintrittsgeld nur durch freiwillige Beiträge der Mitglieder und der die Abende besuchenden Gäste gedeckt werden konnten. Eine Förderung unserer grossen Sache aber konnte dabei nur erreicht werden, wenn sich der Verein entschloss, von dem Grundsatz, einzelne Theile Wagnerischer Werke im Konzertsale nicht aufzuführen, abzuweichen. Er glaubte sich hierzu um so mehr berechtigt, als die örtlichen Verhältnisse hier besonders schwierige sind. In Städten, in welchen man in der Lage ist, die Werke, wenn auch in weniger vollendeter Form, von der Bühne des Theaters herab auf sich wirken zu lassen, hat jener Grundsatz ohne alle Frage seine tiefe Berechtigung. Hier aber, wo eine stehende Bühne nicht besteht, würde diese Enthaltensamkeit zur Folge haben, dass nicht allein die Verehrer Wagners selbst keine Gelegenheit haben würden, sich an den Werken zu erfreuen, sondern dass auch jede Propaganda unmöglich würde. Denn hier wie überall sind die meisten Gegner Wagners seine Gegner, weil sie seine Werke nicht kennen. Diesem Mangel musste abgeholfen werden, wenn der Verein nicht darauf verzichten wollte, neue Freunde für die Sache zu gewinnen. Deswegen entschlossen wir uns, nachdem es gelungen war, in dem Archiv-Assistenten Dr. Redlich eine hervorragende tüchtige Kraft für die Leitung von Chorwerken zu gewinnen, mit einem alsbald eifrig organisirten und schnell bis zur Höhe von 50 Mitgliedern angewachsenen Chor neben mehreren grösseren Tonwerken der älteren Schule auch solche der neudeutschen und insbesondere aus den Werken Wagners einzustudiren. Wir begannen mit den leichter verständlichen und am ehesten aus dem organischen Zusammenhange des Dramas zu lösenden Chören, dem Brautchor aus „Lohengrin“, dem Spinnerinnen-Chor aus dem „Fliegenden Holländer“ u. a. m. Daneben wurden auch einzelne geeignete Solopartien aus „Tannhäuser“, „Lohengrin“, den „Meistersingern“ von dem Regierungs-Assessor Wagner (Baryton) und dem Unterzeichneten (Tenor), sowie von einigen Damen, die anfangs dem Verein nicht angehörten, später aber beitraten, (Fräulein Israel und Fräulein Redlich) zum Vortrag gebracht. Der Erfolg war ein über alles Erwarten günstiger. Die Vereinsabende (bisher 7 an Zahl) wurden durchschnittlich von etwa 200 Personen besucht, die Vorträge Wagnerischer Schöpfungen fanden stets wachsenden Beifall, so dass schliesslich mit grossem Erfolg auch der Versuch gewagt werden konnte, die Chöre aus dem 1. Akt des „Parsifal“ dem Publikum vorzuführen. Wir erreichten dadurch zunächst, dass die im Chor mitwirkenden Damen und Herren, von denen anfangs nur ein sehr kleiner Theil dem Verein wirklich angehörte, den Werken immer gesteigertes Interesse und Verständniss entgegenbringen und jetzt schon auch schwerere Kompositionen mit ganz besonderer Begeisterung und Wärme einzustudiren. Bei dem grösseren Publikum sind in gleicher Weise mehr Stücke, die, um sie minder Kundigen zugänglicher zu machen, an mehreren Abenden wiederholt vorgetragen wurden, geradezu populär geworden, während sie bisher in unserem geistig regsamen, aber vom Weltverkehr etwas abseits liegenden Musenstädtchen so gut wie völlig unbekannt waren. Durch alle dies konnte es erreicht werden, dass beide hiesigen Vereine — denn die öffentlichen Abende wurden von beiden gemeinsam, unter besonderer reger Theilnahme des akademischen Vereins veranstaltet — lebensfähig und lebenskräftig blieben, obwohl sie durch Berufungen hervorragender Mitglieder, namentlich jener Mitbegründer, von Liszt und Koch, an andere Hoch-

schulen gerade im letzten Jahre besonders empfindliche Verluste erlitten haben. An einem der öffentlichen Abende wurde uns auch die Freude zu Theil, den Sohn unseres Meisters, Siegfried Wagner, der aus Frankfurt a. M. dazu herübergekommen war, in unserem Kreise begrüßen zu können. So ist in die alte, von weiten Kreisen freilich noch immer mit dem Muth der Verzweiflung vertheidigte Hochburg der Wagner-Gegner eine beträchtliche Bresche geschlagen. Bei den letzten Wahlen zum Vorstände des allgemeinen Konzertvereins gelang es uns in der Generalversammlung in offenem Wahlkampfe die Mehrheit der Stimmen auf unsere Liste zu vereinigen, so dass man jetzt auch dort gezwungen war, unseren Bestrebungen Entgegenkommen zu beweisen und in die bisher ausschliesslich altklassischen Programme Tonschöpfungen neuerer Meister, darunter die Vorspiele zu „Lohengrin“ und den „Meistersingern“ und die Faustouverture, aufzunehmen. So ist es nunmehr nach jahrelangem, zuweilen mit vieler Heftigkeit geführten Kampfe doch dahin gekommen, dass die Anhänger Wagners in unserem musikalischen Leben eine Macht geworden sind, mit der auch der Gegner rechnen muss. Aufgabe der Zukunft muss es nun sein, auch für die allgemein nationale Bedeutung Wagners, für sein gesamntes geistiges Schaffen, für seine gesamte Kunst- und Weltanschauung auch ausserhalb des Vereins Verständniss zu erwecken, wie das unter den Vereinsmitgliedern durch Vorträge und eifrige Lektüre der Gesammelten Schriften schon seit längerer Zeit, namentlich im akademischen Verein, der allezeit der grossen Sache lebhaftesten Eifer entgegenbringt, geschieht. Die Bahn ist gebrochen; möge es nie an Muth und Vertrauen fehlen, auf ihr weiterzuschreiten zur Ehre und zum Ruhm des grossen Deutschen, nach dessen Namen wir uns nennen.

Marburg, im Dezember 1890.

Archivar Dr. Georg Winter,
Vorsitzender des Zweigvereins und Ehrenmitglied
des akademischen Vereins.

Plauen i. V. und Umgegend.

In der diesjährigen Zweigvereins-Hauptversammlung am 23. December 1890 wurde der Geschäfts- und Kassenbericht für das Jahr 1890 geprüft und richtig befunden, in den Vorstand aber als erster Vorsitzender, zweiter Vorsitzender, Kassirer und erster Schriftführer die Herren Herrmann Lang, Hermann Böhrer, Hugo Leo und Rechtsanwalt Peltasohn wieder- und als zweiter Schriftführer und Archivar die Herren Landgerichtsassessor Schramm und Kaufmann Paul Steger an Stelle der Herren O. Zöphel und Geiling, welche ausgetreten waren bezw. eine Wiederwahl ablehnten, neu gewählt. Als Delegirte für die voraussichtlich am 21. Juli 1891 in Bayreuth stattfindende Generalversammlung des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins, sind die Herren Herrmann Lang und Hugo Leo gewählt worden. Ferner ist auf besonderen Antrag der für den Verein wichtige Beschluss gefasst worden, mit dem Beginn des neuen Jahres einen Rich. Wagner-Vereinschor (gemischten Chor) zu bilden. Es wird damit die Möglichkeit geschaffen in den zu veranstaltenden grossen Konzerten öfters auch grössere Chorwerke ins Programm mit aufzunehmen. Das nächstfolgende derartige Konzert wird im Jahre 1891 zum Gedächtniss an Mozart's 100jährigen Todestag stattfinden, wobei den Mittelpunkt Mozart's Requiem bilden wird.

Als eine allgemein anerkannte, besondere That darf die im Verein am 9. und 13. November stattgefundene zweimalige Aufführung der 9. Symphonie mit dem Schlusschor „An die Freude“ von Beethoven gelten. Das Orchester bestand aus 60 und der Chor, welcher aus den Chören des königl. Seminars zu Plauen und des Rich. Wagner-Vereins gebildet war, aus 220 Mitwirkenden. Als Chordirigenten fungirten die Herren Seminaroberlehrer Irmer und Organist Bitterlich und als Gesamtleiter des Konzertes Herr Musikdirektor O. Zöphel.

Der Gesamtterfolg der im Jahre 1890 veranstalteten Konzerte ist ein äusserst günstiger.

Es ist nicht allein ein erheblicher Kassenüberschuss, (Einnahme 7189 Mk 5 $\frac{1}{2}$ und Ausgabe 6187 Mk 91 $\frac{1}{2}$, somit Kassenbestand 1001 Mk 14 $\frac{1}{2}$) sondern vor allem, durch das sich immer reger zeigende Interesse in den hiesigen musikalischen Kreisen für unsere Vereinsache, ein ansehnlicher Mitgliederzuwachs wiederum zu verzeichnen, indem die Zahl von 220 auf 282 gestiegen ist. In Folge dieser günstigen Verhältnisse konnte als Mitglieder-Beitrag für das Jahr 1890 die Summe von 904 Mark an die Zentralleitung in Berlin abgeliefert werden. Seit dem Jahre 1884 hat unser Zweigverein 3707 Mark abgegeben und somit zur Erfüllung des Hauptzweckes des Vereins, die Bayreuther Bühnenfestspiele für alle Zeiten erhalten zu helfen, beigetragen.

Die Programme der im Jahre 1890 veranstalteten 6 grossen Konzerte und eines Familienabends, sowie die theilhaftig gewesen Künstler sind auf Seite 71, 104 und 172 des 1890er und Seite 96 des 1891er Jahrganges angegeben.

Wien.

Der „Neue Richard Wagner-Verein zu Wien“ begann die erste Periode seiner Wirksamkeit am 20. März und endete sie am 13. Juni 1890. Der Verein soll der Absicht seiner Begründer entsprechend nicht nur aus einem Kreise von Mitgliedern bestehen, die mit geklärt, gefesteter Anschauung gewappnet sich durch gegenseitige Anregung wach und rein zu erhalten haben, vielmehr soll er, wo Verständniss und Liebe für das Wollen des Meisters erwachen, diese treu und sorglich fördern und behüten; die eigentliche Arbeits-absicht ist demnach vorwiegend eine erziehliche.

Ueber die künstlerische Bethätigung, wie sie sich zunächst in den Aufführungen ausspricht, sei folgendermaassen berichtet. An 10 Abenden gelangten zur Wiedergabe — erst aus den Werken des Meisters: a) Gesang und Klavier: — Sachsens Schlussgesang, Pogners Anrede, Kothners Tabulaturgesang, erster und zweiter Gesang Wolframs aus dem II. Aufzug, Arie des Holländers aus dem I. Aufzug, Gebet der Elisabeth, Anrede König Heinrich's, Schmerzen, Träume; b) Geige und Klavier: — Preislied (Wilhelmj); c) 4händig: Kaisermarsch, Siegfried-Idyll, Huldigungsmarsch, Meistersinger-Vorspiel, Trauerklänge aus der Götterdämmerung; d) 2händig: Isolde's Liebestod (Liszt), Verwandlungsmusik aus dem „Parsifal“, Einzug der Götter in Walhall, Albumblatt, Meistersinger: Vorspiel zum III. Aufzug, Choral: „Wach auf“, Schluss des II. Aufzuges, Anfang der Meister, Charfreitagszauber und Verwandlungsmusik des III. Aufzuges von Parsifal, Tristan: Vorspiel zum I. Aufzug. Franz Liszt: Ständchen, Bist du, — Lieder; Elegie für Geige und Klavier; 4händig — Orpheus, Festklänge, Tasso, Préludes, Heroïde funebre; 2händig — Interludium aus „Elisabeth“, Fuge über B — a — c — h. — Ausserdem wurden aufgeführt: a) Gesang und Klavier: Cornelius — Lieder, Franz — Lieder, Horn — Widmung, Ich liebe dich, Im April, Ach sag nur einmal (Lieder), Löwe — Balladen, Lortzing — aus Undine, Schubert — Lieder, Plüddemann — Balladen, Reiter — Am Traunsee, Vagantenlied und die Balladen: Grab im Busento, Edward, „Schatzgräber“ und „Sänger“ (Goethe); b) Geige und Klavier: Beethoven — a-moll Sonate, Frühlingssonate; c) 4händig: Bruckner — Adagio aus dem Streichquintett, Beethoven — Coriolan-Ouverture, Mozart — g-moll Symphonie 1. u. 2. Satz, Jupiter-Symphonie 1. Satz; Weber — Jubel-Ouverture, Ouverture zu Peter Schmolli; d) 2händig: Bach — es-moll Präludium und cis-moll Fuge aus dem wohltemp. Klavier, Bruckner — Adagio aus dem Streichquintett.

Vorgelesen wurde: „Modern“ (10. Band) — Hr. Reiter; Vorträge hielten: Richard Wagner und seine Zeit — Hr. Czerny, Richard Wagner und die Thierwelt — Hr. Steiner, König Ludwig — Hr. Steiner, J. S. Bach und Richard Wagner — Hr. Reiter, Ueber deutsche Kunst — Hr. Lichtenberg.

Die Ausführenden waren zum geringen Theil Fachmusiker. Doch befanden sich unter den Mitwirkenden sechs, die auch wohlverbrieft das Recht besitzen Kunst zu verstehen und zu bethätigen; hierbei ist der künstlerische Leiter des Vereines Hr. Josef Reiter eingeschlossen. Die so dankenswerth ihr Wollen und Können dargeboten haben, sind die Herren: Appel, Bause, Czerny, Dullinger, Goltz, Ehrenobmann Göllerich, Horn, Kraft, Lichtenberg, Lippert, Plüddemann, Reiter, Salzmann, Statzer, Steiner, Strauss, Waldner und Frä. Bachmann.

Veränderungen in Zweigvereinen und Ortsvertretungen.

Goslar. Die von Herrn Gymnasiallehrer Dr. Kraft geführte Vertretung hat sich aufgelöst.

Weimar. Die konstituierende Versammlung des hiesigen neuen Zweigvereins am 16. 1. 91 wählte in den Vorstand: Herrn Hofkapellmeister Dr. Lassen als 1. Vorsitzenden, Herrn Hofkapellmeister Richard Strauss als 2. Vorsitzenden, Herrn v. Hesberg, Adjutanten Sr. Hoheit des Erbgrössherzogs, als Schatzmeister, Herrn Dr. N. Creutzburg als Schriftführer, und Herrn Prof. Dr. Sommer und Konzertmeister Halir als Beisitzer. In den Sitzungen sind regelmässige Lese- und Studien-Abende vorgesehen.

Wien. Der Wiener Akademische Wagner-Verein hielt am 28. 1. 91 im Musikvereinsgebäude seine diesjährige Hauptversammlung ab. Der Vorsitzende warf zunächst einen Blick auf den grossen Erfolg der Musikaufführung des Vereins vom 25. d., welche nicht nur den besten künstlerischen Erfolg gehabt, sondern auch für Bayreuther Festspielzwecke ein ansehnliches Reinertragniss ergeben hat. Hierauf wurde der Geschäftsbericht über das Jahr 1890 vorgelegt und gleich dem Kassenberichte, der ein reines Vermögen des Vereins von 2118 fl. 80 kr. ausweist, von der Versammlung genehmigt. Die Vorstandswahl ergab die einstimmige Wiederwahl der bisherigen Vereinsleitung und die Versammlung fasste weiter noch den Beschluss, auch in diesem Jahre wieder einen eigenen Zug nach Bayreuth zu den Festspielen zu veranstalten.

Veranstaltungen in Zweigvereinen und Ortsvertretungen.

Berlin. Vereinigte Wagnervereine. 16. 2. Erinnerungsfeier. *Parsifal*, Vorspiel, II. Akt Scene 2. 3., III. Akt Schlusscene; *das Liebesmahl der Apostel*, *Kaisermarsch*. — Unter Leitung des Herrn Prof. Karl Klindworth und unter Mitwirkung der Frau Kammer-sängerin Rosa Sucher, des Herrn Hofoperns. Grüning aus Hannover, des Herrn Kammers. Bulss, des Herrn Konzerts. Severin, der Damen Samosch, Dorn, Bertram, Ardegg, Fruth, Olitzki aus der Schule des Herrn Prof. Hey, des verstärkten Klindworth'schen Damenchores, des Hannover'schen Männergesangsvereins und der verstärkten Philharmonischen Kapelle. —

Breslau. In einem privaten Kreise von Gesinnungs- und Vereinsgenossen fand am 13. Februar eine Gedächtnissfeier statt, welche, von begabten Dilettanten ausgeführt, einen durchaus würdigen und schönen Verlauf nahm: 1. Vorspiel zu *Lohengrin*, Kl., Harm., Viol., Cello (wiederholt); 2. *Rienzi*-Ouverture, Kl., Viol., Cello; 3. Gesang Wolfram's a. *Tannhäuser*, II. Akt; 4. „*Feuerzauber*“ und *Walkürenritt* (Brassin) Kl.; 5. Monolog des *Holländers*, I. Akt; 6. Preislied a. d. *Meistersingern*, Kl., Viol.; 7. *Parsifal*-Paraphrase, Kl., Viol.; 8. Lenzeslied a. d. *Walküre*; 9. Chor der Friedensboten a. *Rienzi*, Kl.; 10. Lied a. d. Abendstern a. *Tannhäuser*; 11. *Tannhäuser*-Ouverture, Kl.; 12. Choral und Choral a. d. *Meistersingern*, Orgel, Violine.

Darmstadt. Zweigverein. 16. 2. IX. Vereinsabend: „*Am stillen Herd*“, „*Gruss seiner Treuen*“, II. Akt „*Tristan*“ 2. 3. „*Die beiden Grenadiere*“, „*Isolde's Liebestod*“; „*Tscherkessenlied* von S. K. H. d. Erbgrösserherzog von Hessen. Mitwirkende: Frl. Mailhac, Kammer-sängerin aus Karlsruhe, Hr. Götjes, Hofopernsänger aus Mannheim, Frl. Neumeyer, Hrn. Hettstedt und Weber, vom Hoftheater in Darmstadt. Klavierbegleitung: Herr Direktor Felix Mottl aus Karlsruhe.

Graz. Zweigverein. Am 16. 1. 91 ward im hiesigen Vereine der I. Akt der „*Walküre*“ durch Frau Krämer-Widl (Sieglinde), Herrn Ferdinand Jäger (Siegfried), Herrn Martin Pädde-mann (Hunding) und Herrn Dr. Potpeschnigg (Klavier) zur Ausführung gebracht, nachdem am 6. 1. Herr Ferdinand Jäger durch seinen Liederabend (Gesänge von Schubert, Marschner und H. Wolf) unser Publikum erfreut hatte. Am 30. 1. fand der 2. Vereinsabend statt, und zwar unter der Mitwirkung des Herrn Prof. Josef Schalk aus Wien: Beethoven's Geister-Trio, Bruckner IV. Symphonie, 1. u. 2. Satz am Klavier vorgetragen durch Herrn J. Schalk, Bruckner, Quintett, 3. Satz Adagio. —

Grossenhain i. S. Zweigverein. Im Vorjahre 1890 fanden vier Vereinsabende statt, welche ausschliesslich musikalischen Ausführungen gewidmet waren, und zwar am 28. 1. Kammermusik von Beethoven (Es-dur Trio 70, 2). Th. Kirchner (Bunte Blätter 83), Fr. Schubert (Es-dur Trio 100) unter Mitwirkung des Herrn k. Kammervirtuosen K. Hess und der Herren k. Kammermusiker Th. Blumer und A. Stenz aus Dresden; am 14. 3. Konzert: Werke von Brahms, Ries, Tartini und Weber (Sang aus Lala Rookh, Lieder) und im 2. Theile 12 Kompositionen von Reinhold Becker, unter Mitwirkung der Frl. Ballard, Frl. Modelfind, Frl. Morell und des Herrn Kammermusikus Kratina aus Dresden, sowie unter persönlicher Leitung des Herrn Reinhold Becker von dort; am 4. 11. Konzert: Werke von C. Bloss, Chopin, Goltermann, Klengel, Rubinstein, Sitt, Stöckhardt, nebst: *Lohengrin's Verweis*, Romanze aus „*Tannhäuser*“, (Liszt), *Lohengrin's Herkunft*, unter Mitwirkung von Frl. Hedwig Löwe, Herrn Gustav Trautmann und Herrn Georg Wille vom Gewandhaus in Leipzig; am 16. 12. Konzert: Werke von P. Lehmann-Osten, Mozart (Konzert Es-dur, I.), Schubert, Schumann, Reinecke, C. Thern, Wieniawski, nebst: *Gebet der Elisabeth* und „*Träume*“, unter Mitwirkung der Frl. Hildegard Ortmann, Frl. Nina Kranich und des Herrn Paul Lehmann-Osten aus Dresden.

München. Zweigverein. Im Anfang des Januar fand die erste gesellige Zusammenkunft unter der neuen Vereinsleitung statt. Nachdem der erste Vorsitzende, Herr Prof. Berthold Kellermann, die zahlreich erschienenen Mitglieder und Gäste begrüsst und gleichzeitig auf die Ziele der Vereinsabende hingewiesen hatte, folgten die verschiedenartigen Vorträge. Von den musikalischen seien zunächst die beiden grösseren Gesangsnummern, das ganze „*Gebet des Rienzi*“ und die „*Grälerzählung*“ in der ursprünglichen Fassung der dichterischen wie der musikalischen Composition, hervorgehoben. Beide Musikstücke wurden von dem k. Kammer-sänger Herrn Nachbaur zur Begleitung des Herrn Hofkapellmeisters Fischer mit vortrefflicher Klangwirkung zu Gehör gebracht. Dem künstlerischen Vortrage schickte Herr Dr. Wolfgang Golther einige kritische Erörterungen und ein-führende Erläuterungen voran, zugleich die Gründe darlegend, warum die Stelle späterhin in Wegfall kommen musste. Von den übrigen Vorträgen des Abends sind weiterhin Kompositionen von Franz Liszt zu nennen, die symphonische Dichtung „*Orpheus*“, auf zwei Klavieren von den Herren Professoren Schwartz und Kellermann vorgetragen, das Melodram „*Des todten Dichters Liebe*“ (Gedicht von Petöfi), von Herrn Hofchauspieler König zur Klavierbegleitung Herrn Kellermann's gesprochen, endlich zwei Lieder „*Veilchen*“

aus dem Muttergottessträusschen“ und „Wieder möcht' ich dir begegnen“, von Frau Seiling gesungen. Zum Schlusse erfreute Herr Hofkapellmeister Fischer die Versammlung mit dem Vortrage der „Trauerklänge“ aus der „Götterdämmerung“. Es sollen nunmehr allmonatlich in ähnlicher Weise gesellige Abende des hiesigen Richard Wagner-Vereines stattfinden.

Nürnberg. Zweigverein. 13. 2. Erinnerungsfeier. *Gesang der älteren Pilger*; „*Wach auf!*“; Liszt, am Grabe Richard Wagner's (ungedruckt; Streichquartett und Harfe); Heldenklage, symphonische Dichtung (4 hdg. f. 2 Klav.); Elegie für Cello, Harmonium, Harfe u. Klavier; die Ideale, symphonische Dichtung (4 hdg. f. 2 Klav.); Plüddemann, Gedächtnisfeier für Richard Wagner von Felix Dahn, (gem. Chor mit 2 Klav.). Mitwirkende: die Hrn. Ankenbrank, Göllerich, Schmidt, Rechtsanwalt Wunder, ein geladener Damen-Chor, Singverein Nürnberg, Mitglieder des Winderstein'schen Orchesters.

Plauen i. V. Zweigverein. Am 9. 1. 91 fand ein Konzert Eugen d'Albert's statt, welcher Künstler 11 Werke von Bach-Liszt (Orgelphantasie und Fuge g-moll), Beethoven (Sonate 78), Chopin, Liszt (Valse impromptu, Funerailles), Mendelssohn, Schubert, (Impromptu 90), Tausig und Alkan zum Vortrag brachte. —

Reichenberg i. B. Zweigverein. 18. 2. XXXII. Musikabend: Tonstücke von Bach (1. Satz a. d. ital. Konz.), Beethoven (6 Variat. op. 34.), Brahms, Bungert, Cornelius („In Lust und Schmerzen“), Goltermann, Liszt („Mignon“), Mendelssohn, Popper, Reinecke, Rheinberger, Schumann, Spohr; ausserdem: *Walther's Preislied* für Cello (Hr. Felix Grabner). —

Utrecht. Wagner-Vereeniging. 15. 2. *An Weber's Grabe, die beiden Grenadiere, Dors mon enfant, Mignonne, Attente, der Tannenbaum, die 5 Gedichte; Quintett aus den Meistersingern*; „*Wach auf!*“ Bach, Sonate in h-moll; Liszt, Psalm 137; Hans Sommer, sieben Lieder; Svendsen, Romanze f. Viol. Mitwirkende: Mej. M. G. Snoer, Harfe, a. Amsterdam, Hr. J. A. H. Wagnaer, Organist; Mej. N. de Roever, Hr. Jos. Cramer, Amsterdam; Mej. N. Rennes, Zeyers-Veeckens, Hr. W. G. H. v. d. Br. und M. J. D.

Weimar. Der erste Vereinsabend des neuen Zweigvereins fand statt am 16. 1. unter Mitwirkung der Frau Hofopernsängerin Naumann-Gungl (Sieglinde), der Herren Hofopernsänger Zeller (Siegmund) und Bucha (Hunding), sowie des Herrn Hofkapellmeisters Strauss (Klavier): *Walküre* I, Scene 2 u. 3. Am zweiten Vereinsabend, 30. 1., sind zum Vortrag gelangt: *Lohengrin's* Erzählung, sowie Loge's Bericht aus dem „*Rheingold*“ (Hr. Hofopernsänger Zeller); ferner *Siegfried-Idyll* (d. HH. Hofkapellm. Dr. Lassen u. R. Strauss) und *Trauerklänge aus der „Götterdämmerung“* (Hr. Kapellm. R. Strauss). Der dritte Vereinsabend am 13. 2. gestaltete sich zu einer würdigen Gedenkfeier, indem zunächst durch die Herren Dr. Lassen und R. Strauss Liszt's „*Heroïde funèbre*“ zu Gehör gebracht wurde. Daran schloss sich eine kurze Ansprache und eine Vorlesung des Einleitungsaufsatzes im I. Stück des neuen Jahrgangs der „*Bayr. Blätter*“ durch Hrn. Dr. Seidl. Es folgten noch Szenen aus „*Siegfried*“ II. Aufzug (Fr. Alt, Hr. Zeller) und Vorspiel zu „*Parsifal*“ (Hr. R. Strauss). Am 16. 2. hatte sich ein kleiner Kreis von Vereinsmitgliedern zu einem Leseabende zusammengefunden, wobei unter Leitung von Herrn Dr. Seidl einige Abschnitte des „*Lexikons*“ vorgelesen und eingehend besprochen wurden. Es ward dabei von den Begriffen: Revolution, Reformation, Regeneration ausgegangen. Auf diese Weise soll allmählich der ganze Kreis der Wagnerischen Weltanschauung durchwandert werden.

Wien. Akadem. Wagner-Verein und Zweigverein. Am 25. 1. 91 veranstaltete der Verein eine Musikaufführung unter Leitung des Herrn k. k. Hofkapellmeisters Hans Richter und Mitwirkung des k. k. Hofopernorchesters, bei welcher folgende Tonwerke zum Vortrage gelangten: *Vorspiel zu „Parsifal“*, *Siegfried-Idyll*, und Anton Bruckner, III. Symphonie d-moll, Richard Wagner gewidmet.

Das Reinerträgniss dieser Musikaufführung ist dazu bestimmt, heimischen Künstlern, Kunstjüngern und Kunstfreunden den Besuch der Bayreuther Festspiele des Jahres 1891 erleichtern zu können.

IV.

Haben wir eine eigene Welt gemacht, so muss es uns doch auch für's Erste zustehen, die Gesetze darin zu machen.

(Goethe.)

Richard Wagner als Aesthetiker.

Von Max Dessoir.

Die vorliegende Abhandlung ist für den zweiten Band des „Rich. Wagner-Jahrbuches“ im Frühjahr 1887 geschrieben worden. Da die Herausgabe eines zweiten Bandes des Jahrbuches nicht mehr zu erwarten scheint, so wird die Arbeit nunmehr an dieser Stelle veröffentlicht; jedoch bittet der Verfasser, darauf Rücksicht nehmen zu wollen, dass der vorliegende Versuch bereits vor vier Jahren entstand. Manches ist in ihm enthalten, was der Verfasser jetzt nicht mehr völlig vertreten kann oder was durch inzwischen erschienene Publikationen überholt ist: immerhin hofft er, dass auch jetzt noch die Drucklegung den Lesern nicht gänzlich überflüssig erscheinen möge.

M. D.

Es ist die auszeichnende Aufgabe unserer „Blätter“, dass ihre Mitarbeiter die Welt und das Ueberweltliche mit Bayreuther Augen betrachten, und ihre Aufsätze auf dem Boden der „Gesammelten Schriften“ gewachsen sind. Nach dreizehnjährigem Einleben in diese Art darf man sich jedoch wohl auch ein und das andere Mal die ohnehin seltene Gelegenheit zu benutzen erlauben, einen ehrlich und klug belehrenden Geist zu Worte kommen zu lassen, welcher von einem fremden, aber nicht feindlichen Standpunkte aus mit wirklichem Ernste und schöner Würde die Sache, welche wir vertreten, aus der gleichen vollen Werthschätzung als eine grosse Kulturerscheinung in besonderer und förderlicher Weise betrachtet. Insofern gehört der Verfasser des folgenden gehaltreichen Aufsatzes allerdings auch zu uns, als er sich dazu angeregt fand durch die Vorträge unseres Heinrich von Stein. In Folge dessen hat er, dem der wissenschaftliche Standpunkt eigen, von vornherein unserer Kunst gegenüber der für die strenge Wissenschaft noch nicht, wohl aber für uns allein giltigen Regel sich angeschlossen: die Kunst und selbst die Kunstlehre eines Künstlers aus dessen schöpferischer Eigenart, aus seiner genialen Individualität, abzuleiten und zu beurtheilen. Immerhin ist diese Stellung, welche der ganzen Arbeit den besondern Werth verleiht, nicht durchweg und ausschliesslich innegehalten; man wird bei scharfer Aufmerksamkeit hier und da den Einfluss des ursprünglich fremden, s. z. s. „objektiven“ Standpunktes noch unwillkürlich hineinspielen sehen. Insonderheit bemerklich wird dies gerade dort, wo die streng wissenschaftliche Erkenntniss der künstlerischen Erfahrung widersprechen zu müssen glaubt, wie bei der Frage über Wesen und Wirkung der Musik und ihre Verbindung mit der Poesie, sowie späterhin bei den Beziehungen zwischen Gedanke und Gefühl überhaupt. Gewisse wunderbare Erscheinungen, die uns im Kunstgenusse ohne Weiteres zweifellose Thatsachen sind, bleiben dem wissenschaftlichen Sinne noch offene Fragen, welche ihre Lösung erst von weiteren physiologisch-psychologischen Untersuchungen und

Entdeckungen erwarten sollen. Gerade diese Mischung des Fremden mit dem Unrigen macht aber die werthvollen Anregungen, welche dieser Arbeit gewiss zu verdanken sind, vielleicht um so fruchtbarer, da sie wohl geeignet zu sein scheint, ernstliche, nicht polemische, sondern positive Widerlegungen und Ergänzungen hervorzurufen, welche uns dem erwünschten Ziele einer Grenzbestimmung für die Gebiete der Kunst und der Wissenschaft und einer schliesslichen Klarsicht in der Frage über die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Aesthetik annähern können. Auf alle Fälle ist die Arbeit derart, dass sie mit ihrer ersten Erfassung der Bayreuther Dinge und des Wagnerischen Geistes eben in gar keinem anderen öffentlichen Blatte unserer Tage den Platz hätte finden können, welchen ihr unsere „Blätter“ gewähren; denn nur bei uns nimmt man diese Dinge eben so ernst, und begnügt sich nicht mit den leeren Bildungsphrasen, die auch dem geistvollen Verfasser keinesweges länger genügen konnten. Wir werden es ihm gerne nachsehen, dass er mitunter in den Irrthum geräth, die Schriften des Künstlers, welche er selbst als den gelegentlichen Ausdruck einer Besinnung auf die eigenthümliche Stellung dieser Kunst in dieser Welt wohl erkannt hat, dennoch wieder als ein abgeschlossenes Ganzes, nach Art eines „Systems“, zu behandeln und danach die Ansichten und Gedanken des Künstlers endgiltig zu beurtheilen, deren Inbegriff doch eben nicht in diesen vereinzeltten Schriften, sondern allein in seinem vollendeten Kunstwerke selbst erschöpfend lebendig zu Tage getreten ist. Wir haben dies Kunstwerk in Bayreuth, und von diesem lebensvollen Standpunkte aus können wir uns dankenswerthe Betrachtungen, wie die folgenden, über die Eigenart des ästhetischen Denkens im Geiste unseres Künstlers sehr wohl gefallen lassen.

H. v. W.

Gleichwie die Phänomene der leblosen Natur unbewusst und unwillkürlich, aber mit Nothwendigkeit sich vollziehen, so offenbart sich auch der Genius unabänderlich nach allen den Richtungen, die ihm ein inneres Gesetz vorschreibt. Das Gewitter, das sich nach langer Schwüle entladet, fragt nicht danach, wohin es seine Blitze sendet, sondern es weiss nur, dass es in seinem Bannkreise reinigend wirken soll: ebenso beschränkt sich die lange angestaute Produktionskraft des wahren Künstlers nicht auf ein einzelnes Gebiet, sondern bewährt sich überall dort, wo sie zu wirken sich berufen fühlt.

Diese Betrachtung müssen wir uns in aller Lebendigkeit gegenwärtig halten, wenn wir die richtige Stellung gegenüber dem Aesthetiker Wagner finden wollen. Denn diejenigen, welche in Wagner nur den Musiker oder allenfalls den Dichter zu erblicken gewohnt sind und demgemäss einer fast philologischen Vertiefung in scheinbar unwesentlichere Beziehungen mit Verwunderung entgegensehen, möchten leicht geneigt sein, den vorliegenden Versuch für überflüssig zu halten. Allein wir stehen dem Vorhandensein ästhetischer Schriften aus der Feder unseres Künstlers zunächst genau so gegenüber, wie irgendwelcher anderen Naturthatsache, und sind gezwungen, diese wie jene ruhig hinzunehmen. Wenn wir die philosophisch-metaphysischen Neigungen eines Goethe, Shelley, Victor Hugo als den Ausfluss ihres eignen Wesens zu betrachten uns niemals

scheuen, dürfen wir uns auch nicht anmaassen wollen, der Wagnerischen Individualität dadurch Schranken zu setzen, dass wir nur einen Theil ihrer Schöpfungen als berechtigt anerkennen. Und ist es denn verwunderlich, dass eine geistig wache und stark treibende Künstlerpersönlichkeit in die Geheimnisse des eigenen Schaffens einzudringen sucht, dass sie danach strebt, die Bedingungen des Kunstwirkens in voller Klarheit zu erfassen? Das Genie ist nur gegen die Fläche gebunden d. h. es kann seine Thätigkeit nicht auf so grundsätzlich verschiedene Gebiete ausdehnen, wie das grosse Talent, aber es ist ungebunden gegen die Tiefe und versenkt sich mit liebevoller Sorgfalt in die innersten Gründe seines Bereiches. Will man eine grosse Erscheinung ganz erfassen, so muss man jede ihrer Darbietungen in sich aufzunehmen bemüht sein; denn unlöslich schlingt sich Eins in das Andere.*) Nun sind wir freilich darin, wie wir die Dinge anschauen, so ungleich, dass wir, streng genommen, uns gegenseitig nie vollkommen verstehen können. „Hierin aber beruht die Individualität, und wie objektiv diese nun sich auch entwickle, d. h. wie umfassend und einzig von dem Gegenstande erfüllt unsere Anschauung sich auch gestalten möge, immer wird an dieser etwas haften bleiben, was der besonderen Individualität einzig eigen bleibt. Durch dieses Eigene aber theilt sich allein die Anschauung mit; wer diese sich aneignen will, kann es nur durch die Aufnahme jenes; um zu sehen, was das andere Individuum sieht, müssen wir es mit seinen Augen sehen, und dies gelingt nur der Liebe“. (Wagner, Ges. Schr. V, 253.)**)

Unsere Aufgabe ist also, an der Hand und durch die Hilfe der Wagnerischen Aesthetik uns den Zugang zum Verständnisse der ganzen Persönlichkeit zu bahnen. Es gilt uns, die Stellung zu beleuchten, die Wagner einigen grossen ästhetischen Problemen gegenüber eingenommen hat, und dadurch in zweiter Linie auch einen Beitrag zur Geschichte unserer Wissenschaft zu liefern; denn obwohl Wagner als Aesthetiker nie Buchunsterblichkeit erringen wollte, gilt doch von ihm, wie von jedem echten Künstler, dass für einen gewissen Kreis der Aesthetik wahrhaft ergiebig nur das gewesen ist, was das Genie selbst gesagt hat oder ein Mann, der in den Genius völlig aufzugehen verstand. Freilich gilt dies eben nicht von dem ganzen Umfange der Philosophie des Schönen, sondern nur von den Problemen, die ohne die Kraft des abgezogenen Denkens zu lösen sind. Aber der Künstler, dessen Philosophiren über die Kunst die wesentliche Seite hat, ihn in sich selbst zum Höchsten zu steigern, bedarf gerade für die letzte Forderung der Aesthetik, sobald sie ihm innerlich aufgegangen und Grundzug seines Schaffens geworden ist, am wenigsten der theoretischen Erörterung. Er denkt nicht über die Probleme nach, sondern er durchlebt

*) Ant haec cum illis sunt habenda, aut illa cum his amittenda. Terenz, Heautontimorumenus II, 3.

**) Individuum est ineffabile. Goethe an Lavater, S. 101,

sie, er bietet uns nicht abstrakte Reflexionen, sondern ein Bild seiner inneren Thätigkeit, und Richard Wagner hat, wie wenig Andere, den grossen Kampf ums Dasein, den die Ideen führen, in seiner eigenen Herzenswelt durchgekämpft.

Ueber diese Bedeutung unseres Versuches für die Aesthetik im Allgemeinen seien uns gleich an dieser Stelle noch einige Bemerkungen gestattet, da wir im Verlaufe der Untersuchung darauf nicht mehr zurückkommen können und doch nicht unerwähnt lassen möchten, dass bisher Wagner in den betreffenden Geschichtswerken nur als Kunsttheoretiker*) Beachtung gefunden hat. Das erhält seine natürliche Erklärung, wenn ein Eduard von Hartmann mit seiner Geschichte der neueren Aesthetik gleichsam nur eine historische Einleitung in das eigene System zu schreiben beabsichtigt und daher ausschliesslich abgeschlossene Gedankenreihen und zwar als Vorstufen seiner Philosophie berücksichtigt. Allein es gibt noch eine andere Art, die Geschichte einer philosophischen Disziplin zu entwickeln. Man kann nämlich nicht sowohl den Nachdruck darauf legen, die fertigen Systeme darzustellen und zwischen ihrem Inhalt einen logischen Zusammenhang aufzusuchen, als vielmehr die thatsächliche Erzeugung betonen, die aus den Keimen einer bestimmten Individualität den vollendeten Gedankenbau hervorgehen liess. Man entgeht dadurch der Gefahr, eingebildete Folgen an Stelle der wirklichen Verbindungen zu setzen — was Hegel des öfteren gethan hat — und führt statt eines dünnen Schemas warmes Fleisch und Blut in die Geschichte ein. Damit gewinnt ferner eine jede solcher historischen Arbeiten den Charakter einer litterarischen Biographie, und was Aristoteles einst gesagt hat: dass die Poesie lehrreicher sei als die Geschichte, wird für unseren Fall zur Tautologie; denn die Geschichte der philosophischen Disziplinen und der einzelnen Künste ist weiter nichts als die Geschichte der grossen Geister, welche das Wesen der Dinge zu erforschen gestrebt haben. Wagner selbst hat uns ein Beispiel dieser Art der ästhetischen Untersuchung in seinem Aufsätze über Beethoven gegeben, in welchem er das Entstehen des Kunstwerkes von den unbewussten Regungen der Künstlerseele an bis zur schliesslichen Versinnlichung in der Erscheinung verfolgt.

Mit anderen Worten: unsere Methode wird nicht eine kritisch-analytische, sondern genetisch-konstruktive sein müssen. Naturgemäss jedoch können wir an dieser Stelle nicht so weit zurückgreifen, dass wir die ganze Weltanschauung Wagners entwickeln, sondern wir setzen sie in ihren Grundzügen als bekannt voraus; aber wir vermögen auch nicht, alle Seiten seiner ästhetischen Bedeutung gleich erschöpfend zu behandeln, weil dies ohne Kritik seiner Kunstwerke nicht auszuführen ist. Sagt er doch selbst einmal

*) Wir unterscheiden scharf zwischen Aesthetik und Kunsttheorie und werden deshalb in diesem Aufsätze Wagners Lehre vom Kunstwerk sowie seine eingehenden Studien über das Wesen der Einzelkünste nur ihren ästhetischen Grundlagen nach erörtern.

(IX, 81) sehr richtig: „Die bewussten Mittheilungen eines Künstlers decken nur den Gang seiner Bildung, welcher sein Kunstschaffen mehr begleitete als leitete, auf“. Und an einer anderen Stelle (VIII, 138): „Die Motive des idealistisch gestaltenden Künstlers entspringen aus einem Zweckmässigkeitsgesetze, das sich aber nicht aussprechen, sondern nur aus dem geschaffenen Kunstwerke erkennen lässt“. Die so beschränkte Aufgabe engt sich noch mehr ein, indem wir einen nicht unwesentlichen Theil der Wagnerischen Aesthetik: die eigenthümliche Auffassung des Wunders, uns für eine spätere Monographie aufsparen und die historischen Anknüpfungen, etwa an die Prinzipien unserer Klassiker, nur flüchtig berühren. Aber es ist endlich an der Zeit, eine zusammenfassende Studie zu wagen, damit der gewaltige Stoff sich nicht allzu sehr zersplittere; denn von der Beschäftigung mit Wagner gilt genau das selbe, was Scherer einst von der Goethe-Philologie sagte: „Verfrüht wäre jede Gesamtdarstellung, bevor nicht das Detail erschöpfend durchforscht ist; und doch kann die Erforschung des Einzelnen nicht gelingen, wenn nicht von Zeit zu Zeit Gesamtdarstellungen gewagt werden“. —

Wenn man sich mit der Aesthetik zum Zwecke eigener Gedankenbildung beschäftigen will, kann man drei Wege einschlagen. Der erste ist der metaphysische: er leitet uns von der Idee des Seins auf die Idee des Schönen und umfasst alle Kreise der ästhetischen Phänomenologie; der zweite ist der historische: er führt von der Fülle der seit Jahrtausenden bestehenden Kunstwerke durch Abstraktion auf die ihnen zu Grunde liegenden Gesetze; der dritte ist der psychologische: er sucht in das Innenleben des Genius einzudringen und aus ihm das Verständniss für die Kunst zu erschliessen ¹⁾. Die ersten beiden wird ein Künstler nie gehen; der dritte aber, im Wesentlichen also die Erforschung seiner selbst, war für Wagner nicht bloß der nächstliegende und fruchtbarste, sondern auch der einzig mögliche. Demgemäss kam es für ihn vor allen Dingen darauf an, den geistigen Gehalt zu erkennen, der das besondere Kennzeichen des echten Künstlers bildet, und durch Vertiefung in sich selbst die Geheimnisse des Kunstschönen zu enträthseln. Um es paradox auszudrücken: er philosophirte über die Philosophie der Kunst. Die Philosophie der Kunst, das ist: die der wahren Kunst zu Grunde liegende und im Genius waltende Gottes-, Selbst- und Weltanschauung, muss das erste Objekt seiner Philosophie über die Kunst sein. Mit diesem induktiven Verfahren stellt er sich in bewussten Widerspruch zu einigen Fachästhetikern, die ein solches empirisches Vorgehen überhaupt verschmähen und mit der Lampenweisheit ihrer Deduktionen die Gesetze des Schönen beleuchten zu können vermeinen.

Man lasse sich dadurch nicht beirren, dass in den Schriften Wagners der Gedankengang oft scheinbar vom Allgemeinen ins Einzelne führt, dass beispielsweise aus dem Begriffe des Volkes erst das Hauptmerkmal der genialen Beanlagung abgeleitet wird. Erst nachdem das seelische Erlebniss

einer grossen inneren Noth seinen Höhepunkt erreicht und die Befreiung im Schaffen des subjektiv vollkommenen Kunstwerkes gefunden hat, nachdem alsdann die Aufgabe an den Künstler herangetreten ist, in Begriffsworten Rechenschaft über sein Thun abzulegen, ergibt sich die Nothwendigkeit, diese Bedürftigkeit durch allgemeinere Zusammenhänge zu begründen und in fasslichster Weise darzustellen. Dass für diesen Zweck nun eine andere Form als die der thatsächlichen Entstehung gewählt wird, ist leicht begreiflich; um so unbegreiflicher aber, wenn man in solchen abstrakten Erörterungen mehr als eine Einkleidung psychologischer Vorgänge sieht und ihnen einen rein philosophischen Werth beilegen will, den sie in Wirklichkeit nicht besitzen. Ueberdies weist Wagner auch selbst gelegentlich (III, 304, 305; VII, 159) darauf hin, dass der „naive“ Künstler erst „aus seinen Erfahrungen die echte Kraft der Reflexion gewinne“, und nennt anderwärts (I, VII) seine schriftstellerischen Werke „die aufgezeichnete Lebensthätigkeit eines Künstlers“. Jedenfalls also ist seine Charakteristik des Genies, mit der wir uns aus den vorher entwickelten Gründen zunächst im Einzelnen beschäftigen werden, durchaus nur eine Abbildung und Erweiterung der eigenen inneren Erfahrung und zeigt uns die selben Züge wie das Wesen des Mannes überhaupt: eine unverkennbare Hineigung zur Sinneswelt, einen unbezwinglichen Schaffensdrang und ein glühendes Mitgefühl für die Leiden der Menschheit. Nehmen wir dazu die tiefwurzelnde Ueberzeugung von dem unverletzbaren Rechte der Persönlichkeit, sowie die rückhaltslose Offenheit in dem Aussprechen von Gefühlen und Gedanken²⁾, so haben wir damit zugleich die Grundlinien der künstlerischen Wesenheit, wie sie sich in Wagners Aesthetik darstellt.

I.

Wollen wir mit dem auffälligsten Merkmale beginnen, das nicht nur im Leben aller Genies stäts deutlich hervorgetreten, sondern auch immer von den Aesthetikern hervorgehoben worden ist, so ist dies sicherlich der elementare Trieb zum Schaffen. Dieser Begriff erscheint nun aber bei Wagner in einer ganz eigenthümlichen Färbung³⁾. So stark nämlich Wagner von der Bedeutung seiner Individualität durchdrungen war, so wurde doch dieses Gefühl durch ein anderes in eine gleichsam überpersönliche Sphäre gehoben: durch das Gemeingefühl, das den Künstler sich selbst als Theil des Ganzen auffassen liess. Hat nicht zu den verschiedensten Zeiten das deutsche Volk Männer aus seiner Mitte hervorgehen sehen, die nur für die Interessen des Volkes lebten und dessen Entwicklung zu fördern vermochten? Und wer hängt mit glühenderer Liebe an seinem Vaterland als ich? Wenn ich nun aber die Schmach der Verhältnisse als ein unerträgliches Elend empfinde und mein gepresstes Herz nur durch freiwilliges Kunstschaffen erleichtern kann, was thue ich anderes, als dass ich die allgemeine Noth meines Volkes

zum Ausdruck bringe, die künstlerischen Bedürfnisse, die in ihm schlummern, leibhaftig werden lasse?

So etwa können wir uns den inneren Vorgang deutlich machen, der Wagnern zu der ihm eigenen Auffassung des künstlerischen Schaffenstriebes führte. „Nicht der Dichter schafft, sondern das Volk“ und zum Volke gehören „alle diejenigen, welche Noth empfinden und ihre eigene Noth als die gemeinsame Noth erkennen oder sie in ihr inbegriffen fühlen.“ (Nachl. S. 22.) Gleichviel, ob diese Definition des Volkes eine durchweg genügende ist, sie gibt jedenfalls ein Hauptmerkmal des Begriffes; denn an die Noth des sozialen Daseins ist ebenso wie an das Leiden des individuellen Lebens die Entwicklungsfähigkeit und damit überhaupt die Existenzberechtigung des Einzelnen wie der Gemeinsamkeit geknüpft. Ganz in gleichem Sinne meint Wagner (IV, 308): „In den sogenannten vorgeschichtlichen Zeiten kannte man das, was wir Genie nennen, nicht: keiner war ein Genie, weil es Alle waren“ und glaubt, dass das individuelle Genie der Gegenwart sich mit Nothwendigkeit zukünftig in die Gemeinsamkeit auflösen müsse. Der Drang des volksmässigen Künstlers also ist nicht in dem Sinne individuell, dass er sich im Gegensatze zu der ihn umgebenden Welt durchsetzt, sondern etwa in dem Verstande, dass alle Genialität ja doch nur die höchste Steigerung der in dem menschlichen Geiste liegenden Kräfte ist, und es eben zum Wesen des Menschen gehört, nicht blos wie die Thiere einen Gattungs- sondern auch einen Individualcharakter zu besitzen. Das selbe Wasser, das vom Himmel auf die Erde fällt, erhält einen ganz verschiedenen Geschmack je nach der Erdschicht, die es durchsickert: so ist das Kunstwerk keine photographisch getreue Kopie des Volkscharakters, sondern eine von des Meisters eigenem Wesen belebte Nachbildung. Daher kann kein Künstler den Torso eines von anderer Hand geschaffenen Werkes vollenden, mögen beide Meister auch noch so sehr in ihrem Volke wurzeln.

Damit ist jedoch dieser Theil der genialen Veranlagung noch nicht erschöpfend charakterisirt. Abgesehen nämlich davon, dass die universelle Wirkung der Kunst sich nicht aus der bewussten Volksgemeinsamkeit erklären lässt, wovon wir noch zu sprechen haben werden, abgesehen ferner davon, dass die Erlösung des Einzelnen in der Gattung (III, 188) und die Behauptung: es gäbe für den Menschen nur ein Höheres als er selbst: die Menschen (III, 84), uns erst den tieferen Zusammenhang zwischen der philosophischen Persönlichkeit Wagners und seinen künstlerischen Zukunftsplänen aufdecken, so bleibt doch noch an dieser Stelle die Frage zu betrachten, ob das Ungestüm genialen Schaffens deshalb so mächtig wirkt, weil es etwas ganz Neues zu sagen hat, oder ob die herkömmliche Vorstellung von der Originalität des Genies sich als unrichtig erweist. Zwar sagt Wagner einmal (IV, 328): „Mein Verfahren war neu; es war mir aus meiner innersten Stimmung angewiesen, von dem Drange zur Mittheilung dieser Stimmung aufgenöthigt“, aber hier kommt es ihm wesentlich darauf

an, den Unterschied von der auf Kombination vorhandener Erscheinungen beruhenden Reflexion festzustellen. Auch bezeichnet er (IX, 200) in entsprechender Weise das Talent als „die von natürlicher Befähigung getragene starke Neigung zur Aneignung vorzüglicher Fertigkeiten im praktischen Befassen mit vorgefundenen künstlerischen Formbildungen“. Aber im Allgemeinen betont er gerade, dass die Auffassung vom Genie, als schaffe es etwas Neues, noch nie Dagewesenes, eine verkehrte sei, denn „der Einzelne kann nicht erfinden⁴⁾, sondern sich nur der Erfindung bemächtigen“. (Nachl. 19, vgl. III, 153.) Ja, er unterscheidet im Genius sogar zwischen dem Seher, der „das über alle Wirklichkeit erhabene Wahrhaftige“ sieht (Bayreuther Blätter 1879, 189, wo Schopenhauerische Ideen hineinspielen) und dem Dichter, „der dies den aufhorchenden Menschen so getreu wiedererzählen konnte“, und will unter dem „Künstler“ (B. Bl. 1879, 191) eigentlich nur denjenigen verstehen, der Stoff und Gehalt durch die Form zu bewältigen weiss. Diese Anschauungen werden durch die Erfahrung voll auf bestätigt, denn weder Dante und Shakespeare, noch Schiller und Goethe haben je „erfunden“, sondern nur das Vorhandene tiefer durchdrungen und mit dem Lichte der Verklärung umgeben; ja, unsern Klassikern ist es erst sehr spät zum Bewusstsein gelangt, dass der Stoff überhaupt von irgendwelcher Bedeutung für das Kunstwerk ist. Goethe sagt (XXIII, 283 Ausgabe von 1829) ganz im Wagnerischen Sinne: „Es ist das schönste Zeichen der Originalität, wenn man einen empfangenen Gedanken dergestalt fruchtbar zu entwickeln weiss, dass Niemand leicht, wieviel in ihm verborgen liege, gefunden hätte“. Vielleicht liesse sich das hiermit doch noch nicht völlig gewürdigte Bahnbrechende grosser Erscheinungen dadurch erklären, dass sie zwar keine neue Idee, aber eine noch unausgesprochene Potenz der Idee finden; doch können wir diesen Gedanken hier nicht weiter verfolgen, da er dem Wagnerischen Anschauungskreise ferner liegt.

Mit dieser Gedankengruppe verbindet sich bei Wagner eine andere, die durch das Studium der Schopenhauerischen Philosophie in ihm wach geworden war, und scheinbar in keinem Zusammenhange mit der bisher erläuterten Lehre vom Genie steht. Wir wollen daher versuchen, Schopenhauers Aesthetik, soweit sie von Wagner herübergenommen ist, mit wenigen Worten in die Erinnerung zurückzurufen und dann die Verbindung darlegen, in die beide Gedankengruppen treten.

Da es nicht meine Aufgabe ist, irgendwie Kritik zu üben, sondern ich mich auf die Aufdeckung historischer Zusammenhänge beschränke, so deute ich hier bloß an, wie die Behauptung Schopenhauer's, die Idee werde nur durch das willenlose Subjekt der Erkenntniss gefasst⁵⁾, (wonach Genialität die Fähigkeit ist, sich rein anschauend zu verhalten [Welt als W. u. V. I, 218. Wagner IX, 85]), zur Folge haben muss, dass dem Schönen ein ausschliesslich subjektiver Charakter zugesprochen wird. Denn wenn das

Hervortreten der Schönheit nur durch ein bestimmtes Verhalten des Subjekts bedingt ist, so muss einerseits ein jedes Ding schön sein können, andererseits kann es keine Gradunterschiede der Schönheit geben, weshalb denn auch Schopenhauer's Bestimmungen des Erhabenen und Reizenden mit jenen Vordersätzen unvereinbar sind. Was Wagner zur Uebernahme dieser Erklärungen bewog, war der Umstand, dass mit der Elimination des Willens zugleich die zeitweise Entäusserung der Individualität treffend bezeichnet ist und diese, wie wir gesehen haben, als ureigenste Erfahrung in seiner ursprünglichen Definition eine grosse Rolle spielte. Auch „das Erblicken des Allgemeinen im Einzelnen“ entspricht dem eigenen Gedankengange unseres Künstlers, aber er selbst geht darüber hinaus, indem er das unpersönliche Subjekt der Erkenntniss zum überpersönlichen erhebt und damit das Prinzip der Kunst, die Einheit des Allgemeinen und Einzelnen, in seiner ganzen Tiefe erfasst. Hierdurch ist Wagner überdies Schillern nahe verwandt, der sich gerade durch das Besondere die Allgemeinheit als solche realisiert denkt⁶⁾, und dessen „Briefe über ästhetische Erziehung“ nur das Eine Grundthema variiren: dem Allgemeinen darf nicht das Individuelle, der Einheit nicht die konkrete Manigfaltigkeit geopfert werden, sondern der Mensch in der Zeit soll sich zum Menschen in der Idee veredeln. Man opfere aber auch nicht dem Denken das Gemüth. Und das thut Schopenhauer, denn für ihn ist das Regewerden des Genius nur ein „Freiwerden des Intellekts“. (Welt als W. u. V. II, 433). Hier setzt Wagner ebenso fortführend mit der eigenen Gedankengruppe ein, wie er im Allgemeinen die pessimistische Weltanschauung dadurch zur Geburtsstätte reformatorischer Gedanken umbildete, dass er der Werthlosigkeit des sichtbaren Daseins die Möglichkeit einer besseren Zukunft in der Schöpferkraft des Künstlers gegenüber stellte. Wenn ferner der Frankfurter Philosoph uns die Hässlichkeit unerklärt lässt, da doch in dem Augenblicke der Intuition Mangelhaftigkeit nicht wahrgenommen werden kann, und den geheimnissvollen Trieb zum Schaffen nicht zu deuten weiss, da die Ideen den Willen nicht erregen sollen, so sind dies ungelöste Probleme, an deren letztes wenigstens Wagner mit eigener Gedankenarbeit herantreten ist.

Wollen wir hierin unserem Denker mit möglichstem Verständnisse folgen, so müssen wir ein klein wenig weiter ausholen und jenem Zuge seines Wesens nachgehen, von dem wir anfangs sprachen: der Hinneigung zur Sinneswelt, die wir vorerst nur in ihrer philosophischen, später in ihrer ethischen Bedeutung behandeln werden.

„Das Erste, der Anfang und Grund alles Vorhandenen und Denkbaren ist das wirkliche, sinnliche Sein“. (III, 68.) Aus ihm entsprang der Mensch, und aus diesem wieder das Geistesleben. Vergisst das Denken das und will sich als Grund und Ursache der Natur begreifen, so ist das Band der Nothwendigkeit aufgehoben und der Willkür Thür und Thor geöffnet. „Hat der Gedanke das Wirkliche gemacht, — — — so ist Natur, Wirk-

lichkeit und Mensch auch nicht mehr nothwendig, ihr Dasein also überflüssig, sogar schädlich; das Ueberflüssigste aber ist das Unvollkommene nach dem Vorhandensein des Vollkommenen^{4.7)} Was ergibt sich aus diesen Sätzen für die Aesthetik? Wenn der Mensch überhaupt seine Nahrung nur aus der Sinneswelt zieht, so ist der künstlerische Mensch dadurch von der Masse unterschieden, dass er sich rückhaltlos den Eindrücken überlässt, die sein Empfindungswesen sympathisch berühren, und von einem solchen Uebermaasse von Eindrücken erfüllt wird, dass er die überwuchernde Empfängniss in der Mittheilung wieder von sich geben muss. (IV, 306.) Obwohl also das Genie gänzlich der materiellen Welt seine Stoffe entnimmt, liegt seine schöpferische Thätigkeit doch insofern in einer Unabhängigkeit von der Natur begründet, als diese ihm das Bewusstsein seiner Kraft erst dadurch verleiht, dass sie sein Bedürfniss zu befriedigen nicht im Stande ist. (III, 257.) Abhängig von der Natur aber ist der Genius in der Beziehung, dass eine universell sinnliche Anschauung sein ganzes Leben und Fühlen beherrscht, eine Anschauung, deren gedanklichen Ausdruck wir eben kennen gelernt haben. Besteht doch gerade der Unterschied zwischen Künstler und Denker darin, dass dieser zum abstrakten, jener zum sinnlich-konkreten Ausdruck der beide beherrschenden, seelischen Noth gedrängt wird, und dass daher der Letztere weit mehr durch die lebendige Natur, als durch trockene Spekulationen zur Offenbarung seines Innern angeregt ist.

Der Vorgang nun, durch welchen die Aussenwelt die im Künstler schlummernde, allgemeine Bedürftigkeit zu einem ihr entsprechenden Ausdruck anreizt, ist folgender. Indem der Mensch durch die Sinne wahrnimmt, löst er die Erscheinungen von ihrer Naturwirklichkeit los und hat das doppelte Bemühen, sie zu sichten oder im Zusammenhange sich vorzuführen. (IV, 39.) Letztere, unwillkürlich sich vollziehende Thätigkeit des Gehirns nennt Wagner Phantasie; ihre Steigerung, nämlich die nach dem wirklichen Maasse der Erscheinung geordnete Einbildungskraft, ist der Verstand. (IV, 100.) Hätte Wagner diese Anschauungen konsequent weiter geführt, wie das Conrad Fiedler in seinem Werke „Das Schaffen des Künstlers“ thut, so könnte man ihn in diesem Theile seiner Theorien als ästhetischen Sensualisten bezeichnen. Abgesehen aber von den physiologischen und erkenntnisstheoretischen Unzulänglichkeiten einer solchen Auffassung muss ihre Durchführung schon daran scheitern, dass sie das Naturschöne nicht zu erklären vermag und mit der Postulirung einer durch die Kunst abzuklärenden Verwirrung der Sinneswelt den Thatsachen widerspricht.

Wagner verfolgt denn auch den Gedankengang nicht in dieser Richtung, sondern zieht andere Konsequenzen. Erstens die, dass er den Schopenhauer'schen „Gehirnparasiten-Intellekt“ so entstehen lässt, als ob er nur die höchste Form des Gefühls wäre, ferner die, dass er von dem künst-

lerischen Phantasiebilde verlangt, es solle sich in eben dem Maasse wieder an die Sinne mittheilen, in welchem diesen die Erscheinungen ursprünglich sich kundthaten. (IV, 40.) Das, was in anderer Terminologie willensfreies Erfassen und Aussprechen des Wesens der Dinge genannt wurde, wird jetzt als das Maass bezeichnet, „in welchem die Erscheinungen dem Menschen überhaupt sich mittheilen“. „Auch der Gedanke ist von der Empfindung angeregt und muss sich nothwendig wieder in die Empfindung ergiessen, denn er ist das Band zwischen einer ungegenwärtigen und einer gegenwärtig nach Kundgebung ringenden Empfindung.“ (IV, 228.) Demgemäss kann die vom genialen Intellekt erfasste Realität sich nur durch das Gefühl als Zwischenträger kundgeben und sich ausschliesslich an das Herzensgefühl des Hörers wenden, dessen Mitthätigkeit wir an späterer Stelle zu betrachten haben werden. Aber naturgemäss darf die rückhaltlose Anerkennung der Natur sich blos auf ihren getreuesten Ausdruck beziehen und nicht auf jene durch die Mode entstellte sinnliche Gegenwart, an die der gewöhnliche Dramenschreiber anzuknüpfen pflegt. Die Hellsichtigkeit des echten Künstlers erkennt die Natur, wie sie ist, und setzt sich dadurch in bewussten Gegensatz zu ihrer Umgebung; dies ist der Grund, weshalb das Genie stäts im Widerspruche zu seiner Zeit steht, und zwar der selbe, den wir oben als Vorahnung der künftigen Volksentwicklung bezeichnet hatten.

Weshalb aber, — und damit lenken wir in denjenigen Theil der Wagnerischen Definition des Genies ein, der seinem persönlichen kühnen Selbstbewusstsein entspricht, — weshalb drängt das Genie mit Gewalt den stumpfen Menschen ein unsägliches Glück auf? (I, 223.) Warum begnügt es sich nicht damit, in aller Stille zu schaffen und des Geschaffenen sich zu freuen? Nicht, weil es etwa sich „verpflichtet“ fühlte, seinen Mitmenschen wohlzuthun, denn „unmöglich kann es die Pflicht sein, was das Genie zu der schrecklichen Selbstverleugnung treibt, mit der es sich der Oeffentlichkeit hingibt“. (II, 225.) Auch nicht, weil das Gefühl edelster Selbstverleugnung ihn zwänge, sich der Berührung mit der Welt preiszugeben; denn „mehr als dem Manne die Ehre, als dem Weibe die Schamhaftigkeit ist das Genie eben sich selbst“, und Niemand kann verlangen, dass dieses Allerhöchste der blöden Menge aufgeopfert werde. Aber der Künstler ist von dem unvertilgbaren Sehnen durchdrungen, die Möglichkeit eines besseren Daseins in Wirklichkeit zu verwandeln und der Idee der reinen Menschlichkeit, die ihn beherrscht, zum Siege zu verhelfen. Ist dies doch gerade der eigenthümliche Antheil, den der Künstler an der allgemeinen Kulturarbeit des Menschengeschlechtes hat, und den Goethe mit den Worten bezeichnet:

„Fortzupflanzen die Welt sind alle vernünft'gen Diskurse
Unvermögend, durch sie kommt auch kein Kunstwerk hervor“.

Hat sich die Person des Künstlers durch ernste Arbeit bis zu dem Höhepunkte herangebildet,⁸⁾ wo sie selbst ein schön-sittliches Kunstwerk wird, und vermag sie nun, sich als Kern des Volkes fassend, ohne Rücksicht auf die herrschenden Anschauungen in einem ihr entsprechenden Kunstwerke zum Ausdruck zu gelangen, so ist sie dazu befähigt, die Mitwelt auf dem Wege zum Ziele der Menschheit in entscheidender Weise fortzuführen. Was Wagner nie ausdrücklich hervorhebt, aber durch sein eigenes Leben auf das Glänzendste bewährt hat: die standhafte Verfolgung Eines Zieles auf allen Stufen der individuellen Entwicklung, das ist eins der wesentlichsten Kennzeichen des Genies, und nur eine oberflächliche Betrachtung kann sich mit dem geistentblösten Gerede vom „genialen Nichtsthun“ genügen lassen. „Eine Melodie geht durch alle Absätze des Lebensliedes“ sagt Jean Paul. (Vorschule der Aesthetik, I, 74.)

Ist das Genie nun aber von allem Zwange frei? Keinem sichtbaren Gesetze unterworfen? Wagner ist nicht abgeneigt, diese Frage mit Ja zu beantworten, soweit sie sich auf den nothwendigen, inneren Trieb bezieht, der das Wesen des Künstlers bildet und gebieterisch seine Befriedigung erheischt. (VII, 188.) Er hat innerlich erlebt, was Schiller in einem Briefe an Koerner beschreibt: „Offenbar hat die Gewalt, welche die praktische Vernunft bei moralischen Willensbestimmungen gegen unsere Triebe ausübt, etwas Beleidigendes und Peinliches“. Sie darf aber nicht Herrin jenes gewaltigen Dranges werden, der die ganze Seele des Künstlers erfüllt, denn nur durch die Befriedigung dieses starken Verlangens erhebt sich die eigenthümliche Thätigkeit des Genius zu der ihm möglichen Stärke und Höhe, mit deren Erreichung erst die genialische Freiheit gegeben ist. „Freiheit ist befriedigtes nothwendiges Bedürfniss“ (III, 78) und ein Hauptmerkmal der künstlerischen Veranlagung. Diese Auffassung der Freiheit beruht auf einer innerlichen Erfahrung, die Wagner wie jeder Künstler gemacht hat, und die er in seinem Verhältnisse zum Kunst-Stoffe bestätigt fand. Denn die Freiheit, mit welcher das Stoffliche bearbeitet wird, beruht gerade darauf, dass aus dem Stoffe nur Das herausgeholt wird, wozu er seiner innersten Empfänglichkeit nach gebildet werden kann, dass also etwas absolut Nothwendiges geschieht. Während das Denken von den Schranken des Endlichen ausgeht, um durch persönlich freie Thätigkeit den Bau der Erkenntniss aufzuführen, entspringt die Kunst aus einer subjektiven Freiheit, die als realisirte Nothwendigkeit aufgefasst werden muss. Man übertrage aber nicht diese Anschauung ohne Weiteres auf das Gebiet des Moralischen; denn damit würde man befürchten lassen, dass die Zeiten der „Aesthetischen Streifzüge“, und damit die Fleischesemanzipation des „Jungen Deutschland“ wiederkehren. Ohne an dieser Stelle das Verhältniss des Künstlers zur Moral näher zu untersuchen, möchten wir doch darauf hinweisen, dass es in der sittlichen Welt keine unbedingte Freiheit, weil keine absolute Nothwendigkeit giebt, und

dass der Grundirrtum einer ethischen Immunität des Genius darin besteht, dass man dem Analogieschluss vom Künstlerischen auf das Sittliche bindende Kraft beimisst. Uebrigens ist Wagners Stellung zu diesen Problemen noch deutlicher aus seinen Kunstwerken, als aus seinen theoretischen Schriften zu erkennen, und besonders bietet uns die Gestalt des Siegfried die werthvollsten Aufschlüsse.

Nun gibt es freilich auch auf dem Gebiete des Ethischen Erscheinungen, die dem künstlerischen Genie nahe verwandt sind; jedoch fast nie werden sich beide Fähigkeiten in einer Person vereinigt finden. Von einem solchen Menschen spricht Koeppen in seiner noch immer lesenswerthen „Darstellung des Wesens der Philosophie“ (S. 308) die schönen Worte: „Wenn alle ethischen Sprüche oder Lehren von der Welt verschwunden wären, und ungebunden durch sie ein königlicher Mensch (ein Genius oder Genie im sittlichen Sinne) den Schauplatz seiner Thaten grüsste, so würde er nicht schwanken und zagen, sondern handeln, wie ihm sein Herz gebeut, und der Enkel noch müsste zu ihm emporblicken, billigend, bewundernd; und dieser vielleicht, im Nachsinnen über das Geschehene, würde als Gesetz und Vorschrift die lebendige Idee der Handlung zu fassen suchen. Denn nicht die Vorschrift heiligt den Menschen, sondern der Mensch heiligt die Vorschrift“.

Anmerkungen.

¹⁾ Ein vierter Weg würde von der inneren Erfahrung des rezipirenden Menschen ausgehen und erst allmählich zum produzierten gelangen, dabei aber die Hilfe der Geschichte in Anspruch nehmen und seine Induktion durch bewusste apriorische Deduktion leiten lassen müssen. Er ist nur die Summe der drei methodisch verschiedenen, oben erwähnten Wege.

²⁾ „Wer sucht, wird zweifeln. Das Genie sagt aber so dreist und sicher, was es in sich vorgehen sieht, weil es nicht in seiner Darstellung, die Darstellung also auch nicht in ihm befangen ist.“ Novalis, ges. Schr. II, 142. 3. Auflage.

³⁾ Damit soll nicht gesagt sein, dass sich nicht Spuren der Wagnerischen Auffassung auch schon bei früheren Aesthetikern finden. Da aber diese Aehnlichkeiten zufällige sind — mit Ausnahme der bei den Popularästhetikern und Schopenhauer hervortretenden —, so begnüge ich mich, die betreffenden Stellen hier kurz anzugeben. Ein völliger Abdruck hätte nur Curiositätswerth. Fr. Schlegel im Athenaeum Bd. I, S. 75. Sulzers Verm. philos. Schriften, Leipzig 1773 S. 307—323. G. E. Schulze, Psychische Anthropologie, Göttingen 1826, § 211 ff. Fries, Psychologische Anthropologie, Heidelberg 1820, I, 213, 279; II, 197 ff. Des selben Neue Kritik der reinen Vernunft I, 308 und Ethik 295. Scheidler, Psychologie 472 und Görres „Aphorismen über die Kunst“ im Ganzen. In anderer Richtung interessant: Deutinger, Das Gebiet der Kunst im Allgemeinen, Regensburg 1845, § 57 ff. Trahndorff, Aesthetik, Berlin 1827, § 34 ff. — Die bekannteren Aesthetiker habe ich absichtlich nicht angeführt; die Reihenfolge ist des Zusammenhanges wegen unchronologisch.

⁴⁾ Wagners Bemerkungen über ποιητής, das mhd. „finden“ und die trovadors lassen sich durch das bei den alten Peruanern den Dichter bezeichnende Wort *harawec* (s. Floegel, Geschichte des menschlichen Verstandes S. 35) sowie durch die *capricciosi* der Huarte

(Prüfung der Köpfe übersetzt von Lessing S. 113) und die Parallelstelle bei Seneca (de vita beata cap. I) erweitern.

⁵⁾ Es ist interessant, eine der Schopenhauerischen Philosophie völlig entsprechende Stelle in einem alten, längst vergessenen Werke zu finden. Aloys Schreiber, Lehrbuch der Aesthetik S. 9, sagt: „Die Kunst ist das Werk des Genius, welches die durch reine Kontemplation aufgefassen ethischen Ideen, das Wesentliche und Bleibende aller Erscheinungen der Welt, wiederholt“. Im Gegensatz hierzu vergleiche man, was Sulzer über den thierähnlichen Instinkt des Genies sagt und was an Hebbels merkwürdige Aeusserung (Tagebücher II, 561) und Wagners Bemerkungen (B. Bl. 1879, 308) erinnert.

⁶⁾ „Jedes Werk“ schreibt Schiller einmal an Goethe „enthält Totalität, wenn es Charakter hat“. Auch Fichte erkennt dies an, in seiner Weise, wenn er die Welt des schönen Geistes in das Innerliche der Menschheit verlegt. (Sittenlehre 1798 S. 479; Ges. Werke, IV, 354).

⁷⁾ Zwischen diesem Gedankengange, der durch räumlich vorhergehende (III, 53) Ueberlegungen zu ergänzen ist, und demjenigen, welchen Hegel in der Einleitung zur „Encyclopädie“ entwickelt, liesse sich eine interessante, für die Klärung prinzipieller Verschiedenheiten wichtige Parallele ziehen. Als Leitfaden einer solchen Vergleichung würde ich die Begriffe „Unmittelbar“, „Vermittelnd“ und „Vermittelt“ vorschlagen.

⁸⁾ Diese innerliche Selbsttheranbildung ist nicht mit der konventionellen Erziehung zu verwechseln, obwohl jene durch diese bedingt wird. (Vgl. Wagner, Ges. Schr. IV. 310, wo er von dem „Zufall, nicht erzogen zu werden“ spricht und ausruft: „Seht, hierin liegt alles Genie“! —)

Ein Kiliansbrief über Bauernhäuser.

Von Heinrich Steinhausen.

Verehrter Herr Redacteur,

zu lange schon habe ich Sie auf die Erfüllung meiner früher gegebenen Zusage, Ihnen für Ihren Leserkreis ein Erzeugniss meiner Feder vorzulegen, warten lassen. Wie viel lieber träte ich darum nicht wenigstens jetzt mit einem Manuscript vor Sie hin, statt mit der Bitte, die mir Ihnen vorzutragen sauer genug ankommt, mich bis auf Weiteres von der Erfüllung meines gegebenen Versprechens zu entbinden. Aber, Sie wissen, Verhältnisse u. s. w. . . . Wenn Sie diese meine mir sehr schwer fallende Absage mit recht herzlichem Bedauern aufnehmen, so würde mich das höchlich erfreuen. Denn ich bin, wie die Diplomaten sagen, „in der angenehmen Lage“ Ihnen einen Ersatz zu bieten, den ich meinem Freunde Kilian verdanke.

Allerdings fragt allem Anschein nach die Welt wenig nach ihm, und selbst im „Kürschner“ findet sich der Name dieses Autors noch immer nicht, obgleich ich ihn schon wiederholt seinen deutschen Landsleuten gedruckt vorgestellt habe. Offen gesagt: ich kann's ihnen nicht verdenken, dass sie sich aus ihm nichts machen, wenn ich an seine vielen sonderbaren Meinungen denke, und Kürschner nicht, dass er seinen Namen in die Stamm- und Mutterrolle des vaterländischen Schriftstellerheeres nicht aufnehmen will; denn warum hat er selber nichts aus sich gemacht und ist weiter nichts geworden als Kilian: wahrlich ein zu kahler Name, als dass ihm erlaubt werden könnte zur Lexikon-Parade zwischen A-Z mit aufzumarschiren, wär's auch nur unter dem „verlorenen Haufen“.

Aber, wie Ihnen bekannt ist, er lebt auf dem Lande — auf dem platten, märkischen; und so wenig sonst seine Urtheile schon wegen ihres merklichen

Mangels an nationalem Hochbewusstsein taugen mögen, so gewiss ist er auf dem Gebiete ländlicher Zustände zu Hause, und man kann sich ihn da als Spezialisten gefallen lassen.

Demnach kam mir der einliegende Brief, im Hinblick auf Ihre mir zugewandte Beitragserwartung, wie gerufen; denn mit seiner Hilfe, hoffe ich, wird Ihr Bedauern über meinen Rücktritt recht angenehm von der Freude, einen weit sachkundigeren Ersatzmann gefunden zu haben, abgelöst; und weil dies Ihr Vergnügen nach allen Gesetzen der Psychologie mit der Grösse jenes Bedauerns sich steigern muss, so wundern Sie sich nicht ferner, dass ich oben Ihnen ein recht lebhaftes zu wünschen mir erlaubt habe.

Uebrigens bedarf der beifolgende Kiliansbrief keiner Beantwortung. Ich überlasse ihn Ihnen zu beliebiger Verwendung. Unannehmlichkeiten werden ja wohl wir Beide von seiner Veröffentlichung, wenn Sie ihn deren für werth halten sollten, nicht haben, obgleich man ja freilich Ursache hat in diesem Geschäfte heutzutage heikel zu sein. Schlimmsten Falls könnten wir alle Verantwortung sammt ihren Folgen auf Kilian abladen.

Inzwischen, Herr Redacteur, genehmigen Sie gütig alle die Versicherungen, welche die übliche Form vorschreibt, und gönnen Sie mir die Hoffnung, dass Ihnen dieser mein Brief viel zu lang vorkommt, weil Sie den beigeschlossenen zu lesen schon längst begierig sind.

Heinrich Steinhausen.

Nichts, lieber Freund, hat mir in dem, wie Du es nennst, „epochanten“ Buche, das ich Dir hiermit dankbarlich zurückschicke, besser gefallen als der darin mehrfach ausgeführte Beweis von der Nothwendigkeit, dass unsre durchs Preussenthum geschulte Nation nunmehr durch Verbauern zum echten Deutschthum sich durchbilde und vollende. Wirklich, das Lob des deutschen Bauern und das Charaktergemälde, welches der Verfasser von ihm in so hoher Auffassung des Begriffs gibt, dass darin alle Vorzüge des deutschen Wesens sich zusammenfinden, hat mir sehr wohl gethan. Denn ich habe schon lange bei mir bedacht: Ihr Grossstädter brauchet uns Landleute nicht schon darum blos wie in der Finsterniss sitzend anzusehen, weil es bei uns zu Neumondzeiten von Michaelis bis März von acht Uhr Abends an stichdunkel ist, während Eure Accumulatoren um Euch die Helligkeit von tausendmal tausend Kerzen die ganze Nacht hindurch verbreiten; als ob wir ins bessre Land der erwünschten Zukunft lediglich von der vorwärts dringenden Arbeit Eurer Universitäten, Akademien, Kongresse und Kommissionen mitgeschleppt würden bis zum Gipfel, wie die Wagen von der vorgespannten Maschine auf den Zahnradbahnen. Sondern es kam mir stäts so vor, wie wenn zur glücklichen Vorwärtsbewegung für Eure Centren die Peripherien ebenso nothwendig wären wie jene für diese, ja es schien mir manchmal trotz alles Geschreis von Wiederbelebung vaterländischer Gesinnung und Gesittung, als ob man die nöthige Zusammenkoppelung der Bildungsarbeit, die man betreibt, mit dem volksthümlichen Bildungsbedürfniss, dem gefühlten oder ungefühlten, ganz vergessen hätte. Jetzt nun,

Ihr berufenen und amtlich bestellten Erzieher auf Kathedern, Präsidentenstühlen und Soldatenpferden, wird allerlei Licht der Lehre genannt, das Euch aus den Niederungen des deutschen Bauernthums aufgesteckt werden muss zur völligen Erleuchtung, und nicht blos, dass Ihr selber noch viel lernen und verlernen müsst, wird Euch angekündigt, sondern dazu auch eine Schule gewiesen, an die Ihr in Euren Lehrplänen und Unterrichtsgesetzen nicht gedacht habt.

Also hat mich die Auffassung und Schilderung des deutschen Bauernthums als des Inbegriffs unsrer nationalen Charaktervorzüge nicht wenig gestärkt, und als ich gar las, dass nicht blos ‚Rembrandt‘ sondern auch Bismarck und Moltke echte Bauernköpfe auf den Schultern trügen, so dachte ich mit Behagen daran, dass ich den Anblick von Bauerngesichtern alle Tage haben kann; ja — Umgang und gleiche Lebensweise wirken bekanntlich verähnlichend — ich gestehe, dass ich seitdem meinen verwitterten Kopf öfter vor den Spiegel meiner Frau gebracht habe mit der stillen Frage, ob der deutsche Anonymus mir nicht bereits eine ziemlich erreichte Anpassung an den bauerlichen Typus zugestehen könnte.

Doch ich verdankte Deinem Buche nicht blos diese moralische Stärkung, dass ich mit einem Male dem Aphelio im System der zeitgenössischen Bildung mich entrückt und mir das Recht zugesprochen sah mich im Perihelium behaglich zu sonnen, sondern ‚Rembrandt‘ sollte sich auch an mir als Erzieher zu erfolgreicher Unternehmung bewähren. Weiss ich doch, dass Du, Guter, schon lange und länger noch meine Frau (der Spiegel von vorhin bringt mich auf sie) darauf wartet, dass ich etwas anfangen „das Herz hat“, nämlich das Herz eines praktischen Erfolges, und leugnen kann ichs nicht (das verwitterte Gesicht im Spiegel von vorhin bringt mich darauf), dass die steigende Ungeduld irgend etwas Erfreuliches der Art an mir zu erleben, wenn es überhaupt geschehen soll, berechtigt ist. Darum hatte ich in letzter Zeit stärker, als Du denken magst, bei mir überlegt, durch welches Verdienst ich mir einen Titel oder Namen, oder Orden, ein Mandat, ein Aemtlehen oder sonst was Greifbares ergattern könnte. Allein ich fand, je genauer und länger ich nach allen diesen schönen Dingen um mich spähte, desto völliger auch den Tisch besetzt, auf dem sie aufgetragen sind; und da ich mich weder im Besitz eines Löffels sah, mit dem ich hätte über die Schultern der Schmausenden hinweg in die Schüsseln langen können, noch die nöthige Lust und Kraft mich beseelte, um den ersten besten Tischgenossen vom Stuhle zu stossen und mich selber darauf zu pflanzen, so schwand mir mehr und mehr die Aussicht auf Erfüllung Eurer von mir gehegten Erwartungen, und ich tröstete mich, Ihr würdet sie endlich von selber aufgeben, wie ein auf ein angekündigtes Stück gespanntes Publikum zuletzt ohne besondere Aufforderung von den Bänken aufsteht und nach Hause geht, wenn der Vorhang nicht und immer nicht aufgezogen wird.

Allein Dein Buch entfachte in mir den lang vermissten Thatendrang, denn es wies mich auf ein Forschungsgebiet hin, mir ebenso nahe liegend, wie zeitgemäss und dankbar. Wird nicht, sagte ich mir, das deutsche Publikum, auf das nach Deiner Versicherung ‚Rembrandt‘ einen so tiefen Eindruck gemacht hat, nun endlich auch mit dem Bauernstande bekannt werden wollen, nachdem ihm die Nothwendigkeit einer allgemeinen Verbauung bewiesen worden ist? Mit dem Bauernstande der Wirklichkeit, nicht wie ihn die Düsseldorfer, Münchner und Berliner für die Wände Eurer Ausstellungen und Salons zurechtmodelliren? Kürzlich, Freund, ich ging auf volkpsychologische Bauernstudien aus und beschloss zuerst mich darnach umzusehen, wie denn heutzutage unsre Bauern hausen. Im Bauernthum, sagte ich mir mit ‚Rembrandt‘, wurzelt unser Volksthum, also muss aus diesem Nährboden auch das ersehnte Zeitalter nationaler Kunst seine Kräfte ziehen, und was deutsche Eigenart ist, durch Afterkultur noch nicht übertüncht, hier kann man es lernen. Denn allerdings über vielerlei Aeusserungsweisen unseres Landvolks ist diese Tünche, Dank Euern Zeitungen und dem Beispiele des grossstädtischen „Bürgerthums“, dick genug bereits gestrichen, wie ich jüngst wieder merken konnte, da der bäuerliche Festredner bei irgend einem offiziellen Anlasse uns Zuhörende beschwor unser „germanisches Selbstbewusstsein zu stärken“ und auch sonst in all den beliebten neudeutschen Redewendungen sich bewegte, die ein Leitartikler zum Sedantage nur immer auftreiben kann. So etwas, sagte ich mir, fliegt eben die Leute an, wenn sie in bewusster Nachahmung fremder Vorbilder ihre angeborene Art verleugnen, weil sie denken, sie müssen es, um auch etwas zu gelten. Aber daheim, innerhalb ihrer vier Pfähle, da werde ich sie finden, wie sie sich gegen Einflüsse von Aussen behaupten. Und an diesen Eindrücken, dachte ich, werde ich nicht nur mir selber zur Stärkung an der Hoffnung auf das baldige Wiedererblühen einer deutschen Kunst mich laben, sondern ich werde sie auch zu einer litterarischen That verarbeiten, die ihr Glück macht (haut sie doch in das selbe Kerb wie der Rembrandt-Anonymus): Verleger bewerben sich um mich, ich bestimme die Honorare, Gutachten werden von mir erbeten, der Minister erkundigt sich nach mir etc. etc. etc.

Mit einem Worte, Trefflicher, ich langte meine Mütze vom Nagel, holte meinen büchenen Knotenstock aus der Ecke und machte mich straks nach Grashagen marschbereit. Klüglich erwählte ich mir diesen Ort zum Ziel, weil er nicht wie die beiden andern mir benachbarten Dörfer Straucheck und Laaslich durch eine Eisenbahn oder Kunststrasse mit der grossen Welt verknüpft ist, wenigstens nicht unmittelbar, und ich also hoffen konnte die deutsche Bauernwohnung noch in ihrer urwüchsigen Einrichtung vor Augen zu erhalten.

Unterwegs hing ich mancherlei, hoffentlich nicht thörichten Betrachtungen über nationale Kunst nach. Glücklich das Volk, überlegte ich, in

dessen Kerne, wenn auch unbeachtet und im Werthe verkannt, der Kunsttrieb noch in ungetrennter Einheit mit dem Lebenstrieb zugleich sich regt: an seiner unscheinbaren Aeusserung kann sich die überkünstelte Bildung zur wahren, das volksthümliche Leben von Innen aus erhöhenden wieder zurecht finden, und wahrlich, kein geringes Verdienst erwirbt sich, wer den Werth der Bethätigungsweisen der noch ungebrochenen Volksseele auf irgend einem Gebiete ihrer Aeusserung neu zur Geltung bringt. Solchem Verdienst galt ja der Dienst, dem mein Forschungs- und Entdeckungsgang nach Grashagen geweiht war.

Wirklich, das Hochgefühl kam über mich, ein Sendling im Auftrage der Nation zu sein, der das verschwiegene Merkwort ihres Bedürfnisses verstanden hat und ihm willig gehorcht. Ja, ich zog als Entdecker nach Grashagen, dem nicht geringere Mehrung deutschen Besitzes winkte, als irgend einem Reichskommissär in Bagamojo oder Uganda; denn was wir nicht kennen und nicht zu brauchen wissen, haben und geniessen wir auch nicht, es sei in Central-Afrika oder zwischen Elbe und Oder zu finden.

Und was weiss denn am Ende die Welt, ich meine die deutsche, davon, wie der deutsche Bauer wohnt, wie er sich einrichtet, mit was für Gebrauchs- und Schmuckgegenständen er sich umgibt von der Wiege bis zum Sarge. Musste ich Landbewohner doch selber gestehen, dass ich darauf bisher wenig aufmerksam gewesen war. Denn ich habe nur selten Veranlassung mich näher in den Wohnungen der Bauern umzusehen, so oft ich auch mit ihnen selber verkehre. Denn etwa mein letzter Aufenthalt im Schulzenhause von Straucheck hatte mir geringe Ausbeute an Bekanntschaft mit dem dortigen „Interieur“ eingetragen: — obgleich ich mich zwei Stunden lang in der Gemeindestube aufhielt und also Zeit genug zu dergleichen gehabt hätte. Aber es war Reichstagswahl, und darum der Blick ausschliesslich entweder auf die Wählergesichter gerichtet, ob sich nicht von ihren Mienen der Parteiname ablesen liesse, den ihr geheimer Wahlzettel in die Urne warf, oder auf diese Urne selbst, welche die Gestalt einer porzellanenen Suppenterrine ohne jeglichen stilistischen Ausdruck hatte.

Ich habe in Grashagen drei Bekannte, in deren Wohnungen ich zur Stichprobe meine Studien vorzunehmen gedachte: den Bauer Hoppensack, der Wittwer, den Kossathen Grapsch, der jung verheirathet, den Büdner Wudrach, der Altentheilsmann ist. Ich brauche ihre Personen nicht vorzustellen, da sie erstens nicht selber Zweck und Gegenstand dieser meiner Mittheilungen sind, sondern (wie wohlhabende Brautväter es manchmal an eifrigen Bewerbern beobachten) lediglich was sie zu eigen haben, und dann, weil ich weder Hoppensacken noch Grapschen bei meinem Forschungsgange antraf: nur der alte Wudrach sass in seinem Lehnstuhle. Es war nämlich Erntezeit und die gesammte Grashagensche Einwohnerschaft, die ganz alte und die ganz junge ausgenommen, auf dem Felde. Ich kann also die beiden Erstgenannten ohne Verletzung des Ablaufes der Ereignisse aus

meiner Darstellung ausschalten, und was von dem Būdner gesagt werden muss, an seinem Orte anbringen.

Ich gewinne dadurch den Vorthail, dass ich Dich ohne Umstände in die zur Umschau gewählten Wohnungen hineinführen kann, und wir durch keinerlei Ausübung von Höflichkeits- und Bewillkommnungspflicht in der Verfolgung unserer Zwecke aufgehalten werden. Denn das Kochmädchen, das bei Hoppensack das Essen für die Ernter bereitet, kommt nicht in Betracht, und das kleine Kind, das das kleinste Grapsch'sche wartet, ebensowenig. —

Mein Plan war, bei Hoppensack die „gute Stube“, bei Grapsch die Wohnstube und bei Wudrach das Altentheil zu besichtigen.

Hier ist das Ergebniss.

Des Grossbauern neu und modisch erbautes Haus fand ich sehr wohl eingerichtet und die Putzstube reich ausgestattet: ein Umstand, der sich gewiss auch daraus erklärt, dass ihr Besitzer, wie er mir einst sagte, „schon drei Frauen todt hat“. Jetzt waltet im Hause seine älteste Tochter und sorgt u. A. auch dafür, dass wie sich's gehört die beste Stube im Hause für gewöhnlich ausser Gebrauch bleibt. Ich merkte es sogleich an der beklemmenden Luft, die von lange unterlassener Lüftung zeugte, an dem mit grossen Laken verhüllten Sopha, an dem zurückgeschlagenen Teppich etc. Doch ich will nach der Ordnung schildern!

Die Wände waren tapeziert mit sehr bunter Glanztapete, auf der auch Gold sichtbar war; sie stellte Blumen und Weinranken vor. Der Fussboden hatte einen braunen ölglanzfarbenen Anstrich und verstärkte damit gut den Charakter dieser Stube als eines Adyton für Bauernstiefel. Ein neues Paar solcher in stattlichem Format sah ich an einem der Messinghaken hängen, die am obern Sims des Kachelofens angebracht waren. Am benachbarten Haken hing ein mit Silber beschlagenes Pferdegeschirr. Dieser Ofen war ein Prachtstück in seiner Art mit einem grossen Medaillon an der Vorderseite, einen Blumen streuenden Genius darstellend, und oben mit einem im Rococostil gebildeten Aufsatz geziert, in dem Muscheln, Fruchtstücke, Delphine, Najaden u. d. m. wimmelten.

Nach dieser ersten Umschau schlug ich den Teppich unterm Tisch zurück und genoss den Anblick eines schönen, durch Farbigkeit, Deutlichkeit und Riesigkeit der dargestellten Gegenstände hervorragenden Schilf- und Sumpfbildes, dem eine aufflatternde Wildente dramatisches Leben verlieh. In angenehmem Gegensatze zu dieser feuchten Niederung zeigte das enthüllte Sopha Rosen- und Fliedersträusse, die nur in sonnigen Sommergärten also prangen. Über Mahagoni-Tisch und Kommode waren Spitzendecken gebreitet, gewiss nicht wohlfeil von einer umherziehenden Verkäuferin aus dem Erzgebirge erstanden, und diese Köppelarbeit wenigstens, gediegen und kunstreich, war keine Schein- und für den Massenabsatz fabricirte Ramschwaare.

Der Spiegel dagegen, das Cylinderbureau, das Pianino (die „türkische Schaarwache“ stand auf dem Notenhefte, das ich liegen sah), Tisch und Stühle, und was sonst noch an Möbeln vorhanden war, wiesen sämmtlich auf Magazinmuster für den Grossverkauf.

An Kunst- und Schmuckgegenständen bemerkte ich ausser drei sehr grossen und sehr bunten Petroleumlampen, wahrscheinlich den drei hoppersackschen Frauen verdankten Hochzeitsgeschenken, und einem Goldfischglase auf Korallenuntersatz, das aber leer war und nur noch durch einen über seinen obern Rand gelegten Miniaturkätscher die einst von ihm beherbergten Fische andeutete -- ausserdem also bemerkte ich einen Tafelaufsatz von Cuivre-poli und Crystallglas, der in äusserst ingeniöser Weise die Zwecke einer Blumenenvase mit einer Frucht- oder Kuchenschale vereinigte und endlich sich als ein Aneroidbarometer auswies. Bei näherer Betrachtung, die dieses Prachtstück natürlich auf sich zog, fand ich allerdings den Wettermesser ausser Thätigkeit, die Fruchtschale stark verbogen und oben das Glas durch mehrere Risse gespalten, alles in Folge von Verletzungen, die das kipplige Ding durch einen Fall sich zugezogen hatte. Aber seinen Hauptzweck, die Stube zu zieren, erfüllt es deswegen nach wie vor in gleichem Maasse, wie auch die wirthschaftliche Tüchtigkeit Hoppersacks zu beweisen; denn er hat dieses Kunstwerk als Preis von einer Mastviehausstellung davon getragen, desgleichen dann noch ein bronzenes „Rauchservice“ auf geschnitztem Ständer mit Löwenfüssen, das in der Ecke stand.

Von den Bildern, welche die Wände zierten, beschreibe ich die mancherlei winzigen Photographien nicht weiter, wie ich auch das „Album“ nicht öffnete, das auf dem Tische lag, obgleich es ein solches mit Musik war, und ich mir also leicht hätte etwas vorklimpern lassen können. Aber ich betrachtete lieber die Wandbilder: zwei Steindrucke den Uebergang nach Alsen darstellend und Christus mit der Dornenkrone nach Guido Reni, zwei grelle Buntdrucke, den Kaiser Wilhelm I. und eine allegorische weibliche Figur, deren Bedeutung des Künstlers Geheimniss geblieben ist; besonders aber fesselte mich ein malerisches Kunstwerk, das der Verherrlichung Hoppersacks als Soldaten bestimmt war. Man sah ihn auf dem durch kühne Architektur in drei Felder getheilten Bilde dreimal: einmal zu Pferde mit gezücktem Säbel über grünes Feld sprengend und zweimal zu Fuss: in der ersten, zweiten und dritten Uniform der Gardecuirassiere. Das Bild war lithographirt und bunt getuscht, die allgemein namenlose Soldatengestalt aber jedesmal sehr leicht zur besondern dadurch individualisirt, dass der Künstler ihr je den von einer Photographie ausgeschnittenen Kopf des jugendlichen Hoppersack aufgeklebt hatte. Lange betrachtete ich dies Kunstwerk und überlegte, indem ich es auf mich wirken liess, ob sich unsere Portraitmaler nicht mit gutem Erfolge nach solchem Muster richten sollten: nicht bloss weil sie auf diese Weise durch Vereinigung von Photographie-

köpfen mit Phantasiekörpern den erstrebten Realidealismus schön verwirklichen könnten, sondern auch, weil ohne Zweifel die Gemalten für dreimal abgestufte Darstellung ihrer Erscheinung dicht neben einander dankbarer sein würden, als wenn sie sich und Andere so auf jedem Bilde nur einmal sehen. —

Inzwischen war es Zeit geworden, mich in das Kossathenhaus zu begeben und mir Grapsch's Wohnstube anzusehen. Ich fand sie in der That ziemlich stark eingewohnt und z. B. die Tapete, mit der auch hier die Wände überklebt waren, unten herum, wo nicht Bett oder Schrank die Wand verstellten, wahrscheinlich in Folge von fleissigen Abreissungs- und Abschälungsübungen der kleinen Grapsche, reichlich bordirt und gefranzt. Uebrigens sah die Stube unwohnlich genug aus. Denn Bett und Spinden und grosser Tisch, dieser mit Wachstuch überzogen, zeigten, dass dieser Raum auch zur Ess- und Schlafstube, ja auch zur Kinderstube diene, wie denn der kleinste Spross des Hauses im Patentfederkinderwagen hin und her geschoben ward von seinem älteren Geschwister, als ich eintrat. Aber zur Erfüllung dieser verschiedenen Zwecke war die Stube viel zu klein; und Schüsseln, Tassen und Teller, Kleidungsstücke, Lampe, Handspiegel und so vielerlei Gebrauchsgeräthe, denen das Auge auf Spindenbort, Tisch und Stühlen, Fensterbrett und sonst wo begegnete, machten das Gegentheil eines Eindrucks von Behaglichkeit und wohlthuender Ruhe des häuslichen Lebens. Keineswegs zum Tadel des Ordnungssinnes, als ob dessen Mangel den vorherrschend unholden Eindruck dieses Wohnraumes verschuldet hätte. Denn woher soll ein ländlicher Haushalt, der ein gut Theil des Tages und im Sommer den ganzen Tag zu ermüdender Arbeit ausser dem Hause berufen ist, Zeit gewinnen, besonders zur Ernte so vielerlei Dinge zu säubern und zurecht zu stellen, wie sich's gebührt, mit denen weniger ein gefühltes als ein von aussen angelerntes Bedürfniss solch eine Wohnung angefüllt hat, und zwar eine Wohnung, die selbst wiederum nicht mehr den Anforderungen des gegebenen Lebens entspricht, sondern dieses in den Zwang eines fremden Musters nöthigt.

So stach denn also die verbrauchte und übel gebrauchte Ausstattung dieser Wohnstube gegen den unberührten (Flitter-)Staat des zuvor besuchten Zimmers scharf ab und machte den Eindruck eines Hauswesens, in dem sich die Bewohner nicht heimisch fühlten. Erwähnen will ich dazu nur noch, dass ein Regulator an der Wand mit seinen angeleimten kindischen Verzierungen die Umschau nicht erfreulicher machte, auch nicht ein Inhalationsapparat auf der Kommode. In Beziehung auf ihn beruhigte allerdings der Umstand, dass er offenbar längst ganz unbrauchbar geworden und ausser Dienst gestellt war, hoffentlich doch, weil der oder die mit dieser Erfindung der neuen Medizin Bedachte vernünftiger Weise vorgezogen hatte draussen frische Luft als drinnen klebrige Salzdämpfe zu inhaliren. —

Ueber die von mir im Wudrach'schen Altentheile gemachten Beobachtungen kann ich kurz sein. Denn ich fand in der Kammer ausser der Bank rings um den Mauersteinofen, auf die der Alte seine Füsse gelagert hatte, und dem mit halbrunder Lehne versehenen Holzstuhle, auf dem er selber sass, nur noch einen Tisch vor mit Postille, Gesangbuch und Kalender darauf, und an der Wand neben dem Bett eine grosse Lade mit starkem Eisenbeschlage. Durchs kleine Fenster am Nelkenstocke vorbei, der darin stand, ging das Licht der sich zum Abend neigenden Sonne gerade auf die schön verzierten Namenszüge, die auf dem Deckel dieser Lade zu lesen waren. Mein alter Wudrach sagte mir, er hätte sie vor 60 Jahren selber dahin gemalt wie auch die Kanten rings um den Deckel, und was ich sonst von Malerei an der Lade sähe. Denn er hätte auch die Lade mit eigener Hand dazumal gezimmert zum Geschenk für seine Braut, und die Bettsponde und den Tisch und Stuhl und die Ofenbank wäre alles von ihm. Denn er war ein Tischler seines Zeichens gewesen. „Die Sachen sind aber Alle aus der Mode jetzt“, sagte er, „und lange nicht mehr fein genug“. — „S sind auch die einzigen noch“, fuhr er fort, „hier im Haus, und ich will sie behalten, bis ich todt bin. Dann baut mein Sohn und reisst's Altentheil ab, und dann kommen auch meine Sachen fort“. Darauf humpelte er von seinem Holzstuhle zur Lade, schloss sie auf und kramte darin umher, bis er ein vergilbtes Papier hervorlangte. Es war sein und seiner längst gestorbenen Alten Aufgebotsschein. Den gab er mir in die Hand mit der Bitte, daraus hinten in seine Postille seinen und seiner Eltern Namen und Geburtstag mit deutlicher Schrift einzutragen. „Wenn ich todt bin“ sagte er dabei „damit mein Sohn mit der Anzeige nicht so viel Umstände hat“. — Ich wünschte ihm: er möchte noch einen langen Feierabend haben in seinem Altentheil; aber er meinte: Er könnte abkommen und hätte genug. —

Zweierlei, Trefflicher, war mir gewiss, als ich zur Abendstunde von meinem Grashagen'schen Entdeckungsbesuch wieder heimwärts stapfte. Erstens dies, dass unsere moderne Maschinen- und Markt-Kultur und -Kunst an unserem Volksthum einen schweren Raub begangen hat. Denn nicht bloss, dass sie selbst der Gedicgenheit, des Ernstes, und darum auch der rechten Heiterkeit, der Würde und Sinnigkeit entbehrt, weil sie vielmehr aus dem Markt-, als aus dem Lebensbedürfniss, aus der Sucht nach Neuem als aus der Lust inneren Gehalt zu gestalten, aus der Unruhe der Reflexion als aus der Nothwendigkeit und der Kraft der sich selbst ergreifenden Natur hervorgegangen ist: sondern gerade auch das Schwächste ihrer schwachen Leistungen, das Tändelndste ihres Tandes, das Gleissendste ihres Scheines ohne inneren Glanz hat sie, wie eine Fluth die Halm und Aehre erstickt, in unser Volk geschwemmt. Sie hat es damit überschwemmt und ihm, so weit sie vermag, die Behauptung seiner Eigenart unmöglich gemacht; sie hat seine Lebensformen nicht mit mitfühlender Hand weiter-

gebildet und damit auf das volksthümliche Leben erhöhend und veredelnd zurückgewirkt, sondern dies Leben zurückgedrängt, die Freude daran verleidet und ist täglich mehr dabei die Volksseele zu beirren und dafür zum Lohne trotz alles Kunst- und Gelehrteneifers auch für sich selbst im zunehmenden allgemeinen Wirrwarr Steuer und Compass zu verlieren. —

Zweitens, Edler, sah ich ein, dass, wer deutsches Bauernthum entdecken will, weiter und tiefer heutzutage blicken muss als in die Wohnungen von Grashagen und tausend Dörfern im lieben Vaterlande, und dass also auch ich mit keinem Heureka die Welt erfreuen könnte, sondern vielmehr den Bildungs-Inhabern und -Verbreitern ein Mahnwort zurufen müsste, wohl zu bedenken, was sie thun, und sich ihr Zerstörungswerk einmal näher zu besehen. Aber ich sagte mir auch: die Welt ist viel zu weit geworden, und ihr Geräusch viel zu gross, als dass eines verborgenen Kilians Mahnwort, auch wenn er es ihr ins Ohr zu donnern vermöchte, nicht spurlos verhallen würde.

Doch nein: mir glückte es doch eins anzubringen am selben Abend, noch auf meinem Heimwege. Dies ging so zu. Hinter mir kam ein Wagen gefahren, hinten hoch bepackt. Ich trat zur Seite um ihn vorbei zu lassen. Ein Herr blassen Gesichts und mit sorgfältig im Seidentuch verhülltem Halse erwiderte, sich aus dem Wagen beugend, meinen Gruss. Er schien mir ein menschenfreundlicher zu sein, und ich irrte mich in dieser Schätzung des Grüssenden nicht. Denn er war nur wenige Schritte an mir vorüber, so gebot er seinem Fuhrmann Halt und fragte mich, ob mich mein Weg nach Graupel, der nächsten Kleinstadt, führte. Auf meine Antwort, dass Kilianshof allerdings am Wege dahin läge, nöthigte mich der Herr, im Wagen neben ihm Platz zu nehmen.

Du weisst, Vortrefflicher: „Wess das Herz voll ist . . .“ und meines war voll. So schüttete ich es denn vor meinem Nachbar aus. Ich schilderte ihm meine Eindrücke, ich klagte über die Vernachlässigung der volksthümlichen Bedingungen der Kunst und des Kunstgewerbes von Seiten der Hochvermögenden, und dass man sich Muster aus Pompeji herholte, aus Florenz und Japan, oder auch aus unsern Schlössern und Patrizierhäusern, solche bemalte Laden und Föhrenholzlehnstühle, wie ich sie bei Wudrach gesehen hätte, aber verachtete; ich fragte in der Erinnerung an Hoppensacks Ofen mit dem Rococo-Aufsatz und dem mythologischen Medaillon, für den man doch dem Bauer ein schönes Stück Geld abgenommen hätte: warum man nicht grade die Oefen, wie zu unsrer Väter Zeiten, zur Verbreitung sinniger, dem Volke verständlicher plastischer und ornamentaler Kunst benützte, deren erfreuende und veredelnde Wirkung jedes Bauernhaus erfahren könnte, und ich rief, es wäre mir ein Räthsel, dass daran unsre Kunstgewerbeprofessoren nicht dächten.

Mein Wagennachbar hörte mir mit sichtlicher Lust zu und befeuerte damit meinen Eifer desto mehr. Als ich ausgeredet hatte, sagte er:

„Theurer Herr, Sie haben Recht, und doch irren Sie sich“. „Inwiefern?“ fragte ich. „In der Meinung“, erwiderte er, „als ob unsre leitenden Kreise für diese Dinge nicht das lebhafteste und verständnißvollste Interesse hätten“. „Aber es wird nicht bethätigt“ rief ich. „Doch“ betheuerte er — „ich will's Ihnen beweisen“.

Mittlerweile waren wir an dem Seitenwege angelangt, der nach meinem Heim führt. Gerade bei seiner oben berichteten Zusage hielt der Wagen, und während ich mich zum Aussteigen erhob, fuhr er fort: „Wissen Sie, was ich unter der hinten am Wagentritt hoch aufgeschnürten Leinwanddecke mit mir führe?“ Ich sah ihn erwartungsvoll an —: „Das letzte, schön verzierte Spinnrad aus Straucheck und einen mit höchster Originalität und feinem Stilgefühl geschnitzten birkenen Lehnstuhl aus Laaslich, die verschiedenen bauerlichen Trachtenmuster gar nicht zu rechnen. Alles aus Staatsmitteln (er betonte das Wort mit Stolz) angekauft“.

Vor Erstaunen vergass ich für die mir erwiesene Güte der Platzgewährung im Wagen zu danken und war schon abgestiegen, als ich das Versäumte nachholte und mich dabei nannte.

„Mein Name ist Dr. Klimber“ sagte der fremde Herr in Erwiderung meiner Selbstvorstellung und den Abschied im Weiterfahren winkend: „Dr. Klimber, behördlicherseits beauftragt das Land behufs Ankäufe für unsre Gewerbe-, Völker- und Trachtenmuseen zu bereisen“.

„Sicher beige packt!“ sagte ich mit Hamlet, als ich ihm nachsah, trollte mich nach Hause und erleichterte meine Empfindungen durch diese briefliche Unterhaltung mit Dir, Werther, die ich hiermit schliesse, als

Dein unveränderlicher

Kilian.

Eine Frucht vom Bayreuther Stamm.

Demjenigen, der durch Wagner's Geist in sich selbst eine geistige Erneuerung erfahren hat, und in des Meisters Kunst mehr findet als nur äusserliches, wenn auch edles Ergötzen — ihm ergelt es wie dem hl. Franziskus nach seiner Krankheit: die Welt gefällt ihm nicht mehr wie sonst. Er darf aber, hat er des Meisters Lehre richtig begriffen, kein „Pessimist“ nach der modernen Deutung sein, der sich selbstgenügsam einspinnt und dem Verlaufe der Begebenheiten um sich schadenfroh zusieht. Vielmehr muss er, auf welchen Posten immer ihn das Schicksal berufen hat, zum Kampf und Streit stehen für jene idealen Güter, welche uns der Meister erschlossen hat. Rastlos uns für den Sieg des Schönen und Guten zu bethätigen, wo sich die Gelegenheit darbietet, das lehrt uns stäts aufs Neue unser Hans Sachs. Und wo und wem zeigten sich solche Gelegenheiten nicht? Der Thätige wird sie immer finden. —

In diesem Sinne hat unser, den Lesern dieser Blätter wohlbekannter Bayreuther Genosse Herr Dr. von Hausegger seinen Eintritt in den Ausschuss des Steiermärkischen Musikvereins in Graz dazu benützt, um die von diesem Verein

erhaltenen Musikschulen neu zu begründen im Geist jener Grundsätze, welche der Meister hauptsächlich in seinem Entwürfe über eine, in München zu errichtende, deutsche Musikschule niedergelegt hat.

Dass solche grundsätzliche Aenderungen in genanntem Verein, welcher, wie wohl jede ähnliche grössere Gesellschaft, nur zum geringen Theil aus Wagnerianern besteht, nicht ohne Widerstand und Kampf durchgesetzt werden konnten, bedarf nicht erst der Versicherung.

Indessen die richtig verfochtene Idee erwies sich siegreich, und gute Erfolge der Reformen zeigten sich schon am Anfang. Das Vertrauen der Bevölkerung wuchs, der Besuch der Schulen nahm zu, und die alten gemietheten Räume wurden zu enge. Opferwillige Musikfreunde brachten einige Geldmittel zusammen, an welchen es gebrach, und die kräftigste Förderung kam von Seiten der vornehmsten Geldanstalt des Landes, der „Steiermärkischen Sparkasse“. Die Direktion der Letzteren zählt zur Zeit Männer in ihrer Mitte, welche, von dem grossen Einfluss einer richtigen musikalischen Erziehung auf Bildung und Sitten überzeugt, nicht zögerten, dem aufstrebenden Musikverein zu helfen. Sie erwarb das Gebäude des ehemaligen Staatsgymnasiums in der Griesgasse und stellte es dem Musikverein unentgeltlich für seine Schulzwecke zur Verfügung. Nun war die Lokalitätennoth für absehbare Zeiten hinaus behoben, es fehlte aber der, einer solchen Musikschule nicht minder nothwendige Uebungssaal. Auch diesen entschloss sich die Sparkassendirektion auf dem Hofgrundstücke des Gebäudes zu errichten.

Mir fiel hierbei in meiner doppelten Eigenschaft als Mitglied des Musikvereinsausschusses und Techniker von Beruf die Aufgabe zu, dem Saale eine, allen jetzigen und zukünftigen Bedürfnissen des Vereines, entsprechende Anordnung und Gestalt zu geben.

In dem Saale haben zunächst alle gemeinsamen Uebungen der Instrumentenschüler von der Kammermusik bis zum vollen Orchesterspiel stattzufinden. Alle internen und öffentlichen Prüfungen der Schüler müssen darin abgehalten werden. Die Orchesterproben für die öffentlichen grossen Symphonie-Konzerte, welche der Verein veranstaltet, sind ebenfalls darin abzuhalten.

Für die bestehende Chorgesangschule und die zu errichtende dramatische Gesangschule war ausserdem noch die Anlage einer Gesangsübungsbühne erwünscht. Die Anforderungen waren also manigfaltig genug und ihnen zu genügen besonders dadurch erschwert, dass der Saal bald mit, bald ohne Zuhörerschaft benützt wird, in beiden Fällen aber gleich gut akustisch sein soll.

Das vorhandene beschränkte Grundstück gestattete die Anlage des Saales nur in einer Länge von 21 Meter, wozu die zu dieser Länge harmonirende Breite von 10,5 Meter und Höhe von 6,75 Meter gewählt wurde. Der Fussboden des Saales ist auf der Höhe des ersten Stockwerkes. Die vier Ecken des Saales wurden in grossem Bogen abgerundet, sodass der Grundriss ein schachtelförmiger wird, weil erfahrungsgemäss die Schallbrechungen in den Ecken dadurch vermieden werden. Um den störenden Strassenlärm unwirksam zu machen und den Saalwänden einen ruhigen, zur Zerstreuung nicht herausfordernden, Charakter zu geben, wurde die Beleuchtung durch seitliche Fenster vermieden und die Beleuchtung durch drei grosse runde Oberlichtfenster in der Decke des Saales gewählt. Die Saalwände wurden bis auf eine Höhe von drei Meter vom Fussboden auf ringsum, an den zwei kurzen Seiten aber bis zur Decke hinauf mit Holz verkleidet, um die Klangwirkung zu erhöhen. An der einen Schmalseite befindet sich die um 80 Centimeter gegen den Fussboden erhöhte Bühne, auf welcher sowohl die Kammermusiker zu spielen, als auch die Schüler der Chorgesangs- und dramatischen Gesangs-Schule zu üben haben.

Um die beiden letzteren in das richtige Verhältniss zur begleitenden Orchestermusik zu setzen, wurde vor und unter der Bühne nach Bayreuther Muster ein vollständig versenktes Orchester für 50 bis 60 Musiker angelegt, das nach dem Saale zu durch eine meterhohe Schranke von dem noch verbleibenden Zuhörerraum abgetrennt ist. Diese Schranke ist abnehmbar, und es ist das ganze versenkte Orchester durch eine vorgerichtete zerlegbare Fussboden-Construction zuzudecken, sodass der Raum des Orchesters zum Saal hinzugefügt werden kann für jene Fälle, bei welchen es nicht benöthigt wird. Dies geschah mit Rücksicht auf die Möglichkeit und Nothwendigkeit allseitiger Verwendbarkeit des Saales.

Gegen die Anlage des versenkten Orchesters erhoben sich im Ausschusse des Musikvereins sowohl, als auch im Leitungskörper der Steiermärkischen Sparkasse, wegen der Neuheit des Gegenstandes mancherlei Bedenkllichkeiten, aber auch hier siegte wiederum die folgerichtig verfochtene Idee.

Die Bühne ist durch einen Vorhang abzuschliessen, der nach Bayreuther Muster sich theilt.

Für eine architektonische Ausbildung des Saales konnten keine Mittel bewilligt werden; daher beschränkt sich der Wandschmuck auf einfache Malerei, welche die ganze, infolge der Deckenbeleuchtung fensterlose, Wandfläche in Felder zerlegt, in deren Mitte nur die, auf verzierten Tragsteinen ruhenden, lebensgrossen Büsten der deutschen Tondichter von Bach bis Wagner das Auge fesseln.

Die festliche Eröffnung des Saales fand am 2. Februar 12¹/₂ Uhr Mittags vor einem eingeladenen Zuhörerkerkreis statt, der sich aus den Gönnern und Förderern des Vereins, an ihrer Spitze die Direktoren der Sparkasse, aus den Lehrern und Mitgliedern des Vereins und im Uebrigen aus Kunst- und Musikfreunden zusammensetzte. Mit der Feier war ein kleines Concert verbunden, bei dem sich die Akustik des Saales für jede Verwendung erproben sollte.

Es wurden demgemäss einige Kammermusiknummern und Chorgesänge (darunter der Chor der Friedensboten aus „Rienzi“) auf der Bühne vorgetragen. — Sodann wurde die Klangwirkung des versenkten Orchesters durch 45 Musiker des Vereins gezeigt. Hierzu war die „Begrüssung der Halle“ aus „Tannhäuser“ mit Frau Krämer-Widl als Elisabeth — und das Vorspiel zu Webers „Oberon“ gewählt.

Der jedem Festspielbesucher unvergessliche, zauberhafte Klang des unsichtbaren Orchesters bewährte sich auch hier. Zumal bei dem letzteren Stück, das sich einzig und allein an das Ohr wendete, während der Blick keinerlei Beschäftigung findet, konnte man eine, hier nie erlebte andächtig gesammelte, von Ergriffenheit zeugende Stimmung aller Zuhörer deutlich bemerken — die Wirkung „unsichtbarer Musik“. — Das Ergebniss war somit ein vollkommener, allgemein anerkannter Sieg der Bayreuther Idee.

Es gereicht dem Ausschuss des Steiermärkischen Musikvereins gewiss zur Ehre, dass er die alte Frage nach dem besten Musikerplatz nicht nach der herkömmlichen, gewohnheitsmässigen und ungeprüften Schablone, sondern im Sinne der Forderungen unserer Könige im Reiche der Kunst — Goethes und Wagners — für sich entschieden hat; wie es andererseits der Direktion der Steiermärkischen Sparkasse zum Ruhme gereicht, dass sie im Vertrauen auf die wohlwogenen Beschlüsse jener Körperschaft es gestattete, dass bei dem für den Musikverein beabsichtigten Saalbau den erwähnten idealen Anforderungen Rechnung getragen werde. Möge das hier in beschränkten Verhältnissen gegebene gute Beispiel Nachahmung finden.

Graz, im Thau-Mond 1891.

Friedrich Hofmann.

Auszug

aus dem Berichte des Regierungs-Kommissars, welcher im Auftrage der paraguayischen Regierung Ende Juli 1889 nach Nueva-Germania ging, um der Regierung ein Gutachten über diese Kolonie zu geben.

Herr Minister!

In Ausführung des mir von Ew. Excellenz zu Theil gewordenen Auftrages, reiste ich von Asuncion mit dem Dampfer „Pingo“ ab, welcher regelmässige Fahrten zwischen Asuncion und Villa Concepcion macht. An der Mündung des Rio Jejuy stieg ich auf den kleinen Dampfer „Hermann“ über, welcher von dort den Verkehr nach San Pedro vermittelt.

Wir langten nach einer Fahrt von fünf Stunden — seit Uebergang auf den „Hermann“ — in dem Hafen von San Pedro an, der noch ungefähr 20 Minuten von dem eigentlichen Orte San Pedro entfernt ist. Im Hafen, unmittelbar am Ufer des Flusses, besitzt die Kolonie Nueva-Germania einen geräumigen Rancho (Haus aus Lehmwänden und mit Stroh gedeckt), welchen der verstorbene Dr. Förster zum Zwecke der Beherbergung der für Nueva-Germania ankommenden Kolonisten kaufte.

Von San Pedro nach der Kolonie kann man sowohl zu Lande als auch zu Wasser gelangen. Bis jetzt werden die Kolonisten auf dem Landwege befördert, welcher erheblich kürzer als der Wasserweg ist. Trotzdem lässt sich der letztere in der gleichen Zeit zurücklegen, und wird der grösseren Bequemlichkeit wegen in Zukunft vorzuziehen sein; zu einem regelmässigen Verkehr würde es dann aber erforderlich sein, noch einen zweiten, ganz flach gehenden Dampfer in den Dienst zu stellen.

Die Kolonie hat einen Flächeninhalt von 11 Leguas 2435 Cuadras und 400 Varas im Geviert und erstreckt sich zwischen den beiden Flüssen Aguaray-guazú und Aguaray-mí in der ungefähren Form eines grossen Dreiecks, dessen Grundlinie die Grenze an dem Besitzthum des Herrn C. Solalinde und dessen Spitze der Zusammenfluss der genannten beiden Flüsse sein würde.

Der Hafen der Kolonie, welcher nur wenige Cuadras von dem Stadtplatze entfernt ist, befindet sich an einer Stelle des Rio Aguaray-guazú, wo von Alters her ein Pass (Ribeirocué) besteht.

Um zu verhüten, dass etwa irgend welche besonderen Vorkehrungen getroffen werden könnten, liess ich sofort nach meiner Ankunft, nachdem ich eben nur die Frau Dr. Förster begrüsst hatte, die Kolonisten nach dem Schulhause zusammen berufen und begab mich selbst dorthin.

Ich muss gestehen, dass ich einigermaassen erstaunt war, als ich nun Gelegenheit hatte, die Bewohner der von dem verstorbenen Dr. Förster gegründeten Kolonie zu sehen. Seit fast zwei Jahren, die ich im Dienste der hohen Regierung der Republik Paraguay bin, habe ich fortwährende Beziehungen zu den Einwanderern gepflogen; aber nur hier in Nueva-Germania habe ich einen so allgemeinen Eindruck des Wohlseins, Anstandes, ja ich möchte fast sagen: der Eleganz von den Kolonisten gehabt. — Ich theilte ihnen den Zweck meines Besuches mit und ersuchte sie um genaue Auskunft auf die an sie zu richtenden Fragen. Die erhaltenen Antworten habe ich in einer übersichtlichen Tabelle zusammengestellt, welche darnach von jedem Einzelnen der Kolonisten, sowie von mir und dem Direktor der Kolonie, Herrn Oscar Erck, unterzeichnet worden

ist. Als besonders erwähnenswerth hebe ich daraus Folgendes hervor: Alle Kolonisten, ohne Ausnahme, erklärten zufrieden zu sein und demnach in der Kolonie verbleiben zu wollen. Sie hoffen, dass die hohe Regierung sich die Verbesserung der Verkehrswege, sowie Erbauung einer Brücke über den Aguaray-mí angelegen sein lassen wird, und sprechen den Wunsch aus, dass Nueva-Germania auch in Zukunft „deutsche“ Kolonie verbleiben möge. Die Kolonisten bezeichneten ferner einstimmig den Herrn Oscar Erck als Denjenigen, welchen sie auch ferner als Direktor der Kolonie behalten möchten.

Ich habe fünf Tage dazu verwendet, um die Kolonie zu durchstreifen, und habe mich dabei von der Wahrheit der mir gemachten Angaben überzeugt. Namentlich ist mir die Fülle von Gemüse aufgefallen, welche überall produziert werden; es ist anzunehmen, dass der Zeitpunkt nahe ist, wo der eigene Bedarf der Kolonie gedeckt sein und ein reger Exporthandel sich entwickeln wird. Man isst in der Kolonie ein sehr gutes Brot, welches zum grössten Theil aus Schrotmehl von Mais besteht, der natürlich in der Kolonie selbst produziert wurde. Die bisherigen Ernten sind sehr zufriedenstellend, wie es auch nicht anders von diesem rothen Boden zu erwarten war, dessen ungemeine Fruchtbarkeit eine längst und allseitig anerkannte Thatsache ist. Ich kann mich kurz dahin zusammenfassen, dass die Kolonie einen höchst befriedigenden und verheissungsvollen Eindruck macht, und dass man erstaunen muss über die günstigen Resultate, welche hier in so kurzer Zeit erzielt worden sind.

Dass die Lage der Verhältnisse in Nueva-Germania eine so ungemein befriedigende ist; dass hier durch Thatsachen aufs Neue bewiesen wird, wie fruchtbar der paraguayische Boden ist, und welche Vortheile sich der arbeitsamen Einwanderung hier darbieten — das Alles ist der Energie, der Arbeit und dem unermüdlichen Eifer des Dr. Förster zu verdanken. Der Gründer von Nueva-Germania hat seit dem ersten Tage, wo er die Idee zu seinem Werke fasste, um die Verwirklichung gekämpft; er hat gesucht und gefunden diesen reichen Boden, welchen zu bewundern ich die Gelegenheit hatte; er hat Picadas (Waldschneisen) geöffnet, welche bereits eine Länge von ungefähr zehn Leguas erreichen, und er hat endlich den Verwaltungsdienst in so vorzüglicher Weise eingerichtet, dass nur dringend empfohlen werden kann, ihn genau so zu erhalten, wie er noch gegenwärtig funktioniert.

Ich gestatte mir, Ew. Excellenz eine weitere Tabelle zu überreichen, in welcher die Verpflichtungen zusammengestellt sind, die der verstorbene Dr. Förster hinterlassen hat, sowie auf der anderen Seite die Ausgaben, welche er zu Gunsten der Kolonie gemacht hat. Letztere übersteigen bei Weitem die Ersteren; es ist daher kaum nöthig, noch auf die Summe von Arbeitskraft, Beharrlichkeit, Selbstlosigkeit und Energie hinzuweisen, welche der Verstorbene persönlich auf das Gedeihen seines Werkes verwendet hat, um eine Ursache zu finden, der trostlosen Wittwe zu Hülfe zu kommen, die inmitten des Werkes ihres Gatten zurückgeblieben ist, ohne anderen Beschützer, als die hohe Regierung. Es ist klar, dass so ernste Erwägungen in einem allgemeinen Berichte kaum am rechten Platze sind; ich wollte aber nicht ermangeln, sie dem gerechten Ermessen Ew. Excellenz unterbreitet zu haben.

Asuncion, 10. August 1889.

gez. P. M. de Corvetto.

Geschäftlicher Theil.

Richard Wagner-Stipendienstiftung.

(Adresse für Spenden zum Grundstocke und für Gesuche um Stipendien:
Friedrich Schön, Worms.)

Die Stiftung ist nach dem Wunsche Richard Wagners begründet zur Erleichterung des Besuches der Bühnenfestspiele in Bayreuth für solche Freunde und Jünger der dort gepflegten Kunst, die aus eigenen Mitteln den Genuss des Besuches jener Festspiele sich nicht wohl verschaffen können.

Zu diesem Zwecke werden aus der Stiftung Mittel bewilligt als Entschädigung für die durch die Reise nach Bayreuth und den damit nothwendig verbundenen Aufenthalt erwachsenden Auslagen, sowie in beschränktem Maasse für den Ankauf von Eintrittskarten, wo die Mittel des Bewerbers auch dafür nicht ausreichen sollten.

Derartige Stipendien sollen in der Regel nur solchen Personen bewilligt werden, die sich als Mitglieder des allgemeinen Richard Wagner-Vereins ausweisen.

Gesuche um Stipendien wolle man bis spätestens 15. Juni d. J. einreichen. Jedes Gesuch um Gewährung eines Stipendiums muss eine genaue Angabe der einzelnen Aufführung enthalten, für welche das Stipendium erbeten wird.

Dem Gesuch ist beizufügen:

- 1) eine Bescheinigung der Vertretung des betr. Zweigvereins über die Mitgliedschaft des Gesuchstellers beim Allgemeinen Richard Wagner-Verein, bzw. bei Nichtmitgliedern die Erklärung des Gesuchstellers, dass er nicht Mitglied jenes Vereines sei;
- 2) eine Bescheinigung (der Vertretung des betr. Zweigvereins, oder eines Spenders zur Stipendienstiftung, oder eines sonstigen bewährten Freundes der Wagner'schen Kunst, oder der Ortsbehörde) darüber, dass der Gesuchsteller ein Anhänger der Wagner'schen Kunst und nicht wohl in der Lage sei, aus eigenen Mitteln die Kosten des Besuches der Festspiele zu bestreiten;
- 3) ein Vorschlag des Empfehlenden (Ziffer 2) über die den Verhältnissen des Gesuchstellers entsprechende Höhe des zu gewährenden Stipendiums.

Gesuche, welche nach der oben bezeichneten Zeit einlaufen, können nur ganz ausnahmsweise berücksichtigt werden und stehen unter allen Umständen den rechtzeitig eingelaufenen Gesuchen nach.

Die Vertretungen des Allgemeinen Richard Wagner-Vereines machen wir, indem wir sie um gütige Unterstützung bei Behandlung der Gesuche bitten, zugleich darauf aufmerksam, dass es die Verhältnisse der Stiftung nicht gestatten, dass mehr als nur einer beschränkten Anzahl von Mitgliedern einer einzelnen Vertretung Stipendien bewilligt werden.

Worms, 1. März 1891.

Der Verwaltungsrath
der Richard Wagner-Stipendienstiftung.

Klagenfurter Zweigverein des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins.

Seit dem letzten, von mir erstatteten Bericht sind im Klagenfurter Zweigvereine des Allgemeinen Richard Wagner-Vereines folgende interne und öffentliche Vortragsabende veranstaltet worden:

22. September 1890. XVII. Vereinsabend. Beethoven, I. Symphonie, C-dur, 4händig. Wagner's programmatische Erläuterung zur „Tannhäuser“-Ouverture (vorgelesen von Hrn. v. Millenkovics); „Tannhäuser“-Ouverture 4händig. Scarlatti, Katzenfuge, Haydn, Variationen, f-moll, für Klavier.

29. September 1890. XVIII. Vereinsabend. Mozart, Symphonie, D-dur, 1776 komponirt, 4händig. Beethoven, Romanze, op. 40, F-dur, für Klavier und Violine. Programm zur „Tannhäuser“-Ouverture (wie am XVII. Abend) und „Tannhäuser“-Ouverture 4händig. Programm zum „Tristan“-Vorspiele, aus dem Nachlass-Bande (vorgelesen von Hrn. v. Millenkovics) und „Tristan“-Vorspiel 2händig.

6. Oktober 1890. XIX. Vereinsabend. Beethoven, II. Symphonie, D-dur, 4händig. Joh. Seb. Bach, Italienisches Konzert, Mozart, Phantasie, c-moll, Weber, „Aufforderung zum Tanz“, Paganini-Liszt, Etude Nr. 2, für Klavier.

13. Oktober 1890. XX. Vereinsabend. „Ueber die Bestimmung der Oper“ (vorgelesen und erläutert von Hrn. v. Millenkovics).

20. Oktober 1890. XXI. Vereinsabend. Feier des Geburtstages Franz Liszt's (22. Oktober). Liszt, „Les Préludes“ 4händig. Richard Wagner über Franz Liszt (zusammengestellt und mitgetheilt von Hrn. v. Millenkovics). Liszt, „Der heilige Franz von Paula auf den Wogen schreitend“ (II. Legende) für Klavier. Joh. Seb. Bach, einige Sätze aus den Sonaten für Klavier und Violine. Liszt, Canzonetta von Salvator Rosa und Sonett von Petrarca Nr. 2 aus dem II. Bande der „Années de Pélérinage“ für Klavier.

27. Oktober. XXII. Vereinsabend. Feier des 90. Geburtstages des Grafen von Moltke (26. Oktober). Rede des Obmannes Hrn. v. Millenkovics. Gedicht: „An das deutsche Heer vor Paris“ von Richard Wagner, Gedichte: „Mahnung“, „Erdbeben“ und „Götterdämmerung“ von Stephan Milow (vorgetragen von Hrn. v. Millenkovics). *Kaisermarsch* 4händig.

4. November. XXIII. Vereinsabend. „Tannhäuser“-Ouverture 4händig. Wotan's Strafgesang aus der „Walküre“. Vorlesung aus „Der falsche Woldemar“ von Willibald Alexis: „Die grüne Waldlust“ (mit einer kurzen Einleitung über Alexis — Hr. v. Millenkovics). Haydn, zwei Sätze aus der VII. Sonate, F-dur, für Klavier und Violine. Robert Franz, „Leise zieht durch mein Gemüth“, „Frühling und Liebe“, „Der Schmetterling ist in die Rose verliebt“.

10. November. XXIV. Vereinsabend. Schubert, „Der greise Kopf“, „Das Fischermädchen“, „Thränenguss“, „Die böse Farbe“. Vorlesung zweier Gesänge aus Gottfried von Strassburg's „Tristan und Isolde“ in der Uebertragung von Wilhelm Hertz (Hr. v. Millenkovics). Schiller, Luther, Wagner (Festvortrag des Hrn. v. Millenkovics).

17. November. XXV. Vereinsabend. Weber, Ouverture zu „Preciosa“ 4hdg. Schumann, Wanderlied, zwei Lieder aus „Dichterliebe“. Wagner, „Schmerzen“. „Tannhäuser“-Ouverture 4händig.

23. November. XXVI. Vereinsabend. Robert Franz, „Abends“, „Stille Zuversicht“. „Schmerzen“. Der „Tannhäuser“ in Bayreuth — „Tannhäuser“ und „Parsifal“ (Vortrag des Hrn. v. Millenkovics), Weber, „Oberon“-Ouverture 4händig.

1. Dezember. XXVII. Vereinsabend. Vorlesung der Dichtung des „Fliegenden Holländers“ durch Herrn Hynais, mit Einleitung über die Geschichte des Werkes. Beethoven, IV. Symphonie, B-dur, 4 händig.

15. Dezember. XXVIII. Vereinsabend. Schubert, Sonate, B-dur, 4 händig. „Ein Schwert verhiess mir der Vater“ aus der „Walküre“. Lohengrins Erzählung aus „Lohengrin“. Mozart, Trio, C-dur, für Klavier, Violine und Violoncell. Bruckner, Scherzo aus der VII. Symphonie, E-dur, 4 händig.

22. Dezember. XXIX. Vereinsabend. v. Wolzogen, „Der liebe Heiland“ (vorgelesen von Hrn. Hynais). Schubert, „Die Krähe“, Robert Franz, „Widmung“, Brückler, „Der träumende See“. Beethoven, Ouverture zu „König Stephan“, 4 händig.

29. Dezember. XXX. Vereinsabend. Schubert, Sonate, g-moll, für Klavier und Violine. Beethoven, Ouverture zu „Coriolan“, 4 händig.

4. Januar 1891. Konzert unter Mitwirkung der Frau Kienzl aus Graz. Programm zur „Tannhäuser“-Ouverture (vorgelesen von Hrn. Hynais); „Tannhäuser“-Ouverture 4 händig. Einleitung zum II. Akte „Tannhäuser“ für Klavier und „Dich, theure Halle, grüss' ich“ (Frau Lilli Kienzl). Gebet der Elisabeth (Frau Kienzl). Beethoven, Trio, c-moll, für Klavier, Violine und Violoncell. Cornelius, Weihnachtslied; „Schmerzen“, „Träume“ (Frau Kienzl). Hynais, „Todestrost“, Gedicht von Stephan Milow, in Musik gesetzt für Männerchor mit Hornbegleitung. „Isoldens Liebestod“ (Frau Kienzl).

Es wurden also vom 1. März 1890 bis zum 4. Januar 1891, in einem Zeitraume von wenig mehr als 10 Monaten, 30 interne Abende und 6 öffentliche Vortragsabende veranstaltet, an welchen 123 verschiedene Tonstücke, von Wagner (37), Beethoven (15), Liszt (10), Bach (10), Schubert (9), Robert Franz (8), Weber (6), Mozart (5), Haydn (5), Schumann (3), Bruckner (3), Josef Reiter (3), Jensen (2), Cyrill Hynais (2), Scarlatti (1), Händel (1), Prinz Louis Ferdinand von Preussen (1), Cornelius (1) und Brückler (1), u. z. 45 Vokal- und 78 Instrumentalstücke aufgeführt, ferner 14 Vorlesungen aus Wagner's Schriften und Dichtungen, 4 anderweitige Vorlesungen und 10 freie Vorträge gehalten wurden. Die Zahl der Mitwirkenden, bezw. Vortragenden betrug 34, wovon 14 nicht Mitglieder des Vereins waren. Die musikalisch Mitwirkenden waren ausser der schon genannten Frau Kienzl die Herren Appel, Holl, Rhomberg, Matzenauer und Mirus (Gesang), Hynais, v. Millenkovics, Komauer, Conrad und Frau Decker (Klavier), Neckheim (Klavier, Violine und Violoncell), Musikdirektor Reiter, Bacher und Kliman (Violine), Rothauer und Maier (Violoncell), Fr. Leopold (Viola) und ausserdem 12 Chorsänger und 4 Hornbläser. Der Verein zählt nunmehr über 70 Mitglieder.

Max von Millenkovics,

K. K. Regierungskonzeptspraktikant.

Veränderungen in Zweigvereinen und Vertretungen.

Der Zweigverein in Bad Kissingen hat sich aufgelöst.

In Münsterstadt ist durch Herrn Gymnasial-Professor Jos. Ducrue eine neue Vertretung gebildet worden.

Veranstaltungen in Zweigvereinen und Ortsvertretungen.

Berlin. Wagner-Verein. 17. 3. 91. Vortrag des Herrn Karl Heckel aus Mannheim: „Die Bühnenfestspiele in Bayreuth, ihre Entstehung und nationale Bedeutung.“ — Scene des Adriano a. „*Rienzi*“ (Frl. Finkelstein); Lieder von Liszt (Frl. Lydia Müller), Scenen a. d. „*fliegenden Holländer*.“ (Frl. A. Voges, Frl. Joh. Hirschburg, Hr. Kammersänger Fessler, Damen des Eichberg'schen Konservatoriums.) Klavier: Hr. Oskar Eichberg. —

Braunschweig. Zweig-Verein. 15. 3. 91. Vortrag des Freiherrn von Wolzogen aus Bayreuth: „Richard Wagner und seine Freunde.“

Darmstadt. Zweig-Verein. 16. 3. 91. X. Vereinsabend. Vortrag des Herrn Hettstedt: „Schopenhauer's Definition der Tonkunst.“ — Franz Liszt: 5. Scene a. d. „*heiligen Elisabeth*“ (Frl. Rau; Klavier: Hr. Höcker), Polonaise (Hr. Hans Hayn), Klavierwerke („Erinnerungen an Ilinskoe“ von Ernst Ludwig — Erbgrössherzog von Hessen —, vorgetr. durch Hrn. H. Hayn). —

Graz. Zweigverein. Am 17. 3. 91 hielt der Verein seine 4. Versammlung ab. Hr. Pohligh brachte am Klavier zum Vortrag: Sonata appassionata von Beethoven, C-dur-Phantasie von Schumann (Liszt gewidmet), *Isolde's Liebestod*. Hr. v. Hausegger sprach über „die Kunst Schumann's im Lichte der Wagnerischen Kunstauffassung.“ Urtheile der beiden Tondichter über einander kamen zur Verlesung; der Redner wies nach, dass die Nachwelt die Urtheile W.'s über Sch. bestätige, jene Sch.'s über W. seien dagegen schon lange als unbegründet erkannt. —

Hannover. Zweig-Verein. 16. 3. 91. III. Vereinsabend: Vortrag des Freiherrn von Wolzogen aus Bayreuth: „Richard Wagner und seine Freunde.“ — Liszt, der Fischerknabe, Loreley, ges. von Hrn. Hofopernsänger Grüning; Chor, Scene und Ballade a. d. „*fliegenden Holländer*“ (k. Hofopernsängerin Frau Gillmeister, Frl. Schmidt, Damenchor des Vereins). —

Kiel. Zweigverein. Am 19. 3. 91 fand ein reichbesuchter musikalischer Gesellschaftsabend statt: *Die Traverklänge bei Siegfrieds Tode* (Hrn. C. Borchers und Keller an 2 Flügeln) bildeten die Einleitung; es folgten Scenen a. d. „*fliegenden Holländer*“ (Frl. Renér vom Stadttheater, Frl. Brockenhuus u. A.; Dirigent: Hr. Keller); den Schluss machte Liszt's symphonische Dichtung „*Hungaria*“ (Hrn. Borchers und Keller). —

Plauen i. S. Zweigverein. 17. 3. 91. Unter Mitwirkung der Herren Raimund von Zur-Mühlen (Tenor), José Vianna da Motta (Klavier) und des Stadtorchesters (Musikdir. Zöphel): 1. *Eine Faust-Ouverture*, 2. Die Allmacht (Tenor und Orchester) von Schubert, 3. Wanderer-Fantasie op. 15 (Klavier und Orchester) Schubert-Liszt, 4. Symphonie D-dur von Svendsen, 5. Klaviersonnen von H. von Bülow, Field etc. etc., 6. Lieder.

Wels. Zweigverein. 1. 4. 91. Haydn, Variationen f-moll (Hr. A. Göllerich); M. Plüddemann, der Tod als Schnitter; J. Kniese, Lieder (Frl. Fischer); *Tamnhäuser's Venuslied* (Hr. E. Stockhammer); Liszt, des erwachenden Kindes Lobgesang (Frau Schlechter, Frl. Mayer, Klavier Frl. v. Benak; der blinde Sänger (Frl. Pohlner); 2 Franziskus-Legenden (A. Göllerich); R. Strauss, Ständchen; Alex. Ritter, ewige Sehnsucht. —

Wien. Akad. Wagner-Verein. I. Interner Musikabend. Cantate „Der Frühlingsmorgen“ von Schubert (Frl. v. Ehrenstein, Hr. Schaumann, Chor); Lieder von Schubert und Hugo Wolf (Herr Ferdinand Jäger); Mozart, Adagio und Menuet a. d. Divertissement für 3 Streichinstrumente; Palestrina. Sanctus a. d. Missa „Assumpta est Maria“ für 6stimmigen Chor; Liszt, Angelus f. Streichquartett; Spinnchor und Ballade a. d. „*fliegenden Holländer*“ (Frl. v. Ehrenstein, Fr. Parger, Chor); Weber, Schlusschor a. d. Cantate „Kampf und Sieg“ (Frl. Benseler, Hr. und Fr. Parger, Hr. Schaumann, Hr. Foll).

Im Verlage des A. R. Wagner-Vereines.

Im Buchhandel zu beziehen durch C. F. Leede, Leipzig.

Druck von Th. Burger, Bayreuth.

Jahres-Bericht

des

Akademischen Richard Wagner-Vereins

zu

Berlin.

1. April 1890 bis 1. April 1891.

Wenn wir am Schlusse des zweiten Jahresberichtes unsres akademischen Richard Wagner-Vereins die Hoffnung aussprachen, „dass mit der in jüngster Zeit unverkennbar wachsenden Theilnahme an dem Bayreuther Werk auch die Studentenschaft allmählich mehr und mehr unseren über die akademische Gewohnheit allerdings hinausgehenden Bestrebungen verständnisvolles Interesse entgegenbringen werde“, — so müssen wir jetzt bei der Veröffentlichung dieses vierten Berichtes gestehen, dass zwar unsern Bestrebungen auch während der vergangenen Zeit Interesse und Theilnahme seitens der Studirenden nicht versagt waren, dass aber das Maass dieser Theilnahme trotz unserer manigfaltigen Bemühungen ein mittelmässiges geblieben ist. Zwar wurde der Abgang mehrerer älterer Mitglieder, die aus dem akademischen Leben schieden, durch den Eintritt neuer Genossen gedeckt, indessen hat die Anzahl der gesammten Aktiven und Inaktiven die Höhe früherer Jahrgänge nicht überschritten, trotzdem auch jetzt wie allenthalben so auch in der Reichshauptstadt die Bewegung der Allgemeinheit für des Meisters Werk und Kunst zugenommen hat.

Bei dem Empfange, welchen Frau Cosima Wagner bei ihrer jüngsten Anwesenheit in Berlin einigen unserer Mitglieder gewährte, haben wir auf die eingehende, liebenswürdige und uns ehrende Bethätigung ihrer warmen Antheilnahme an unsern Bestrebungen die muthmasslichen Gründe für diesen Stillstand und die geringe Hebung des Interesses der Studirenden angegeben.

Wir wollen hier nur als einen der wichtigsten Faktoren hervorheben, dass die hier studirenden Kommilitonen, für deren grössten Theil das Leben der Reichshauptstadt neu und eigenartig ist, zweifellos eine gewisse Abneigung haben, sich durch den Beitritt in einen Verein, zumal einen künstlerischen, in ihrer Zeit bzw. in der Ausübung ihrer manigfachen gesellschaftlichen und Studien-Pflichten zu binden. Je kleiner die Universitätsstadt und der Wirkungskreis, desto grösser ist der Drang nach studentischer Geselligkeit und andererseits nach gemeinsamem künstlerischen oder wissenschaftlichen Wirken. Und je grösser die sich mehr oder weniger geltend machenden Anforderungen der Grossstadt sind, desto mehr verschwindet bei dem Durchschnitt der Studirenden das Spezial-Interesse, die besondere Pflege einer erwählten hier geselligen, dort wissenschaftlichen oder künstlerischen Neigung. — Unter diesem leicht erklärbaren Nothstande haben nicht nur wir Mitglieder der Akademischen Richard Wagner-Vereine zu leiden, sondern auch jede Korporation, jede Vereinigung der grösseren Universitäten und zumal Berlins.

Dazu kommt, dass es bei der in früheren Berichten öfters erwähnten geringen Unterstützung der Wagner-Sache durch das patriarchalische Professorenthum ungemein schwierig ist, aus studentischen Kreisen verständnisvolle Jünger für

das Bayreuther Werk zu gewinnen und heranzubilden. Und so wird, weil eben unsre Bestrebungen ein wenig abseits von der breiten akademischen Heerstrasse liegen und unsre Satzungen betreffs sowohl mancher anderer wie auch der künstlerischen Eigenschaft der Aufzunehmenden gewisse für den Durchschnitts-Studenten vielleicht unbequeme Anforderungen stellen, die Theilnahme der akademischen Allgemeinheit immer eine eng begrenzte sein.

Dennoch — so hoffen wir — wird es uns vergönnt sein, unter Festhaltung unsrer alten Grundsätze die Bahn weiterzugehen, die wir bisher in dem Bestreben, der Sache des Meisters nach besten Kräften zu dienen, geschritten sind.

Der Vorstand bestand im **Sommer-Semester** aus den Herren:

stud. phil. A. Lorenz, Vorsitzender.

stud. theol. et phil. J. Koehler, Schriftwart.

O. Schlemmer, Kassenwart.

Im **Winter-Semester** bildeten den Vorstand die Herren:

stud. phil. A. Lorenz, Vorsitzender.

stud. phil. C. Timmermann, Schriftwart.

O. Schlemmer, Kassenwart.

Es wurden im S.-S. 12 Sitzungen und 4 Geschäftsstunden, im W.-S. 15 Sitzungen und 5 Geschäftsstunden abgehalten. Die Vereinsnitzungen fanden jeden Montag, von 1891 ab jeden Dienstag Abends 8 Uhr c. statt.

Die inaktiven und ausserordentlichen Mitglieder theilten sich recht eifrig an den Versammlungen, ebenso die in Berlin lebenden „Alten Herren“; auch hatten wir häufig die Freude, Gäste bei uns zu sehen, von denen manche schon seit langer Zeit warmen Antheil an unsern Bestrebungen nehmen. Im S.-S. wurde wie bisher in jeder Sitzung ein Vortrag gehalten; die satzungsgemäss vorgeschriebene Lektüre Wagnerischer Schriften wurde Donnerstags vorgenommen und „Beethoven“ gelesen. Im W.-S. trafen wir die Einrichtung, dass abwechselnd in einer Sitzung ein Vortrag gehalten wurde, während die nächste Sitzung der Lesestunde gewidmet war. Zur Lektüre gelangte „eine Mittheilung an meine Freunde“. Die jede Sitzung einleitenden und beschliessenden Musikstücke waren, besonders im S.-S., Kompositionen Wagner's; im W.-S. suchten wir möglichst viele symphonische Dichtungen von Liszt zu Gehör zu bringen; daneben gelangten Kompositionen von Bach, Beethoven, Bruckner, Cornelius, Gluck, Haydn, Mozart, Schubert zum Vortrag.

Im Sommer-Semester fand keine wesentliche Veränderung im Mitgliederbestande statt. Im Winter-Semester wurden drei aktive und ein ausserordentliches Mitglied aufgenommen. Zu a. H. a. H. wurden ernannt im S.-S. Herr Dr. med. Goetze, im W.-S. die Herren Pfarramtskandidat Liebich und Curt Mey. Den bisherigen „ständigen Gästen“ wurde der Titel „ausserordentliches Mitglied“ beigelegt. Der Verein besuchte offiziell mit zwei Chargierten den vom „Verein

Deutscher Studenten“ am 5. XII. 1890 veranstalteten Commers zu Ehren des Afrika-reisenden Dr. Carl Peters, ebenso den Fest-Commers des „Vereins Deutscher Studenten“ am 22. I. 1891 zur Feier des Geburtstages Sr. Maj. des Kaisers und zur Erinnerung an den Jahrestag der Wiederaufrichtung des deutschen Reiches.

Auch das 11. Stiftungsfest des „akademisch-pharmacognostischen Vereins“, sowie das 2. Stiftungsfest und 2 Winterfeste des „akademisch-dramatischen Vereins“ wurden von unsern Vertretern besucht. Als Zeichen seiner Hochachtung und Anerkennung übersandte uns gegen Schluss des Semesters Herr cand. phil. Joss aus Prag einen auf R. Wagners Todestag verfassten Prolog, mit der Bitte, ihn unserm Verein widmen zu dürfen; dankend nahmen wir die Widmung an. Das Weihnachtsfest wurde am 15. Dezember festlich begangen; bei brennendem Lichterbaum wurde die Feier mit den Klängen des Meistersinger-Vorspiels eröffnet; dann brachten sich wie alljährlich die Mitglieder gegenseitig zahlreiche Scherzgeschenke dar. Der Geburtstag Sr. Maj. des Kaisers wurde durch eine Rede nebst der üblichen studentischen Ehrenbezeugung und durch den Vortrag des Kaisermarsches gefeiert, dessen Schlusshymne die Anwesenden stehend mitsangen. In dieser Sitzung, ebenso wie in der letzten des Semesters hatten wir die Freude, den Sohn des Meisters, Herrn Siegfried Wagner, in unsrer Mitte zu sehen. Noch ist zu erwähnen, dass der Verein das im Februar veranstaltete Concert der Berlin-Potsdamer Wagner-Vereine besuchte, in welchem u. a. das selten gehörte „Liebesmahl der Apostel“ zur Aufführung gelangte.

Das Kartell akademischer Rich. Wagner-Vereine besteht wie bisher aus den Vereinen Leipzig und Berlin. — Als Zweigverein des Allgem. Rich. Wagner-Vereins hatte unser Akad. R. W. V. im verflossenen Jahre 34 Mitglieder.

Es sei uns noch gestattet, allen denen, die uns und unsern Verein durch Rath und That unterstützt haben, auch noch an dieser Stelle unsern aufrichtigen Dank auszusprechen; in Sonderheit fühlen wir uns dem hochverehrten Ehren-Präsidenten des Kartells Akadem. Rich. Wagner-Vereine, Herrn Freiherrn von Wolzogen verpflichtet, der nach wie vor ein lebhaftes Interesse an unsern Bestrebungen bekundet.

Der kommende Sommer bringt die Wiederkehr der Festspiele zu Bayreuth; unsre Aufgabe wird es sein, uns in geeigneter Weise darauf vorzubereiten; gelingt es uns, zugleich einem möglichst grossen Theil der nationalen Studentenschaft die verständnisvolle Aufnahme der Bayreuther Darbietungen zu vermitteln, so sind wir der Lösung unserer Aufgabe wiederum einen Schritt näher gekommen.

Programme der Vereinsabende.

Sommer-Semester 1890.

1890.

2. Mai. Symphonie in E. von Bruckner. (I. und II. Satz.)
9. Mai. 1) Vorspiel zum 3. Aufzuge der „Meistersinger.“
2) Vortrag des Dr. med. Goetze „über die Anschauungen Platos und Wagners über den Staat.“
3) Gesangvortrag: C-dur-Arie des Simon aus „Die Jahreszeiten.“
16. Mai. 1) „Aufzug“ der Meistersinger. (4 hdg.)
2) Vortrag des Herrn Dr. Heiden über „Die Wagnerische Kunst im Zukunftsstaate.“
3) Gesangvortrag: „Vätergruft“ von Liszt.
4) Rheintöchterscene (Götterdämmerung).
5) Gesangvortrag: Hagens Wacht. (Götterdämmerung.)
6) Vorspiel zu „Die Meistersinger“. (4 hdg.)
3. Juni. 1) Siegfried-Idyll. (4 hdg.)
2) Vortrag des stud. theol. et phil. J. Koehler über Wagners „Oper und Drama“. (I. Theil.)
3) Vorspiel zu „Tristan und Isolde.“
10. Juni. 1) Ouvertüre zu „Iphigenie in Aulis“ von Gluck mit dem Wagner'schen Schluss.
2) Vortrag des cand. phil. Erich Kloss über „Die dramatischen Erzeugnisse der Gegenwart im Vergleich zu den Anforderungen R. Wagners.“
3) Ouvertüre zu „Rienzi.“ (4 hdg.)
17. Juni. 1) Ouvertüre zu „die Feen.“ (4 hdg.)
2) Vortrag des stud. theol. J. Koehler über Wagners „Oper und Drama.“ (II. Theil.)
3) Gesangvortrag: Anrede Pogners.
24. Juni. 1) Aufzug der Zünfte, Tanz der Lehrbuben, Chor: „Wach auf!“ und Schluss des 3. Aufzuges der „Meistersinger.“ (4 hdg.)
2) Vortrag des stud. phil. A. Lorenz: Geschichte des Liedes: (IV. Theil). Franz Schubert.
3) Gesangvortrag: Auswahl aus den „Müllerliedern“ von Schubert.
1. Juli. 1) Ouvertüre zum „fliegenden Holländer.“ (4 hdg.)
2) Vortrag des cand. phil. Erich Kloss über Wagners „Judenthum in der Musik.“
3) Rheintöchterscene (Götterdämmerung).
8. Juli. 1) Ouvertüre zu „Tannhäuser“. (4 hdg.)
2) Vortrag des stud. theol. J. Koehler über Wagners „Oper und Drama.“ (III. Theil.)
3) Einleitung zum III. Akt „Tannhäuser“.
4) Gesangvortrag: Akt III Scene I aus „Tannhäuser“.
15. Juli. 1) Vorspiel zu „Lohengrin.“
2) Vortrag des stud. phil. A. Lorenz über „Haydn als Opernkomponist.“
3) Huldigungsmarsch. (4 hdg.)
22. Juli. 1) Vorspiel zu „Parsifal“.
2) Vortrag des stud. phil. A. Lorenz über „Friedrich Nietzsche.“
3) Vorspiel zum III. Aufzuge des „Parsifal.“
4) Gesangvortrag: Flieger-Monolog Hans Sachsens.
29. Juli. 1) Faustouvertüre.
2) Gesangsvortrag: Fusswaschung und Charfreitagszauber aus „Parsifal.“

10. November. Vorspiel zu „Tristan und Isolde.“
17. November. 1) Vorspiel zu „Lohengrin.“ (4hdg.)
2) Vortrag des stud. phil. A. Lorenz „über die poetischen und musikalischen Formen in Wagners Musikdramen.“
3) Gesangvortrag: Es dur-Arie aus „Figaro.“
4) Gesangvortrag: „Wotans Abschied.“
24. November. 1) Vorspiel zu „Parsifal.“
2) Vortrag des Dr. Domeier „über die ethischen Ziele eines akademischen Richard Wagner-Vereins.“
3) Gesangvortrag: Schluss-Szene des „Rheingold.“
1. Dezember. Ouvertüre zum „Barbier von Bagdad“ v. P. Cornelius. (4hdg.)
8. Dezember. 1) Beginn der Lektüre von „eine Mitteilung an meine Freunde.“
2) „Heldenklage“, symphonische Dichtung von Liszt. (4hdg.)
15. Dezember. Weihnachtsfeier.
1) Bacchanale aus „Tannhäuser“ in der Pariser Bearbeitung. (4hdg.)
2) Vortrag des stud. phil. A. Lorenz über „die Unterschiede der ursprünglichen und der sogenannten Pariser Bearbeitung des Tannhäuser.“
3) Vorspiel zu „Die Meistersinger.“ (4hdg.)
4) Gesangsvorträge: Anrede des Landgrafen aus „Tannhäuser“; Lied und Arie des Osmin aus „Entführung aus dem Serail.“

6. Januar. 1) Fortsetzung der Lektüre.
2) Verwandlungsmusik aus „Parsifal.“

13. Januar. 1) Gesangvortrag: Monolog des Nureddin aus „der Barbier von Bagdad“ von Cornelius.
2) Vortrag des a. H. Referendar Huber über „die Kunst.“ (Fortsetzung der Vorträge über die Aesthetik H. v. Steins).
3) „Torquato Tasso“, symphonische Dichtung von Liszt. (4hdg.)

20. Januar. 1) Coriolan-Ouvertüre. (4hdg.)
2) Fortsetzung der Lektüre.

27. Januar. 1) Kaisermarsch (4hdg.)
2) Vortrag des Herrn Paesler über „J. S. Bach.“
3) „Torquato Tasso“, symphonische Dichtung von Liszt. (4hdg.)

3. Februar. 1) Ouverture zu „Prometheus.“
2) Fortsetzung der Lektüre.
3) Gesangvortrag: a) Ueber allen Gipfeln ist Ruh' } v. Schubert.
b) Du bist die Ruh' }

10. Februar. 1) „Les Préludes“, symphonische Dichtung von Liszt. (4hdg.)
2) Fortsetzung der Lektüre.
3) Gesangvortrag: Duett aus dem I. Akt des „fliegenden Holländer.“

17. Februar. 1) Ouvertüre zu „die Feen.“ (4hdg.)
2) Vortrag des Herrn Paesler über „Bach und Wagner.“
3) Gesangvortrag: Recitativ und Arioso aus der Cantate „Ein' feste Burg ist unser Gott“ v. J. S. Bach.
4) Gesangvortrag: Arie aus der „Matthäus-Passion“ v. J. S. Bach.

24. Februar. 1) Egmont-Ouvertüre von Beethoven.
2) Beendigung der Lektüre von „eine Mittheilung an meine Freunde.“
3) „Mazeppa“, symphonische Dichtung von Liszt.

3. März. 1) „Leonoren-Ouvertüre“ I.
2) Vortrag des stud. phil. A. Lorenz über „Schopenhauers Lehre von der Endlichkeit der Wissenschaften.“
3) „Festklänge“, symphonische Dichtung von Liszt.

V.

Manches Herrliche der Welt
ist in Krieg und Streit zerronnen:
Wer beschützt und erhält,
hat das schönste Loos gewonnen.

(Goethe.)

Moltke †.

„Du Treuer ohne Wanken!

— — — — —
Mein Schild und Schirm in Kampf und Streit,
zu Lust und Leid mir stets bereit!“

(Tristan. III.)

Nicht Jeder, den die neueren Zeiten als Helden und Grossen bewundert, hat uns auf die Frage: „Was ist deutsch?“ eine volle und feste Antwort gegeben. Vor Allen aber gab sie uns Einer, der Held, der nun so würdig schlicht und still, wie er lebend unter uns gewandelt, von uns in den Tod gegangen ist. Will's Gott: nicht auf ewig! Denn solcher Helden stäte Wiederkehr thut Keinem so noth wie uns. Des Undeutschen allzuviel hat das Vaterland uns überschwemmt, und was des Deutschen sich zeigt, das trägt zur Zeit wohl mehr die Spuren der Schwächen und Irren, welche unser Bild in der Geschichte oft so wenig gross erscheinen liessen vor den Augen der wahren alten Helden. Diese zierten die deutschen Tugenden der Frömmigkeit und Einfalt, und auch im weitesten Zeitenwandel noch die arischen Kräfte der Treue und der Würde. Deutsche Treue umschliesst im heldenhaften Sinn: Vertrauen und Demuth, „Sehen und Schweigen“ — *in silentio et spe.* — „Wie gern ist man still, wenn man einen Solchen zur Ruhe gebracht hat“; das schrieb einst Goethe in sein Tagebuch bei der Nachricht von Friedrichs des Grossen Verscheiden. — So schweig' denn auch du einmal, lärmende Welt des Tages, und sieh — sieh auf dein Vorbild, dies nun verklärte Bild des deut-

schen Mannes und echten Helden: Helmuth Moltke! Das war kein Mann, der dir einen Tempel gebaut und darin den Altar vergessen. Alle seine Thaten trugen den Stempel der Vollkommenheit, der Meisterschaft. Sie waren in sich selbst ‚bescheiden‘ und darum gross. Sie hatten Styl, wie sein Wesen und Leben, und das war deutscher Styl. — Seht, wie vor zwanzig Jahren der stille, treue Mann mit dem reinen Geiste und dem hellen Blick über dem Lärmen der blutigen Walstatt neben seinem greisen Könige stand, die lebende Wahrhaftigkeit der gegebenen Kräfte und des guten Rechtes! „Unbethört — im ernstesten Schweigen schlugst Du Deine Schlachten; was unerhört — das zu gewinnen ist Dein männlich Trachten.“ Und was er im Verborgenen sinnend gewirkt, aus dem gleichen edeln Vertrauen auf den deutschen Geist, wie unser grosser Sänger jenes Liedes „an das deutsche Heer“ — Gott selber reichte sichtbarlich über die Wirren und Wehen der Erdenkämpfe die segnende Hand ihm entgegen. So wurden aus den schweigenden Thaten des deutschen Gedankens die leuchtenden Siege der deutschen Kraft. — Das Volk sah — die Erfolge. Es bewunderte, bejubelte ihren blendenden Glanz. Ach — und wie gar wenig wusste es damit zu beginnen im Sinne des grossen Mannes, den es um ihretwillen durch zwanzig wechselnde Jahre dankbar verehrte! — Erfolge! — Müsst Ihr sie denn nur unter den Schrecken der Völkerschlachten suchen? Wirkt Gottes dem Grossen und Guten entgegengestreckte Hand nicht auch auf andern Feldern zu unserem Segen? Auf die Seele der Thaten kommt Alles an. — Denket doch der Feier im letzten Herbst! Seht ihn da stehen im Frieden, den neunzigjährigen Greis auf der Gipfelhöhe seines Lebens, umjauchzt von den wogenden Massen eines ganzen begeisterten Volkes, in Wetter und Wind barhäuptig vor der Gnade Gottes — den lichten Blick ernst über die Wogen des Jubels gerichtet in die dunkle Tiefe der Zukunft! Hat ihm da nicht wohl mehr als aller Jubel der Menge das Eine gesagt, dass sein jugendlicher Herr die ehrwürdigen Fahnen des siegreichen Preussenheeres aus dem eigenen Kaiserhause hinübertragen liess in das Heim seines grossen, greisen Dieners — Freundes? Verstand er nicht wohl besser, als alle jene Jubelnden, diesen einen ernstesten, ergreifenden Zug, und ahnte, wusste er es nicht etwa, dass eben in diesem Zuge der Fahnen, in diesem friedlichen Gebote seines kaiserlichen Herrn, der selbe Geist, der mannhaft-fromme deutsche Geist sich angezeigt, wie in allen glänzenden Kriegeserfolgen seines herrlichen, gottbegnadeten alten Waffenherrn von Königgrätz, Gravelotte und Sedan?! — O, er verstand es, der schweigend sehende Held des 26. Oktober! — Schweige, mein Volk, und sieh auf dies Vorbild! Versteh auch Dieses — auch Du! — Und noch Einen Blick, den letzten, wirf auf deinen geliebten Helden an jenem denkwürdigen 18. April, der ihn zum letzten Male vor seinem Volke in seiner ganzen Würde sah. Da steht er bei heiliger Handlung, zur frommen

Ehrung des muthigen deutschen Gotteshelden Luther, ihm die Kirche zu gründen in der neuen Weltstadt unter den Klängen der „Festen Burg“ — noch einmal wie immer steht er da, still und fest und treu vor Gott und bei seinem Kaiser! O Volk, sieh dein Vorbild und merk' es dir! — Wohl mochte da Er, der junge, edle, einsame Herr, mit dem ernstesten Blick auf seinen alten Helden schauen und fühlen: „Das ist deutsch, und da wurzelt mein Vertrauen!“ Wir aber, Alle, Kaiser und Volk, nun blicken wir ihm nach, empor zu der ewigen Heimath seines Geistes, dahin er fromm und treu der letzten Abberufung gefolgt, und bekennen wir uns auch in der Klage freudig zu jener geheimnissvoll liebenden Macht, die ihn gab und nahm: „Das ist unser Gott, und da lebt unser Glaube!“

Gott segne und schütze Deutschland, das Volk und seinen Herrn! — Gott gebe und wahre uns junge Helden wie die Letzten der grossen Alten! — Gott lasse uns Heldenart und Heldenglauben bekennen, wirken und mehrten durch unsere grosse, reine deutsche Kunst! —

Bayreuth, am Sonntag Cantate 1891.

Hans von Wolzogen.

Herr Dr. Gustav Wittmer hatte den erweiterten Abdruck seiner Aufsätze über „Wege und Ziele deutscher Kulturarbeit“ aus den „Bayreuther Blättern“ 1890 dem Feldmarschall zugesandt und erhielt darauf diesen Brief:

Berlin, 29. 3. 91.

Geehrter Herr Doctor,

ich danke verbindlichst für Mittheilung Ihrer interessanten Schrift.

Was den Weltfrieden betrifft, so bezeichnen Sie ganz zutreffend auf S. 87 den Punkt, auf den es ankommt, den status quo fest zu halten.

So lange Frankreich diesen nicht anerkennt, bleibt nur übrig, sich für denselben zu rüsten.

Freilich, könnten Frankreich und Deutschland sich verständigen, so würde ich darin eine Bürgschaft für den Frieden sehen, wie ich sie von keinem Schiedsgerichtsspruch erwarte.

Ergebenst

Gr. Moltke

F. M.

Richard Wagner als Aesthetiker.

Von Max Dessoir.

II.

Mit den bisher gelieferten Bestimmungen glauben wir den Begriff der Genialität erschöpft zu haben, wie er sich in Wagners Aesthetik darstellt,⁹⁾ und gehen nun dazu über, seine Anschauungen von der Kunst uns zu vergegenwärtigen. Naturgemäss nämlich wendet sich des Künstlers Nachdenken von der Betrachtung des eigenen Wesens auf das von ihm geschaffene Kunstwerk und von diesem dann auf den empfangenden Menschen. Das Kunstwerk ist ihm Ausfluss des Genies und wird daher nur in dieser Hinsicht von ihm untersucht. Dementsprechend werden wir auch hier wieder anzudeuten versuchen müssen, wie sich aus der vielgestaltigen Individualität eine bestimmte Stellung gegenüber dem so begrenzten Probleme ergab, dabei aber unmittelbar an die bisher gewonnenen Ergebnisse anknüpfen. Und um das Material übersichtlicher darzustellen, folgen wir der auch von Wagner angenommenen Zerlegung des Kunstwerkes in Gehalt, Stoff und innere Form, worunter die mitzutheilende Gemüthsstimmung des Künstlers, die Gegenständlichkeit der künstlerisch hergerichteten Handlung und die Bewältigung der letzteren zur Aussprache der ersteren zu verstehen sind. Diese organische Gliederung ist keine zufällige, sondern eine in dem Verlaufe des Schaffensprozesses tief begründete, worüber Schiller auf Grund eigener innerer Beobachtung uns folgende Auskunft giebt: „Die Empfindung ist bei mir anfangs ohne bestimmten und klaren Gegenstand; dieser bildet sich erst später. Eine gewisse musikalische Gemüthsstimmung geht vorher, und auf diese folgt bei mir erst die poetische Idee.“

Wagner hat zu allen Zeiten und in allen seinen Schriften mit grösstem Nachdrucke hervorgehoben, wie sehr es ihm auf den Gehalt seiner Dramen ankommt, und sich als entschiedenster Gegner derjenigen ästhetischen Richtung bekannt, welche in der Kunst nur ein wohlgefalliges Spiel der Formen erblicken will und den Begriff der Form selbst in rein äusserlicher Weise fasst. Handelt es sich nur darum, schöne Formen an einem Objekt und nicht ein Objekt in schönen Formen darzustellen, so ist damit dem unbezwinglichen Drange des Künstlers keine Rechnung getragen und dem Kunstschaffen wie dem Kunstwerke der Charakter der Nothwendigkeit genommen. Dass aber Wagner aus tiefster Seele von der Unwillkür seines Schaffens überzeugt und von der Erhabenheit der Kunst voll durchdrungen war, haben wir oben gesehen. An dem Vorhandensein eines Gehaltes konnte er also unmöglich irgendwelche Zweifel hegen, schwieriger aber war es, diesen Gehalt seinem Wesen nach näher zu bestimmen. Allein auch hier leiteten unseren Künstler die selben, theils auf innerer Erfahrung, theils auf

Beobachtung der schönsten Kunsterzeugnisse beruhenden Ueberlegungen, deren wir früher gedacht, und führten ihn zu dem Ergebnisse, dass es in der ganzen Welt keinen höheren und mittheilungswertheren Gegenstand geben könne als den Menschen selbst. Von dem griechischen Volke heisst es in „Kunst und Revolution“, dass es deshalb zu der Aufführung seiner herrlichen Dramen ging, „um sich vor dem gewaltigsten Kunstwerk zu sammeln, sich selbst zu erfassen, seine eigene Thätigkeit zu begreifen, mit seinem Wesen, seiner Genossenschaft, seinem Gotte sich in die innerste Einheit zu verschmelzen und so in edelster, tiefster Ruhe das zu sein, was es vor wenig Stunden in rastlosester Aufregung und gesondertster Individualität ebenfalls gewesen war.“ Da der Künstler die Verkörperung des Volksgeistes ist, so ist die Kunst nichts anderes als das sich zum Bewusstsein gelangende unbewusste Leben des Volkes (Nachl. 22), und sicherlich tragen alle grossen Kunstwerke das Gepräge ihrer Nation und ihrer Zeit. Aber dieser eigenthümliche, relative und subjektive Charakter jedes Kunstgebildes ist doch nur der nothwendige Schleier, der das wahre Wesen des Gehaltes fürsichtig bedeckt, und nicht dieser letzte Grund selbst. Denn nimmermehr werden wir die antiken Dramen, obwohl sie Einigen als die höchste Blüthe der Kunst und als völlig unabhängig von Zeit und Volk erscheinen möchten, für den innersten Ausdruck unseres modernen Wesens halten können, wenngleich wir immer uns der nahen Verwandtschaft bewusst bleiben, die etwa Goethe mit Sophokles verbindet. Dieses Eine, was über alle Verschiedenheiten der Jahrhunderte hinaus stäts der echten Kunst zu Grunde gelegen hat, ist das Reinmenschliche. Durch das innerste Verständniss der Antike kann der deutsche Geist nur zu der Fähigkeit gelangen, das Reinmenschliche selbst wiederum in ursprünglicher Freiheit nachzubilden, nicht aber dazu, die antike Weltauffassung ohne weiteres als Gehalt in das Kunstwerk zu übernehmen (B. Bl. 1878, 32). Das Kunstwerk der Zukunft dagegen „soll den Geist der freien Menschheit über alle Schranken der Nationalitäten hinaus umfassen; das nationale Wesen in ihm darf nur ein Schmuck, ein Reiz individueller Manigfaltigkeit, nicht eine hemmende Schranke sein.“ (III, 37). Denn einzig und allein das unzerstörbare Gefühl für das eigene Volk kann den Ekel überwinden, der Jeden bei der Betrachtung der Weltgeschichte erfassen muss, und nur aus ihm kann der Geist reiner Menschlichkeit hervorgehen. (B. Bl. 1881, 40). Wie die Natur im Menschen zum Bewusstsein gelangt und dies Bewusstsein durch den Prozess des menschlichen Lebens bethätigt, so bethätigt dieses Leben selbst seine Nothwendigkeit und Wahrhaftigkeit in der Kunst. (III, 55.)

Was ist nun aber das Reinmenschliche? Man erwarte nicht, hierauf eine präzise und erschöpfende Antwort in Wagner's Schriften zu finden. Eine solche liesse sich bloss geben, wenn wir es mit einem abstrakten Begriff zu thun hätten, dessen Merkmale sich in Worten niederlegen lassen,

aber nicht bei einer tiefinnerlichen Anschauung, die alles Abstrakte und Leere aus sich verbannt hat und selbst volles, blühendes Leben ist, das nur in dem Kunstwerke sich restlos kund gibt. Hier nützt eine begriffsmässige Definition nichts — wenigstens keine, die mit den gewöhnlichen logischen Begriffen operirt —, sondern es muss der Versuch gemacht werden, die reale Macht der Empfindung so zu beschreiben, dass sie im Gemüthe des Hörers den richtigen Nachhall findet. Jedenfalls ist das Reinmenschliche etwas „Metaphysisches“ und zwar dasjenige Metaphysische, das uns zunächst liegt und uns am meisten mit jenem Gefühle der Allharmonie erfüllt, dessen wir beim Genusse eines jeden wahren Kunstwerkes theilhaftig werden. Aber in seiner ganzen idealen und doch von Blut und Wärme durchströmten Kraft wird es uns erst verständlich, wenn wir uns an bestimmte Kunsteindrücke von grosser Intensität erinnern, etwa an den ersten Anblick der Sixtinischen Madonna oder an eine wohlgelungene Aufführung der c-moll Sinfonie. Wagner selbst meint (B. Bl. 1881, 40), wir brauchten nur in dem wahren, väterlichen Boden unserer Sprache nach deren Wurzel zu graben, um sofort beruhigenden Aufschluss über das wahrhaft Menschliche zu finden; doch glaube ich nicht, dass diesem Ausspruche grössere Bedeutung für die Aesthetik beizumessen ist. Immerhin werden wir nicht fehlgehen, wenn wir zwei Eigenschaften des Reinmenschlichen als grundlegend bezeichnen: die Innigkeit des Gemüthes und die in ihm liegende Ahnung des harmonischen Weltganzen. Wollte man auf diesen Fundamenten der Wagnerischen Aesthetik weiterbauen, so wäre die Aufgabe die, in systematischer Weise das Reinmenschliche theils aus historischem Material, theils aus den psychologischen Koeffizienten des künstlerischen Bewusstseins allgemeinverständlich zu entwickeln.

Ausser diesen positiven Bestimmungen hat Wagner uns jedoch noch eine negative gegeben, die helles Licht auf seine Auffassung des Reinmenschlichen wirft. Diese wurzelt theils in dem ihm so oft verdachten Selbstbewusstsein — manche Leute verlangen auch von dem Vulkane „Bescheidenheit“ — theils in dem Gegensatze, in welchem er zu seiner Zeit stand. War doch sein ganzes Leben von schweren Kämpfen gegen die Schranken der Konvention durchzogen; was Wunder, wenn er nun sein Kunstideal als den Gegensatz des Herkömmlichen bezeichnete und mit aller Entschiedenheit beim Reinmenschlichen das Freisein von der Konvention hervorhob. Was Wotan in der „Walküre“ sagt:

„Wo kühn Kräfte sich regen,

Da rath' ich offen zum Kampf,“

ist das ästhetische Glaubensbekenntniss Wagners. Da ihm das unbesiegbare Drängen in der Künstlerseele Maassstab und Ausdruck des Nothwendigen ist, so scheint es ihm auch berufen, die bestehenden Einrichtungen, soweit sie sich nicht fügen wollen, aufzuheben. Wenn der den Künstler beherrschende Geist der reinen Menschlichkeit seinen Gehalt sich selbst und der Welt

eingestaltet, so ist dies das sittlichste Wollen: ob es einen für die Gegenwart angemessenen Ausdruck findet, ist mehr denn zweifelhaft. Sittlich muss das Kunstwerk immer sein, gesittet kann es nicht immer sein. Nur das Freisein von dem Widerstreite zwischen Trieb und Pflicht verbürgt eine menschenwürdige Existenz; nicht die Ueberwindung jenes Konfliktes, die Schiller als das Erforderniss sittlicher Schönheit hingestellt hatte. Doch sei hervorgehoben, dass auch hier Wagner bewusstermaassen an die Aesthetik unserer Klassiker angeknüpft, eine Verbindung, deren Bedeutsamkeit Heinrich von Stein in seinen Vorträgen meisterhaft herauszustellen verstanden hat. Das Reinmenschliche muss sich eben mit den Bedingungen der empirischen Wirklichkeit auseinandersetzen und kann dies bloss, indem es den Gegensatz des Stoffes überwältigt und diesen zum Organ der Freiheit umgestaltet.

Wenden wir uns nun der zweiten Phase in der Entstehung des Kunstwerkes: dem Stoffe zu. Nachdem sich in dem Künstler eine anspruchsfähige und abgeschlossene Stimmung bis zur intensivsten Stärke gesteigert hat, tritt die Nothwendigkeit an ihn heran, einen Gegenstand zu finden, an dem er eben diese Stimmung zum treffendsten Ausdruck bringen kann. Je nach seiner Veranlagung wird er dieses Objekt in der einen oder der anderen Kunst finden, d. h. er wird zeichnen, oder singen, oder dichten, oder auch, was man vielfach übersehen hat, durch pantomimische Geberden seinen Gefühlen Luft machen. Ein bestimmter Hinweis wird ferner dadurch gegeben, ob die Kraft der Mittheilung durch künstlerische Eindrücke angeregt, oder aus der Berührung mit der Lebenswirklichkeit entstanden ist. Zur ersten Gattung gehören, wie Wagner (IV, 306) anführt, Malerei und Musik, zur zweiten die Dichtkunst, die sich nicht damit begnügt, mit sich selbst zu spielen, sondern das Leben zu gestalten trachtet. Der Werth dieser Betrachtung liegt nicht in der Eintheilung als solcher, sondern darin, dass zwei grosse Kunstarten, charakterisirt werden: die weibliche, deren Empfängnisskraft durch rein künstlerische Eindrücke vollständig erschöpft ist, und die männliche, welche durch Aufnahme von Lebenswirklichkeiten so gestärkt ist, dass sie zeugungsfähig wird und dem Leben selbst gestaltend beizukommen vermag. Unzweifelhaft gibt es zwei solcher Richtungen; nur liesse sich wohl noch fragen, ob der Künstler als solcher durch rein künstlerische Eindrücke bestimmt werde, und wie sich die Entstehung der Kunst erklären lasse, wenn man die Beeinflussung der Natur so gering schätzt?

Eine genauere Eintheilung der Kunstarten gibt uns Wagner, indem er von den verschiedenen Eigenschaften des künstlerischen Menschen ausgeht. Der Mensch ist ein äusserer und ein innerer; dem Auge stellt sich der äussere, dem Ohre der innere Mensch dar. (III, 78). Da ferner das seelische Leben sich in Gefühl und Verstand gliedert, fährt unser Denker fort, so haben wir drei „rein menschliche Kunstarten,“ die Tanzmusik (Mimik), die Musik und die Dichtkunst. Dazu kommen schliesslich noch diejenigen

Künste, in denen der Mensch die ihn umgebende Natur wiederfinden will, nämlich Baukunst, Skulptur und Malerei, und so haben wir sechs Einzelkünste, die alle in das höchste gemeinsame Kunstwerk: das musikalische Drama aufgehen sollen. Bei dieser Eintheilung scheint uns der Künstler den Weg eigener Erfahrung zu verlassen, um sich auf das Gebiet spekulativer Deduktionen zu begeben. Wir haben merkwürdiger Weise die selbe Erscheinung bei den meisten neueren amerikanischen Aesthetikern, die auch von richtigen Ansätzen ausgehen, aber bei der Eintheilung der Kunstarten plötzlich in die Regionen metaphysischer Konstruktionen sich verlieren. Die besonderen Ansichten Wagners über das Wesen der einzelnen Kunstarten gehören aber streng genommen auch nur dann in unseren Aufsatz, wenn man die Kunstlehre als einen Theil der Aesthetik betrachtet und nicht, wie wir, Beides völlig von einander scheidet. Da jedoch die erste Auffassung die herrschende ist, so werden wir versuchen, den ästhetischen Inhalt der Wagnerischen Kunsttheorien in möglichster Kürze darzustellen, um dann zu dem letzten Theile dieses Abschnittes überzugehen, der freilich schon im zweiten Theile sich bemerkbar macht.

Die bildenden Künste, welche aus dem Sehen einer Welt ausser uns hervorgegangen sind, verwenden den täuschenden Schein zu einem höchst besonnenem Spiele, in welchem sie die sonst verhüllte Idee uns offenbaren. (IX, 88.) Da sie aber das wichtigste Moment der Kunst, die Bewegung*), nur durch den Appell an die Phantasie ermöglichen können und sich ausschliesslich an die Einbildungskraft wenden, genügen sie nicht der universellen Kunstepfänglichkeit des sinnlichen Menschen, sondern deuten nur an, geben uns nur den Schein der Dinge, in dessen Betrachtung wir uns für die Augenblicke der willensfreien, ästhetischen Anschauung versenken. (IV, 6 u. IX, 89; vergl. III, 163 u. VIII, 85.) Das wahre Kunstwerk aber erfordert mehr als den ästhetischen Schein, es verlangt Bewegung und in der Bewegung wirkliches, frisches Leben. So lange wir nämlich mit künstlicher Abstraktion uns aus dem Einen, durch die bildende Kunst festgehaltenen Momente die ganze Reihe der zu vergegenwärtigenden Handlung gleichsam berechnen müssen, so lange sind wir nicht in jener gänzlich reflexionslosen und geniessenden Stimmung, die zum Verständnisse des vom Künstler mitzutheilenden Gehaltes nothwendig ist. „Erst wenn der Drang des künstlerischen Bildhauers in die Seele des mimischen Darstellers, des singenden und sprechenden, übergegangen ist, kann dieser Drang als wirklich gestillt erscheinen.“ (III, 166.)

Hier treten die drei rein menschlichen Kunstarten ergänzend ein und zwar, da die Mimik wohl grossen praktischen und künstlerischen, aber

*) „Wohl giebt sich der innere Mensch auf das Entsprechendste auch durch seine äussere Erscheinung kund, aber vollkommen nur in und durch die Bewegung.“ (III, 163)

keinen ästhetischen Wert besitzt, für uns vornehmlich Dichtkunst und Musik. Beide vermögen es, der den idealen Künstler beherrschenden Gemüthstimmung und somit dem Reinemenschlichen den tiefsten und wahrsten Ausdruck zu verleihen, denn wie sie aus dem Herzen fliessen, so sprechen sie auch wieder zu dem Herzen. Man wende nicht ein, so führt Wagner aus, dass die Dichtersprache mit Begriffen operire und also den Verstand in Thätigkeit setze. Die erste Empfindungssprache bestand aus tönenden Urlauten, die den Gefühlen sinngemässen Ausdruck liehen, und hat sich nur allmählich bis zu der auf Konvention beruhenden Begriffsmässigkeit und Abstraktion der historischen Zeiten entwickelt. (VII, 149 ff.) Die aus der Empfindung fliessende Dichtung muss daher möglichst jenen Urzustand wiederherzustellen suchen, und, da dies im vollen Umfange nicht möglich ist, in die Tonsprache der Musik sich flüchten. Wie das Gefühl Anfang und Ende des Verstandes ist, so ist die Tonsprache Anfang und Ende der Wortsprache. (IV, 114.) Dazu möchten wir Folgendes bemerken. Das Gefühl kann unseres Erachtens wohl als zeitliche Voraussetzung, nicht aber kurzweg als Schluss des Verstandes bezeichnet werden. Was hier gemeint ist, bezeichnet Wagner selbst anderwärts als „das gerechtfertigte Unbewusste“. Was aber die Tonsprache betrifft, so muss man zwischen Laut und Ton unterscheiden. Der Laut hat die Bestimmung, den nach Ausdruck ringenden Gefühlen zur sinnlichen Gestaltung zu verhelfen, er hat also, ich möchte fast sagen, einen rein praktischen Charakter, der sich in der aus ihm entwickelten Wortsprache deutlich zu erkennen gibt. Der Ton dagegen entspringt aus dem Bedürfnisse, dem Gefühle einen künstlerischen Ausdruck zu verleihen und liegt damit in einer anderen Sphäre als der Laut. Endlich: wie sollen wir uns die von Wagner angenommene Umkehr von der Abstraktion zum Unmittelbaren psychologisch erklären? Können wir denn den, doch thatsächlich vorhandenen, Begriff, bis zu dem Gefühle zurückführen, wenn anders wir nicht auch dieses als etwas Mittelbares erkennen und es gemeinsam mit dem Begriffe in den Urgrund des seelischen Seins versenken wollen?! So viel jedoch ist sicher, dass unsere Sprache noch manches süsse, der Offenbarung harrende Geheimniss birgt, und dass wir nimmer ruhen und rasten sollten, bis uns das Dichtwort als vieldeutiges und gewissermaassen unergründliches Symbol aufgegangen ist. Die Muschel, welche leicht zu öffnen ist, wird gar bald ihrer Perle beraubt und dann achtlos in den Sand geworfen; wieviel köstliche Schätze mögen aber in jenen Muscheln ruhen, die ein neidisches Geschick oder eigene Achtlosigkeit uns bisher entzogen haben!

Hätte Wagner diese Symbolik der Sprache, die er stets als solche richtig empfand, auf das ganze Dichtwerk übertragen, so würde er manche seiner tiefsinnigen Gedanken über das Wesen der Musik schon für die Dichtkunst haben anwenden können. Die Musik ist ihm hauptsächlich deshalb die wunderreichste Kunst, weil sie in ihrer von der Erscheinungs-

welt gänzlich abgewendeten Gestalt den Zwiespalt zwischen Begriff und Empfindung völlig aufhebt und uns nicht mehr sagt: das bedeutet, sondern: das ist. (B. Bl. 1880, 227.) Vischer meint einmal (Aesthetik III, 828): „Die Musik ist die reichste Kunst, sie spricht das Meiste aus, sagt das Unsagbare — und sie ist die ärmste Kunst, sagt nichts.“ Wer eben Aeusserliches, Bedeutungsmässiges von ihr fordert, dem sagt sie nichts, denn sie gibt keine Erscheinung, in der eine Idee verborgen ist; wer aber nach dem tiefsten Seienden, nach dem Mutterschoosse der Natur sich sehnt, dem gibt sie Unendliches, für den spricht sie eine unvergleichlich verständliche Sprache. (IX, 89.) Der Musiker hat kein Objekt, das er durch seine Anschauung zur Idee erheben könnte, aber er

— „wecket der dunklen Gefühle Gewalt
Die im Herzen wunderbar schliefen.“

Dieses seelische Erlebniss, das wir eben anzudeuten versuchten, diese ureigenste Erfahrung des echten Musikers, bewogen Wagner, die Schopenhauer'sche Theorie von der Sonderstellung der Musik zu übernehmen. Dieser meint nämlich, im Anschluss an die oben besprochene Fiktion vom Kunstgenusse des reinen Erkennens, dass die Musik die Idee übergehe und den Willen unmittelbar objektivire. (Welt. als W. u. V. I, 304.) Das Richtige dieser Erklärung liegt nicht, wie man wohl gemeint hat, darin, dass die Musik Ausdruck der Affekte, also insofern des Willens, sei, sondern darin, dass die Unmittelbarkeit des Musikalischen gekennzeichnet wird und die Einheit des Unendlichen und Endlichen im Elemente der Musik zur Andeutung gelangt. Nun ist uns freilich ja nichts etwas so Bekanntes und Reales, als unser eigener Wille, der doch nur ein Theil des Weltwillens sein soll, wie dürfte also — könnte man fragen — sein Abbild in der Musik etwas so Unbekanntes und Ideales sein, wie es uns thatsächlich doch ist? Auch die von Nietzsche (Geburt der Tragödie S. 29) hervorgehobene Erkenntniss kann uns über diesen Widerspruch nicht hinwegtäuschen, weil wir uns die Musik doch eben nicht als Erscheinung des Willens denken sollen. Im anderen Zusammenhange als dem Schopenhauerischen vermag man allerdings den Begriff des Wesens von dem der Erscheinung zu trennen: denn die Musik ist zwar unmöglich Wille, weil sie als solcher gänzlich aus dem Bereich der Aesthetik zu verbannen wäre, aber sie kann als Wille erscheinen. Gleichviel! Wenn Wagner die Theorie des Frankfurter Philosophen adoptirt hat, so geschah es, weil er in ihr Das begrifflich ausgedrückt fand, was er durch intuitive Anschauung als richtig erkannt und innerlich erlebt hatte. Für ihn gab es eine Melodie, die als Idee ihm sein ganzes Wesen offenbarte (I, 223), die ihm das gewährte, was Jean Paul als das Ziel unserer Sehnsucht beschrieb (Hesperus VI, 91): „Im Menschen ist ein grosser Wunsch, der nie erfüllt wurde; er hat keinen Namen, er sucht seinen Gegenstand, aber alles, was du ihm nennst und alle Freuden sind es nicht; allein er kommt wieder, wenn du in einer

Sommernacht nach Norden siehst oder nach fernen Gebirgen, oder, wenn Mondlicht auf der Erde ist, oder der Himmel gestirnt, oder du sehr glücklich bist. Aber diesen Wunsch, dem Nichts einen Namen geben kann, nennen unsere Saiten und Töne dem Menschengeste, — der sehnstichtige Geist weint dann stärker und kann sich nicht mehr fassen, und ruft in jammerndem Entzücken zwischen die Töne hinein: ja, alles, was ihr nennt, das fehlet mir.“ Der Empfindungscharakter des Musikalischen ist in diesen Worten auf das Glücklichsste ausgedrückt; immerhin darf man zweierlei nicht übersehen. Erstens gibt es in der That Menschen, denen das Organ für die Mitempfindung derartiger Schilderungen fehlt, die aber sonst ganz vortreffliche Gelehrte sein können; zweitens ist mit derartigen Aussprüchen für die wissenschaftliche Aesthetik noch nicht viel gethan.¹⁰⁾

Es erübrigt, einige Worte über die innere Form des Kunstwerkes zu sagen, also über die Art, in der die Weltanschauung des Künstlers sich dem Stofflichen eingestaltet. Es kommt darauf an, die Form zu finden, in der dies am Vollkommensten geschehe und damit die dritte Bedingung an der das Gelingen des Kunstwerkes hängt, näher zu bestimmen. Unsere Klassiker haben das Prinzip der Form darin gesehen, dass das einzelne, zum inneren Erlebniss gewordene Ereigniss ein zusammenhangsvolles Ganzes offenbart, und Wagner hat auf Grund der gleichen Anschauung gehandelt, indem er die rein geschichtlichen Stoffe aus seinem Kunstwerk verbannte und die überpersönlichen Mythen der Vorzeit zur Form des gehaltvollen Stoffes wählte. Kurz vor seinem Tode, so berichtet uns Frau von Wolzogen in Schillers Leben (II, 275), hat Schiller einmal ausgerufen: „Gebt mir Märchen und Rittergeschichten; da liegt doch der Stoff zu allem Schönen und Grossen!“ Wieweit dieser von Wagner angenommenen Forderung nachzukommen ist, wieweit man von ihr abweichen muss, um das übermenschliche Walten der Götter nicht als willkürlich erscheinen zu lassen — dem modernen Bewusstsein liegt es näher, es theils in die ewigen Naturgesetze, theils in des Menschen eigene Brust zu verlegen — das gehört in eine lediglich kunsttheoretische Erörterung. Das müssen wir indess mit Entschiedenheit festhalten, dass Richard Wagner sich nie mit dem leeren Begriffe der äusseren Form begnügt hat, sondern in jeder menschlich-künstlerischen Thätigkeit ein geläutertes Stoffliches zu sehen uns lehrt. Völlig reine Formenthätigkeit gibt es eben nur auf dem Gebiete der mathematischen Disziplinen und der philosophischen Logik. Und gerade hierbei darf man das Unzureichende der blossen Theorie nicht vergessen, was schon Aristoteles anerkannte (Eth. Nic. X, 10), und Goethe (im Lehrbrief in „Wilhelm Meister“) mit den Worten ausspricht: „Nur ein Theil der Kunst kann gelehrt werden, der Künstler aber braucht sie ganz.“

Damit ist für Wagner der Streit zwischen Inhalt und Form erledigt. Man bemerke wohl, dass er hierbei die Schopenhauerische Ideenlehre verlässt und sich an die lebensvolle Auffassung der Popularästhetiker anschliesst. „Nur aus dem Leben, aus dem einzig auch nur das Bedürfniss nach ihr erwachen kann, vermag die Kunst Stoff und Form zu gewinnen.“ (III, 72.) Aber welche Form ist die vollkommenste, welche erfüllt am ehesten alle gestellten Bedingungen? Wir wissen es: das „Gesamtkunstwerk“. Ein unglückseliges Wort, gegen welches Wagner selbst sich entschieden ausgesprochen hat. (Briefe an Fr. Liszt, Nr. 125.) Es wirkt auf gewisse Leute auch heute noch, wie das rothe Tuch auf ein durch seine Intelligenz nicht gerade vorthellhaft bekanntes Thier. Aber nur dann, wenn überhaupt die Tendenz und Beschaffenheit des Kunstwerkes der Zukunft missverstanden werden. Es ist kein sogenanntes absolutes Kunstwerk, das weder an Ort und Zeit noch an bestimmte Menschen gebunden wäre und uns als idealer Grenzpunkt vorschweben sollte (IV, 292), sondern es ist diejenige Kunstform, in der sich unter den gegenwärtigen, wohl noch lange andauernden Umständen die Anschauung des Künstlers am reinsten dem unmittelbaren Gefühle mittheilt (VII, 172), weil hier die volle Empfänglichkeit des Hörers, mit Ausschluss der Reflexion, in Anspruch genommen wird. (III, 185.) Was vom ästhetischen Standpunkt aus gegen das „Gesamtkunstwerk“ eingewandt zu werden pflegt, möchten wir nach Zeising's „Aesthetischen Forschungen“ (§ 566) nur andeuten, lediglich um unser Studium der Wagnerischen Aesthetik zu vertiefen und zu beleben, nicht um hier „Kritik“ zu üben. „Die Realisation der Schönheitsidee“ heisst es bei Zeising, „ist immer nur im Reiche des Besonderen möglich, und der Schönheitssinn ist nicht im Stande, zu gleicher Zeit verschiedenartige Kunsteindrücke in sich aufzunehmen und zu geniessen.“ Aber auch aus der eigenen Erfahrung wird sich Jeder klar machen können, an welcher Art von „Gesamtwirkungen“ hierbei gedacht wird. Als vor einer Reihe von Jahren der russische Maler Wereschagin zum ersten Male seine Gemälde in Berlin ausstellte, liess er während der Besichtigungszeit einen den Besuchern unsichtbaren Männerchor einfache russische Nationalmelodien in Begleitung des Harmoniums singen. Ich erinnere mich noch lebhaft, welchen erschütternden Eindruck die Verbindung jener eintönigen, trauervollen Gesänge mit den unsagbar herben Vorwürfen der Bilder in mir hervorrief. Wäre mir aber an Stelle des anspruchlosen Sanges ein volles, mit allen Instrumentalkünsten ausgestattetes Orchester entgegengetreten, so hätte ich trotz der vermuthlichen Verwandtschaft beider Gesamteindrücke doch weder das Eine noch das Andere wahrhaft zu geniessen vermocht. Bekanntlich verwahrt sich Wagner selbst mit grosser Entschiedenheit gegen einen Vergleich des musikalischen Dramas mit einer solchen zufälligen Zusammenstellung von Eindrücken, und mit Recht, soweit es das Wesen der beiden Dinge betrifft; das Maass ihrer Wirkung

aber werden sie immer im Subjektiven finden, und über die weitere Frage, wie es überhaupt möglich, dass die allerreichste Orchestersprache gewissermaßen („nämlich in ihrer mechanischen, nicht in ihrer organischen Wirksamkeit“) garnicht beachtet, garnicht gehört werden solle (IV, 277), darüber könnten nur physiologische Untersuchungen, und vor allen Dingen Versuche der Experimental-Psychologie, und zwar in dem von mir anderwärts festgestellten Sinne, die wissenschaftlich sichere Entscheidung herbeiführen.¹¹⁾

Anmerkungen.

⁹⁾ Das Wesentlichste ist und bleibt die Unterordnung des Künstlers unter das Volk. Ein ganz moderner Zug! Individualistische Ethik und Psychologie drohen zu verschwinden: die neue Lehre der ethnologischen „Provinzen“ wird hier noch mächtig wirken. Glücklicherweise fängt man jetzt auch an, die Geschichte mehr unter sozialistischen Gesichtspunkten zu betrachten und in ihr die Entwicklung der Völker, nicht mehr die Biographien der Dynasten zu suchen.

¹⁰⁾ An dieser Stelle sei auch auf eine interessante Bemerkung Goethes hingewiesen, die sich im „Briefwechsel mit einem Kinde“ (II, 285) findet und, soweit mir bekannt, in der Wagner-Litteratur noch nicht erwähnt ist, obgleich sie zahlreiche Anknüpfungspunkte bietet: „Dem Genie in der Musik steht der Gelehrte in der Musik allemal als ein Holzbock gegenüber (Zelter muss vermeiden, dem Beethoven gegenüber zu stehen), das Bekannte verträgt er, nicht weil er es begreift, sondern weil er es gewohnt ist, wie der Esel den täglichen Weg. Was kann einer noch, wenn er auch Alles wollte, so lange er nicht mit dem Genius sein eigenes Leben führt, da er nicht Rechenschaft zu geben hat und die Gelehrsamkeit ihm nicht hineinpfuschen darf. Die Gelehrsamkeit versteht ja doch nur höchstens, was schon da war, aber nicht, was da kommen soll, sie kann die Geister nicht lösen vom Buchstaben, vom Gesetz. Jede Kunst steht eigenmächtig da, den Tod zu verdrängen, den Menschen in den Himmel zu führen; aber wo sie die Philister bewachen und als Meister lossprechen, da steht sie mit geschorenem Haupte, beschämt, was freier Wille, freies Leben sein soll, ist Uhrwerk. Und da mag nun einer zuhören und glauben und hoffen, es wird doch Nichts daraus. Nur durch Wege konnte man dazu gelangen, die dem Philister verschüttet sind, Gebet, Verschwiegenheit des Herzens im stillen Vertrauen auf die ewige Weisheit auch in dem Unbegreiflichen.“

¹¹⁾ Eine solche Betrachtung unseres Problems ist, soweit mir bekannt, bisher noch nicht versucht worden. Zwei neuere italienische Werke tragen leise Spuren davon: E. del Pazzo di Mombello, *Un capitolo di Psicofisiologia*, 1885, und Ferri, *Psicofisiologia*, 1885. Als Muster in methodischer Hinsicht könnte das hochinteressante, leider in Deutschland fast garnicht bekannte Werk von W. H. Walshe dienen: *The Colloquial Faculty for Language, Cerebral Localisation and the Nature of Genius*. London, 1886.

Neue ritterliche Orden.

Von Adolf Wahrmund.

Das Organisations-Comité des neunten Orientalisten-Congresses, der im September ds. Jrs. in London zusammentreten soll, hat die Aufmerksamkeit seiner Theilnehmer unter Anderem auch auf die folgenden Fragen gelenkt: — 1) Vorschläge zur Beförderung der Orientalischen Studien, sowohl im Orient selbst, wo sie vernachlässigt zu werden beginnen, als im Occident, als Theil einer allgemeinen und einer besonderen Erziehung (*as a part of general and special education*); — 2) Was ist die wahre (*true* getreuliche) Aufgabe eines idealen internationalen (also auch die eigentlichen Orientalen einschliessenden) Orientalisten-Congresses? und — 3) Welche Beziehungen sollten zwischen (europäischen und amerikanischen) Orientalisten und einzelnen Gelehrten des Orients gepflegt werden?

Es sind hier Fragen von der grössten, wie man heute sagt planetarischen Tragweite berührt, denn es handelt sich da um die Anbahnung nach allen Seiten wahrhaftiger und die beiderseitigen Interessen, wie die der Menschlichkeit überhaupt gewissenhaft wahrer Beziehungen zwischen zwei Geisteswelten, deren überlieferte Gesamttanschauungen von Gott, Natur und Menschen in vielen Punkten einander ausschliessen, und deren nationale und lokale Lebensinteressen sich vielfach auf das Feindseligste bekämpfen. Wahrhaftig eine schwere Aufgabe!

Vor Allem ist hierbei zu beachten, dass die Aufforderung zur Herstellung einer Grundlage des gegenseitigen Verständnisses, wenn dies zunächst auch nur als rein ideales gedacht ist, und gleichzeitig eines formalen *modus vivendi* für die Geister vom Occident ausgeht, d. h. von dem jüngsten der Kulturkreise, die sich auf der Erde einander gegenüberstehen, nämlich des chinesisch-japanischen, des indischen, des semitischen und des christlichen. (Wir ziehen den muslimischen Kulturkreis mit dem jüdischen zu dem älteren semitischen, weil er — wie selbst Nöldeke das Verhältniss auffasst — seinem eigentlichsten Wesen nach die Vollendung der uralten semitischen Gesamttanschauung darstellt, während das Christenthum grade dem Semitismus gegenüber das jugendlich Neue zur Geltung bringt, um diesem für spätere Zeiten die volle Herrschaft zu geben). Auch ist jene von London datirende Aufforderung selbst eine jugendliche That, ihrer Natur nach tief verschieden von gewöhnlicher propagandistischer Thätigkeit auf religiösem Gebiete, wie sie ja auch von jenen alten Kulturkreisen heute noch ausgeht. Niemand kann eine deutlichere Vorstellung davon haben, ein wie jugendliches und darum, weil ihm die Zukunft gehört, vertrauensvolles Wesen sich in jener Aufforderung ausspricht, als wer selbst einen bedeutenden Theil seines Lebens an die Bewältigung ähnlicher Aufgaben hingegeben oder, besser gesagt, vergeben hat, denn es war — für die Kürze der eigenen Lebensdauer gerechnet — anscheinend

vergeblich. Solcher Männer gibt es jetzt aber schon eine erkleckliche Zahl unter Amerikanern, Engländern, Franzosen und Deutschen. Wir verstehen hierunter nur Solche, die unter Orientalen als *Lehrer* gewirkt haben, und zwar unter solchen Orientalen, welche den Durchschnitt des Gesamtcharakters darstellen, und in denen sich die überkommene Anschauung ihres Kulturkreises durch eine heimische Erziehung bereits verfestigt hatte. Nur der eigentliche Lehrer aber, dann weiterhin Solche, die mehr oder weniger lehrhafte Tendenzen verfolgen, können darüber ein sicheres Urtheil gewinnen, ob eine Versöhnung der beiderseitigen Anschauungen oder auch nur ein gegenseitiges Verständniss in dem Maasse erzielt werden kann, dass der Glaube an gegenseitiges Wohlwollen entstehen, und auf diesem ein gegenseitiges Vertrauen sich begründen kann, welches ein friedliches Zusammenleben und ein Zusammenwirken zu gemeinsamen Zielen ermöglicht. Es kann sich dabei aber noch auf lange hinaus immer nur um einzelne Personen handeln; an die Versöhnung entgegengesetzter d. i. grundsätzlich einander ausschliessender Prinzipien zu glauben, — sich vorstellen, dass die mehrtausendjährigen religiösen und politischen Organisationen, in welche sich diese einander feindseligen Geistesmächte hineingewachsen, versteift und verhärtet haben, demnächst einander versöhnt an die Brust sinken werden, ist Sache der Schwärmer, wobei allerdings zu beachten ist, dass Jugend schwärmerisch ist. Namentlich unter Deutschen thut man hier gut, recht scharfe Ausdrücke zu wählen, weil grade der Deutsche in seiner harmlosen Gutmüthigkeit von allen abendländischen Nationen am meisten der Gefahr ausgesetzt ist, durch schwärmerische Anschauungen (daher der Ausdruck „schwäbischer Heiland“) Schaden zu leiden, wie sich ja auch in der Judenfrage gezeigt hat, denn es ist wohl kein Volk enthusiastischer auf die Emancipation eingegangen als das deutsche.

Aber auch ein gegenseitiges vertrauensvolles Verständniss in dem Maasse, wie es oben angedeutet worden, ist beispielsweise zwischen einer erklecklichen Zahl von Einzelpersonen aus dem christlich-arischen und dem semitischen Kulturkreise gar nicht möglich. Man hat hier nicht einmal nöthig, auf das Lehrerthum, als ausschliesslich zu dieser Einsicht führend, hinzuweisen, da auch schon die lediglich politische und administrative Erfahrung auf das gleiche Ergebniss hingeführt hat. Kürzlich wurde im Pariser Senat gelegentlich der Interpellation Dide bezüglich Algiers wieder einmal ausgesprochen, dass die dortigen Araber jeder sittigenden Einwirkung durchaus unzugänglich sind und den Franzosen noch heute ebenso feindselig gegenüberstehen wie vor sechzig Jahren. Es wurde erzählt, dass beim letzten Aufstande ein junger Araber einem tödtlich bedrohten Franzosen sagte: „Sei ruhig! Ich werde dafür sorgen, dass du nicht gepeinigt, sondern schnell todt gemacht wirst“, — nämlich aus Dankbarkeit dafür, dass dieser Franzose ihn von Kindesbeinen an aufgenommen und

erzogen hatte. Andererseits weist der Semite selbst auch das Mitleid des Ariers wie eine Beleidigung zurück. Vor zwei bis drei Jahren hat in Berlin Heinrich Brugsch in einem öffentlichen Vortrage mitgetheilt, dass es ihm auch im Verlaufe mehrer Jahrzehnte nicht gelungen ist, durch fortgesetzte Wohlthaten die Zuneigung oder dankbare Gesinnung eines Arabers zu gewinnen. Wer den gründlichen Unterschied zwischen den auf natürlichen und geschichtlichen Gegensätzen beruhenden Anschauungen des Semitismus und des arischen Christenthums kennen gelernt hat, wird dies auch gar nicht anders erwarten, ganz abgesehen vom Widerstreit der Lebensinteressen, da es sich hier ja beiderseits, bei Widersetzlichkeit nur um Herrschaft oder Knechtschaft, Gefügigen gegenüber um Führen und Geführtwerden handeln kann.

Am besten wäre es wohl, — nach menschlicher Schwäche und Bequemlichkeit zu urtheilen, — wenn himmelhohe Trennungswandern zwischen jenen Völkermassen aufgerichtet werden könnten, welche durch natürliche Anlage, geschichtliche Erziehung und die Lebensnoth zu so hochgradiger Feindseligkeit gegen einander geführt worden sind. Da dies aber unmöglich ist, und die neuen Verkehrsmittel im Dienste der politischen und ökonomischen Interessen die Berührung zwischen den feindseligen Kulturkreisen tagtäglich vermehren und verinnigen, so bleibt Nichts übrig, als der Gefahr ins Auge zu schauen.

Dem Gründer des deutschen Reiches hat man nachgerühmt, dass er in der Diplomatie die Wahrhaftigkeit wieder zu Ehren gebracht habe. In der That geht ein grosser Zug der Offenheit und Wahrhaftigkeit durch das Leben der Gegenwart. Niemand wird das ableugnen können, der die diplomatische Geschichte der letzten Jahrhunderte kennt. Der Lüge bleibt freilich immer noch ihr Raum und wird ihr immer bleiben; aber im Grossen ist unsere Zeit wahrhafter als irgend eine andere, und wer sich heute noch im internationalen Verkehr auf die Lüge stützen wollte, käme schlecht weg. Es hängt dies auch damit zusammen, dass die Gebiete, deren Lebensinteressen mit einander im Kampfe liegen, heute an Ausdehnung viel grösser und darum an Zahl viel geringer sind als je, so dass die Grundverhältnisse, durch welche die Gegensätze bedingt sind, viel zu offen am Tage liegen, als dass sie durch Schrift und Rede verdeckt werden könnten. Das gilt aber nur von Gesamtverhältnissen, nicht von Einzelpersonen. Es fragt sich nun, ob in den geistigen Verkehr einer erklecklichen Zahl von Einzelpersonen, die verschiedenen Kulturkreisen angehören, jener Zug von Wahrhaftigkeit gebracht werden kann, ohne welchen solchen Fragen, wie sie das Comité des Londoner Orientalisten-Congresses gestellt hat, ein praktischer Werth nicht beiwohnen könnte, — deutlicher ausgedrückt, ob beispielsweise unter den an jenem Congresse theilnehmenden Chinesen, Japanern, Brahmanen, Parsen, sunnitischen und schiitischen Muslimen, Juden und Christen ein ihnen Allen gemeinsamer Stock mensch-

licher Interessen durch Rede und Schrift aufgezeigt werden kann, in dessen Anerkennung und Erörterung heute schon volle Wahrhaftigkeit zwischen Allen obwalten darf, ohne dass die Gefühle der Einzelnen verletzt werden. Das Comité selbst beantwortet diese Frage zu einem grossen Theil schon dadurch, dass es alle Erörterungen politischer und religiöser Natur von vorne herein ausschliesst. Was bleibt aber dann übrig? Sogenannte wissenschaftliche Fragen. Aber wissenschaftliche Fragen rein formaler Natur, wie mathematische und physikalische, werden auf diesem Congresse nicht behandelt, und das formal Geschichtliche und Sprachliche, als Constatirung äusserlicher historischer Thatsachen und ihres Datums, sowie der Sprachformen und ihrer Geschichte, haben zu jenen Fragen keine Beziehung. Auch wird es unter den Theilnehmern nur Wenige, vielleicht gar Keinen, von so beschränkten Gesichtspunkten geben, dass er sich mit der Behandlung solcher Formalien glauben könnte ein Genüge zu thun. Nun gar eine Versammlung gereifter Männer, um nicht zu sagen geistiger Grössen! Wann jemals hat eine Zahl von Männern aus verschiedenen Ländern und Völkern zusammen getagt, ohne dass der Gegenstand ihrer Verhandlungen ein solcher gewesen wäre, dass aus ihnen ein für Jedermann leicht ersichtlicher Nutzen für mehrer Völker oder für die gesammte Menschheit erspriessen konnte? Auf einem Orientalisten-Congress sind nicht Handlanger der Wissenschaft versammelt. Männer, die mehr sind als das, würden sich wohl ein bischen vor einander schämen, wenn sie von den Enden der Erde auf fremde oder auf eigene Kosten zusammenkommen, um über solche Formalien zu verhandeln. In der Wissenschaft ist freilich keine Erkenntniss so gering, dass sie nicht im Zusammenhalte mit den bereits bekannten Thatsachen Beachtung verlangte; aber solche Erkenntnisse werden vom Einzelnen in der einsamen Studierstube gefunden und durch die mehr als zur Genüge vorhandenen litterarischen Behelfe mitgetheilt, nicht auf einem Congress. Hier handelt es sich in der Hauptsache darum, ein gegenseitiges Verständniss in Gesammtanschauungen zu Stande zu bringen, und dass das Comité des nächsten Orientalisten-Congresses die Sache ebenfalls so ansieht, zeigt es eben durch jene Fragen. Diese Fragen weisen deutlich auf Gesamt-Aufgaben hin.

Paul de Lagarde, unbestritten Einer der grössten Orientalisten der Gegenwart, sagt*): „Nach meiner Ueberzeugung leben Akademien wie Individuen (auch regelmässig wiederkehrende Congresse) nur von den Aufgaben, welche ihnen gestellt werden, oder welche sie selbst sich stellen. Auf so und so viel Bände Abhandlungen kommt es nicht an, sondern darauf, dass planmässig eine unumgängliche Arbeit zu Ende geführt werde. An dieser Arbeit und an der Freude über weitschauende und streng heischende Leitung dieser Arbeit wachsen die an ihr Betheiligten.“

*) „Ueber einige Berliner Theologen und was von ihnen zu lernen ist.“ Göttingen. 1890. 8^o. (S. 115 ff.)

Lagarde hat deshalb schon i. J. 1870 dem preussischen Minister von Mühler die Errichtung einer Akademie in Göttingen vorgeschlagen, welcher die Leitung der theologischen Studien übertragen werden sollte. „Ich gedachte dieser neuen Akademie, obwohl andere Arbeiten nicht ausgeschlossen sein sollten, die Herausgabe aller Dokumente der Religionsgeschichte aufzutragen“, und „die Betheiligten sollten nach meiner Auffassung die Apostel einer neuen Kirche werden. Ich kenne nur die Geisteswissenschaften, diese aber weisen, wenn der richtige Mann sie lehrt, stäts auf den unendlichen Werth der Geister und auf den Herrn und Vater der Geister hin. Ich habe von Dokumenten der Religionsgeschichte im Allgemeinen, nicht von denen der christlichen Kirche allein gesprochen. Mir widersteht der hoffärtige Glaube, dass Kinder Gottes nicht auch am Ganges, am Hoango, am Choaspes und am Oxus gelebt haben sollten.“ Lagarde hat die Theologie die Königin der Wissenschaften genannt. Sie ist nach ihm die „Wissenschaft von der Geschichte und dem Wachsthum des Reiches Gottes vom Uranfang an und aller Orten“, nicht blos in Israel. Sie hat demnach „ein ausserhalb menschlichen Einbildens vorhandenes System von Gottesgedanken zu finden, die sich in der Menschen Geschichte verwirklichen. Er sagt (ebenda S. 81): „Meine Schüler wissen, dass ich jede Einzelarbeit als ein Mittel zu dem Zwecke ansehe, eine Gesamtanschauung des um die ganze Menschenwelt werbenden Reiches Gottes zu finden, und dass ich diese Ansicht auch als Patriot gewonnen wissen will“, — d. h. vom Standpunkte der Heimath und des eigenen Volksthum, an welche Jeder zuerst zu denken hat. In diesem Sinne, meint er (S. 119), mache die Beschäftigung mit der Theologie „unweigerlich alle die sich ihr ernsthaft Widmenden zu Mitgliedern des Reiches Gottes; keine Menschenseele kann dem Reize dieser Geschichte widerstehen.“ Nun, damit wäre ja der alte Kreislauf wieder einmal vollbracht, das Aschenbrödel unter den Wissenschaften (nach der sogenannten freigeistigen Anschauung) wieder zur Königin geworden.

Lagarde täuscht sich durchaus nicht darüber, dass der Staat heute auf solche Vorschläge nicht eingehen wird, und meint deshalb, dass die Mitarbeiter an dieser Aufgabe nur als Missionäre und einsame Pilger mitthun können. Sollten sich nun unter den Theilnehmern an einem Orientalisten-Congress, der von allen Punkten der Windrose und den Centralsitzen aller Kulturkreise aus beschickt wird, nicht heute schon Einige solcher Pilger und Missionäre finden? Ist man doch in England, nach französischem Vorgang, schon lange mit der Sammlung, Herausgabe und Uebersetzung der „heiligen Bücher“, d. h. der Dokumente der Religionsgeschichte der Menschheit, insbesondere des Orients beschäftigt. *Ex oriente lux*. Der Punkt, auf den sich die Blicke aller Geister auf der Erde jederzeit vereinigen können, kann eben nur — wie Lagarde sagt — der „Vater der Geister“ sein.

Was hat dies Alles aber mit neuen Ordens-Verbindungen zu thun, von welchen der Titel dieses Aufsatzes spricht? Nun, denke man doch an den heute über die ganze Erde verbreiteten Freimaurer-Orden, von dem man sagt, dass er die Weltherrschaft anstrebte, womit jedenfalls die Thatsache übereinstimmt, dass die Juden, welche durch ihre Nationalreligion pflichtmässig auf die Weltherrschaft angewiesen sind, sich heute dieses Ordens, als eines für ihre Zwecke tauglichen Werkzeugs, in so hohem Grade bemächtigt haben. Würde nun die geistige Gemeinschaft, welche unter den ständigen Mitgliedern eines regelmässig wiederkehrenden Congresses sich ausbilden müsste, formell nicht eine ähnliche sein wie die, welche den Freimaurer-Orden so lange Zeit hindurch in so weiter Verbreitung erhalten hat? Und ohne Zweifel würde dem geistigen Gehalt jener Gemeinschaft, deren Gemeinthatigkeit darauf gerichtet sein soll, das „System von Gottesgedanken“, welches in der Erziehung der Menschheit verborgen ist und in Zeit und Raum stückweise zu Tage tritt, in seinem Zusammenhange zu ergründen, höhere Würde und Werth innewohnen — unter Menschen wohl die höchst denkbaren — als jenem eines Ordens, der auf Weltherrschaft ausgeht.

Wir stellen aber diesen „übersichtigen“ Gedanken (als welche sie den Meisten wohl erscheinen werden), wie sie jene Londoner Fragen im Zusammenhange mit den Ideen Lagarde's in uns angeregt haben, hier einige bescheidene praktische Vorschläge gegenüber, zu welchen uns bestimmte naheliegende Bedürfnisse der Gegenwart veranlassen.

Orden entstehen, wenn sich innerhalb eines grösseren Gemeinwesens Einzelne freiwillig zusammenfinden zur Bewältigung irgend einer Noth oder eines Feindes, die das Ganze bedrohen, — also zur Bewältigung irgend einer durch die Lebensnoth des Ganzen gestellten Aufgabe, welche weder der Einzelne noch der Staat, als *Technicum* gedacht, bewältigen kann. Einzelne können sich aber nicht anders zusammenthun als unter Beobachtung einer das gegenseitige Verhalten und die gemeinsame Arbeit regelnden Ordnung (*ordo*, daher Ordens-Regel). Die Noth oder der Feind, die zu bekämpfen sind, kann von Innen kommen, z. B. Unglaube und Verzweiflung an der göttlichen Ordnung, wie sie von der eigenen Glaubensgenossenschaft gelehrt wird, entstehend aus unerträglicher Theilnahmslosigkeit der günstig Gestellten, Nichtentlohnung der Arbeit, Armuth und Entbehrung innerhalb dieser Genossenschaft selbst; daher die christlichen Bettelorden, die amerikanischen „Ritter der Arbeit“, die englische „Heilsarmee“, — oder Rohheit und Unwissenheit, also geistiges Ungenügen der grossen Menge gegenüber den durch die allgemeine Weltlage an das Ganze gestellten Aufgaben; daher die christlichen Lehrorden; — oder der Feind kann von Aussen kommen, wie z. B. der Islam gegen das Christenthum, daher die christlichen Ritterorden des Mittelalters. Unsere heutigen Sozialisten, soweit sie Anarchisten sind, gehorchen einem Massen-

gesetze und bilden keinen Orden, weil sie das Ganze in die Luft sprengen und vorerst jede Ordnung zerstören wollen, weshalb sich auch unsere Judenschaft so sehr um ihre Führung bemüht; denn diese stellt durch ihren engen Zusammenhang, dessen innere Ordnung heute im *Schulchan Aruch* wie in einem Reglement codificirt ist, sowie durch ihr geringes Zahlenverhältniss gegenüber den Christen, unter welchen sie in nomadischer Zerstreuung lebt, eine Art Orden dar, welcher einer strengen Oberleitung und Führung ebenso sehr bedarf, wie ein aus der Wüste vordringendes Heer von Razzianten oder die einzelnen im eroberten Kulturlande vertheilten Haufen eines solchen, muss aber, um sich seine Aufgabe zu erleichtern, unter den von ihm Beherrschten nomadische Ordnungslosigkeit hervorzurufen suchen. Andererseits sehen wir die christlichen Sozialisten bemüht, sich unter einer Regel zu ordnen, und zwar insbesondere zur Bekämpfung der Judenherrschaft, denn sonst würden sie sich nicht „christlich“ nennen. Der Jude ist aber ein von Aussen kommender Gegner.

Wir nun wollen hier von solchen Ordens-Verbindungen reden, die gebildet werden könnten zur Abwehr jener Noth, welche aus der Berührung unserer abendländischen Cultur- und Glaubensgenossenschaft mit Feinden entstehen können, die ebenfalls von Aussen kommen, und zwar zunächst gegenüber dem Islam und dem Negerthum in den afrikanischen Kolonien. Solche Orden wären wenigstens anfänglich das genaue Gegentheil einer Verbindung erleuchteter Geister aus allen Völkern und Kulturkreisen, wie ihrer im Eingange dieses Aufsatzes gedacht ist, die nämlich das allen Kulturvölkern der Erde Gemeinsame im Auge haben würde. Hier aber handelt es sich zunächst um Abwehr, um das Fernhalten der aus der Berührung mit ganz anders Geartetem und prinzipiell Feindseligem für das eigene Wesen drohenden Gefahren. Diese Gefahren bestehen in einer Verrohung des besseren Wesens der Europäer durch fortgesetztes Zusammenleben mit muslimischen Arabern, die in der Hauptsache nur Sklavenjäger und Sklavenhändler sein können, und mit Negern, — eine Verrohung, die zu halber Verthierung werden kann und auf Europa verhängnissvoll zurückwirken müsste. Leitender Grundsatz ist hier, dass die Berührung von Schlecht und Gut den Besseren ganz sicher verschlechtert, während die umgekehrte Wirkung unter allen Umständen sehr fraglich bleibt; — die Regel für das praktische Verhalten lautet, dass die einzig erfolgreiche Form der Defensive die Offensive ist, in unserem Falle die Inangriffnahme einer das feindliche Element bewältigenden Arbeit.

Gerade vor zwei Jahren haben wir in diesen Blättern die Nothwendigkeit dieser Ordensverbindungen betont. Inzwischen hat der edle Cardinal Lavigerie eine solche bereits ins Leben gerufen, den Orden der „*pionniers* (oder *frères*) *du Sahara*“, der aus Soldaten zu Fuss und zu Pferd, Ackerbauern, Handwerkern und Pflegern besteht. Sie tragen alle das Zeichen des Kreuzes an der Kleidung, wie seiner Zeit die Templer, und haben

ihre Arbeit bereits begonnen.*) Die neueren geschichtlichen Forschungen haben bekanntlich dargethan, dass die innere Verderbniss und der furchtbare Untergang des Templerordens namentlich durch das Eindringen semitischer Elemente verursacht worden ist. Dies gibt einen Fingerzeig, dass hierin die grösste Vorsicht zu beobachten ist, damit nicht Aehnliches sich wiederhole.

Uns kommt es nicht zu, hier von den Organisationsformen zu reden, welche den erfolgreichen Bestand der betreffenden Ordensverbindungen auf möglichst lange Zeit gewährleisten könnten. Die richtigen Leute hierzu sind Soldaten und Missionäre, die bereits an Ort und Stelle gewirkt haben. Lavigerie's Vorgang kann gewiss als Muster dienen. Wir wollen hier nur, natürlich in aller Selbstbescheidung, von den allgemeinen Aufgaben sprechen, deren Durchführung durch jene äussere Organisation ermöglicht werden soll. Vorauszuschicken ist hier noch, dass die rein kirchlichen Missionsinstitute und Ordenshäuser ein Ding für sich bleiben. Die Kirche steht auf höherem und umfassenderem Standpunkte. Sie ist heiliger, d. h. sie steht zum sittlichen Heile in direkterer Beziehung, als jene Orden. Sie lehrt den Weg zum Heile, und ihre Diener bringen diesem Zwecke das Leben selbst zum Opfer. Die Orden, von denen hier die Rede ist, stehen zwar den kirchlichen Zwecken viel näher als etwa blosse Handelsgesellschaften oder Agrargenossenschaften, sie unterstützen diese Zwecke sogar unmittelbar, und eben durch diese nahe Beziehung zu ewigen Zwecken erhalten sie ihre besondere Würde; aber ihr näherer Zweck ist ein weltlicher: sie sollen gewisse aus der Berührung der christlich-abendländischen Kultur mit afrikanischer Unkultur entstehenden, für uns selbst verderblichen Folgen durch weltliches Gebahren mit weltlichen Mitteln fernhalten, und zwar zunächst zum Heile ihrer eigenen Heimath und ihres besonderen Volksthum.

Vor Allem hätten sie in's Auge zu fassen: die möglichste Beschränkung und weiterhin Regelung des Verkehrs mit Arabern und Eingebornen. Die Araber werden hier nicht viel Arbeit machen, da ihr eigener Stolz sie jede Berührung mit Christen nach Möglichkeit vermeiden lässt. Die geschlechtliche Vermischung mit Eingebornen müsste wo möglich ganz verhindert werden, da die Erfahrung hinlänglich bewiesen hat, dass die Früchte der Blutmischung Nichts taugen, d. h. zu einem Leben in unserer Weise moralisch untüchtig sind. Das würde auch die wünschenswerthe, weil einer sehr dringenden Noth einigermaassen abhelfende Auswanderung von Seite des weiblichen Geschlechts aus Europa zu befördern sein. Ferner kommt dabei in Betracht, dass der in gewissen Breitegraden von europäischen Eltern erzeugte Nachwuchs ebenfalls nicht viel taugt und namentlich nicht sehr lebensfähig ist. Doch scheint dies das geringere von beiden Uebeln zu sein, da vor

*) Die Nummer der Pariser „*Illustration*“ von der dritten Märzwoche enthält darüber einen Artikel mit Abbildungen.

allen Dingen zu verhindern sein wird, dass sich eine Mischbevölkerung bilde, für deren Empfinden die fremden Mütter maassgebend sind, so dass diese alsbald in einen feindlichen Gegensatz gegen die Europäer tritt, wie zur Zeit der Kreuzzüge die Pullanen in Syrien. Es wird sich deshalb empfehlen, so sehr als nur immer möglich, die Reinerhaltung des Blutes zum praktischen Grundsatz zu machen. Das ist freilich eine schwere Sache, aber es handelt sich eben um ernste Auffassung der Dinge, und da sollte man doch vor Allem bedenken, dass jenes Prinzip das der Natur selber ist, so dass die angeborenen natürlichen Empfindungen beider Theile in der Beobachtung des Prinzips geradezu ihre Befriedigung finden. Es sollte dabei — in der Belehrung beider Theile — vor Allem auf die der Natur inwohnende Heiligkeit hingewiesen werden, wonach die Reinheit des Blutes in näherer Beziehung zur Sittlichkeit steht als dessen Unreinheit, so dass die Reinerhaltung des Blutes als der deutlich ausgesprochene Wille Gottes erscheint. Dies entspricht einmal jenem Zuge grösserer Wahrhaftigkeit in der Behandlung grosser Verhältnisse, von dem oben die Rede war, und zweitens stimmt es auch mit dem offenbar gleichfalls natürlichen Zuge überein, welcher heutzutage die Völker zu energischer Vertheidigung ihrer Individualität treibt und von der andern Seite deren Respektirung verlangt, — ein natürlicher Zug, welchen das internationale und kosmopolitische, was in diesem Falle soviel heisst als das nach Weltherrschaft strebende Judenthum heute mit solchem Erfolge zur gegenseitigen Verhetzung der Nationalitäten benützt. Bekanntlich finden die Juden, abgesehen von der Beschneidung, die Berechtigung zur Weltherrschaft, als Samen Abrahams, in ihrem Blute, womit an dies materielle Zeichen in geheimnissvoller Weise eine göttliche Gnade gebunden ist, wie in einem Sakramente. Hier käme es umgekehrt darauf an, es gleichsam zu einem Glaubenssatze zu erheben, dass an die Reinerhaltung des Bluts, welche so vielfache innere Beunruhigung und äussere Verwickelungen fernhält, ebenfalls in geheimnissvoller Weise (die Wissenschaft mag sich immerhin um Ergründung und Aufklärung dieses Geheimnisses bemühen) göttliche Gnaden gebunden sind. Es ist doch von selbst einleuchtend, dass man hier einem Willen Gottes gegenübersteht. Eine solche Anschauung würde, wenn sie durchdränge, ohne Zweifel eine viel friedlichere Entwicklung der Menschheit, und zwar auf unabsehbare Zeiten ermöglichen, als leichtsinnige Vermischung der Rassen, deren moralische und politische Folgen nur verderblichster Natur sein könnten.

Indem wir diesen Grundsatz aufstellen, versteht es sich ganz von selbst, dass hierbei aller geistige Hochmuth, aller Stolz auf Rasse oder Blaublütigkeit u. dgl. durchaus als ausgeschlossen zu betrachten ist. Die Art von Ueberlegenheit, welche diese Orden zu äusserer Darstellung und Wirksamkeit zu bringen haben, und vermöge deren sie die Führerschaft über Andere in Anspruch nehmen, wird durch die Erfüllung der ihnen obliegenden Pflichten in einer Weise ausgeglichen, welche ihnen die Achtung und selbst die

Liebe der von ihnen Geleiteten einbringen muss, falls diese nur überhaupt einem Verständniss für das, was wir höhere Sittlichkeit und Menschlichkeit nennen, irgendwie zugänglich sind. Sklavenjäger und Kannibalen sind natürlich nicht zu dulden, sondern auszurotten. Fragt man nach einer noch höheren Sanktion, nun, so ist diese bereits gegeben, nämlich in Christus, dem Gottmenschen, der die Menschen — wie Lagarde sich ausdrückt — zur Gotteskindschaft führt. Dass ein anderer Grundstein nicht gelegt werden kann, ist ja schon viel tausend Mal gesagt worden, und zwar von den erlesensten und erfahrensten Geistern, und die werden sich wohl auch etwas dabei gedacht haben. Darum schmücken sich jene Orden mit dem Zeichen des Kreuzes.

Tracht und Benehmen der Ordensleute muss Würde und Schönheit in einer Weise vereinen, dass in ihnen „die Vereinigung zeitlicher und ewiger Zwecke“ zur Erscheinung kommt. Nur so versprechen sie Dauer. Schon aus diesem Grunde wäre die Verwendung schwarzer Soldtruppen nur in einem gewissen Maasse zulässig.

Zur Erziehung jener Völker ist es keineswegs geboten, sofort in ihre Sitten, insbesondere in die Gemeinde und die engere Häuslichkeit, einzugreifen, oder — wie man es seinerzeit den Jesuiten in Paraguay zum Vorwurf gemacht hat — ihre Arbeitsthätigkeit auf's Genaueste regeln zu wollen. Durch Versuche, das Lebendige zu mechanisiren, wird das Gegentheil erreicht.

Was die für Afrika so überaus wichtige Sklavenfrage betrifft, so scheint das Heil noch für längere Zeit einzig darin zu liegen, dass Sklaverei und Leibeigenschaft in ein gesetzlich geregeltes Dienstverhältniss umgewandelt werde. Selbst der Islam, im Sinne seines Stifters, hat anfänglich dies Verhältniss nicht viel anders aufgefasst. War der Sklave — abgesehen von der Art und Weise, wie er zum Sklaven wurde, nämlich als Kriegsgefangener oder durch Menschenjäger geraubt u. dgl. —, erst in das Haus eines Gläubigen aufgenommen, und hatte er, freiwillig oder gezwungen, den Islam angenommen, oder war er von vornherein als Kind muslimischer Sklaven im Hause geboren, so war das weitere Verhältniss in nicht unmenschlicher Weise geregelt, und nach sieben Jahren war er freizulassen. Auch die holländischen Boers in Südafrika schliessen vielfach mit jungen Kaffern ähnliche, beide Theile auf sieben Jahre verpflichtende Dienstverträge, die oft auf weitere sieben Jahre wiederholt werden. Da nun die Dienstleistungen der Neger dort nicht entbehrt werden können, nach christlicher Auffassung aber solche Verhältnisse viel menschlicher geregelt werden, als es vom Islam geschehen ist, so wären die Muslime aufzufordern, u. z. mit dem nöthigen Nachdruck, die Sklaverei nach einer ihnen zu ertheilenden Vorschrift in unserem Sinne umzugestalten. Vielleicht könnte man die üblichen sieben Jahre auf fünf oder noch tiefer herabsetzen. Die Verträge müssten von den christlichen Behörden registriert werden; dies ist gerade das

Wichtigste. Die Ordensverbindungen, die ja ebenfalls auf Dienstleistungen von Seiten der Neger angewiesen wären, hätten nur solche Dienstverträge abzuschliessen und darauf hinzuwirken, dass diese Auffassung eine allgemeine würde.

Kaufleute und freie Bauern, die auf Betreibung ihres eigenen Vorthells angewiesen sind, können nicht in die Ordens-Verbindungen eintreten.

Es wäre vor Allem darnach zu trachten, gesunde Hochebenen und Berglandschaften, deren Klima die Nichtentartung europäischer Ansiedler verbürgt, in Besitz zu nehmen und durch Befestigungen zu sichern, damit man sich im Nothfalle dahin zurückziehen und von dort sich immer wieder ausbreiten könne. Wenn dies nicht gelänge, so wäre, um eine Entartung der Europäer zu verhindern, ein bestimmtes Ablösungssystem mit möglichst kurz bemessener Präsenzzeit — für die unteren Chargen wohl nicht über drei Jahre — in Anwendung zu bringen.

Der Austritt aus dem Orden muss, unter Erfüllung gewisser Modalitäten, jederzeit freistehen. Alles Gute kommt nur von Freiwilligen. Die höheren Chargen werden aus den länger Ausharrenden besetzt, und die höchsten mit Solchen, welche durch die That dargethan haben, dass sie hier ihren Lebensberuf finden.

Die Unmenschlichkeiten, welche während der letzten Expedition Stanley's geschehen sind, noch mehr die furchtbaren Thatsachen bei der italienischen Okkupationsarmee in Aethiopien — Prozess Livraghi — geben deutliche Fingerzeige, wie nahe dem Europäer in jenen Klimaten Verrohung, ja selbst Verthierung gelegt sind, und welcher Art die Rückwirkung solcher Erscheinungen auf Europa selbst sein müsste.*) Das einzige Mittel, dem entgegenzuwirken, scheinen die hier empfohlenen Ordensverbindungen zu sein. Alle höhere Sittlichkeit in Verbindung mit höherer Menschlichkeit knüpft sich für uns an das Christenthum. Heute heisst es mehr als je das Kreuz hochhalten, und dazu sind auch jene Orden berufen.

*) Inzwischen sind auch die wahrhaft entsetzlichen Kriegsvorgänge im französischen Senegambien bekannt geworden.

Die Malerschule von Nürnberg

im XIV. und XV. Jahrhundert in ihrer Entwicklung bis auf Dürer

dargestellt von Henry Thode.

Eine allgemeine und erschöpfende Antwort auf die bange Meisterfrage: Was ist deutsch? zu finden, eine Antwort, mit der Zweifel und Bangigkeit auch schon zerstört und nicht nur unser deutsches Empfinden gestärkt, sondern zugleich eine Richtschnur für zielbewusstes deutsches Handeln gegeben wäre, das ist weder dem Meister selbst noch einem andern Grossen bis heute vergönnt gewesen. Wohl aber war es uns allen schon oft vergönnt, in einzelnen bestimmten Fällen, vor einem Werke oder einer That, jubelnd auszurufen: das ist deutsch! Und besonders Kunstwerke waren es, die uns mit dieser seligen Gewissheit erfüllten.

Leider hat der Deutsche — und auch das ist eben deutsch, wie man ohne Jubel und Seligkeit hinzusetzen könnte — weniger Neigung oder Befähigung, das eigene, als vielmehr, das fremde Gute, Schöne, oft auch nur Interessante, zu erkennen und zu beachten. Diese, hier wahrlich nicht zum ersten Male erwähnte oder gerügte „Ausländerei“ des deutschen Volkes zeigt sich zum Beispiel darin, dass ihm die besten ausländischen Schriftsteller der Gegenwart in kurzer Zeit beinahe so lieb und vertraut wurden wie dem Volke ihrer Heimath, Schriftsteller, echte Dichter, ihrer eigenen Nation sozusagen fremd, wenigstens innerlich fremd geblieben sind. Von Tolstoi über Ibsen bis zu Zola — von jenen immerhin stattlichen Höhen eines christlichen, aber ungermanischen Idealismus über die seltsame „bucklige Welt“ eines germanischen, aber undutschen Pessimismus bis zu den Niederungen und Sümpfen, aus welchen der „ruchlose Optimismus“ sogenannter französischer Realisten unter dem Vorwande des Pessimismus Staub und Schlamm aufwühlt — ist so ziemlich Alles, was die slavischen, germanischen und romanischen Völkerschaften, welche Deutschland umgeben, in den letzten fünf- und zwanzig Jahren an schriftstellerischen Talenten zur Reife gebracht haben, auch in Deutschland im vollen Sinne des Wortes heimisch geworden. Und Wilhelm Raabe? Und Gottfried Keller? Es hat sehr den Anschein, als ob sie nach weiteren fünf- und zwanzig Jahren noch ebenso bloss der Litteratur und nicht dem Leben der Nation angehören sollten, wie dies heute der Fall ist.

Ein anderes Beispiel: dass die deutsche Musik geradezu identisch mit der wahren und grossen Musik und als solche die eigentliche Weltsprache sei, darüber sind die musikalischen Deutschen schon ziemlich lange einig; dass die deutsche Litteratur in manchem Betracht die herrlichste und auch so recht eine Welt-Litteratur sei, das wird von keinem deutschen Litteraturfreunde bestritten; aber von einer grossen deutschen Malerei hat man selten oder nie gehört. Als grosse, klassische Malerei gilt ohne Weiteres immer die italienische. Der wird dann die niederländische, als andersartige, mit ihrem künstlerischen Werthe aber jener doch vielfach gleichkommende, in mehr als einer Hinsicht sogar einen Fortschritt bedeutende, häufig unmittelbar nachgesetzt. Die deutsche, wenn sie überhaupt daran kommt, erscheint spät genug in der Reihe. Man kennt zwar einen grossen deutschen Maler: Albrecht Dürer; aber man kennt ihn nicht viel besser als dem Namen nach, während die Raphael'sche Madonna und die Tizian'sche Venus, in ihren zahlreichen Variationen, die Wohnung des Studenten und des schlichten Bürgers schmücken. Wem Dürer besser bekannt ist, der hat auf seiner unver-

meidlichen italienischen Reise, durch den blossen Anschauungsunterricht und aus den Daten der Kataloge, die wunderbare Entwicklung der italienischen Malerschulen, das Charakteristische und das Gemeinsame an ihnen einigermaassen erfassen gelernt und muss darüber staunen, dass Dürer so einsam, so „vom Himmel gefallen“ für ihn die ganze Blüthe der deutschen Malerei vorstellt. Die gelehrten Bücher, die sein in Italien erworbenes Wissen zu erweitern und zu vertiefen vermögen, werden ihm in dieser Hinsicht eine Enttäuschung bereiten. Denn nicht nur von den gebildeten Laien, den Dilettanten und „Liebhabern“ gilt, dass die Freunde und Verehrer der italienischen Malerei bei Weitem zahlreicher sind als die deutscher Kunst. „Selbst die gründlichsten Forscher begnügten sich mit kurzgefassten, spärlichen Angaben“. „Zu der selben Zeit, da man doch mit leidenschaftlichster Theilnahme sich der Erforschung des italienischen Trecento und Quattrocento zuwandte, bewahrte man den selben Phasen deutscher Kunst gegenüber eine auffallende Gleichgültigkeit, als seien dieselben der Berücksichtigung kaum werth.“ „Es kam nur zu sehr vereinzelt, zusammenhangslosen Bestimmungen und zu einer in den grossen Zügen sich wiederholenden, traditionell typischen Schilderung in den Handbüchern der Kunstgeschichte.“

Diese Worte deuten das nicht geringe Verdienst an, das sich Thode mit seinem neuen Buche sachlich erworben hat. Er weist nach, „dass es in der Nürnberger so gut wie in der Florentinischen Malerschule ein Trecento, ein Quattrocento und ein Cinquecento gibt“; er legt dar, „was bisher nur geahnt wurde“, „dass unsere deutschen Malerschulen der Renaissancezeit eine lange, in sich geschlossene, in höchstem Grade beachtenswerthe Entwicklung gehabt haben“ und „dass diese Entwicklung eine allen entscheidenden Thatsachen nach derjenigen italienischer Schulen analoge gewesen ist“; er schildert zum ersten Male genau und eingehend die Anfänge und das Wachsthum der grössten deutschen Malerschule, derjenigen, welche Meister Dürer aus sich hervorgehen sah; und er zertheilt bei dieser Schilderung den Nebel, der die Vorgeschichte der Dürer'schen Kunst bisher verhüllt hat, und lässt — im Gegensatze zu der „traditionell typischen Schilderung in den Handbüchern der Kunstgeschichte“ — individuelle Künstlererscheinungen an uns herantreten. Wem der Verfasser mit seinem Aufsätze über Dürer in diesen Blättern „die räthselhaft verschlungenen Linien und wunderbar krausen Zeichen“ verständlich gemacht hat, in denen Dürer „das Geheimniss der vom Lichte beschienenen Welt und ihrer Gestalten aufgegangen war“, und wem er so die Erkenntniss davon vermittelt hat, dass Dürer in Folge seines innersten Wesens allerdings nie zur stylistischen Vollendung eines Raphael, zur Classicität im unanfechtbaren Sinne des Wortes gelangen konnte, aber dass er gerade seinem Wesen nach doch nur mit Michelangelo zu vergleichen ist — der mag, von dieser Erkenntniss geleitet, zu einem innigeren Befassen mit der deutschen bildenden Kunst der Renaissancezeit hingeführt worden sein und durfte nicht nur in Dürer's Werken, sondern nicht selten auch in dem unberühmten Gemälde eines namenlosen Künstlers die Fülle und Tiefe germanischen Seelenlebens ergriffen wahrnehmen. Wie viele Wünsche und Bedenken aber sind wohl einem Jeden aufgestiegen, der sich eines dieser Bilder so recht zu Herzen nahm! Zum ernstlichen Verstehen dieser „krausen Zeichen“ fehlte ihm sowohl die nöthige Einsicht in die Bedingungen, unter denen sie selbst entstanden und ihre Schöpfer geworden sind, als auch die wünschenswerthe Uebersicht über das Geschaffene. Diese auf einem und dem selben Bilde hier kühn „verschlungenen“, dort eigenthümlich unbeholfenen, steifen, eckigen Linien, in denen sich das Seelische nur gleichsam stammelnd ausdrückt, bleiben dem unbelehrten Sinne nur allzu leicht „räthselhaft“. Historische und kritische Erläuterungen durch einen Berufenen — so etwa,

wie Thode über Dürer zu uns gesprochen hat — waren uns da ein Bedürfniss. Mit dem vorliegenden Buche wurde es erfüllt. Aus diesem Buche erfahren aber auch die Fachgelehrten eine Menge Thatsachen, die sie vorher — bestenfalls — „nur geahnt“ hatten. Gerade dem Kenner werden hier die wichtigsten Aufschlüsse gegeben. Es ist nicht Ueberschwänglichkeit oder eine buchhändlerische Phrase, wenn der Verleger das Werk als eine „Neuigkeit von grundlegender Bedeutung für die Geschichte der deutschen Kunst“ ankündigt.

Aufgabe der Fachgelehrten wird es sein, die „Grundlagen“ zu prüfen und auf ihnen weiterzubauen. Wir denken vor Allem daran, dass es einer der Unsern, dass es ein Bayreuther ist, der das Buch geschrieben hat. Wir ersehen, wie hier eben Bayreuth mit verholfen hat zu der „Gediegenheit“ dieser Ausführungen. Wir finden es also wieder bestätigt, dass Wagner auch auf den ihm nicht unmittelbar nahe liegenden und auf scheinbar „trockenen“ Gebieten anregend und befruchtend wirken kann, wenn nur erst sein Geist lebendig geworden ist in einem — Geist. Die in den neun „Anhängen“ des Buches sich sozusagen statistisch darstellende Gründlichkeit und Gelehrsamkeit des Verfassers, die ihm in den unbayreuthischsten Kreisen, die es giebt, Anerkennung und Achtung in hohem Maasse verschaffen muss, lässt doch nirgends das Gefühl der „Trockenheit“ aufkommen. Der Verfasser hat auf seinen jahrelangen Forschungsreisen durch das Gebiet der Kunst keinen einzigen Augenblick der wahren Heimath des Künstlers vergessen. Er hat bei der gewiss oft ermüdenden Beschäftigung mit Aeusserlichkeiten nie das Bewusstsein davon verloren, dass es sich bei der Betrachtung und Beurtheilung von Gemälden um die in ihnen zum Ausdruck gelangende Innerlichkeit handelt. Und um wie Vieles höher eine solche Auffassung der bildenden Kunst steht als eine nüchterne, professorenhafte, um so Vieles belehrender ist auch jedes seiner Worte als die des „studirtesten“ Professors der Welt. Belehrender, als er selbst zugesteht. Er überzeugt uns davon, dass Dürer in der That nicht „vom Himmel gefallen“ ist; aber er weiss auch, dass Dürer vom Himmel stammt, und dass diese Herkunft durch keinen irdischen Vorgänger zu „erklären“ ist. Er sagt: „Nicht um das Verstehenlernen des Genies, wie man sich, in solche Arbeiten vertieft, nur zu gerne schmeicheln möchte, auch nicht um dasjenige der Wesenseigenthümlichkeiten eines ganzen Volkes, denn diese sind mit grösserer Bestimmtheit aus den Schöpfungen eben des Genies zu abstrahiren, handle es sich in Untersuchungen wie den von ihm geführten, sondern zunächst nur um die gerechte Würdigung, ja Neuentdeckung bedeutender Künstler, deren Wirken mit Unrecht in volle Vergessenheit gerathen war, dann aber weiter um den Nachweis einer allgemeinen Gesetzmässigkeit auch auf einem bisher nicht erhellten Gebiete geistigen Lebens und künstlerischen Schaffens.“ Und damit sagt er, in seiner Bescheidenheit, nicht genug oder — mehr, als er verantworten kann. Es ist zuzugeben, dass sich aus den Schöpfungen Dürers, weil dieser eben der Grössere war, auch mit grösserer Bestimmtheit die Wesenseigenthümlichkeiten des deutschen Volkes „abstrahiren“ lassen als aus denen seiner Vorgänger; und es lässt sich nicht läugnen, dass das Buch zunächst in sachlicher Hinsicht seinen Zweck zu erfüllen hat. Aber so deutsch die Vorgänger Dürer's gleich diesem selbst waren, so licht- und lebensvoll die Thode'sche Darstellung ihres Wirkens und ihrer Werke ist, so unbedingt erhalten wir auch, wenn wir uns diese Darstellung wirklich zu eigen machen, eine neue, bedeutsame Einzel-Antwort auf die noch nicht verstummte Frage: Was ist deutsch? Zweifach giebt uns Thode diese selige Gewissheit! Er stellt in Vergessenheit gerathene Künstler, so hell und deutlich vor unser Auge, dass wir glauben, in ihren Mienen lesen zu können, und an dem deutschen Gemüthe nicht mehr zweifeln, das für uns in diesen

Mienen, in diesem treuen deutschen Blick zur sichtbaren Erscheinung geworden ist. Aber er könnte uns Entferntes und Vergessenes nicht so deutlich gewahren lassen, wenn er nicht dasjenige besässe, was auch einen deutschen Maler erst zum Künstler macht; er könnte das Deutsche und Unvergängliche, das vor Dürer in Nürnberg geschaffen wurde, selbst gar nicht so deutlich sehen, wenn er nicht die selbe Sehkraft besässe, mit der auch alle Jene begabt sein müssen, denen „das Geheimniss der vom Lichte beschienenen Welt“ in Linien und Zeichen „aufgehen“ soll. Thode ist nicht nur nicht — Professor; Thode ist — Künstler.

Nicht die „schöne Schreibweise“, oder die gelungene „Composition“ seiner Darstellung ist gemeint. Bevor ein Künstler — sei es nun ein malender oder ein schreibender — überhaupt darstellen kann, muss er einen Gegenstand für die Darstellung und den Gegenstand geschaut haben. Das Schauen-können ist das Erste; dann kommt das „Können“, die Technik. Lessings Wort vom Raphael, der auch ohne Hände „das grösste malerische Genie“ gewesen sein würde — ein Zeitungsschreiber nannte es unlängst einen schlechten Witz: aber es ist ein ernstlich gemeintes Wort. Es verkündet die Wahrheit, dass der Künstler schon vor dem ersten Pinselstrich in der Natur das gesehen haben muss, was er nun auch Anderen zeigen will, und dass er den Pinsel besser gar nicht zur Hand nimmt, wenn er nicht mehr gesehen hat als wie Andere auch. „Der Maler malt eigentlich mit dem Auge; seine Kunst ist die Kunst, regelmässig und schön zu sehen.“ So spricht Novalis ernsthaft den witzig gefassten Gedanken Lessing's aus. „Schleier der Maja“ nennt der Brahmane die Welt der Erscheinungen, des sinnlich Wahrnehmbaren. Wie das von einem Schleier Verhüllte durch ihn hindurchschimmert und, obwohl eigentlich unsichtbar, doch dem Sichtbaren die charakteristischen Züge verleiht, so spricht aus allem Sichtbaren und Greifbaren ein Unsichtbares und dennoch Wirkliches, eine höhere Realität, die Jedermann empfindet, die aber nur dem Künstler sich gänzlich offenbart. Des Künstlers Auge durchdringt den Schleier und schaut auf den Grund der Dinge. Und wenn er dann ein Kunstwerk schafft — das Schaffen-können gehört freilich auch dazu — so lässt er uns mit ihm durch den Schleier schauen. Wie verhält sich nun ein solches Kunstwerk zu der in ihm nachgebildeten, gewöhnlichen Realität? Hervorheben, Verstärken, Zusammenfassen und Verallgemeinern der in der Wirklichkeit verborgenen, verwischten, unfertigen und zerstreuten Züge eines Gegenstandes — das ist das Verfahren des Künstlers. Man nennt es „idealisieren.“ Das heisst nicht lügen oder vertuschen. Im Gegentheil: die Wirklichkeit wird so zur Wahrheit. Gerade das Charakteristische eines Gegenstandes wird ja hervorgehoben. Der so oft, und zumal mit Beziehung auf Wagner, berührte Gegensatz zwischen dem Charakteristischen und dem Schönen sollte gar nicht erwähnt werden, wenn von Kunst die Rede ist. Der Gegenstand eines Kunstwerks braucht weder regelmässig noch schön zu sein; sondern er wird vom Künstler regelmässig und schön gesehen. Und so sah Thode die Malerschule von Nürnberg. Der Blick des Malers ist auf die Natur gerichtet; das Ur-Bild dessen, was ihm die Natur zeigt, richtet er dann als Vor-Bild auf. Der Blick des Aesthetikers ist auf die Kunst gerichtet; aber Künstler und Kunstwerk sind für ihn Naturprodukte, mit denen er, wenn er seiner Aufgabe gerecht werden, wenn er die Welt in's Herz des Künstlers schauen lassen will, nicht anders verfahren darf, als der Künstler mit der Natur verfährt. Die Bedeutung des Wortes „Aesthetik“ sagt schon, dass die noch keine Aesthetiker sind, welche blos reflektieren oder referieren über ein Kunstwerk. Die wahren, deutschen Aesthetiker schaffen selbst Kunstwerke — Kunstwerke zweiter Ordnung, wie ich sie nennen möchte — Kunstwerke, deren Gegenstände Kunstwerke sind. Zu diesen Aesthetikern zählte Heinrich von Stein; zu ihnen zählt Thode.

Nicht die „schöne Schreibweise“ ist gemeint. Nicht den Schreibe-Styl meinte Anselm Feuerbach, als er den Satz niederschrieb: „Styl ist Weglassen des Unwesentlichen.“ Was durch solches Weglassen des Unwesentlichen zu erreichen ist, das beweist uns diese deutsche Arbeit Thode's. „Kein Wegweiser, wie ihn für die italienische Kunst die Künstlerbiographien Vasari's bieten, erleichterte ihm die Wahl und sichere Verfolgung des Weges“, den er zum Zwecke der „gerechten Würdigung“ jener älteren Künstler zu beschreiten hatte. „Das unausgesprochene Geheimniss war eben nur den Gemälden selbst, die uns, ohne den Namen ihrer Verfertiger zu tragen, bis auf den heutigen Tag erhalten blieben, abzuzeigen. Sie selbst mussten Rede stehen, da alle anderen Zeugnisse schwiegen.“ Wie sie nun Thode zur Rede zwang, wie er durch „Sonderung und Sichtung“ — diese einfache Bezeichnung hat er selbst dafür — zur Feststellung verschiedener, individuell gearteter Meister, ja zur Feststellung des Namens eines grossen Theiles von ihnen gelangte, das entnehme man aus dem Buche. Thode's „Neuentdeckung bedeutender Künstler“ ist eine bedeutende Schöpfung.

Nur ein künstlerischer Blick — genau genommen identisch mit jenem Blicke der deutschen Treue, den der Beschauer eines Pfenning'schen oder Pleydenwurff'schen Gemäldes auf sich ruhen fühlt — vermochte so sieghaft durch all das Störende und Unwesentliche bis zum Wesen dieser Künstler vorzudringen; nur deutscher Fleiss und deutsche Besonnenheit vermochte zugleich all die äusseren Umstände zu beachten und zu bedenken, die endlich auch die Findung von Namen und von Lebensdaten ermöglichten; und nur die bayreuthische Gesinnung eines echten und edlen Menschen, der sich stäts rein und frei zu erhalten weiss von Kleinlichkeit und von Hochmuth, vermag beim Abschlusse so mühevoller Untersuchungen, unbeirrt durch das viele Vergängliche, das ihm da hindernd, dort verlockend in den Weg getreten, freudig auszurufen, dass alles Vergängliche nur ein Gleichniss, alles Aeussere „Schleier“ sei.

Max von Millenkovies.

Ein Denkmal der „Universalität.“

Die „Wagner-Encyklopädie“ von C. Fr. Glasenapp ist erschienen — in dem Bayreuther Kreise lange erwartet, freudig begrüßt. Wieder einmal ist der deutschen Bildung eine Gelegenheit dargeboten, sich über die geistige Bedeutung, die geistige Welt Wagner's zu unterrichten. Noch bemerkt man bei den Zeitgenossen davon wenig, dass die Schriften Wagner's in zwei Ausgaben, dass die „Bayreuther Blätter“ in 13 Jahrgängen, dass das Wagner-Lexikon, dass die Briefe an Liszt und die Dresdener Freunde in Deutschland erschienen sind und seitdem doch auch s. z. s. zur deutschen „Litteratur“ gehören, insofern der Litteraturfreund sie ebensogut kaufen kann wie tausend andere Dinge. Es ehrt ihn nicht, wenn man finden muss, dass er lieber Anderes kaufe. Wenn er sich aber diesmal eines Bessern besänne und die Encyklopädie sich wirklich anschaffte, dann hätte er schon manche böse Unterlassung gut gemacht. Sie gibt ihm einen grossen Theil des ganzen Wagner. Sie führt vor seinen Augen die ganze Geisteswelt, unsere historische Kultur, durch den Einen mächtigen Geist des Künstlers hindurch. Aber mehr noch: der fleissige Ordner und Herausgeber des Werkes hat eine Vorrede dazu geschrieben, welche eine bisher in dieser Weise noch nicht vorhandene Geschichte des Wagnerischen Geistes selber liefert, indem sie hinwiederum diesen Geist des Grossen, Hellsichtigen, hindurchführt durch die Welt der Kultur, der er neues Licht, neue Kraft, neuen Reichtum an Wahrheit und Schönheit zu bringen berufen war. Der „Prospekt“, der unsern Lesern vor einiger Zeit in den „Blättern“ mitgetheilt worden, enthielt nur einen Theil dieser Vorrede. Der „Encyklopädie“ wird gewiss ein guter Dienst geleistet, wenn wir noch einen andern Theil an dieser Stelle abdrucken. Leider verbietet es der Raum, der uns dafür nur offen steht, die sehr bemerkenswerthe längere Darstellung der drei Perioden wiederzugeben, welche sich durch die Begriffe der „Revolution“ — „Reformation“ — „Regeneration“ bezeichnen lassen. Diese nachzulesen, bleibt als besonderer Genuss den künftigen glücklichen Besitzern der „Encyklopädie“ vorbehalten. Hier müssen wir uns bescheiden mit einem kürzeren Abschnitte der Vorrede, welcher jene Eigentümlichkeit des Wagnerischen Genius behandelt, der gerade in der „Encyklopädie“ selbst ein grossartiges Denkmal gesetzt worden ist. —

H. v. W.

Als eine vorzügliche Eigenschaft des deutschen Geistes, wie er in den grossen deutschen Denkern und Dichtern, Forschern und Meistern sich kundgibt, bezeichnet Wagner dessen Universalität. Von dieser „Universalität“ legen seine eigenen Schriften ein beredtes Zeugniß ab. In hohem Grade ist sie für die gesammte Erscheinung Wagner's bezeichnend, und von ihrer Vorstellung unzertrennlich. Wie sie dem schaffenden Künstler in der unbeschränkten Beherrschung aller Kunstarten, die sich in seinem Kunstwerke berühren und durchdringen, zu eigen war, so auch in gleicher Weise seinem historischen und kritischen Urtheil über die weitausgebreitete Manigfaltigkeit aller irgend hervorragenden Gegenstände der Kunst- und Kulturgeschichte. So zunächst auf dem ihm ureigenen Gebiete der Musik. Dabei ist es erstaunlich, zu erfahren, wie die gleiche Reife und Sicherheit der Beurtheilung schon dem jugendlichen Schöpfer des „Rienzi“ zu Gebote stand, in welchem eben schon damals das ganze „Kunstwerk der Zukunft“ mit allen seinen Konsequenzen feurig lebendig war. Wir dürfen dies sogleich dem ersten der 10 Bände seiner Schriften entnehmen, der gar manches werthvolle Zeugniß dieser Art bereits aus der „Rienzi“-Periode enthält. Damit stimmen die Schilderungen der Zeitgenossen überein, die in jener ersten schweren Pariser Leidensperiode die wunderbare Elasticität seines Geistes bewunderten, mit der er, trotz der ihn umgebenden Misère einer trostlosen Aussichtslosigkeit, den Abends sich um ihn sammelnden Freundeskreis mit unerschöpflicher Laune unterhielt. Ein Genosse jener Pariser Abende (Friedrich Pecht) berichtete später einmal über diese Zusammenkünfte, an denen der junge Meister diesem frühesten Kreise von „Wagnerianern“ nach und nach „alle grossen Musiker so scharf charakterisirt

habe, dass sie ihnen alle ganz individuelle, lebensvolle Gestalten geworden seien“ Seine Vertrautheit mit der musikalischen Produktion aller Zeiten sei ihm für den damals so jungen Mann fast unbegreiflich gewesen. „Die frühesten Italiener, wie Palestrina, Pergolese u. A., kannte er ebenso genau, wie die älteren Deutschen, von Sebastian Bach bekam ich durch ihn überhaupt erst einen Begriff. Glück beschäftigte ihn schon damals unaufhörlich. Haydn's Naturalerei, Mozart's Genie, wie die unglücklichen Einflüsse seiner Stellung in Salzburg und Wien, die Eigenthümlichkeiten der Franzosen, des Lully, Boieldieu, Auber, endlich seines Lieblings Weber wunderbar volksthümliche Art, Beethoven's sie alle überragende Gestalt, Mendelssohn's zierliche Salonmusik, sie alle schilderte er uns, immer einzelne Melodien vorsingend, mit einer solchen Lebendigkeit, solcher plastischen Kraft, dass sie mir bis heute in's Gedächtniss eingegraben sind, wie er sie damals vor uns hingestellt.“ Seit Wagner's Rückkehr aus Paris nach Deutschland (1842) hatte sein Lieblingsstudium das des deutschen Alterthumes ausgemacht. Bereits in der Pariser Fremde war ihm in „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ das heimathliche Element zum ersten Male entgegengetreten, in das er sich nun immer tiefer versenkte. Nicht leicht dürfte ein Germanist von Fach auf dem Gebiete deutscher Sage, deutschen Mythos, deutscher Volksart und Eigenthümlichkeit in ihrer geschichtlichen Beurkundung tiefere und eindringendere Studien gemacht haben, als der Dichter des „Lohengrin“ und des „Siegfried“. In dem reichen, tiefen Schachte der Jakob Grimm'schen Schriften mit der fast verwirrenden Manigfaltigkeit seiner Gänge und Stollen, in den dickleibigen, von Gelehrsamkeit strotzenden Bänden seiner Forschung von der „deutschen Mythologie“ bis zu den „altdeutschen Weisthümern“ hat Wagner mit sicherem Gange und hellem Blick jeden dieser Irrgänge Schritt für Schritt durchwandelt, und keine reiche Goldader altdeutschen Glaubens und Brauches ist ihm entgangen. Gleich die ersten Scenen des „Lohengrin“ legen von dieser tiefen und innigen Vertrautheit mit den altdeutschen Gerichts- und Gefolgsgebräuchen ein deutliches Zeugniß ab. Ohne den tiefen Hintergrund eines umfassenden Wissens hätten sie nicht mit so unmittelbar überzeugendem Leben erfüllt werden können. Zeigt uns der erste Band der „Gesammelten Schriften“ mehr den Musiker Wagner, so treten uns in dem zweiten bereits die Ergebnisse seiner Forschungen im Bereiche deutscher Sage und Geschichte, deutscher Sprache und deutschen Mythos entgegen. Bereits sind, über das Nibelungenlied und Wolfram hinaus, auch die altnordischen Versionen germanischer Sage, damals noch in keiner bequemen Uebersetzung zugänglich, in seinen Gesichtskreis getreten. Bereits aber auch hatte sich dem Meister eine andere Welt mit drängender Lebendigkeit erschlossen, die ihm von frühester, jugendlicher Begeisterung her, da er als Kreuzschüler das vorgeschriebene Studium des Lateinischen gern über die Versenkung in die Herrlichkeiten griechischer Sprache und Dichtung vernachlässigt hatte, vertraut gebliebene, ewig junge hellenische Welt. Ein österreichischer Dichter und Litterat (Joh. Nordmann), der um jene Zeit (1847) in dem damaligen Dresdener Künstlerkreise zu einem Gespräche mit Wagner gelangte, das ihm wie ein „geistiges Opferfest“ in der Erinnerung blieb, berichtet von dem merkwürdigen Eindruck, den er davon zurückbehalten: der Schöpfer des „Tannhäuser“ habe dabei „von den griechischen Dramatikern mit einer Kenntniß und einem Verständniß gesprochen, das man bei manchem Fachprofessor vergeblich suchen dürfte.“ Allerdings gibt es eine, und nicht die nebensächlichste Seite in der Kenntniß des griechischen Alterthumes, bezüglich deren der „Fachprofessor“ jederzeit, will er nicht den Hauptpunkt für das Urtheil verfehlen, bei der genialen künstlerischen Natur in die Schule gehen muss. Wagner's tief gründliche Kenntniß antiker Volks- und Lebenszustände, des griechischen Theaters mit allen seinen Einzel-

heiten und Voraussetzungen, lernen wir nicht minder aus dem dritten Bande der „Gesammelten Schriften“, als auch aus dem erst nach des Meisters Tode veröffentlichten Nachlassbande („Entwürfe, Gedanken, Fragmente“) würdigen. Erst in einer späteren Periode treten die romanischen Kulturvölker, die grossen Italiener und Spanier, dem immer gleichzeitig schaffenden und forschenden, von der einen Thätigkeit in der anderen ausruhenden Künstler zu gleicher tiefempfundener geistiger Nähe entgegen. „Welches Labsal es ist, im reifsten Alter die Bekanntschaft mit einem Dichter wie Calderon zu machen, durfte ich empfinden“, schreibt er im Januar 1858 an Liszt mit dem Bemerken, dass ihn diese Bekanntschaft doch „am Ende verleiten werde, noch etwas Spanisch zu lernen.“ Neben und über allem Anderen blieb aber dennoch die deutsch heimathliche Welt immer und immer diejenige, in deren unergründlichen Reichthum kein Anderer, wie Wagner, einzuführen im Stande ist. Da ist es denn gleich die Dichtung Goethe's und Schiller's, über deren Gehalt und Bedeutung wir durch ihn Aufklärungen empfangen, denen wohl Jemand, der sie wirklich kennt, nicht leicht irgend welche Auslassung irgend eines noch so „fachmässig“ gebildeten modernen Litteraturhistorikers an die Seite zu stellen geneigt sein möchte. Indem aber Wagner ganz Dramatiker war, steht er eben den dichtenden Genien aller Zeiten und Völker, von Aischylos bis auf Shakespeare und Molière, Goethe, Schiller und Kleist, um einen so erheblichen Grad innerlich näher, dass keine noch so eindringende fachgemäss litterärsgeschichtliche Forschung ihm diesen Vorsprung anders, als durch Aneignung seiner Ergebnisse, abgewinnen kann.

Wenn wir in der Betrachtung der Wagnerischen „Universalität“, von der wir ausgingen und deren Geist sich in seinen Schriften ausprägt, um einige fördernde Schritte weiter gelangen wollen, dürfte es sich nunmehr empfehlen, statt von Band zu Band vorwärts zu schreiten, vielmehr die Manigfaltigkeit der Gegenstände selbst Revue passiren zu lassen, welche in dieser Reihe von Bänden weithin zerstreut zum Vortrag gelangt, nun in der vorliegenden Encyclopädie gesammelt, sich dem Auge des Lesers überraschend darstellt. Da treffen wir, neben den schöpferischen Geistern im Bereiche der Musik und der Dichtung, zunächst auf die hervorragenden Erscheinungen der Schauspielkunst, auf Garrick und Ludwig Devrient, aus deren Natur uns Wagner die Geheimnisse der mimischen Begabung deutet, auf die Erscheinung der grossen Sophie Schröder, auf die liebevolle Würdigung eines Iffland, Schröder, Fleck und Esslär. Auch über die bildende Kunst der Italiener, Raphael und Michel Angelo findet man nicht leicht Tieferes und Belehrenderes ausgesprochen. Die Kulturvölker des Orients und des Occidents, Inder, Griechen und Römer, Italiener, Spanier und Franzosen; die Dichter, Denker und Weisen aller Nationen: Homer und die Tragiker, Platon, Dante, Calderon und Cervantes, Molière und Lope, Friedrich der Grosse und Luther, Winkelmann und Lessing, Mozart und Beethoven, andererseits ein Racine und Victor Hugo, Balzac und Berlioz, treten in dieser Betrachtungsweise in klaren, scharf umrissenen Zügen hervor. Wir werden durch diese universale Beschaffenheit der Wagner'schen Schriften unwillkürlich an den Ausspruch Schopenhauer's erinnert, wonach die Gesammtheit des Wissensmöglichen und Wissenswerthen ihre eigentliche Bestimmung erst darin zu erfüllen scheine, dass sie ab und zu einmal in einem Kopfe sich vereinige. Dann haben wir einmal in diesem einen Kopfe ein umfassendes Weltbild, den klaren vollkommenen Spiegel, von dem uns die gewohnte Vielheit der Köpfe sonst nur die, noch so exact im Einzelnen functionirenden, Splitter aufweist. Allerdings kann dieser eine Kopf eben nur der eines „Genies“ sein.

Constantin Frantz †.

„Vergiss das Beste nicht!“ ruft die Geisterstimme aus dem Berge dem Knaben im Märchen nach. Es thut noth, dass uns Geister leben, welche den Ruf unserem Volk und seinen Führern oft und laut wiederholen. Bald sahen wir Führer, die dem Volke wohl Macht und Gut, Wünsche und Werthe verschaffen konnten: aber das Beste vergassen sie. Bald sehen wir den einzelnen hohen Führer, der den Ruf gehört, und das Beste seinem Volke so gerne wieder gäbe: aber das Volk ist verbildet und verblendet, es versteht ihn, vertraut ihm nicht. Kurz nachdem uns ein echter grosser Deutscher unter lauten Volksklagen verlassen, der in seinem ganzen Wesen und Wirken jenes Beste uns verkörpert, folgte ihm auch ein echter und ganzer Deutscher, auch zum Greise gealtert, aber still und unvermerkt aus dem deutschen Winkel, kein Held der Schlachten, sondern nur ein Mann der Feder, ein deutscher Schriftsteller und zwar ein politischer, und doch ein „echter und ganzer Deutscher“, ein Freund unseres Kreises, eben weil er zu den Seltenen gehörte, die niemals das Beste vergessen; ein Solcher, der immer wieder, durch allen Glanz und Tausel grosser Erfolge, ja, oft wider unser eigen begeistertes Hoffen und Glauben, uns zurief: „Vergesst das Beste nicht!“ und ob man darauf hören und sehen wollte oder nicht, unerschütterlich den Finger darauf legte: „Seht, das ist das Beste — das ist das deutsche Wesen!“ Dem selben Reich, das unser grosser Held in einem festen Sinn ohne Abbruch noch Zweifel begründet hatte, stand unser bescheidener Schriftsteller mit einem strengen prüfenden und richtenden Blicke gegenüber, so dass man in der Welt der Parteien nichts mit ihm anzufangen, und ihn nur noch irgend welcher verrannten „Opposition“ beizuzählen wusste. Aber in diesem Blicke, der das Beste suchte, äusserte sich mit einer dem Deutschen nicht oft gegebenen Schärfe und Klarheit nichts Anderes, als die selbe reine Kraft, welche das Reich begründete. So dürfen wir auch im Tode den grossen Begründer mit dem einsamen Richter zusammen nennen, wie wir den politischen Schriftsteller zusammen nennen durften mit unserem grossen Künstler und unserer Kunst. Seit Wagner die 2. Auflage von „Oper und Drama“ 1868 Frantz mit den Worten gewidmet hatte: „An den deutschen Geist, der uns, von den äussersten Gegensätzen der gewohnten Anschauung ausgehend, in der tief empfundenen Anerkennung der grossen Bestimmung unseres Volkes so überraschend zusammenführte, dürfen wir nun wohl mit gestärktem Muthe glauben“ — seitdem gehörte Frantz zu uns, und seit die „Bayreuther Blätter“ geschrieben werden, war er einer ihrer treuesten und bedeutendsten Mitarbeiter. Diese Mitarbeiterschaft in unserem engen Kreise schliesst sich gewissermaassen als ein edel ausklingender Abschluss seiner reichen schriftstellerischen Thätigkeit nach Aussen hin an: dort hatte man auch an ihm das Beste vergessen und kaum des deutschen Geisterrufs geachtet, Bayreuth aber war die letzte Stätte, wo der deutsche Knabe doch noch stehen blieb und aufhorchend nach dem Wunder der „blauen Blume“ auch ausserhalb der lieben lyrischen Romantik sich ernstlich umsah. 1857 erschien die „Vorschule zur Physiologie der Staaten“ 1859 die „Untersuchungen über das europäische Gleichgewicht“, 1865 die „Wiederherstellung Deutschlands“, 1870 die „Naturlehre des Staates“, 1872 die „Religion des Nationalliberalismus“, 1878 der „Untergang der alten Parteien“ und 1879 das Hauptwerk: „Der Föderalismus“, dem noch 1882 die „Weltpolitik“ folgte, dazwischen 1880 das Buch über Schellings Philosophie. In den „Bayreuther Blättern“ aber schrieb Frantz zuerst 1878 den bekannten „offenen Brief“ als Antwort

auf „Was ist deutsch?“, welcher damals die erste gesunde Sichtung unserer Leserschaft zur Folge hatte, 1883 die „Philosophie des Militarismus“, und zur Lutherfeier die „Martyrer von Kostritz“, die uns die Herzen verständiger Böhmen gewannen, 1884 „Ein sächsischer Peabody“, 1885 „Nationalismus und christliche Zivilisation“, 1886 — 88 die grosse Arbeit über „unsere Nationaldenkmale“, 1888 die Besprechung von Wahrmund's „Kulturkampf zwischen Asien und Europa“, endlich 1890 in unserem Hohenzollern-Stücke noch die „Laienbetrachtungen über ein Kaiser Wilhelm-Denkmal.“ Besprochen ward bei uns, ausser seiner Schrift über „Steuerreform“ durch B. Förster (1882) und seinen „Martyrern“ in dem Briefe des Prager Professors Masaryk (1884), insbesondere und sehr eingehend im 1. Theil von H. v. Wolzogen's „Unsere Zeit und unsere Kunst“ (1880) sein Hauptwerk „Der Föderalismus.“ — Von diesem kostbaren Buche sagte Wagner in einem Dankesschreiben an Frantz vom Sommer 1879: „Sie übertreffen mit dieser neuen Gabe alles, was nur irgend als heilbringend zu erwarten war; für Ihr Buch sollten eigens Lehrstühle errichtet werden und — wäre zu hoffen — so könnte nur von dem Erfolge der Durchdringung aller guten Köpfe von Ihren Ideen etwas zu erwarten und zu hoffen sein.“ Und nachdem er den Satz aufgestellt: „Offenbar beginnt der Mensch mit dem Eintritt der Lüge in die machtvolle Reihe der Entwicklung der Wesen; mit dem Eintritt der unerschütterlichsten Wahrheit in alle Gebiete des Daseins wird sich Gott offenbart haben: der Weg vom Menschen zu Ihm ist das Mitleid, und sein ewiger Name: Jesus“ — so schliesst er: „Ich halte Ihr Buch für die grösste Wohlthat — was es dem Menschengeschlechte nützen wird, darnach wollen wir nicht fragen, jedenfalls sehe ich aber das ‚Haupt voll Blut und Wunden‘ Ihnen zulächeln.“ —

Nun ist der 74jährige, sieche und müde Greis am schönen 3. Mai, dem hundertjährigen Feiertage jener Polen, für die sein menschliches Herz so warm schlug, aus allen Weltwirren, die nur das Herz entscheiden kann, eingegangen in das Reich des ewigen Friedens, wo aus dem ‚Haupt voll Blut und Wunden‘ ihm das Auge der göttlichen Wahrheit leuchtet. Sein irdisches Andenken werde bei uns wach erhalten bis auf die Zeit, da ‚das Beste in der Welt‘ nimmer ‚vergessen‘ wird von unserem vielbeschäftigten, vielgeprüften Volke. Das aber ist: die wirkende Tiefe der christlichen Liebe in der helläugigen Vollkraft des deutschen Geistes. —

H. v. W.

Geschäftlicher Theil.

Vereins-Bericht

des Neuen Richard Wagner-Vereins zu Wien.

(1. Halbjahr Okt. 90 — Febr. 91.)

Zur Wiedergabe gelangten folgende Werke: a) „Wach auf“, „Da zu Dir der Heiland kam“ (Chor); b) im Einzelgesang: *Tannhäuser* — „Als du im kühnen Sange“, „Blick ich umher“, „O Wolfram, der du also sangest“, *Lohengrin* — König Heinrichs Anrede; *Rheingold* — „Vollendet das ewige Werk“, „Sanft schloss Schlaf dein Aug“; — *Walküre* — „Winterstürme wichen“, „Ein Schwert verhiess mir der Vater“, *Tristan* — Trutzlied und Heimatsgesang Kurwenals; *Meistersinger* — Pogners Anrede, „Am stillen Herd“, „Wie duftet doch der Flieder“, Schusterlieder, Sachsens Schlussgesang; 5 Gedichte — *Schmerzen*; c) vierhändig: *Kaisermarsch*, *Siegfried Idyll*, *Faustouverture*, *Rienzi*- und *Holländer-Ouverture*,

Trauerklänge aus der Götterdämmerung; d) zweihändig: Vorspiel zu *Tristan*, zum III. Aufzug der *Meistersinger*, zu *Parsifal*, Verwandlungsmusik aus dem III. Aufzuge.

Von Franz Liszt: a) 4 händig: Torquato Tasso, Mazeppa, Künstler-Festzug; b) zweihändig: Sonett nach Petrarca, XII. Rhapsodie, Fuge über B-a-c-h, Vorspiel und Interludium aus der hl. Elisabeth, Ausserdem wurden dargeboten: a) (Vom Chore) Cornelius Schluss-gesang aus dem Barbier, Josef Reiter — 3 altdeutsche Volkslieder, Schubert — Korwnach; studiert werden: Bach h-moll Messe — Crucifixus, Et incarnatus est, Berlioz — Bauernchor aus der Dammation, Schubert — Gott meine Zuversicht, Ständchen für Frauenchor mit Solo; b) im Einzelgesang: Löwe — Archibald Douglas, Marscher — Arie aus Heiling, Ali Rothbart, Suleikas Anmuth; Mozart — O Isis u. Osiris; Josef Reiter — Vanitas, Mailied, der Schatzgräber, der Sänger, der Fischer (Gedichte von Goethe), des Sängers Fluch, Edward, Grab im Busento, Ausreise, Im Schlosshof, Vagantenlied, Glück, Sehnsucht, Ruhe; Schubert — Gute Nacht, der graue Kopf, der stürmische Morgen, Halt, Erstarrung, Erbkönig, der Müller und der Bach, Aufenthalt, Frühlingsglaube, Ungeduld, des Müllers Blumen; Schumann — Wanderlied, Frühlingsfahrt; c) Geige und Klavier: Beethoven — F-Dur — D-Dur-Sonate; Svendsen-Romanze; d) vierhändig: Beethoven — Coriolan Ouverture, 2 Sätze aus der II., 3 Sätze aus der V; Berlioz — Ungarisch. Marsch aus der Dammation; Bruckner — 2 Sätze aus der IV, Adagio aus der VII, 2 Sätze aus dem Streichquintett; Mozart — 2 Sätze aus einem Streichquartett in D-dur; c) zweihändig: Bach — 2 kleine Präludien, Orgel-Passacaglia; Beethoven — As-dur-Sonate, Adagio u. Fuge; Frescobaldi — Orgel Passacaglia; Schubert — h-moll-Mennett.

Folgende Vorträge wurden gehalten: Deutsches Mark aus des Meisters Werken (Haller), Heinrich von Kleist (Czerny), Briefe an Uhlig (Haller), Rienzi (Haller), Der fliegende Holländer (Czerny); Hr. Czerny las an einem Abend „Le Freischütz“ vor. Die Erinnerung an den Todestag des Meisters wurde feierlich begangen.

Den wärmsten Dank für die freundliche Förderung unserer Absichten haben wir denen abzustatten, die ihr Wollen und Können unserer Aufgabe gewidmet haben; es sind dies die Herren: Appel, Bach, Bause, Czerny, Fraungruber, Karnet, Krafft, Lippert, Reiter, Schnabl, Schramm, Stiasny, Strazanek und Frä. Bertha Selber. Als besonders erfreulich ist noch zu berichten, dass der Verein einen gemischten Chor begründen konnte, der gegenwärtig wohl wenige (fast 40) Mitglieder zählt, von denen aber namentlich die Frauen und Mädchen eine rege Theilnahme bekunden.

Veränderungen in Zweigvereinen und Ortsvertretungen.

Graz. Generalversammlung des Zweigvereins 28. 4. Mitgliederzahl im Vorjahr: 242. Einnahmen: fl. 684,20. Ausgaben: fl. 675,65. Fünf Versammlungen. Der bisherige Ausschuss ward wiedergewählt, und an Stelle des Hrn. Dr. Kienzl Hr. Edwin Komauer neugewählt. — **Koschmin i Posen.** Durch Herrn Seminarmusiklehrer Richter ist eine Vertretung begründet worden.

Turin. Durch Herrn Vittorio Todesco ist eine neue Vertretung begründet worden.

Veranstaltungen in Zweigvereinen und Ortsvertretungen.

Bologna. Zweigverein. 12. 4. Orchester-Konzert. Ouv. z. „*Flieg. Holländer*“, „*Charfreitagszauber*“, „*Walduweben*“, „*Isoldens Liebestod*“, Ouv. z. „*Tannhäuser*.“ Leiter: Giuseppe Martucci. —

Barmstadt. Zweigverein. 20. 4. XI. Vereinsabend: *Elisabeth's Begrüssung und Gebet* (Frä. Milena), „*Schlaf' ein, holdes Kind*“ (Frau Schlosser-Jaide), *Elsa u. Ortrud* (Frä. Milena, Fr. Schlosser-Jaide), Stücke von Götz, Hauser, Léonard, Pirani, Schäffer, Schubert, Winiaowski. — Mittheilungen über die Festspiele. —

Düsseldorf. Zweigverein. 5. 3. Gedächtnissfeier: *Friedensboten, Spinnerchor, Nornen- und Rheintöchter*-Scenen, *Walkürenritt*. (Frä. Düssel a. Köln, Vereinsmitglieder.)

Graz. Zweigverein. 28. 4. Vortragsabend: Martin Plüddemann's Lied „Wohl auf, wohl ab den Neckar“ u. seine Balladen: „Jung Dieterich“, „Graf Eberhard's Weissdorn“, „Siegfried's Schwert.“ (Herr Dr. J. Gruber, Klav. Hr. Plüddemann). Beethoven's Sonate f. d. Hammerklavier op. 106 (Hr. Dir. Arno Schütze). —

Krefeld. Ortsvertretung (R. Peters). Vereinsabende. 4. 2.: Ansprache, *Lohengrin-Vorspiel*, Lieder u. Duette von R. Franz, Schubert u. Mendelssohn, Vorlesung von „Was ist Styl?“ v. Wolzogen, Scenen a. d. „*Götterdämmerung*.“ — 4. 3: Ansprache, *Tristan-Vorspiel*, *Isoldens Liebestod*, Balladen von Löwe, Beethoven's c-moll-Symphonie (4 hdg.), Lieder *Aufzug der Meistersinger*. —

Leipzig. Akad. R. Wagner-Verein. Jahresbericht 1890/91. Im Sommersemester fanden 13 Sitzungen, 7 musikalische Abende, 4 Vorträge, eine Geburtstagsfeier (22. Mai), im Wintersemester 15 Sitzungen, 7 musikalische Abende, 5 Vorträge, Stiftungsfest, Christfeier und Trauerfeier statt; zur Vorlesung gelangten in dem Jahre: „Die Sarazenen“, „über die Ouvertüre“, „Coriolan-Ouvertüre“, „Brief an Berlioz“, Programme von Liszt u. Berlioz, Schumann's Abhandlung über die Symphonie fantastique.

Münster i. W. Zweigverein. 13. 4. Musikabend: *Einzug auf Wartburg*, „Der Engel“, „Träume“, „Im fernen Land“, Stücke von Beethoven, Franz, Löwe, Weber. (Frau Pape, Fr. Erhardt, Pennrich, Rave, Schaberg, Herr Roothaan u. Siebel.)

Oels. Zweigverein. 28. 4. Konzert: *Chor an Weber's Grabe*; *Lohengrin* I, 2; II, 2 Brautzug (Klav. u. Harm.); Brautchor; *Albumblatt* (Klav. u. Harm.); *Isoldens Liebestod* (Viol. Harm. u. Klav.); *Tannhäuser*, III, 1. 2; *Walther's Preislied* (Viol., Klav. u. Harm.); *Spinnerlied*.

Offenbach a. M. Zweigverein. 8. 4. Abendunterhaltung: *Wolfram's Gesang*, *Walther's Preislied*, *Siegmunds Lenzeslied*, *Lohengrin's Erzählung und Ermahnung*, Stücke von Bach („Bist du bei mir“), Beethoven, Holländer, Liszt (XII. Rhapsodie), Löwe, Schumann, Spohr. (Fr. J. u. E. Rabenau; Hr. E. Philips, Klavier; Hr. A. Müller, B. Firnberg a. Frankfurt a./M., Gesang; Hr. A. Philips, Violine; Hr. K. Philips, Cello.)

Plauen i. V. Zweigverein. 2. 4. Familienabend: *Wolfram's Gesang*, *Scene und Quintett*, *Walther's Freigesang und Preislied*, Stücke von Bach (Meditation), Beethoven (Quartett op. 18). Lieder. (Fr. Joh. Geidel, Harfenvirtuosin a. Chemnitz, Hr. Konzertmeister Trautermann a. Leipzig, Hr. Musikdir. Zöphel, Konz. tm. Kobien, Cellist Lange u. a.)

Reichenberg i. B. Zweigverein. 15. 4. XXXIII. Abend: Stücke von Bach (Chromatische Phantasie u. Fuge), Chopin, Händel, Liszt (X. Rhaps.), Mendelssohn, Mozart, Tschaiakowsky, Weber. (Fr. A. Herzog, Fr. R. Lahn, „Reimer-Quartett“, Vereinschor.)

Riga. Wagner-Verein. 20. 12. 91: 2. Studien-Abend: „Die Walküre“, Akt III, Sc. 2. (Wotan — Hr. Franz Adolfs; Brünnhilde — Frau Müller-Lichtenegg; Klavier: Kapellm. O. Lohse). — 7. 1. 91: 3. Konzert-Abend: Bach, Präludium u. Fuge a-moll, für Klavier von Liszt, und: *Spinnerlied* a. d. „fliegenden Holländer“ für Klavier von Liszt (Hr. Bror Möllersteen); Beethoven, An Adelaide (Hr. August Meincke); *Tartini* Sonate D-dur für Violine, 1. Satz (Hr. Konzertmeister R. Krämer); Alexander Ritter, Monologe des „faulen Hans“: „Strahlende Sonne, wohligh wärmende“ und: „Immer zu! Immerhin!“ (Hr. August Meincke, Klavier: Hr. Kapellm. M. v. Haken); Beethoven, Streichquartett F-dur Op. 59, 1. (Hr. Konz. tm. Robert Krämer, Güla, Reyher u. Martini). — 19. 1. 3. Studien-Abend: „Die Meistersinger von Nürnberg“, Akt III, Sc. 2 und 4 (Hans Sachs — Hr. Franz Adolfs; Walther — Hr. Aug. Meincke; Eva — Fr. Müller-Lichtenegg; Magdalene — Fr. E. Kolberg; David — Hr. Fahrbach; Klavier: Hr. Kapellm. M. v. Haken). — 6. 2. 4. Konzert-Abend: Vorspiel zum 3. Akt der „Meistersinger“ (für Streichquartett, Harmonium u. Klavier arr. vom Domorganisten W. Bergner, dir. Kapellm. M. v. Haken); Mozart, Arien aus „Figaro's Hochzeit“ und „il re pastore“ (Fr. Irene Abendroth, Klavier: Kapellm. M. v. Haken, Violine: Hr. Konzertmeister Krämer); Beethoven, Sonate c-moll für Violine u. Klavier (Kapellm. O. Lohse u. Konz. tm. R. Krämer); Liszt, Lieder: Gebet, Comment disaient ils? Wo weit er? (Fr. M. Lohse); Mozart, Quartett in g-moll mit Horn (Hr. Konz. tm. Krämer, Caspar, Reyher, Martini, Horn: Hr. Striebe). — 9. 3.: 5. (ausserordentlicher) Konzert-Abend, unter Mitwirkung des Herrn Joseph Sliwinski als Gast: Beethoven, Es-dur: Sonate Op. 31. (Hr. J. Sliwinski); *Preislied* a. d. „Meistersingern“ für Violine u. Klavier von Aug. Wilhelmj (Hr. Alex. v. Hirschheydt u. Kapellm. O. Lohse); Gluck-Sgambati, Mélodie; Scarlatti, Pastorale; Schubert, Impromptu (Hr. J. Sliwinski); Mozart, erste Arie der Königin der Nacht a. d. „Zauberflöte“ (Fr. J. Abendroth); Liszt-Schubert, Ständchen; Liszt, Etüde; *Spinnerlied* a. d. „fliegenden Holländer“ (Hr. J. Sliwinski) u. a.

Wien. Ak. W.-V. Zweigverein. 22. 4. II. intern. Musikabend: Cantate von Bach, Liszt, Variationen über „Weinen und Klagen“ a. d. h-moll-Messe v. Bach, Lieder von Hugo Wolf (Mignon, Lied vom Winde, Gesang Weyla's), Berlioz, Quartett u. Chor a. d. II. Finale v. „Benvenuto Cellini“, Liszt, „die heilige Cäcilie“, Beethoven, Sonate 81a; Schluss-Scene der „Götterdämmerung“. (Marianne Brandt, Hr. Ferd. Löwe, Rud. Bibl, Quartett Duesberg, R. Drescher, F. Foll, Vereinschor unter Leitung des Hr. Prof. J. Schalk.)

Neuer R. W.-Verein. 6. 5. Moltke-Feier: Liszt, Heldenklage, Trauerrede von J. Holzling, *Kaisermarsch*.

Im Verlage des A. R. Wagner-Vereines.

Im Buchhandel zu beziehen durch C. F. Leede, Leipzig.

Druck von Th. Burger, Bayreuth.

VI.

Es ist im Grunde einerlei, ob Einer etwas aus sich, oder ob er es von Andern habe; die Hauptsache ist, dass er ein grosses Wollen habe und Geschick und Beharrlichkeit, es auszuführen.

(Goethe.)

Richard Wagner als Aesthetiker.

Von Max Dessoir.

III.

Mit der nunmehr zu behandelnden Frage von dem Zwecke der Kunst leiten wir zu dem letzten Haupttheile unserer Arbeit, zu der Betrachtung des rezeptiven Menschen über. Die flache Auffassung von der Zweckmässigkeit der Kunst theilt Wagner nicht, sondern er steht hier ganz auf dem Standpunkte unserer besten Aesthetiker.

„Nach dem höchsten Principe der Aesthetik ist nur das Zwecklose schön, weil es, indem es sich selbst Zweck ist, seine über alles Gemeine erhöhte Natur, somit das, für dessen Anblick und Erkenntniss es sich überhaupt der Mühe verlohnt, Zwecke des Lebens zu verfolgen, enthüllt; wogegen alles Zweckdienliche hässlich ist, weil der Verfertiger, wie der Beobachter stäts nur ein fragmentarisches, beunruhigend aneinander gereihtes Material vor sich haben, welches erst aus seiner Verwendung für das gemeine Bedürfniss eine Bedeutung und Erklärung gewinnen soll.“ (VIII, 124.) Gewisslich darf das Kunstwerk nicht einen solchen äusserlichen Zweck verfolgen, schon deshalb nicht, weil sein eigentlicher Werth über die Schranken der Einzel-Individualität hinausgeht; aber dieses Zwecklos-Schöne ist kein Holdselig-Unnützes. Die Kunst hat ebenso ihren grossen und erhabenen Zweck, wie alles Andere in der Welt, doch würde man besser den teleologischen Ausdruck vermeiden und richtiger von einer konstanten Wirkung sprechen. Diese konstante Wirkung sieht Wagner, im Einklange mit Schopenhauer, in dem willensfreien Anschauen der Ideen, wie es in der Künstlerseele vorangegangen ist, und bezeichnet mit diesen Worten ausserordentlich glücklich die weltvergessene Stimmung, die den Menschen beim Genusse des Kunstwerkes überkommt. Denn in erster Linie steht der unbefangene, reflexionslose und augenblickliche Genuss, den wir Alle haben sollen, erst in zweiter Reihe kommt der Werth einer philosophischen Vertiefung in die Geheimnisse des Dramas. Jene weltentrückte, selige Ruhe des Gemüthes ist aber nicht der Art, dass man ihr blos die negative Bedeutung eines momentanen Heraushebens aus der Unruhe des gemeinen Lebens beimessen sollte, sondern sie muss in dem

Sinne einer innerlichen Stärkung zum Kampfe ums Dasein verstanden werden. Mit dieser in seinen Schriften gelegentlich kräftig hervorleuchtenden Erkenntniss macht sich Wagner von dem philosophischen Schematismus frei und folgt dem Zuge seiner eigenen kraftvollen, in harten Kämpfen gestählten Individualität. Die befreiende Macht der Kunst liegt nicht ausschliesslich in der Befreiung des Geistes, sondern auch in der Steigerung der ethischen Empfänglichkeit des Menschen und in der Erhöhung jener Fähigkeit, die ihm einzig die Glückseligkeit verbürgt: der energischen Bethätigung seiner edelsten Kräfte. Was Wolzogen (B. Bl. 1885, 45) von dem Wagnerischen Kunstwerke sagt, gilt von jeder echten Kunst: man befindet sich in ihr nicht „in einer momentanen Entrücktheit zum Idealen, sondern es dringt auch ideale Kraft, ideales Wesen aus dieser Welt in unser Gemüth hinein und — — — — gibt dem Menschen die Fähigkeit, nun auch selbst ein Stückchen Idealismus in der Welt mitzuspielen“. Was oft in dem ganzen wirklichen Dasein eines Menschen nicht zur Bethätigung gelangt, die Erhebung über das Individuelle, das siegesgewisse Gefühl, Eins zu sein mit dem Ganzen der Welt, das vermag uns die Kunst zu offenbaren. Wir betonen noch einmal, dass dieser Zweck der Kunst nicht ein ausser ihr liegender, vorher beabsichtigter, sondern ein rein thatsächlicher ist, und dass wir in der echten Kunst und in der Empfänglichkeit für sie den eigentlichen Gradmesser der Kultur und Moral haben. Auch Schopenhauer hat sich dieser Erkenntniss nicht verschliessen können, wie die folgende Stelle des Nachlasses (S. 373) beweist: „Während des Anhörens einer grossen Musik fühlt Jeder deutlich, was er im Ganzen werth ist, oder vielmehr, was er werth sein könnte“. Ganz im Gegensatze dazu sagt Goethe in seinem Aufsatze über die Poetik des Aristoteles: „Die Musik vermag ebenso wenig als irgend eine Kunst auf die Moralität zu wirken, und immer ist es falsch, wenn man solche Leistungen von ihnen verlangt. Philosophie und Religion vermögen dies allein“. (Vergl. Kunst und Alterthum V, 2, 172.) Damit wäre auch die unmoralische Wirkung der Kunst für unmöglich erklärt, und diese zu leugnen, wird wenigstens heutzutage Niemandem mehr einfallen¹²). Vielmehr lässt sich, was Lessing von der Dichtkunst sagt (Dramaturgie XXV, 198), auf alle Künste übertragen: „Bessern sollen uns alle Gattungen der Poesie: es ist kläglich, wenn man dieses erst beweisen muss; noch kläglich ist es, wenn es Dichter gibt, die selbst daran zweifeln“.

Wagner steht also völlig auf dem einzigen Standpunkt, den man als Aesthetiker der Kunst gegenüber einnehmen kann, und der sich kurz so aussprechen lässt: „es ist nothwendig, dass sie da ist“, während der andere nur meint: „es ist schön, dass sie da ist“. Was wir hier in weiteren Zusammenhängen darzustellen versucht haben, hat der Dichter Hebbel einmal in den Satz zusammengefasst, der diesen Abschnitt beschliessen möge: „Das wahre Kunstwerk muss neben dem blossen Bilderwerth, der

allerdings unter Umständen schon ein beträchtlicher sein kann, noch einen höheren, seine Existenz zur Nothwendigkeit erhebenden und im doppelten Sinne der Abspiegelung und Fortentwicklung historischen, besitzen.“ (Tagebücher II, 295.)

Damit nun die von Wagner geforderte Wirkung der Kunst auch wirklich erreicht werde, muss zu den oben angeführten Bedingungen des Genies und des Kunstwerkes noch ein Drittes hinzukommen, nämlich die Empfänglichkeit des rezipirenden Menschen. Diese auf die höchste Stufe zu heben, ist das Ziel der Kunst, denn das heisst nichts anderes als: den vollkommensten Kulturzustand herbeizuführen suchen. „Der Mensch der Zukunft soll bewusst jenen Einklang mit sich und seiner Umgebung erreichen, welchen die antike Welt unbewusst naiv in sich schuf und in den höchsten Kunstgestalten ihrer Götter verherrlichend feierte.“ Ebenso wie Schillern in seinen „Briefen über ästhetische Erziehung“, ist es Wagnern darum zu thun als letztes Ziel einen Zustand „künstlerischen Menschenthums“ herbeizuführen. Wir müssen Schöpfer des Kunstwerkes werden, in unserer erregten Empfänglichkeit die bedingende Kraft hervorbringen, welche die Gestaltung der vom Künstler beabsichtigten Erscheinungen gerade so, wie er sie seiner Absicht gemäss gestalten muss, einzig ermöglicht. (IV, 233.) Wir müssen aus dem tiefsten Innern unseres Herzens der Kunst und besonders der unvergleichlich verständlichen Sprache der Musik das Selbe zurufen, was sie uns von der Unendlichkeit der Natur offenbart (IX, 89), und jenen festen Zusammenhang mit der Natur gefunden haben, der unser Leben die bewusste Befolgung der inneren Naturnothwendigkeit werden lässt. (III, 55.) So, wie Musik und Schauspielkunst auf die Sitten zu wirken vermögen, so kann auch einzig auf der Grundlage der natürlichen Moralität eine wahrhaftige Kunstblüthe gedeihen. (II, 353.) Kurz: der Mensch soll ein künstlerischer im edelsten Sinne des Wortes sein, und der vollkommene künstlerische Mensch ist der zum Wesen der Gattung erweiterte einzelne Mensch nach der höchsten Fülle seines eigenen, besonderen Wesens. (III, 188.)

Man sieht leicht, dass diese Ideenkreise schon über das Gebiet der Aesthetik hinausgehen. Für die Aesthetik ist es wichtig, die Eigenschaften des in der Wirklichkeit gegebenen Menschen zu analysiren, um auf diese Weise in das Wesen des Schönen einzudringen, nicht aber, einen Idealtypus künstlerischer Menschheit aufzustellen. Wagner hat diesen Versuch nicht unternommen, da er kein System schrieb, (IV, 256), und er hat dem psychologischen Aesthetiker damit eine Arbeit zu leisten übrig gelassen, welche die ausserordentliche Bedeutung hätte, nachzuweisen, ob man auch auf diesem Wege zu den von Wagner gefundenen Resultaten gelangt oder nicht. Obschon es der Absicht unserer Abhandlung fern liegt, einen

solchen Versuch hier auszuführen, so mögen doch einige Bemerkungen gestattet sein, die den Gang einer derartigen Ergänzung anzudeuten bestimmt sind.

Uebergehen wir die erste Frage einer solchen Untersuchung, nämlich: was sind ästhetische Gefühle? und wie entstehen sie? und wenden wir uns gleich der spezielleren zu: wie wird das Schöne wahrgenommen? so wissen wir, dass die Sinnlichkeit sowohl wie die geistigen Funktionen des Gefühls und der Phantasie dabei thätig sind. Das Schöne geht zwar durch den Sinn ein, wird aber nicht durch den Sinn festgehalten und nicht als Schönes durch den Sinn erkannt. Gelegentliche Anklänge hieran finden sich auch bei Wagner; so heisst es (VIII, 32): „Die tiefste Erkenntniss lässt uns begreifen, dass im eigenen, inneren Grunde des Gemüthes, nicht aber aus der nur von Aussen vorgestellten Welt, die wahre Beruhigung uns kommen kann.“ (Vergl. auch B. Bl. 1880, 340.) Den inneren Vorgang des Geniessens stellt sich Wagner in der Weise vor, dass zunächst das ganze Gefühlsvermögen des Menschen zur Theilnahme an einem, ihm durch einen empfangenden Sinn mitgetheilten, Gegenstande erregt und nach Innen wiederum in der Weise ausgedehnt wird, dass es dem Verstande eine unendlich bereicherte und gewürzte Nahrung zuführt. (IV, 139.) Das so angefüllte Gefühlsvermögen wird gleichsam zum Gebären genöthigt, und der Akt des Gebärens des Verständnisses der dichterischen Absicht ist die Mittheilung dieser Absicht von Seiten des empfangenden Gefühles an den inneren Verstand. (Vgl. IV, 100. IV, 140.) Mit dem errungenen Verständniss ist aber noch nicht die letzte Stufe der Aufnahme gegeben, und in das Wesen der Kunst gewinnen wir von hier aus noch keinen Einblick. Kehren wir vielmehr zu jenem Einklange der Sinnlichkeit und des Gemüthes zurück, von dem wir oben sprachen. Dieser Charakter der Schönheitsempfindung lässt uns — wie nachzuweisen wäre — auch im Schönen die wechselseitige Durchdringung des Geistigen und Sinnlichen vermuthen. Die Wahrnehmung des Geistigen in ihrer stäts gleichbleibenden Wirkung, der Umstand, dass jedes Schöne alle Menschen zu jeder Zeit mit gleicher Gewalt ergreift, gibt zu zwei Folgerungen Veranlassung. Einmal ergibt sich daraus, dass das Schöne ein unveränderlicher, allgemeingültiger, objektiver Begriff ist, und ferner, dass nicht unser individuell verschiedenes, wechselndes und veränderliches Gemeingefühl, sondern unser Selbstbewusstsein von unserer unveränderlichen, uns mit allen übrigen Wesen verbindenden Wesenheit durch das Schöne erregt und in harmonische Nachschwingungen versetzt wird. In Nachschwingungen; denn naturgemäss muss die Seele des schaffenden Künstlers die selben Schwingungen vorher weit stärker empfunden haben. Wir sehen, wie wir ganz in das Bereich der Wagnerischen Anschauungen kommen. Noch zwei andere Konsequenzen lassen sich hier ziehen. Einerseits die, dass die individuelle Wesenheit der menschlichen Seele Eins ist mit der Weltseele — und hier hat die Be-

trachtung des Wunderbegriffes bei Wagner einzusetzen ¹³⁾ —, andererseits die, dass die vom Kunstgenusse angeregte seelische Einheit des Menschen eben jene Vollkommenheit ist, nach der wir durchzudringen streben. So kommen wir zu der gleichen Einsicht von der hohen Kulturaufgabe der Kunst, zu der uns Wagner auf anderem Wege geführt hatte. Ebenso werden wir auf Grund dieser Betrachtungen zu dem Schlusse gelangen, dass die Kunst keinen höheren und mittheilungswertheren Gegenstand als den Menschen kennt; denn dieser ist der Typus des höchsten geistig-sinnlichen Organismus. Aber wir werden uns nicht die Beschränkung aufzuerlegen brauchen, welche Wagnern seine künstlerisch ausgeprägte Natur gebot, und dem Sinnlichen in dieser Vereinigung den höchsten Preis zuerkennen. Sondern, weil die Kunst in ihrer Darstellung die Allgemeinheit sucht, wird sie gerade den sinnlichen, da individuellen Reiz aufheben, und in dem Leibe nur die vollkommene Hülle des Geistes sehen. Die harmonische Sinnlichkeit des schönen Gebildes ist nur die äussere Erscheinung des mit sich übereinstimmenden Inneren. Durch die Sinne das Geistige zu empfinden, lehrt uns die Kunst.

Damit ständen wir am Ende unserer eigentlichen Aufgabe. Dem natürlichen Gange der Entstehung, Vollendung und Wirkung des Kunstwerkes folgend, haben wir die Wagnerischen Anschauungen darzustellen versucht, indem wir immer darauf Bedacht nahmen, sie als aus der Individualität des Denkers fliessend zu begreifen. Wir haben gesehen, dass Derjenige, welcher ein Kunstwerk in sich aufnimmt, den selben Prozess durchmacht, wie der Künstler, der es hervorbrachte, nur umgekehrt und um Vieles rascher, und haben den beiderseitigen Vorgang sowie seine Verdichtung im Gebilde zu verfolgen gesucht. An verschiedenen Punkten ist uns die enge Verbindung der Theorie mit der Persönlichkeit ihres Urhebers zum deutlichen Bewusstsein gelangt, und überall haben wir erkannt, wie der Künstler auch im Denken Künstler bleibt. Was ihm in den Weihestunden dichterischen Schaffens und in den erhebenden Augenblicken seelischer Freiheit aufgegangen war, hat er mit poetischem Tiefsinn in die Begriffssprache der Aesthetik übertragen. Weiter ist er nicht gegangen. Die Aesthetik ist für ihn Kunstkritik und Kunstlehre. Die Abgrenzung der ästhetischen Gefühle von den übrigen Empfindungen und das ganze Reich des Naturschönen hat er unberücksichtigt gelassen; nur ein einzelner Kreis der Aesthetik als Wissenschaft ist von ihm als Künstler überhaupt behandelt worden. Wie Wagner dies Gebiet behandelt hat, haben wir gesehen; hervorgehoben sei nur, dass die verschiedenen Gedanken-
gruppen, die sich bei ihm ineinander schieben, noch mehr getrennt werden können, was wir jedoch, um dem Vorwurf apriorischen Schematisirens zu entgehen, nicht gethan haben. Hätten wir den uns gewährten Raum nicht schon überschritten, so würden wir die Ergebnisse der Untersuchung noch einmal zusammenfassen, und zwar in der Weise, dass wir sie den

einzelnen Gedankenrichtungen nach ordneten, die bei Wagner hervortreten. Man lese nur die verschiedenen Definitionen, welche dem Begriffe der Kunst gegeben werden, und man hat ein Beispiel für die von uns beabsichtigte Zusammenstellung. „In der Kunst gelangt das unbewusste Leben des Volkes sich zum Bewusstsein“ (Nachl. 22). Das Kunstwerk soll sein „das treue, bewusstseinverkündende Abbild des wirklichen Menschen und des wahrhaften, naturnothwendigen Lebens der Menschen.“ (III, 55.) „Die Kunst ist die Erfüllung des Verlangens, in einem dargestellten, bewunderten oder geliebten Gegenstande sich selbst zu erkennen, sich in den durch ihre Darstellung bewältigten Erscheinungen der Aussenwelt wiederzufinden.“ (IV, 42.) Und dazu kommen noch die von Schopenhauer angeregten Erklärungen. (z. B. IX, 88.)

Eine derartige Darstellung hat aber für unsere Aufgabe weniger Vortheile, als die durchgeführte. Sie ist den Längsschnitten zu vergleichen, durch die man einen Baum zertheilen kann, während wir Querschnitte vorgenommen haben, die sich nach oben verzweigten. Freilich, das frische, grünende Leben des Baumes wird uns durch Beides nicht begreiflich! —

Noch ein paar Worte über die Methode der Wagnerischen Aesthetik. Obschon man von einer mit Bewusstsein durchgeführten Methode bei Wagner nicht gut reden kann, sind doch einzelne methodologische Grundsätze unverkennbar, welche die gesammten Darstellungen leiten. Es sollen keine Gesetze aufgestellt werden, sondern Beobachtungen, allenfalls Bedingungen verzeichnet werden, welche auf dem Wege der empirischen Induction ¹⁴⁾ gefunden sind. Zuerst muss man versuchen, das von dem Künstler Dargebotene in seiner Entstehung und Vollendung zu verstehen, und dann die Vermögen des Menschen aufsuchen, welche durch den Kunstgenuss in Thätigkeit versetzt werden. Man vermeide also, mit irgend welchen vorgefassten Meinungen oder gar mit einem vollständigen System an die Aesthetik heranzutreten, sondern suche empirisch aus ihr selbst das Verständnis für sie zu gewinnen. Was zunächst vorhanden ist, sind gewisse seelische Thatfachen; aus ihnen ist das Uebrige abzuleiten. „Eine Aufklärung über das Wesen der Musik als Kunst glauben wir, so schwierig sie ist, am sichersten auf dem Wege der Betrachtung des Schaffens des inspirirten Musikers zu gewinnen.“ (IX, 90). Die Aesthetik hüte sich also, allgemeine Vorschriften aufstellen zu wollen, die der Genius doch wieder umwerfen wird: so war „aus dem grossen Beethoven eine ganz neue Erkenntnis des Wesens der Musik zu gewinnen.“ (VIII, 137). Mit dieser fortwährenden Berufung auf die äussere wie die innere Erfahrung trägt die Wagnerische Kunstkritik einen stark subjektiven Charakter, denn, „eine durch Mittheilung uns gelehrte Erfahrung wird zu einer individuellen erst, wenn wir durch unwillkürliches Handeln sie wiederum selbst machen.“ (IV, 93). Dass Wagner aus prinzipiellen Gründen dem Genie eine hochbedeutende Stellung für die Behandlung der Aesthetik anweist,

haben wir schon früher gesehen. Immerhin ist eine Stelle aus der Einleitung zu „Oper und Drama“ so charakteristisch, dass ich um die Erlaubnis bitte, sie in vollem Umfange hersetzen zu dürfen. „Der Kritiker [wofür wir ruhig „Fach-Aesthetiker“ einsetzen können] fühlt in sich nicht die drängende Notwendigkeit, die den Künstler selbst zu der begeisterten Hartnäckigkeit treibt, in der er endlich ausruft: so ist es und nicht anders! Der Kritiker, will er hierin dem Künstler nachahmen, kann nur in den widerlichen Fehler der Anmaassung verfallen, d. h. des zuversichtlich gegebenen Ausspruches irgend einer Ansicht von der Sache, in der er nicht mit künstlerischem Instinkte empfindet, sondern über die er mit bloss ästhetischer Willkür Meinungen äussert, an deren Geltendmachung ihm vom Standpunkte der abstrakten Wissenschaft aus liegt. Erkennt nun der Kritiker seine richtige Stellung zur künstlerischen Erscheinungswelt, so fühlt er sich zu jener Scheu und Vorsicht angehalten, in der er immer nur Erscheinungen zusammenstellt und das Zusammengestellte wieder neuer Forschung übergibt, nie aber das entscheidende Wort mit enthusiastischer Bestimmtheit auszusprechen wagt.“ (III, 277). Zugegeben, dass dem Genie das entscheidende Wort in ästhetischen Dingen überlassen bleiben solle, so bleibt freilich die grosse Frage noch zu beantworten: wer ist denn ein Genie und hat also die Berechtigung, seine Entscheidung als die allein maassgebende hinzustellen? ¹⁵⁾.

So werden wir durch Wagner immer wieder zu neuen Forschungen und Untersuchungen angeregt. Was Georg Brandes im Allgemeinen von ihm sagte, dass er Probleme in die Debatte brachte (*„sat Problemer under Debat“*), das gilt auch im Besonderen von seiner Kunstkritik. Sie ist eben der Ausdruck einer gewaltigen, universell angelegten Natur, die unablässig nach der Wahrheit rang. Und wenn man sich in diese Natur vertieft, dann ist es, als ob ein neuer, lebenskräftiger und Selbstbewusstsein erzeugender Zug durch das Herz ginge, als ob man die Welt der Schönheit mit anderen, klareren Augen gesehen hätte. Gerade in dieser Beziehung erscheint mir die Künstlergestalt Richard Wagner's auch als pädagogisch hochbedeutsam. Denn das Aufgehen in einen solchen Mann bedeutet zugleich die Auffindung des für das betreffende Individuum geeigneten Erziehers, und wer gerade in Wagner diesen nicht zu finden vermag, der hat doch wenigstens versucht, sich nach Möglichkeit in die ihm fernstehende Individualität zu vertiefen und damit für sich den gewaltigen Fortschritt zur thätigen Selbstlosigkeit gemacht. Die Besorgniss Wagners, dass solche Bewunderung die eigene Thatkraft lähmen könne, (Nachl. 57), trifft nur für schwache Geister zu: „ich habe die Erfahrung gemacht“, sagt Hebbel (Tagebücher I, 20), „dass jeder tüchtige Mensch in einem grossen Manne untergehen muss, wenn er jemals zur Selbsterkenntniss und zum sicheren Gebrauch seiner Kräfte gelangen will; ein Prophet tauft den zweiten, und wem diese Feuer-taufe das Haar sengt, der war nicht berufen“.

Es gibt jedoch Männer, deren Riesenmaass so gewaltig über dem Gewöhnlichen sich erhebt, dass nicht ein Einzelner, sondern nur ein ganzes Volk sie völlig sich zu eigen machen kann. Wie Diamanten, welche über eine gewisse Grösse, Reinheit und Vollkommenheit hinausgehen, keine Einzelkäufer mehr finden, so lassen sich jene auch nur von einer Gesamtheit in Besitz nehmen. Und diese Gesamtheit arbeitet unablässig und mit freudigem Stolze an der Hingabe zu dem, der aus ihr hervorgegangen ist, mag es auch manchmal scheinen, als ob das grosse Räthsel der Welt sich in dem Genius zu einem zweiten, noch schwerer zu entziffernden Räthsel verdichtet hätte.

Zu solcher treuen und selbstlosen, aber auch selbständigen und freien Arbeit sei Richard Wagner leuchtendes Vorbild und würdiger Gegenstand. Von ihm mögen uns jene Worte gelten, die Lessing einst in der Vossischen Zeitung schrieb und die niemals unserem Gedächtnisse entschwinden sollten: „Die Ehre des deutschen Namens beruht auf der Ehre der deutschen Geister.“

Anmerkungen.

¹²⁾ Ich denke vornehmlich an die moderne „pikante Tragödie“. Auf sie bezieht sich die zeitgemässe Definition, welche O. F. Bary in seiner Posse „Die elegante Person“ gibt: „Die eheliche Treue ist eine von den französischen Dramatikern mit Recht gezeisselte Unsitte, die denn auch glücklicherweise immer mehr verschwindet.“

¹³⁾ Ueberhaupt wurzelt hier die nahe Verwandtschaft zwischen Mystik und Aesthetik. Beide sind vor Allem dadurch einander ähnlich, dass sie das Hauptgewicht auf die intuitive Anschauung legen und dem diskursiven Erkennen nur nebeneordnete Bedeutung beimessen wollen, aber sie gelangen auch zu gleichen Ergebnissen. Kants „übersinnliches Substrat der Welt“ entspricht vollkommen den Lehren der Mystik. Ebenso ist die Psychologie des künstlerischen Schaffens nur durch ihre Beziehungen zu den Thatsachen des Somnambulismus vollkommen verständlich, worauf Wagner im Anschluss an Schopenhauer des öfteren hinweist. (z. B. IX, 93.) Was im besonderen die Verwerthung des Wunders anbetrifft, so vergleiche man Calderon's Trauerspiele, die „Jungfrau von Orléans“, etwa noch Bjoernson's „Ueber die Kraft“, und für die philosophische Seite der Frage meinen Aufsatz in der „Sphinx“. (II, 9 S. 169—178.)

¹⁴⁾ Freilich setzt eine jede Induktion Deduktion voraus. Jene ist das Messer, mit dem wir operiren, das aber von der Hand der apriorischen Denkgesetze geleitet wird; sie ist unentbehrlich, aber erst das zweite Glied. Wenn man auch das erste Glied in der Praxis nicht zu berücksichtigen braucht, so darf man darum doch seine Existenz nicht vergessen. Dass Wagner überdies selbst zuweilen ausschliesslich deduktiv verfährt, haben wir oben gesehen. Sonderbarer Weise erinnert er dann manchmal an einen gleichnamigen Vorgänger in der Behandlung der Aesthetik, an J. J. Wagner. Vgl. dessen Dichterschule, Ulm 1840, besonders § 1—10.

¹⁵⁾ Goethe an Schiller, 18. März 1801: „Es ist recht wunderbar, wie gewisse Denkweisen allgemeiner werden und sich lange Zeit erhalten können, und so lange wirklich als ein Bestehendes der menschlichen Natur angesehen werden können.“ — Der *circulus vitiosus* ist augenscheinlich. Aus den Eigenschaften gewisser, kurzweg als Genies angenommener Männer werden die Merkmale des Genius abgeleitet, und nun durch Rückübertragung diesen Männern geniale Veranlagung und damit das ausschliessliche Recht maassgebender Autorität zugesprochen. Hier liegt für jede Aesthetik eine sehr grosse Schwierigkeit.

Der Endreim in der Musik.

Ein Kapitel von der musikalischen Deklamation.

Von W. Langhaus.

I.

Die Leser dieser Blätter werden sich wundern, vielleicht sogar Anstoss daran nehmen, wenn ich mit einem Lobe — Hanslick's beginne; sie werden sich aber hoffentlich beruhigen und mir beistimmen, indem ich ihnen mittheile, oder sie daran erinnere, wie der Genannte kürzlich einmal ein kräftiges Wort gesprochen in einer Sache, die unserm Meister so sehr am Herzen lag, nämlich zu Gunsten einer sinngemässen und den Betonungsgesetzen der deutschen Sprache folgenden musikalischen Deklamation. Um uns zu vergegenwärtigen, bis zu welchem Grade noch heute, acht Jahre nach Wagner's Tode, auf diesem Gebiete gesündigt werden kann, citire ich, was Hanslick in seiner Besprechung der ersten Wiener Aufführung von Mascagni's „*Cavalleria rusticana*“ in der „Neuen freien Presse“ bezüglich des verdeutschten Textes schreibt:

„Die deutsche Uebersetzung gehört zu der schleuderhaftesten Marktware. Dass sie auch praktisch geradezu unbrauchbar ist, beweist der nothgedrungene Vorgang der Opern-Directionen von Hamburg, Dresden und Wien, welche Berggrün's Uebersetzung total umarbeiten mussten. Hier wird thatsächlich ein ganz anderer Text gesungen, als der des gedruckten Libretto's. Herr Berggrün hat seine Unfähigkeit als Uebersetzer bereits an Samara's Oper „*Flora mirabilis*“ bewiesen, welche eine Blütenlese, eine wahre *Flora miserabilis* an Schnitzern darbietet. Herrn Berggrün's Methode ist sehr einfach. Er macht eine rohe metrische Uebertragung und schreibt nun ruhig Silbe unter Note in die Partitur, unbekümmert, ob der musikalische Accent dazu stimmt, oder nicht. Gleich in dem allerersten Worte des Einleitungschors, „Orangen“ legt er auf die erste Silbe O den Nachdruck. Es macht sich reizend, wenn ein halbdutzendmal gesungen wird: „O-rangen duften, die Lerche singt; jetzt ist Zeit für Jedermann, fröhlich zu singen das süsse Lied!“ Eine andere classische Berggrüniade ist der Refrain: „Niemand froher sein kann — als ein wackrer Fuhrmann!“ Schon seine Titel-Uebersetzung „Ländliche Ritterlichkeit“ mit dem hässlichen Gleichklang in der Mitte beider Wörter verräth den Mangel an musikalischem Gehör. Dass eine Opernübersetzung erstens gut deutsch und zweitens richtig musikalisch sein muss, scheint der Mann nie gehört zu haben. Zum Glück kann der Verleger, Herr Sonzogno, welcher die Theater zwingt, das Berggrün'sche „Deutsch“ an der Kasse zu verkaufen, nicht auch die Künstler verhalten, es zu singen.“

Soweit Hanslick, bei dessen energischem Protest wir uns nur freuen können, dass auch dem grossen Publicum einer vielgelesenen Zeitung einmal begreiflich gemacht wird, welch schandbare Misshandlungen unser geliebtes Deutsch noch heutzutage ertragen muss. Dass übrigens Hanslick nichts Neues über den Gegenstand vorbringt, wird der Leser dieser Blätter alsbald erkannt haben, sofern von ihm anzunehmen ist, dass er die so geniale wie gründliche, zuerst in den „Bayreuther Blättern“ (Jahrg. 1879, p. 249 ff.) erschienene Abhandlung Wagner's (Gesammelte Schriften X. 201) „Ueber das Opern-Dichten und Komponiren im Besondern“ genau kennt und in sich aufgenommen hat. Dort finden wir den ganzen Jammer enthüllt, der durch Verkennung oder Nichtachtung des Geistes der deutschen Sprache, theils durch Schuld der Komponisten selbst, theils durch die der Uebersetzer fremdländischer Vocalwerke, über die deutsche Gesangsmusik gekommen ist und von den Meisterwerken der Tonkunst häufig nur die Zerrbilder erkennen lässt; zugleich aber finden wir dort aufs deutlichste die Wege bezeichnet, welche aus einem so künstlerisch-unheilvollen Zustand zum Besseren zu führen geeignet sind.

Indem ich, um mich von den Schrecknissen einer gründlichen Lectüre des deutschen Textes der „*Cavalleria rusticana*“ zu erholen, die erwähnte Abhandlung Wagner's wieder einmal mit innigem Behagen durchlas, traf ich gleichwohl auf einen Punkt, der mir dort noch nicht völlig erledigt zu sein scheint. Es betrifft das Verhältniss der Melodiephrase zum Endreim. Von diesem hält Wagner als Komponist mit Recht wenig, namentlich von dem blossen Litteratur-Reim, „der nur für das Auge vorhanden ist, vor dem Gehör aber, und somit vor dem Gefühl gänzlich verschwindet“. Ich gehe noch etwas weiter und halte den Endreim überhaupt für musikfeindlich; denn, er mag sich noch so ungezwungen und sinngemäss entfalten, so wird doch die Freiheit des Komponisten durch ihn beschränkt, seine Erfindungskraft gelähmt; weshalb auch dem angehenden Komponisten zur Uebung in der Gestaltung von Vocalmelodien eine schwungvolle Prosa — etwa die melodisch bewährten Psalmen David's — mehr zu empfehlen ist, als gereimte Dichtungen. Indessen können wir nicht umhin, den Endreim als berechtigten Factor der modernen Dichtkunst anzuerkennen, nachdem er sich schon länger als ein Jahrtausend in seiner Stellung behauptet hat, und die Dichterfürsten aller Nationen sich seiner bei ihren tiefstempfundenen, formvollendetsten Arbeiten als Hilfsmittel des Ausdrucks bedient haben.

Seine Entwicklungsgeschichte ist merkwürdig genug. Den Alten galt er bekanntlich als ein Missklang; doch scheint die verbotene Frucht einen gewissen Reiz für sie gehabt zu haben. In Horazens vielcitirtem:

„*Non satis est pulchra esse poemata; dulcia suntu
Et, quocunque volent, animum auditoris agunt*“

sehe ich mehr ein bewusstes Naschen daran als einen blossen Zufall. Bald danach, schon im frühen Mittelalter, tritt der Endreim selbständig auf (zuerst in der geistlichen lateinischen, dann in der provenzalischen Dichtung) und wird von den romanischen Völkern mit Freuden begrüsst, als ein Ersatz für das mehr und mehr absterbende Gefühl der sprachlichen Quantität, oder auch, wie Gevaert meint, aus musikalischen Gründen, da inzwischen die im Alterthum unzertrennlich gewesene Verbindung der Dichtung mit dem musikalischen Vortrag gelöst war. Wie man alsbald den Wohlklang des Endreims zu schätzen gewusst hat, deutet Goethe im zweiten Theil des „Faust“ mit den Worten der Helena bei ihrer ersten Berührung mit der Dichtkunst des Mittelalters an:

„Doch wünscht' ich Unterricht, warum die Rede
des Manns mir seltsam klang, seltsam und freundlich:
ein Ton scheint sich dem andern zu bequemen,
und hat ein Wort zum Ohre sich gesellt,
ein andres kommt, dem ersten liebzukosen.“

Im Laufe weiterer Jahrhunderte gewöhnte man sich derart an den Endreim, dass man ihn schliesslich als die unerlässliche Bedingung aller Poesie betrachtete. Behauptet doch Prevot: „*Nos vers affranchis de la rime ne paraissent différer en rien de la prose*“, während sein englischer College Buttler den des Endreims entbehrenden Vers mit einem steuerlosen Schiff vergleicht: „*For Rhyme the rudder is of verses, with which, like ships, they steer their courses*.“ Auch in Deutschland war diese Meinung so festgewurzelt, dass man, namentlich die ältere Generation, heftig opponirte, als Klopstock zuerst mit reimlosen Versen auftrat. „Mein Vater“ erzählt Goethe in Dichtung und Wahrheit „hielt den Reim für poetische Werke unerlässlich Eine verdriessliche Epoche eröffnete sich für ihn, als durch Klopstock's „Messias“ Verse, die ihm keine Verse schienen, ein Gegenstand der öffentlichen Bewunderung wurden.“ Wir wissen, wie später durch Goethe selbst die reimlose Dichtung zu hohen Ehren gelangt ist; denn mit welcher Anmuth, mit welcher Leichtigkeit er auch den Reim handhabte, so

sollte er doch erst in der reimlosen Dichtung — ich erinnere nur an die Ode „Harzreise im Winter“ — die höchste Höhe seiner Kunst erreichen.

Einen harten Strauss musste der Endreim noch auf seine alten Tage bestehen, als Wagner ihm zu Gunsten des Stabreims den Krieg erklärte, womit übrigens unser Meister, als principieller Gegner der musiklosen Dichtung, nur durchaus consequent verfuhr. Er räth („Oper und Drama“, ges. Schriften IV. 166) den Dichtern, mittels des Stabreimes dem unmittelbar empfangenden Gehör, dem sinnlichen Organe herzhafte entgegen zu kommen, Aug' in Aug'. „Bietet ihm euer Angesicht, das Angesicht des Wortes, — nicht aber das welke Hintertheil, das Ihr schlaft und matt im Endreime Eurer prosaischen Rede nachschleppt und dem Gehöre zur Abfertigung hinhältet, — wie als ob es Eure Worte um den Lohn dieses kindischen Geklingels, das man Wilden und Albernern zur Beschwichtigung vormacht, ungestört durch seine Pforte zu dem neu zersetzenden Hirne einlassen solle.“ Indessen war der Endreim bereits zu einer Macht gediehen, mit welcher selbst ein Richard Wagner pactiren musste: wir würden keine „Meistersinger“, auch keinen „Tristan“ und keinen „Parsifal“ haben, wenn nicht bei ihm mit den Jahren und den Erfahrungen mildere Anschauungen an die Stelle der ultra-revolutionären des Jahres 1851 getreten wären, so dass er 1879 in der erwähnten Abhandlung (X. 211.) besonders betont, dass, bei aller Verwerflichkeit unseres litterarischen Verswesens, doch „in den vorzüglichsten Versen unserer grössten und berufensten Dichter der Reim, durch Echtheit, zu einer bestimmenden Wirklichkeit wird.“

Aus alle diesem folgt — und nun erst komme ich zu meinem eigentlichen Thema — dass die Tonkunst dem Endreim gewisse Rücksichten schuldig ist, dass für diese beiden Klang-Rivalen ein *modus vivendi* gefunden werden muss; dieser aber wird darin bestehen, dass dem Gleichklange zweier (endgereimter) Verszeilen ein analoger musikalischer Gleichklang entspricht, den wir der Kürze wegen den Musikreim nennen wollen. Wie wenig man dieser Forderung bisher Rechnung getragen hat, werde ich an einem Beispiel aus Mozarts „Don Juan“ (dem Original wie den deutschen Bearbeitungen) zu zeigen versuchen. Was Mozart selbst anlangt, so können wir, bei aller Verehrung für den genialsten, tüchtigsten und liebenswürdigsten Musiker, der je gelebt, doch seine Deklamation unmöglich gut heissen, mag auch sein Biograph Otto Jahn an ihr nichts auszusetzen haben, mag auch A. von Wolzogen im Vorwort zu seiner übrigens vortrefflichen Don Juan-Bearbeitung (P. XXIII.) hervorheben, „dass in Mozart's Partitur Wort und Musik überall im vollkommensten Einklang stehen.“ Das Gegentheilige dieser Behauptung zeigt sich bei Mozart, sowohl in seinen auf deutsche wie auch auf italienische Texte componirten Opern, nur zu häufig. Bald ist es der der Instrumentalmusik (der veredelten Tanzmusik, wie sie Wagner richtig genannt hat) entnommene Parallelismus, jene ihm obligatorisch dünkende rhythmische Wiederholung einer musikalischen Phrase, die ihn zu Deklamationsfehlern verleitet, wie z. B. in der Tamino-Arie, wo die Musik mit der ersten Verszeile:



vortrefflich, mit der zweiten jedoch:



wie noch kein Au - ge je ge - seh'n!

keineswegs im Einklang ist, bald aber lässt er, auch ohne unter jenem Zwange zu stehen, die Betonungsgesetze der Sprache vollständig bei Seite, z. B. in der Entführung, wo Pedrillo singt:



Dies ein Beweis für viele, dass sich Mozart bei Erfindung seiner Melodien um die Worte oft sehr wenig gekümmert hat. Während Gluck das Wort in erster Reihe berücksichtigt, aus ihm heraus sich die Melodie entwickeln lässt, und diese demzufolge durch eine tadellose Deklamation erfreut, kurz, während er, nach seinem eigenen Ausspruch „beim Opernkomponiren zu vergessen sucht, dass er Musiker ist“, so ist Mozart ganz und gar, für unsere heutigen vocal-musikalischen Begriffe sogar zu viel Musiker. Er selbst machte daraus kein Hehl, denn in einem Briefe an seinen Vater (vom 13. Oct. 1781) sagt er bezüglich des Entführungstextes u. a.: „Ich weiss wohl, dass die Versart darin nicht die beste ist; doch ist sie so passend mit meinen musikalischen Gedanken (die schon vorher in meinem Kopfe herumspazierten), dass sie mir nothwendig gefallen musste.“ Wenn nun der Meister schon mit einem deutschen Texte so wenig Federlesens machte — wir dürfen doch wohl annehmen, dass seine vor der „Entführung“ wiederholt ausgesprochene Sehnsucht, einmal eine deutsche Oper zu componiren, wesentlich der Sprache galt — so ist nicht zu verwundern, dass er mit seinen italienischen Texten mindestens eben so sorglos verfuhr.*) Im Don Juan z. B. brauchen wir nicht lange nach einem Beweis zu suchen, dass ihm die Uebereinstimmung seines Musik-Reimes mit dem ihm vorliegenden Wortreime völlig gleichgültig gewesen. Die Melodie der ersten Worte des Leporello zerfällt in vier rhythmisch völlig gleichlautende Abschnitte; ihr musste, da ein viermaliger Reim monoton klingen würde, das einfachste Wortreimschema *a a b b* entsprechen. Da aber die Verse des Originals:

*Giorno e notte faticar,
Per chi nulla sa gradir,
Piove e vento sopportar,
Mangiar male e mal dormir!*

eine Kreuzung der Reime (Schema *a b a b*) bilden, so ist damit wiederum bewiesen, dass dem Komponisten der musikalische Gedanke „schon vorher im Kopfe herum spaziert“ ist. Es sei hier ausdrücklich bemerkt, dass es Mozart an dem feinsten Verständniss für sprachliche Eurhythmie mit nichts gefehlt hat: an seiner tadellosen Deklamation des Goethe'schen „Veilchen“ sehen wir, was er, im Verein mit einem ebenbürtigen dichterischen Mitarbeiter, auch auf diesem Gebiete zu leisten vermochte. Auch die Reim-Frage hätte er ohne Zweifel gelöst, wenn ihm ein längeres Wirken beschieden gewesen wäre. Wir glauben Wagner zu hören, wenn wir in jenem Briefe an seinen Vater weiter lesen: „Um so mehr muss ja eine Opera gefallen, wo . . . die Worte nur bloß für die Musik geschrieben sind, und nicht hier und dort, einem elenden Reime zu gefallen (die doch, bey Gott, zum Werthe einer theatralischen Vorstellung, es mag seyn was es wolle, gar nichts beytragen, wohl aber eher Schaden bringen), Worte

*) Ueber die Fähigkeit des Deutschen, den ihm angeborenen Sinn für musikalische Betonung auch bei der Komposition fremdsprachlicher Texte zu bewahren, findet sich in meinem Aufsätze „Zu Gluck's hundertstem Todestage“ (Bayreuther Taschen-Kalender 1887) Ausführliches.

setzen oder ganze Strophen, die des Komponisten seine ganze Idee verderben. Verse sind wohl für die Musik das Unentbehrlichste, aber Reime — des Reimens wegen das Schädlichste; die Herren, die so pedantisch zu Werke gehen, werden immer mit sammt der Musik zu Grunde gehen.“ Aber noch mehr, wir haben sogar den denkbar sichersten Beleg dafür, dass Mozart die von mir geforderte genaue Übereinstimmung des Musikreims mit dem Wortreim als eine Nothwendigkeit empfand: es ist dies die von ihm selbst verfasste deutsche Übersetzung mehrerer Scenen des Don Juan, welche sein Sohn Wolfgang 1834 dem Musikschriftsteller J. P. Lyser mitgetheilt hat und von diesem später veröffentlicht worden ist. Dort lauten die Worte des Leporello thatsächlich, dem vierfachen Gleichklange der Melodie entsprechend:

„Nacht und Tag im gantzen Jahr,
Keine Ruhe meist Gefahr!
Schlechten Lohn und Prügel gar!
Wohl bekomm' es dir, Hanns-Narr!“

Immer wieder fragen wir, was würde Mozart geleistet haben, hätte er, statt eines Menschenalters, etwa wie Goethe, deren dreie hindurch mit wachsender Kraft schaffen können? Die Antwort gibt uns Wagner mit den Worten („Oper und Drama“ III 306): „So wäre es gerade der absoluteste aller Musiker, Mozart, gewesen, der längst schon das Opernproblem uns klar gelöst, nämlich das wahrste, schönste und vollkommenste — Drama dichten geholfen hätte, wenn eben der Dichter ihm begegnet wäre, dem er als Musiker gerade nur zu helfen gehabt haben würde.“

II.

Kehren wir aber von diesen wehmüthigen Betrachtungen zur Wirklichkeit zurück, und constatiren wir, dass Mozart seinen so tief unter ihm stehenden Dichtern keine sonderliche Rücksicht schuldig zu sein glaubte, so liegt der Wunsch nahe, an die in Folge dessen seinen Opern anhaftenden Deklamationsfehler die bessernde Hand zu legen. Bei Mozart's deutschen Opern indessen, der „Entführung“ und der „Zauberflöte“, möchte ich dies nicht empfehlen; wenn wir uns auch vor den zürnenden Manen Bretzner's und Schikaneder's schwerlich zu fürchten brauchen, so würde ich es doch vorziehen, jene Fehler als kunstgeschichtliche Kuriosa, als Erinnerungen an die Naivetät des Rococo und sein Ringen nach künstlerischer Stilreinheit unangetastet zu lassen. Anders jedoch verhält es sich mit den italienischen Opern: hier hat der Übersetzer die Pflicht, bessernd einzugreifen, und dies hat auch der erste Don Juan-Übersetzer, der Hamburger Schauspieldirektor Schröder, richtig begriffen, indem er uns — um beim Leporello zu bleiben — zu Mozart's unvergleich charakteristischen Tönen die dem Reimschema *a a b b* entsprechenden Verse „Keine Ruh' bei Tag und Nacht“ etc. gegeben hat. Ihm sind der Verfasser des heute meist gesungenen Textes, Rochlitz, sowie die weitaus grössere Zahl der neueren Übersetzer gefolgt, dies einfach deshalb, weil Schröders Worte vollkommen genügen, und nicht etwa weil, wie C. H. Bitter meint*), der Text „Keine Ruh' bei Tag und Nacht“ zu den „Schlagversen“ gehöre, „die derart beim Publicum Eingang gefunden haben, dass es kaum durchführbar sein würde, dasselbe ihnen entwöhnen zu wollen“. Nur zwei der von mir eingesehenen Uebersetzungen weichen von jener älteren ab, die Bitter'sche und die (auch in Leuckart's Partitur-Ausgabe aufgenommene) B. von Gugler'sche. Beide Verfasser haben das Reimschema Da Ponte's beibehalten und

*) „Mozart's Don Juan, Uebersetzung nach dem Originaltext des Abate Da Ponte“ von C. H. Bitter. Berlin 1871.

sich damit zu Mozart in Widerspruch gesetzt. Ich stimme also auch jetzt nicht mit A. von Wolzogen überein, wenn er (a. a. O.) von der letzterwähnten Uebersetzung sagt: „Die Einsicht der Partitur wird lehren, in wie hohem Grade überall auf natürliche Deklamation Rücksicht genommen, und wie überhaupt Alles der Musik angepasst ist“. Besonders muss es dabei auffallen, dass in von Gugler's Uebersetzung:

„Nichts als Plage spät und früh,
Alles dulden wie ein Schaf,
Keinen Dank für saure Müh'
Und des Nachts nicht einmal Schlaf!“

wie auch in der ganz gleichartigen Bitter'schen*) nur eine Umstellung der Verse 2 und 3 nöthig gewesen wäre, um die der Musik entsprechende Reim-Gruppierung zu erhalten. Man kann in diesem Falle nicht anders urtheilen, als dass beiden Verfassern entweder der nöthige Klangsinn gefehlt hat, oder dass ihnen Da Ponte wichtiger gewesen, als Mozart, wogegen doch entschieden protestirt werden müsste. Denn für den Vocalmusik-Uebersetzer ist nur ein Weg der richtige: Die höchste Rücksichtnahme auf den Komponisten, für den Original-Text dagegen nur soviel, und nicht um ein Haar mehr Rücksicht, als es unbeschadet der Musik zulässig ist.

Dass ich mit dieser Ansicht noch ziemlich isolirt dastehe, bewiesen mir zwei neuerdings erschienene, jedenfalls sorgfältig gearbeitete Uebersetzungen des Don Juan-Ständchens von Max Kalbeck (Wien, Jubiläums-Ausgabe, Edition Gutmann) und Franz Grandaur (München, Theodor Ackermann), welche beide aus lauter Respect vor Da Ponte die Mozart'sche Musik aufs Grausamste maltraitiren. Um jegliches Missverständniss zu vermeiden, bitte ich den Leser um die Erlaubniss, ihm die allbekannte Melodie noch einmal in Noten vorzulegen, denen ich dann den Originaltext und die Kalbeck'sche Uebersetzung beifüge.**)

Die untere Klammer bezeichnet die Phrasirung des Originaltextes (er besteht aus acht fünffüssigen in zwei Strophen getheilten Jamben mit dem Reimschema *a b a b, c d c d*), die obere die der Melodie, das was ich den Musikeim genannt habe. Aus der Vergleichung beider ergibt sich zunächst, dass Mozart's Melodie wieder einmal völlig unabhängig vom Text entstanden ist, dass er sich eben in der Lage befunden, die Wagner (X. 208) so treffend kennzeichnet: „Das ganze Verhältniss unseres eingebildeten Sprachverses versetzte den Komponisten von vornherein in die Alternative, entweder den Textvers dem Sprach- und Verstandes-Accent gemäss richtig zu deklamiren, wodurch dann dieser Vers mit allen seinen Reimen in nackte Prosa aufgelöst wurde; oder, unbekümmert um jenen Accent, mit gänzlicher Unterordnung der Textesworte nach gewissen Tanzschemen, sich in freier melodischer Erfindung zu ergehen“. Auf diesem Wege ist nun eine der reizendsten, charakteristischsten Musikstücke, aber auch eine wahre Musterkarte von Deklamationsfehlern entstanden:

1.	2.
Deh, vie - ni alla fi - ne - stra, o mi - o te - so - ro, deh, Die Lau - te fleht: er - schei - ne, du hol - de Klei - ne! Vor	

*) Der Raumersparniss wegen begnüge ich mich, nur eine der beiden Uebersetzungen zu citiren.

**) Auch in diesem Falle glaube ich mich auf Wiedergabe einer der beiden Uebersetzungen beschränken zu dürfen.

3. 4. 1.

vie - ni a con-so - lar il pian-to mi - o! Se
Gram und Sehnsucht hier ver-geht der Dei - ne! O

5. 6.

ne - ghi a me di dar qual - che ri - sto - ro, da-
schen - ke Mit - leid mir, er - hör' mein Wer - ben, denn

7. 8. 1.

van - ti a-gli oc-chi tuoi mo - rir vogl' i - o! Tu
sonst zu Fü - ssen dirsiehst du mich ster - ben! Ver-

9. 10. 11.

ch'hai la boc-ca dol - ce più che il me - le, tu che il zuc-che-ro
trau - e sü - sse Kun - de dei - nem Mun - de, dass von töd-li-cher

12. 13.

por-ti in mezzo il co - re! Non es-ser gio - ja mia con
Wund mein Herz gesun - de! Du kannst nicht grausam sein bei

14. 15. 16.

mecru-de - le: la-sciati almen ve-der, mio bell' a-mo - re.
mei-nen Thrä - nen, lass mich zu dir hin - ein und stille mein Seh-nen!

Wie in den meisten derartigen Fällen (ich erinnere an die vorhin erwähnte Tamino-Arie) ist in den ersten Takten das Verhältniss Mozart's zu seinem Dichter ein leidliches; aber schon bei dem Verse *Deh vieni a consolar* wird die Phrase des Dichters zerrissen, und die Melodie schliesst mit Thesis auf unbetonter Silbe,

Beide Fehler wiederholen sich in den folgenden Versen. Bei den Worten *Tu ch'hai la bocca bella* athmen wir auf, bis im folgenden Verse die Zwietracht auf Neue beginnt, um bis zum Schlusse nicht wieder zu weichen. Sehen wir uns nun die Melodie näher an, so ergibt ihre Zergliederung zwei Metren verschiedener Art: das eine (1. 2. u. 3.) mit Auftakt und weiblicher Endung, das andre (4.) volltaktig und mit männlicher Endung. Beide erscheinen sodann wechselnd (5. 6. 7. 8.), und das Ganze wiederholt sich mit der unwesentlichen Abweichung des bei 10. 11. und 15 fehlenden Auftaktes. Somit ist das Mozart'sche Musikreim-Schema dieses:

a	a	a	b
c	d	c	d
e	e	e	f
g	h	g	h

und die Pflicht des Uebersetzers wäre es gewesen, diesem Schema zu folgen; hier galt es, versöhnend einzutreten, nicht aber, wie man an Kalbeck's Uebersetzung sehen kann, die Deklamationsfehler des Originals sammt und sonders zu reproduciren. Hören wir, was Kalbeck im Vorwort seines Textbuches (P. XXI und XXII) zu seiner Entschuldigung vorbringt:

„An dem „Ständchen“ sind bisher alle Uebersetzer gescheitert.“ (Sehr wahr, aber aus welchem Grunde?) „Wenn der fremdartige Charakter der Canzonetta gewahrt werden soll, so darf der Text nur weibliche Reime enthalten“ (Wo in aller Welt steht das geschrieben?), „obwohl die Musik immer mit der den männlichen Reim voraussetzenden Thesis schliesst (!) Mozart hat dem Uebersetzer seine Aufgabe dadurch wesentlich erschwert, dass er die Fünffüssler durch Cäsuren zertrennte, ohne sich um das Metrum zu kümmern. Eine weitere Schwierigkeit erwächst dem Deutschen aus der Contractilität der italienischen Verse, die den Endvocal des einen Wortes mit dem Anfangsvocal des anderen in eine Silbe zusammenziehen. Das Allerunangenehmste aber ist, dass die weit auseinanderliegenden Reime, welche nach der zweiten Zeile jeder der beiden Strophen noch durch ein dreitägiges instrumentales Zwischenspiel unterbrochen werden, für unser Ohr ihre Wirkung gänzlich verlieren. Ich wusste mir nur dadurch aus der Noth zu helfen, dass ich die weiblichen Reime näher aneinander rückte, ihre Zahl verdoppelte, und auch die in der Mitte der Zeilen befindlichen Cäsuren durch männliche Reime verband!“

Ich frage nun: wozu alle diese Mühe, wenn schliesslich nur eine Missgeburt, wie der Kalbeck'sche Text, dabei herauskommt? Was sind uns Cäsuren, weit auseinanderliegende Reime, Contractilität der Verse etc., wo es sich für uns lediglich darum handelt, Mozart's köstliche Musik zu geniessen, sie rein, unentstellt durch sprachliche Missklänge zu geniessen? Eine unklare Vorstellung von dem, was hier eigentlich Noth that, haben auch die beiden obengenannten Uebersetzer gehabt; es muss ihnen bei ihren Versen schliesslich selbst nicht ganz geheuer gewesen sein, denn sowohl Kalbeck wie Grandaur haben in ihre Textbücher eine zweite Uebertragung aufgenommen, in denen wenigstens jenes unselige, Beckmesserhafte Zusammenfallen der unbetonten Silbe mit dem guten Takttheil vermieden ist, die aber im Uebrigen noch viel des Nothwendigen zu wünschen lassen. Bei beiden dieser zweiten Versionen ist schon der Anfang geeignet, uns die Lust zum Fortfahren zu verleiden. In Kalbeck's Versen:

„Hörst du den Klang der Laute? O komm', du Traute!
In Sehnsucht harr' ich dein, lass mich zu dir hinein!“

wird das Ohr durch die Betonung des ersten „Du“ und durch die Zusammenziehung des „dein, lass“ verletzt; bei Grandaur:

„Horch, horch dem Klang der Laute,
Erbarm dich meiner Pein“

durch die verschiedenartige Betonung des „Horch“ und den männlichen Abschluss der zweiten Verszeile. Zudem hat sich Grandaur noch mehrfache Aenderungen der Notenwerthe erlaubt, wogegen ja prinzipiell nichts einzuwenden ist, welche indessen, wie auch die noch bedenklidere viermalige Verwandlung des Mozart'schen

vollen Taktes in einen Auftakt, nur dem „Litteratur-Verse“ zu gute kommen. Jedenfalls verdienen diese zweiten Lesarten des einen wie des andern Uebersetzers den Vorzug vor den ersten, wesshalb ich auch nicht recht begreifen kann, dass sie dem Publikum die Wahl zwischen beiden gelassen,*) und dass sie die ersteren ungleich mangelhafteren für die betreffenden Clavierauszüge benutzt haben.

Um den Leser nicht zu ermüden, will ich nur in Kürze von der vielgelobten Epstein'schen Bearbeitung**) sagen, dass ich besondere Hoffnung auf sie setzte, nachdem ich in der Vorrede (P. VIII.) folgenden Passus gefunden hatte: „Der Komponist . . . hat oft gereimte Zeilen so weit von einander getrennt, dass das Gefühl des Reimes ganz verloren ging, dagegen oft reimlose Verse durch Melodie und Tonfall so eng aneinander gekettet, dass eine neue Art Reim, und zwar ein viel innigerer, der musikalische Reim, daraus entstand. In solchem Falle habe ich mich auch mehr dem Musiker als dem Dichter angeschlossen.“ Schon glaubte ich (bei den von mir unterstrichenen Worten) in dem Schreiber einen Gesinnungsgenossen begrüßen zu dürfen, musste aber diese Hoffnung fahren lassen, als ich inne wurde, dass für Herrn Epstein der von ihm verheissene engere „Anschluss an den Musiker“ ein frommer Wunsch geblieben ist; denn in seiner Ständchen-Uebertragung fand ich die Deklamationsfehler seiner Vorgänger und Nachfolger sämtlich wieder und sogar noch diverse neue.

Mit der folgenden Uebersetzung im engsten Anschluss an Mozart's Musik glaube ich die heikle Ständchen-Frage endgültig aus der Welt geschafft zu haben:

„Vernimm der Lante Töne
Und komm', du Schöne!
Wie heiss ich dich ersehne,
Sage dir mein Lied.
Und zeigst du kein Erbarmen,
Hörest nicht mein Flehn,
So siehst du bald mich Armen
Schmachtend hier vergeh'n.
Mit deinem süssen Munde
Gieb mir Kunde,
Ob die selige Stunde
Endlich für mich schlägt.
O weig're dich nicht länger,
Zeige dein Angesicht.
Siehe, es harrt dein Sänger,
Täusche sein Hoffen nicht.“

Wie man sieht, habe ich Mozart's Musikkreim - Schema auf's Genaueste beobachtet, von der Vers-Ordnung des Da Ponte aber, dem Beispiel des Komponisten folgend, nicht die mindeste Notiz genommen. Den Geist und möglichst auch den Wortlaut des Originals wiederzugeben, ist ja eine Pflicht des Uebersetzers; bei so banalen, überdies die Handlung kaum berührenden Worten wie die der *Canzonetta* jedoch schien mir übergrosse Gewissenhaftigkeit nicht am Platze, und man wird den von einigen meiner Vorgänger so skrupulös conservirten Da Ponteschen „Zucker“ und „Honig“ in meiner Uebersetzung schwerlich vermissen. Meine Verse wären als solche vielleicht noch besser ausgefallen, wenn ich mir nicht vorgesetzt hätte, Mozart's Musik, einige Bindebogen ausgenommen, auch bezüglich der Notenwerthe völlig intakt zu lassen; dies nur um zu zeigen, dass man auch

*) Hierbei fällt mir Beethoven ein, der, wie sein Schüler Ferd. Ries berichtet, beim Durchspielen von Graun's „Tod Jesu“ in Bezug auf einen doppelten Schluss zur beliebigen Auswahl bemerkte: „Ach, da muss der Mann ein Bauchgrinsen gehabt haben, dass er nicht unterscheiden konnte, welches Ende besser ist.“

**) „Don Giovanni von Mozart, eine Studie zur Oper auf Grundlage des Da Ponte'schen Textes nebst einer verbesserten Uebersetzung des letzteren.“ Frankfurt a. M. 1870.

ohne derartige Veränderungen auskommen kann, und nicht etwa aus übertriebener „Pietät“, denn das Recht dazu gestehe ich jedem Uebersetzer, vorausgesetzt dass er ein ganzer Musiker ist, gern zu; auch nicht aus Furcht, Herr Gounod könnte bei dieser Gelegenheit wieder einmal sein altes Staarenlied von der „Uebermalung Rafaelischer Bilder“ anstimmen, wie bei Wagner's so vortrefflichen und durchaus praktischen Vorschlägen einer Vortrags-Erleichterung im Soloquartett der neunten Symphonie „Wo dein sanfter Flügel weilt.“ — Sollte sich ein besserer Dichter als ich bereit finden lassen, uns einen, auf Grundlage des Mozart'schen Musikreim-Schema ersonnenen Mustertext des „Ständchen“ zu liefern, so würde ich mich aufrichtig freuen; einstweilen aber hoffe ich, dass die deutschen Sänger des Don Juan es nicht verschmähen werden, meine Uebersetzung zu probiren, damit wir Aussicht haben, das Ständchen, diese Perle aller Vocalmusik, endlich einmal, wenigstens was die Deklamation anlangt, rein zu geniessen.

Richard Wagner und die Romantik.

Allerlei Betrachtungen

von Richard Batka.

Da Wagner's Verhältniss zur Romantik bisher noch wenig beachtet worden, sei hier der Versuch gewagt, auf einige bedeutende Punkte hinzuweisen, um von da zu einem besseren Verständniss des Meisters vorzudringen. Dürften doch im historischen Zusammenhange so manche Eigenthümlichkeiten seiner Kunst klarer zu Tage treten.

Ganz eigenthümlich ist der Romantik eine, dem deutschen Wesen entsprechende Vorliebe für das Traumleben, welche sich häufig bis zur gänzlichen Vermischung von Traum und Wirklichkeit verstieg und in Novalis „der Traum wird Welt, die Welt wird Traum“ ihren deutlichen Ausdruck fand. G. H. Schubert trieb ernstliche Traumdeuterei und betrachtete Somnambulismus und Geisterseherei als höchste Quellen der Erkenntniss. Brentano gab ein „Leben der seligsten Jungfrau Maria“ nach Mittheilungen einer clairvoyanten Nonne heraus, und Schelling gründete die Kunst auf der genialen Vision. Zwischen Dichten und Träumen machen die Romantiker darum keinen erheblichen Unterschied, denn „wer erkennt im lauen Wind, ob's Gedanken oder Träume?“ Verwandte Anschauungen lassen sich auch bei Wagner ohne viele Mühe nachweisen. Erkannte er in dem Aufsatze über Beethoven die Musik als „Offenbarung des innersten Traumbildes vom Wesen der Welt“ (IX S. 108), so gibt er uns ein andermal eine genaue Beschreibung künstlerischer Eingebungsakte. Der Musiker stelle die Person, für die er ein Motiv gewinnen will, „in ein Dämmerlicht, da er nur den Blick ihres Auges gewahrt; spricht dieser zu ihm, so geräth die Gestalt selbst in eine Bewegung, die ihn vielleicht sogar erschreckt; endlich erbeben ihre Lippen und eine Geisterstimme sagt ihm etwas ganz Wirkliches, aber auch so Unerhörtes, dass — er darüber aus dem Traume erwacht. Alles ist verschwunden, aber im geistigen Gehöre tönt es ihm fort; er hat einen Einfall gehabt . . .“ (X. 173). In dem selben Sinne bezeichnet Sachs dem Junker Stolzing Traum und Poesie als hilfreiche Freunde und spricht die schönen, aus Wagners tiefeigener künstlerischer Erfahrung*) quellenden Worte:

*) Man denke an jene „schlaflose Nacht“ von La Spezzia.

Mein Freund, das g'rad ist Dichters Werk,
 Dass er sein Träumen deut' und merk'.
 Glaubt mir, des Menschen wahrster Wahn
 Wird ihm im Traume aufgethan.
 All Dichtkunst und Poeterei
 Ist nichts als Wahrtraumdeuterei.

Verweilen wir ein wenig bei dieser Stelle, denn sie führt uns auf eine wichtige Einschränkung, welche Wagner an der romantischen Theorie vornimmt. Es genügt dem Künstler nicht, die gaukelnden Traumbilder in Worte zu fassen (zu „merken“) und wahllos aneinanderzufügen; er muss sie zu voller Lebendigkeit neu gestalten und sinnvoll verbinden („deuten“); das freie Spiel der Phantasie, die strömende Erfindung soll sich mit der, von den Romantikern so arg vernachlässigten, sorgfältigen Komposition zur Schöpfung eines vollkommenen Kunstwerkes vereinen, und in der That zeigt von allen romantischen Bühnendichtern nur Kleist, dessen „Prinzen von Homburg“ Wagner so sehr bewunderte, einen ähnlich planmässigen Aufbau.

Mit Kleist hat Wagner als Dramatiker eine wohl zu beachtende Verwandtschaft: eine glückliche Mischung von Shakespeare und Aischylos; begeisterten Kultus der Schönheit bei aller Treue gegen die Natur; Reichthum an Stimmung und plastischen Gestaltungstrieb; reckenhafte Männlichkeit bei zarter Schwärmerei. Wichtige Unterschiede springen allerdings in die Augen. Wagner strebt dem Typischen zu und schöpft aus dem Mythos. Kleist geht auf das Individuelle aus und sein Menschenthum wurzelt, wie seine Stoffe, im Geschichtlichen. Gemeinsam ist ihnen wieder die Manigfaltigkeit der Charaktere: bald trotzig und wild, bald schwermuthsvoll, bald glühend sinnlich, bald keusch und fromm, theilen sie einen leidenschaftlichen, aber phrasenlosen Patriotismus und gleichen einander in der poetischen Verwerthung des Traumlebens.

Ein Mädchen bildet sich in Träumen das Ideal des künftigen Gatten. Plötzlich tritt es ihr leibhaft entgegen: ein Schrei — und ein Liebesbund ist geschlossen. Diese Situation, welche den Romantikern ganz geläufig ist (Kleist: „Käthchen von Heilbronn“, Zach. Werner „Luther“ . .), kehrt auch bei Wagner mehrmals wieder. Der bedrängten Elsa erscheint Lohengrin „in lichter Waffen Scheine . . ein goldenes Horn zu Hüften, gelehnet an sein Schwert“, und spricht ihr „mit züchtigem Gebahren“ Tröstung zu. Nun fleht sie zu Gott in höchster Not:

Lass mich ihn seh'n, wie ich ihn sah,

Wie ich ihn sah, sei er mir nah! —

und schon naht der Retter, genau wie sie ihn im Traume geschaut „in silberner Waffenrüstung, ein kleines goldenes Horn zur Seite, auf sein Schwert gestützt.“ Bei der Aufführung ist hier zu beachten, dass Lohengrin in dem Augenblick, da Elsa sich umwendend seiner gewahr wird, nicht etwa, wie es oft geschieht, in steifer Profilstellung grimmig oder schmunzelnd oder auch gleichgiltig vor sich hinstarre, vielmehr wie hilfverheissend ihr zugekehrt sei. Dann wirkt der „helle Schrei des Entzückens“, den Elsa ausstösst, geradezu hinreissend.

An diesem Beispiele kann man die sinnige Komposition Wagners bewundern. Er verstärkt den Eindruck der Situation durch passende Vorbereitung. Indem er Traum und Wirklichkeit einander gegenüberstellt, weiss er neue ergreifende Wirkungen zu erzielen. Einen ganz ähnlichen Fall haben wir auch im „fliegenden Holländer“, nur dass hier der Mann der hilfsbedürftige Theil ist. Nachdem Senta sich bereit erklärt hat den bleichen Seemann zu erlösen, tritt Erik ein und glaubt sie durch die Erzählung seines Traums zu warnen. Bei ihrer gegenwärtigen Stimmung erreicht er das Gegentheil. Sie sieht darin nur ein Anzeichen,

dass der Ersehnte ihr nahe. „Er sucht mich auf! Ich muss ihn sehn!“ Nach diesem Ausbruch betrachtet sie sinnend das Bild und „singt leise, aber tief ergriffen“ den Schluss der Ballade. Da geht die Thür auf, und Sentas Blick streift von dem Bilde auf den eintretenden Holländer. „Sie stösst einen gewaltigen Schrei der Ueberraschung aus und bleibt wie festgebannt stehen“ Mit einfachen Mitteln ist hier eine eindrucksvolle Situation geschaffen, Bild und Wirklichkeit unmittelbar nebeneinander gerückt.

Ein liebebeweckendes Bild kommt auch in den „Meistersingern“ vor. Evchen, das frische Bürgerskind, hat begreiflicher Weise keine Visionen. Dennoch verliebt sie sich blitzschnell in den hübschen Junker, weil er — eine köstliche und echt mädchenhafte Begründung — dem Helden David gleicht, dessen Bild, von Dürer's Hand, wohl im väterlichen Hause hing, und nach dessen Zügen sie ihr Ideal sich geformt hat. Die Scene gestattete nicht uns das Bild vor Augen zu führen, was allerdings hier, wo den Zuschauer mehr die Leidenschaft selbst als ihre Entstehung interessirt, nicht viel verschlägt. Für Hauptscenen gilt aber dem Dramatiker gegenüber die Forderung:

Dir glaub' ich nicht mit dem Ohr,
Dir glaub' ich nur mit dem Aug':
Hast du mir nichts gelogen,
So lass mich Zeichen sehn!

Man weiss, wie sehr Wagner an Hebbel's Nibelungen Anstoss nahm, die ihre Heldenthaten meist hinter den Coulissen verrichten. (IX. 168.) Sorgfältig trachtete er darum sogar den oberwähnten kleinen Uebelstand wieder auszugleichen, verstärkte den Eindruck durch die Figur des Contrastes (das Bild in Pogners Haus und „in der Meister Schild“) und knüpfte daran das Motiv des doppelten Missverständnisses.

Wie im „Holländer“ das Bild, so erweist im ersten Akt der „Walküre“ der Schwertgewinn mit überzeugender Kraft die Identität des ersehnten Mannes. Auch diese Scene ist eine Variante jener oben als romantisch bezeichneten Situation; denn das allmähliche Erkennen findet sich zum Theil schon im „Kätzchen von Heilbronn“ (IV. 2.) Erschien Senta dem Holländer wie ein Bildniss aus vergangenen Zeiten, hatte Lohengrin Elsa „geahnt“, so versichert nun auch Siegmund, ein Minnetraum gemahne ihn, in heissem Sehnen hab' er Sieglinden geseh'n. Was wir aus ganzer Seele wünschen, führt der Traum uns vor, und schon Herder erkannte den Bildner des Traumes im verlangenden Geiste des Menschen. (S. W. Bd. 9. „Ueber Märchen und Romane.“) Die Romantiker gehen noch weiter; sie schreiben dem ins Ungeheure gesteigerten Sehnen sogar aktuelle Kraft zu, welche dem Himmel Wunder abringt (Lohengrin, vgl. Schillers Jungfrau von Orleans), den Ahasver des Meeres, den wehwaltenden Walsung zu der Stätte geleitet, wo das ersehnte Weib ihrer harrt, den unglücklichen Wieland ersinnen lehrt, was noch kein Mensch erdachte.

Freilich, in der Wirklichkeit besitzt die Sehnsucht allein keine solche Zauberkraft. Darum verabscheut der Romantiker die wirkliche Welt, schilt sie kalt, fühllos und philisterhaft und flüchtet aus ihr in eine erträumte, nur in seiner Phantasie vorhandene Wunschwelt, in der ihm die Wonnen einer schwärmerischen Liebe winken. Auch Wagner gesteht (IV. 268), sein Liebessehnen sei nichts anderes als das zehrende Verlangen nach dem Hinschwinden aus der Gegenwart gewesen. Man begreift darnach die Vorliebe der Romantiker für das Mittelalter, allerdings nicht für das echte, historische, vielmehr für ein erdichtetes und verklärtes. Auf historische Treue kommt es ihnen zunächst gar nicht an, wodurch sie sich von den romanschreibenden Professoren der neuesten Zeit scharf

unterscheiden. Es ist also ganz im romantischen Geiste gedacht, wenn Wagner sagt: „Alle unsere Wünsche und heissen Triebe, die in Wahrheit uns in die Zukunft hinübertragen, suchen wir aus den Bildern der Vergangenheit zu sinnlicher Erkennbarkeit zu gestalten und so für sie die Form zu gewinnen, die ihnen die moderne Gegenwart nicht verschaffen kann“, (IV. 311.) Sein „Tristan“ ist geradezu das Hohelied der Sehnsucht, das schmachtende Hauptmotiv



scheint das innerste Wesen unserer Romantik in Tönen auszuhauchen. Fort aus dem öden Schimmer des wirklichen Lebens zieht es das Liebespaar in den seligen Dämmer der heiligen Nacht.

Auch dieses Bild ist romantischen Ursprungs: „O ewige Sehnsucht! Doch endlich wird des Tages fruchtloses Sehnen, eitles Blenden sinken [erleuchtet die Welt mit ihren Blenden] und eine grosse Liebesnacht sich ewig ruhig fühlen“ . . . heisst es in Schlegels Lucinde, und man sieht, dass die Identität der Grundanschauung zu ähnlichen Gedanken und Wendungen im „Tristan“ führte. „Da die Nacht“ erläutert Brandes (die rom. Schule 111) „dem Ich die umgebende Welt verbirgt, treibt sie das Ich gleichsam in sich selbst hinein. Das Selbstgefühl und Nachtgefühl sind daher ein- und dasselbe. [Selbst dann bin ich die Welt.] Die Wollust des Nachtgefühls ist die Stimmung des Grauens“. [Schon füllt sie die Welt mit wonnigem Graus.] Aus ihm sind dann Novalis berühmte Hymnen geflossen, worin der Dichter uns lehrt, dass die Nacht das Wesen der Dinge uns enthülle, die Seele ihrer Fesseln entledige; sie sei der Offenbarungen mächtiger Schooss. Man erinnert sich jener wundervollen Erzählung Wagners (IX. 74), wie er in schlafloser Nacht auf den Balkon seines Fensters am grossen Kanal in Venedig trat. „Was konnte mir das von der Sonne bestrahlte Venedig des Tages von sich sagen, das jener tönende Nachtraum mir nicht unendlich tiefer unmittelbar zum Bewusstsein gebracht hätte“. Auch sonst noch begegnen Wagner und Novalis einander in ihren Gedanken. „Abwärts wend ich mich zu der heiligen unaussprechlich geheimnisvollen Nacht. Fernab liegt die Welt . . . wie arm und kindisch dünkt mich das Licht nun! wie erfreut und gesegnet des Tages Abschied! Zehre mit Geisterglut meinen Leib, dass ich luftig mit dir mich vermische und dann ewig die Brautnacht währe.“ [Ewig wahr' uns die Nacht!] Diese Stelle verhält sich zum zweiten Akte des Tristan wie die Kapelle zu einem gotischen Dome. Freilich kommen für den letzteren noch litterarische Vorbilder in Betracht. (Romeo und Julie III. 2. 5.) — Ein Zusammenhang zwischen Wagner und Novalis ist nicht zu erweisen — dennoch wird man die Uebereinstimmung der Grundideen, bis auf die schlagende Identifizierung von Nacht und Tod, schwerlich leugnen dürfen. Die Unmöglichkeit, zwischen Poesie und gemeinem Leben zu vermitteln, erzeugte bei den meisten Romantikern ebenso wie bei Wagner (vgl. Briefwechsel mit Liszt a. v. O.), gar oft eine Sehnsucht nach dem Tode.

Jener fundamentale Gegensatz von Nacht und Tag kam der in Kontrasten glänzenden Wagnerischen Technik gelegen. Der Meister des Drama's hält sich nicht auf bei den feinen Abstufungen beschreibender Poesie; markig und prägnant wie seine musikalischen Themen sind auch seine poetischen Gestalten. Im Tannhäuser kontrastirt die reine und die sinnliche Liebe in Elisabeth und Venus. Dem begehrliehen Heinrich steht der entsagungsvolle Wolfram, dem sanften Walther der heftige Biterolf zur Seite. Wie kontrastirt im Lohengrin die lustige Musik im Schlosse zu dem geächteten Paar an seinen Stufen, Lohengrins erstes Lied an

den Schwan zu dem zweiten! Welche Gegensätze umschliesst die Scene im Brautgemach: höchste Seligkeit und tiefstes Leid! „Weh! nun ist all unser Glück dahin!“ ruft Lohengrin erschüttert, worauf im Orchester jene zarte Liebesmelodie erklingt, die früher dem Paare die Gewähr endloser Wonnen zu verkünden schien. — Siegfried, der Held der Tetralogie, ist so schön, offen und stark, als Mime hässlich, listig und feige: die ungleichen Hausgenossen dienen einander wechselseitig zur Folie. Dass Siegfried Mime's berechnete Wohlthaten unwillkürlich zurückweist, ja schliesslich seinen Pfleger erschlägt, ist getadelt worden. Vielleicht ist, da ja Siegfried als Typus des Germanenthums gelten darf, das Verhältniss der beiden ein symbolisches, in Goethe's Sinne „bleibendes“. Der römisch erzogene Armin, der Varus besiegt, der an französischen Mustern geschulte Lessing, der die Franzosen aus dem Lande kritisirt, Wagner selbst, der seinen einstigen „Gönner“ Meyerbeer durch die Wucht seines eigensten Könnens stürzt — gleichen sie nicht jenem Wälsungenspross?

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu unserem Thema zurück. Auch der „Parsifal“ beruht durchwegs auf Gegensätzen: Klingsor und der Gral; Amfortas heiliges Amt bei seiner Sündhaftigkeit; der üppige Zaubergarten*) und die holde Blumenau. Die „Meistersinger“ endlich wimmeln von anmuthigen Kontrasten. Da ist der feurige Junker, der von der Natur gelernt hat, auf der andern Seite die pedantischen Bürger mit ihrem Regelkram. Der Merkerei mit der Kreide folgt eine mit dem Hammer, der tollen Prügelnacht ein feierlicher Morgen. Hier stehen wir auf echt romantischem Boden; Tieck und Wackenroder haben ihn schon für die Poesie erobert. Was jene vergangene Zeit an Hohem, Schöнем, Kraftvollem, Lieblichem und Frohem umgab, das senkte sie dankbar dem letzten Sohne der Romantik in's Herz, um daraus den Wundersang von deutscher Herrlichkeit zu schaffen. Romantisch ist ja auch der Gegensatz zwischen Poesie und Prosa, der das Stück durchzieht: Walther ist ganz Poesie, die Meister sind ganz Prosa. „Schuhmacherei und Poeterei, die lern' ich da all' einerlei“ meint David in prächtiger, unbewusster Selbstironie. Nur Sachs empfindet den Unterschied zwischen Kunst und Handwerk voll und tief.

Soll mir die Arbeit nicht schmecken,
Gäbst, Freund, lieber mich frei.
Thät' besser das Leder zu strecken
Und liess' alle Poeterei . . .

ruft er dem Flieder zu, dessen süsser Duft ihn poetisch stimmen möchte. „Und doch, 's will halt nicht gehn!“ Die Dichtkunst ist gewaltiger, die Wirklichkeit muss zurücktreten. Man kann dieses Verhältniss durch alle Wagnerischen Dramen verfolgen, nur der Lohengrin macht eine Ausnahme. Wenn auch der Held Wagner's zu Grunde geht, er stirbt als Triumphator und bezeugt die Herrlichkeit der romantischen Anschauungsweise. Wir befinden uns inmitten einer sittlichen Welt, wo das Edle und Gute siegt, das Böse und Gemeine unfehlbar gestürzt und bestraft wird. (Telramund, Alberich, Hunding, Mime, Hagen, Hunding, Melot, Beckmesser, Klingsor.) Regelmässig verfiucht der Held das Ideal; einen Richard III. würde Wagner nie und nimmer geschrieben haben; aber auch keinen Tasso, dieser hätte denn mit der Demüthigung Antonio's geendigt.

Wir sahen also, dass Wagner im Wesentlichen auf romantischem Standpunkte steht, dass er den Sieg dieser Prinzipien in seinen Dramen mit grösserer Kühn-

*) Neben dem Alexanderliede hat vielleicht auch Tasso's Ger. lib. das Vorbild zur Scene der Blumenmädchen abgegeben. Aus Tasso kam das Motiv in eine Oper von Pertuis und dürfte daraus wieder — greulich entstellt — in Scribe's Robert le Diable gelangt sein.

heit, als die alten Romantiker selbst es wagten, verkündet. Ihnen und Wagner galt die selbstgeschaffene höhere Welt auch für die einzig wahre, gute und berechtigte. Der Dichter war ihnen zugleich der Seher und Weltweise, ihre Werke sind darum halb dichterisch, halb philosophisch. „So entstand eine Poesie, die den Charakter einer Religion hatte und die zuletzt in Religion überfloss.“ (Hauptström. II. 16.) Darf diese Charakteristik nicht auch für unseren Meister gelten? Mit den „Feen“ begann er und schloss mit dem Parsifal.

2.

„Die einzige, wahrhaft naturgemässe Dichtungsart der Romantiker“ sagt Hettner (d. rom. Schule. S. 62) „ist das Märchen“; und in der That muss man, trotz Herders schätzbaren Vorarbeiten, das Hauptverdienst um das Märchen ihnen zusprechen. Sie haben den Märchenschätzen des deutschen Volkes, welche sie mit Eifer zu heben suchten (J. u. W. Grimm: Kinder- u. Hausmärchen), eigene werthvolle Erzeugnisse dieser Gattung, bald in dramatischer (Tieck) bald in Prosaform (Brentano, Fouqué) angereicht; unter ihrem Einflusse gewann Gozzi in Deutschland weitere Verbreitung, und trieb die Wiener Volksbühne in Raimunds Zauberspielen ihre lieblichsten Blüten. Bekanntlich ist Wagners erste Oper, „die Feen“ (1834) nach einem Gozzi'schen Märchenstücke bearbeitet, und auch später begegnen uns in seinen Dichtungen noch zahlreiche, märchenhafte Züge. Dahin gehören z. B. die Verwandlung Gottfried's von Brabant in einen Schwan (Grimm 49); der Zauberring, welcher Herrschaft über die Geister verleiht (Gr. 121); ja der zweite Akt des „Siegfried“ ist überhaupt nur als ein dramatisches Märchen völlig zu begreifen. Wie wunderbar verschlingen sich hier die schönsten Märchenmotive, vom Knaben, der das Fürchten lernen will (Gr. 4. 121), von der schlafenden Jungfrau, die ein Kuss erweckt; Mensch und Natur stehen in lebhafter Wechselbeziehung; wir sehen die stereotypen Märchenthiere, den Bären, den Drachen und das Waldvögelein; ja es fehlt auch die Linde nicht, der Lieblingsbaum der deutschen Volkspoesie. Auch das „Rheingold“ mit seinen Nixen, Zwergen und Riesen ist auf märchenhafte Stimmung angelegt. Entscheidend ist dafür — ausser der Benützung des Tieck'schen Märchens vom gestieften Kater — die Art, wie Wagner die einzelnen Scenen in einander übergehen lässt. Ohne Abschnitte, gleich einem Traumerlebniss, soll die Handlung an uns vorüberziehen. Wagner verändert sonst den Schauplatz innerhalb eines Aktes nur äusserst selten; die scenische Verdichtung des Stoffes, die Konzentration des Schauplatzes bildet einen der Vorzüge seiner dramatischen Technik, dessen er sich in diesem Falle nur in der oben bezeichneten Absicht begeben haben kann.

Die romantische Märchendichtung musste sich bei Wagner naturgemäss zur Mythendichtung erweitern. Der Unterschied zwischen beiden liegt ja nur in der Darstellung: der Mythos ist besser gegliedert, voll Sinn und Zusammenhang, er duldet nur grosse Züge; das Märchen hingegen zeigt lose Composition und enthält viel Kleinmalerei. Ohne Zweifel wird darum der dramatische Dichter den Mythos vorziehen, wobei es ihm frei steht, das mythische Gerüste seines Stückes mit freundlichem Märchengrün zu umranken. Indem Wagner diesen Weg einschlug, hat er also keineswegs den Boden der Romantik verlassen, sondern bloss einem Formgesetze der poetischen Gattung, in der er wirkte, Genüge gethan.

Das Märchen, der Mythos führen uns auf das Verhältniss der Romantiker zur Volkspoesie überhaupt: hier liegen ja die starken Wurzeln ihrer Kraft. Des Knaben Wunderhorn, die Volksbücher, die Grimm'sche Märchensammlung bilden ein Kleeblatt litterarischer Thaten, deren Einfluss noch in der Gegenwart wohl zu verspüren ist. Auf dieser Grundlage hätte sich eine nationale Kunst

entwickeln können, aber widrige Umstände traten dazwischen, und so blieb uns nur eine reiche, stimmungsvolle Lyrik und Webers volkstümliche Oper als dauernder Gewinn. Auch Wagner haftet im „fliegenden Holländer“ noch völlig am Volksliede und hat später die Fühlung damit nie ganz verloren, vielmehr diesen Ton z. B. im Tristan („Herr Morold zog zu Meere her“) mit meisterlicher Sicherheit wieder getroffen.

Wir haben im „Siegfried“ einige dem Märchen entlehnte Motive bereits nachgewiesen; dazu kommen noch solche, die das Märchen mit dem Volksliede gemeinsam hat: die Wanderlust, den Zauber des deutschen Waldes. Aus dem ersten wob die Romantik die köstliche Geschichte „aus dem Leben eines Taugenichts“, es jauchzt in Eichendorffs, W. Müllers und Geibels Liedern und hat in jenem „Aus dem Wald fort, in die Welt ziehn“ noch nichts von seiner ursprünglichen Frische eingebüßt. Um die prächtige Entfaltung des zweiten Motives litterarhistorisch zu würdigen, erinnern wir uns dessen, was Wagner im Jahre 1857 an Liszt schreibt: „Ich habe meinen jungen Siegfried noch in die schöne Waldeinsamkeit geleitet, dort hab' ich ihn unter der Linde gelassen und mit herzlichen Thränen von ihm Abschied genommen.“ (Br. II 173.) Waldeinsamkeit! ein Wort echt romantischen Gepräges, welches Tieck gebildet hat, als er im Märchen vom blonden Egbert das Vöglein singen liess:

Waldeinsamkeit

O wie weit, wie weit!

Seitdem entstand bei uns eine eigene Waldpoesie mit Wipfelrauschen und Jagdhornklang, welche dann im „Freischütz“ auch in das Musikalische übersetzt wurde. Wagner führte den daselbst angeschlagenen Ton weiter und hat den alten Motiven eine Fülle neuer, reizender Wendungen glücklich abgewonnen.

Das Tieck'sche „Waldeinsamkeit“ wurde ehemals bitter getadelt; man behauptete, es müsse „Waldeseinsamkeit“ lauten. Heute nimmt wohl kein Mensch daran Anstoss; was jene Allzuklugen beherzigen sollten, die an Wagners sprachlichen Neubildungen zu kritteln pflegen. Wo wären wir heute, wenn sich unsere Dichter so peinlich an die Grammatik gehalten hätten! Wahrscheinlich nicht viel weiter als Gottsched. Auch was die Einführung alterthümlicher Ausdrücke betrifft, worin sich Wagner und die Romantiker wiederum die Hand reichen, wird der Vorurtheilslose zu manchen Zugeständnissen bereit sein. Ganz abgesehen von dem Werth eines neu gewonnenen Wortes, beachte man doch, dass der Sprachschatz ebenso wie die Satzfügung mit den poetischen Stoffen wechselt. Den Wörtern, die ich im gewöhnlichen Leben brauche, entsprechen moderne Vorstellungen; ich darf mich ihrer folglich bloss zur Darstellung moderner Verhältnisse bedienen; ein vergangenes Heldenalter will in anderem Style besungen sein. Goethe's Helenascene (Faust II) enthält vielleicht ebensoviel ungebräuchliche Worte und Wendungen als Wagner's Dramen, und doch hat ihm noch Niemand ein mangelhaftes Sprachgefühl vorgeworfen. Auch unsere Heldensage bedarf einer eigenthümlichen Sprache, um lebendig zu werden: so lernen wir denn nur ruhig die paar alten Ausdrücke neu, nachdem wir jahrelange Mühe auf Vokabeln fremder Idiome ohne Murren verwendet haben.*)

Ganz ähnlich steht es mit dem Versbau, welcher gleichfalls mit den poetischen Stoffen wechseln muss. Wer möchte den trojanischen Krieg in Alexandrinern, eine Ballgeschichte aus der Gegenwart in Stabreimen oder die

*) Vgl. auch das bunte Durcheinander alter und neuer, jonischer, dorischer und äolischer Formen und Wörter im griechischen Drama.

Wielandsage in Pentametern erzählen? Prüft man Wagners Verhalten zu den hier angedeuteten Grundsätzen, so wird man seinem sprachlichen und metrischen Feinsinn alle Bewunderung zollen müssen. Die reckenhaft-urweltlichen „Nibelungen“ sind natürlicherweise bloss im Stabreim gehalten. Im „Tristan“, der in eine Uebergangsepoche aus barbarischen in ritterlich-höfische Zeiten fällt, mischen sich Alliterationen und Endreime; die ganze Ausdrucksweise ist gewählter und gemessener geworden. Die „Meistersinger“ hingegen zeigen ein völlig verschiedenes Sprachbild: hier ist alles schlicht, derb und volkstümlich, der altdeutsche Knittelsvers bricht allenthalben hervor, und Walthers Trauallied beweist, dass Wagner auch so heikle und vielfach verschlungene Metren wie

— ◡ — ◡ — ◡ —	a
◡ — ◡ —	b
◡ — ◡ —	b
— — ◡ — ◡	c
— — ◡ — ◡	c
◡ — ◡ — ◡ —	a
— ◡ ◡ —	a

gewandt und sicher zu behandeln wusste.

„Wahre Musik ist die Sprache schon“ schrieb Köhler an Liszt, nachdem er die Nibelungen gelesen hatte, „ich fühle eine Art Sprachmelodie aus den schwungvoll gegliederten, lebendig gruppierten Versen“. (I. 258.) In der That, wie wohlklingend gleiten diese Verse dahin z. B.

„Wie deine Anmut mein Aug' erfreut,

Deines Lächelns Milde den Mut mir labt,“ —

welcher vokalische Reiz liegt in Stellen gleich:

Flimmert der Fluss, flammet die Flut,

Umfließen wir tauchend

Tanzend und singend

Im seligen Bade dein Bett.

Auch hierin ist Wagner ein treuer Schüler der Romantik, welche das Musizieren mit Worten aus besonderer Vorliebe trieb und die Sprache auf eine Seite zu bringen suchte, von der sie mit der Musik verwandt ist. Diesem Bestreben, die eine Kunstgattung in die andere hinüberzuspielen, darf man wol jene, den Romantikern eigentümliche Vertauschung der Ausdrücke für sinnliche Wahrnehmungen beordnen, wornach, wie Tieck im Zerbino sagt:

Die Farbe klingt, die Form ertönt, jedwede

Hat nach der Form und Farbe Zung' und Rede.

wornach: „Sich Farbe, Duft, Gesang Geschwister nennen.“

Aus dieser Anschauung sind die Tonmalereien der Romantiker zu erklären, ihr zufolge lässt auch Wagner das süsse Wehen der Düfte (Lohengrin), das Leuchten des Regenbogens (Rheingold), das Flimmern des Sonnenscheines (Siegfried), oder den holden Farbenzauber einer Frühlingswiese (Parsifal), ertönen, und vermag so die wunderbaren Naturbilder, die er in seinen Dramen vor unseren Augen zu entrollen liebt, musikalisch zu bewältigen.

Diese Bilder sind ein solches Charakteristikum der Wagnerischen Kunst, dass wir ein wenig bei ihnen uns aufhalten müssen. In ihnen zeigt Wagner der Natur wirklich, „was sie gewollt, aber nicht vollständig gekonnt habe“, mit entzückender Klarheit weiss er uns ihr geheimstes, sonst nur dunkel geahntes Wesen zu offenbaren. Szenen wie Siegfried unter der Linde oder Parsifal in der Blumenau sind ganz neue Erscheinungen der Kunst und können eben nur unter einander begriffen werden.

Nächst diesen Naturbildern gibt es bei Wagner noch eine andere Art, welche ich dramatische Gemälde nennen möchte, wobei das Hauptgewicht mehr auf der Gruppierung der Personen liegt. Man denke an den dritten Akt des Tristan, den verfallenden Herrenhof, den todwunden Helden unter der Burglinde, den treuen Kurwenal, der sich sorgsam über ihn beugt, dazu die schwermüthige Hirtenweise — ein Bild von beispielloser, tragischer Wirkung. Hierher gehört, um nur einige Fälle herauszugreifen: Tannhäuser vor dem Marienbilde, Elsa's und Ortrud's Streit am Münsterthore*), der trauliche Nachmittagsdienst in der Katharinenkirche, das Zwiegespräch des Hans Sachs mit Eva unter dem Fliederbaum, Siegmunds Schwertgewinn, Siegfried und die Rheintöchter.***) Sehr oft erzielt Wagner bedeutende Eindrücke durch die Gruppierung der Personen allein, z. B. in der grossen Scene zwischen Isolde und Tristan im ersten Akt von der Stelle an: „Herr Tristan trete nah“. Aehnliche Situationsbilder sind: Elisabeth, die Tannhäuser unter den Pilgern sucht***), Mime und Wotan, Walther Stolzing vor den Meistersingern, Sachs und David (zu Anfang des III. Aktes), Sachs's Begrüssung durch das Volk, und die Todesmahnung der Walküre. Aus den paar Zeilen des Hakonarmål, welche das Motiv geliehen haben, schuf Wagner in der letztgenannten Scene eine Situation von grenzenloser Erhabenheit, die zugleich der psychologischen Grundlage nicht entbehrt. Denn sie ist im Grunde nur eine poetische Einkleidung der Todesgedanken Siegmund's in Form von Rede und Gegenrede, etwa wie Goethe im Faust die Selbstanklagen Gretchens als Dialog mit einem bösen Geiste darstellt. Wir fühlen das Ringen der Seele mit den immer mächtiger emportauchenden, zur Verzweiflung treibenden düsteren Gedanken, bis, wie es einmal in der Menschennatur begründet liegt, schliesslich die Hoffnung die Oberhand gewinnt. Aus der Liebe zu seinem Weibe, aus der jene Stimmung einzig geflossen, schöpft der Held erneutes Vertrauen zu sich und seiner Waffe. Wenn das restlose Aufgehen des Gedankens im anschaulichen Bilde mit Recht als das Ideal der Poesie gilt, so ist es hier vollständig erreicht, und man darf jenen Kritikern, die das Symbolische bei Wagner tadeln zu müssen glauben, einen Goethe'schen Wahrspruch entgegenhalten: „Genau genommen ist nichts theatralisch, als was für die Augen zugleich symbolisch ist; eine wichtige Handlung, die auf eine noch wichtigere deutet.“ (Shakspeare u. kein Ende.)

Diese bildliche Kraft, welche in den letzten Werken des Meisters sich eher noch im Zunehmen befindet, geht übrigens auch auf die Romantik zurück, deren Beziehungen zur Malerei wohl nicht erst erörtert zu werden brauchen. Schon A. W. Schlegel wollte das Drama als ein grosses Gemälde aufgefasst wissen (Engl. u. span. Theater Cap. 1), und diese Bezeichnung scheint mir auf Wagner's Stücke vortrefflich zu passen. Dabei ist es beachtenswerth, mit welcher Zwanglosigkeit eine packende Scene in die andere übergeht; man merkt der so natürlich dahinfließenden Handlung gar nicht die hohe Kunst an, mit welcher sie auf solche Bildlichkeit hin geformt ist. Dass sich Wagner für seine dramatischen Situationen auch Gemälde zum Muster nahm, soll nicht unerwähnt bleiben. „Er betrachtete“ schreibt Schack (Ein halbes Jahrh. II, 24.) „ja studirte bis in jede Einzelheit hinein die Bilder Genelli's. In früheren Jahren war er persönlich mit diesem Maler bekannt gewesen und sagte mir, er habe immer eine grosse Bewunderung für denselben gehabt; auch hätten dessen Compositionen bedeutenden Einfluss auf seine eigene Kunst gehabt“.

*) Das Vorbild war das Nibelungenlied V. 823 ff. (C.)

**) Vgl. Nibelungenlied, V. 1569 ff.

***) Bürgers „Leonore“: „Sie ging den Zug wohl auf und ab.“

Mit seiner Vereinigung poetischer, musikalischer und malerischer Gaben steht Wagner innerhalb der Romantik keineswegs vereinzelt da; er theilt sie vielmehr mit Hoffmann, dem geistvollen Schriftsteller, erfindungsreichen Komponisten und unübertrefflichen Zeichner von Caricaturen. Dieser bedeutet die äusserste Spitze, in welche die Romantik bei übertriebener Verfolgung ihrer Grundsätze mit Nothwendigkeit auslaufen musste. Er liebt die Zerspaltung der Persönlichkeit, die Doppelgängerei; er denkt sich sein Ich durch ein Vergrößerungsglas (Tageb. 1809), während Wagner, der ja von den selben Grundsätzen ausgeht, eine diametral entgegengesetzte Bahn einschlägt. Sein Streben richtet sich auf das Maassvolle, Plastische, Gesunde; nicht die Lockerung des Stoffgewebes, Vereinfachung und Verdichtung ist das Merkmal seiner Kunst. Gleichwohl ist eine gewisse Urverwandtschaft nicht zu verkennen; die Wirkung durch starke Kontraste ist ihnen beiden gemein, ja, Wagner war nach seinem eigenen Berichte in der Jugend nicht weit davon entfernt, in das Hoffmann'sche Fahrwasser zu gerathen. Wenn der letztere seine Wärter mit musikalischen Instrumenten verwechselte, so hatte Wagner Visionen, in denen ihm Grundton, Terz und Quint leibhaft erschienen und ihre wichtige Bedeutung offenbarten. (I 6.) Es wäre von Interesse, die wahrscheinlich verlorenen Aufzeichnungen, die „von Unsinn starrten“, mit Hoffmanns Schriften zu vergleichen.

Noch ein eigenthümliches Merkmal des Wagnerischen Dramas möchte ich als romantisches Erbtheil in Anspruch nehmen: die Verwerthung epischer Elemente, die Erzählungen. Er bedient sich ihrer anfangs zum Abschlusse der Handlung (Tannhäuser, Lohengrin, Siegfrieds Tod, Götterdämmerung), später stäts zur Exposition. (Walküre, Siegfried, Wieland, Meistersinger, Tristan, Parsifal.) Das Rheingold schliesst sich den letzteren wenigstens insofern an, als auch hier Loge's Erzählung, die nicht mehr der Exposition angehört, in die erste Hälfte des Stückes fällt. Gewiss mussten solche Erzählungen auch in der früheren Oper vermittelnd eintreten, zur Pein aller Tonsetzer, welche sie entweder gar nicht, oder doch nur nach langweiliger Rezitativschablone komponirten. Erst die romantischen Musiker, besonders Weber, verliehen ihnen auch musikalischen Reiz und bemühten sich einen eigenen epischen Styl für sie zu gewinnen, den Wagner alsdann zu vervollkommen hatte, um auch grössere epische Komplexe zu ermöglichen.

Werfen wir endlich noch einen Blick auf Wagners dramatische Probleme, so schwer sich dieser heikle Gegenstand in engem Rahmen besprechen lässt. Man unterscheidet drei Typen dramatischer Probleme, die aus einem Missverhältniss zwischen

Wollen und Können

Sollen und Können

Wollen und Sollen

hervorgehen. Der erste Typus umfasst den romantischen Gegensatz von Wunsch und Wirklichkeit. Seltsamer Weise hat ihn Wagner nur zweimal behandelt, im „Fliegenden Holländer“ und „Lohengrin.“ Lohengrin will sich seiner Göttlichkeit begeben, will ein Mensch werden, aber an ihm haftet unabstreifbar der Heiligenschein der erhöhten Natur, er kann nicht anders als wunderbar scheinen. Uebrigens sind in beiden Stücken die Frauen, Senta und Elsa, vom dramatischen Gesichtspunkte die Helden und sie gehören dem zweiten Typus an: die Erfüllung eines Gebotes entscheidet über ihr Schicksal. Der dritte Typus waltet im griechischen Drama mit starker Betonung des Sollens und tritt auch in der Walküre in den Vordergrund: Wotan muss den geliebten Walsung dem Sittengesetze opfern. Die Verkörperung seines Herzenswillens ist Brünnhild („deines Wunsches Braut“), die sich gegen das Göttergesetz empört und die er in tiefen

Schlaf versenkt, d. h. er entsagt fürder jedem eigenen Wunsche und herrscht in seiner einsamen Göttlichkeit. Man denkt bei der grossen Abschiedsscene an Wagner, der in bitterster Noth seine hochfliegenden Pläne und Wünsche begraben muss und ihnen hier ein grandioses Scheideliied singt.

Ein neues dramatisches Problem gewann Wagner durch die Combination des zweiten Typus mit dem ersten. Tannhäuser geräth in Zwiespalt mit den christlich-keuschen Anschauungen des Thüringer Hofes; denn der Uebergang aus dem Venusberg an diese Stätte der Frömmigkeit war zu plötzlich. Er vermag die Ehrbarkeit der übrigen Sänger, die man auch bei ihm voraussetzt, gar nicht zu begreifen. Das ist das Missverhältniss zwischen Sollen und Können. Im zweiten Akt erfolgt der Umschlag, und der Konflikt von Wollen und Vollbringen hebt an. Im „Tristan“ erscheint das Sollen als Freundestreue, dem aus übermächtiger Liebe nicht entsprochen werden kann. Mit dem Todesentschlusse „Lass den Tag dem Tode weichen“ tritt an die Stelle des Sollens der Wille zu sterben, mit dessen Vollführung sich der folgende Theil des Dramas beschäftigt. Für Walther Stolzing ist das Sollen die Unterordnung unter die Meisterregeln; Sachs leitet ihn an sich ihnen willig zu fügen. („Ihr stellt sie selbst und folgt ihr dann.“) Wotan erklärt im „Siegfried“: „Um der Götter Ende grämt mich die Angst nicht, seit mein Wunsch es will.“ Hier liegt also die Peripetie der „Nibelungen“. Parsifal soll durch Mitleid wissend werden; nachdem er es geworden, will er nur mehr: den Gral finden, die Erlösung bringen. Dieser Umschlag des Sollens in ein Wollen bildet recht eigentlich den Kern der Wagnerischen Dramatik. Aus ihm ergibt sich auch der versöhnliche Abschluss; denn nur sein „Lohengrin“ ist eine reine Tragödie. Ueberall sonst wird das erstrebte Ziel thatsächlich erreicht, und sogar, wo der Held untergeht, wirkt der Tod, weil er ihn selber wünscht, mehr erhebend und befreiend als niederdrückend und beängstigend. Eine schöne Auffassung der Aristotelischen *καθαρσις των παθημάτων*.

Richard Wagner, so schliessen wir unsere Betrachtung, wurzelt tief im Boden der Romantik; er bemächtigt sich all der grossen, lebensfähigen und fruchtbaren Ideen, welche ihr entsprangen oder noch ungehoben in ihrem Schosse ruhten, und gestaltete sie zu unvergänglichen Kunstwerken. Bedeutet er solcherweise die Vollendung der Romantik, so ward er andererseits, indem er ihr die Hoheit, das edle Maass und die Plastik der Antike zuführte, der Urheber einer neuen, künstlerischen Bewegung. Das Ideal menschlicher Vollkommenheit, die gleichmässige Entfaltung aller vorhandenen Kräfte und Anlagen ist nunmehr auch für das Drama zum obersten Gesetze erhoben, die lang getrennten Schwesterkünste sind zu harmonischer Gesamtwirkung vereinigt. Was das Herz des Deutschen nur irgend tief bewegen kann, seine Seelenkämpfe, sein heisses, verzehrendss Ringen nach Glück und Heil — das tritt ihm, nicht mehr in luftigen Traumgebilden, nein, greifbar, körperlich, in sinnvoller Folge entgegen, erhebend, läuternd, das Wesen und Ziel seines Daseins offenbarend. So führt uns die Kunst, nachdem sie uns ein Weilchen dem verwirrenden Treiben des Lebens entrückt, zu diesem als sittlich Wiedergeborene zurück, so wird sie zum schöpferischen Ferment einer künftigen idealen Kultur, mit welcher uns Wagner verbindet, wie Goethe das neunzehnte Jahrhundert mit dem Zeitalter Friedrichs des Grossen. Demnach wäre die Romantik für Wagner, was einst die Stürmer und Dränger für den Dichter des „Faust“ gewesen: die Morgenröthe, welche den Aufgang der Sonne verkündet und begleitet, doch erleichen muss, wann das strahlende Gestirn ihren äussersten Saum überklommen.

Stimmen aus der Vergangenheit.

Ueber „Veralten“.

(Fr. Rochlitz: „Für Freunde der Tonkunst“, Band II, Seite 230 ff. *) —

Unter mancherlei Büchern älteren Datums kam mir vor einiger Zeit auch das obengenannte, einst sehr beliebte und bekannte, in unseren Tagen kaum mehr gelesene Buch des vortrefflichen Musikschriftstellers Fr. Rochlitz zu Handen. Ich meine hier vornehmlich den schon im Jahre 1825, also noch zu Lebzeiten Beethoven's, 2 Jahre vor dem Tode des Meisters zu Leipzig erschienenen II. Band, der unser ganzes Interesse in Anspruch nehmen muss. Allerdings haben die „B. Bl.“ bereits vor mehreren Jahren einen kleinen Auszug daraus gebracht (Karl Alberti, Fr. Rochlitz über das musikalische Drama); aber das mögen Manche vergessen, Manche noch gar nicht mitgelesen haben, und es verdiente auch eine bedeutende Erweiterung über die dort gesteckte Grenze hinaus. In einem längeren, über 30 Seiten ausgedehnten Artikel spricht Rochlitz von dem Veralten der Opern und sonstiger Musikwerke, und — mag auch von seinem Standpunkte und seiner Schreibweise uns moderne, an allerlei modernste, jüdische Journalismen gewöhnte „Litteratur-Freunde“ gar manches „veraltet“ dünken — gerade dieses Kapitel vom Veralten scheint mir doch noch lange nicht veraltet, im Gegentheil anregend genug, um es, wenn nicht in ganzer Person, so doch auch nicht nur als Kopf-, sondern als volles Brustbild zwischen unseren „Blättern“ festzuheften.

Es ist, wie sich der aufmerksame Leser des Jahrganges 1882 entsinnt, ein anziehendes Gespräch zwischen einem Musiker und Komponisten C., einem Musikgelehrten und Litteraten B. und einem würdigen alten Kenner der Welt wie der Kunst A. — einem Zeitgenossen Mozart's und Schiller's — das uns der Verfasser hier belauschen lässt, das seinem ganzen Charakter und Inhalt nach sich um so mehr unserem eigensten, in diesen Blättern gepflegten und festgehaltenen Gedankenkreis nähert, je mehr es schon durch seine Ueberschrift „Ein Frühlingstag“ in seiner eigenartigen Frühlingsstimmung und in so mancher stylistischer Wendung Erinnerungen an unseres Meisters schöne Novelle „Ein glücklicher Abend“ (vgl. Bd. I der Ges. Schr.) — Frühlingsabend — weckt und erhält.

„Unter einer schönen Linde auf dem Hügel, von wo man die Aussicht hatte auf die Blütenbäume in den Bauergärten und auf die hochgrünen Saaten drüber hinaus“, hatten sich die drei Männer ungleichen Alters niedergelassen und im Anblick der mehr und mehr niedergehenden goldenen Sonne hatte sich da, anknüpfend an ein Opern-Ereigniss des vorausgegangenen Abends, ein längeres, reges Gespräch entsponnen über Veralten im Allgemeinen und den Werth der Oper im Besonderen. B. und C., welche zu Anfang den Dialog lebhaft führten, während A. in die Betrachtung der Natur versunken, still daneben sass und kaum Antheil zu nehmen schien, hatten trotz längerem Hin und Her und mancherlei Für und Wider zu keinem rechten Resultat, noch weniger zu einer entsprechenden Einigung gelangen können. C. hatte sich zum Anwalt des Komponisten aufgeworfen, dem für so viel Aufwand an Kräften, Zeit und Anstrengung, wie ihn die Oper erfordert, doch eine grössere Anerkennung gebühre. B. war für den

*) Vgl. auch „Deutsche Liederhalle“ 1886 Nr. 51: „Gesangsdramatische Ahnungen“ von Bernh. Vogel und Bayr. Bl. 1882, S. 318 ff.

echten Geist der Oper eingetreten, der — einmal vorhanden — als das Substanzielle auch nicht veralten könne, wenn auch alles Accidenzielle daran, der Zeit und der Mode zum Opfer fallen müsse. Allein sie hatten sich nicht verständigen können und schliesslich ihren alten A. zum Vermittler aufgerufen. Dieser, sich gleichsam erst aus seiner stillen Träumerei aufrüttelnd, macht zuerst Umwege und beginnt vollkommen negativ. Man mache doch, so meint er, von dem ganzen Institute der Oper mit seinen Virtuosen und vielen Zugehörigen bei weitem zu viel Aufhebens. „Behandelt man es doch mit einer Ernsthaftigkeit und Gewichtigkeit, als ob das Steigen der gesammten Geisteskultur, wo nicht der Welt, doch des Vaterlandes, und insofern sein Wohl und seine Würde, grossentheils davon abhinge“. „Wunderlich! Was ist's denn am Ende mit unserer ganzen Oper — jetzt? Die ganze Sache, wie sie jetzt steht, ist der allergemischtesten Versammlung hingegeben, wobei auf jeden sein Theilchen kommt. Sie ist es, diese Versammlung, die möglichst befriedigt werden soll — vom Dichter, vom Komponisten, vom Virtuosen, vom Orchester, vom Dekorateur, vom Schneider, vom — was weiss ich? Darauf wird denn auch wirklich Alles angelegt . . . ; aber die Bedeutung — was nämlich Männern so heissen kann — das entschiedene Eingreifen in das eigentliche, das innere, geistige, und von da heraus sich gestaltende Leben, das darin Nachhallende, darin Widerhallende: Das, wie sehr ich auch die Augen anstrengte — das seh' ich nicht. Jedes Zeitalter will sein Spielzeug: Opern- und gewöhnliche Dilettantenmusik ist das Spielzeug des unsrigen, vornehmlich in Deutschland. Nun gut; es ist gewiss eines der unschuldigsten und angenehmsten, und so muss man auch nicht roh darüber herfahren oder die Leute darin stören wollen: nur aber es mit solcher Gewichtigkeit und Feierlichkeit zu behandeln, wie jetzt von sehr vielen, gewissermaassen auch von Euch, geschieht, das scheint mir etwas wunderlich — wenigstens bei denen, die einmal darüber reflektiren“

Fast möchten wir nach diesem kurzen Präludium alle Hoffnung verlieren, von diesem Alten, der sich selbst kurz vorher einmal und kurz darnach abermals mit seinen Ansichten als „veraltet“ bezeichnet hat, die brennende Streitfrage der Oper in unserem Sinne gelöst zu finden; allein gar bald sollen wir gewahr werden, dass er nur eben die damalige, zeitgenössische, bisherige Oper mit all' ihrem Unwesen bei seiner Verurteilung gemeint hatte, und nun ist es der durch jene Aeusserung nicht wenig verstimmte und betrübte C., welcher plötzlich den Zauberstab gefunden hat, der diesen Quell zum fröhlichen Sprudeln bringt. „Es verstehe sich ja von selbst, dass es immer etwas Achtbares bleibe, auf grosse Massen zu wirken, weil dazu tüchtige Kräfte erfordert werden“ hatte ihm A. in seiner längeren Rede immerhin eingestanden; jetzt richtet er an ihn die berechnete Frage, warum er denn all' diese Vorwürfe nicht auch gegen die übrigen Künste richte; warum er das Selbe nicht auch von der Poesie zu sagen habe, „und vor allem von der Strasse der Poesie, die neben der Oper herläuft — von der dramatischen — wenigstens, inwiefern ihre Werke, ihrer eigentlichen Bestimmung nach, nicht blos gelesen, sondern gleichfalls der selben höchst vermischten Menge von der Bühne herab vorgeführt werden?“ Damit ist nun mit einem Male das entscheidende Zauberwort gesprochen: alle Geheimschlösser springen jetzt, kaum berührt, von selbst auf! Das sei denn doch ein ganz Andres! repliziert A. und meint, da sich C. noch ungläubig zeigt, er könnte ihm das „aus dem inneren Wesen, dem Zweck, dem Stoff, den Mitteln, und der Verschiedenheit von alle dem in der Dicht- und Tonkunst, mithin auch aus der Verschiedenheit ihres Verhältnisses zum menschlichen Gemüt und ihrer daraus entspringenden Wirkung auf dieses erweisen“. Er holt zu diesem Zwecke weit

aus und beginnt mit einer Schilderung der ersten glanzvollen Aufführung der Schiller'schen „Wallenstein“-Trilogie 1799 im Beisein und unter der Aufsicht des Dichters zu Weimar, welcher persönlich beizuwohnen er das beneidenswerte Glück gehabt habe. Der Dichter selbst sei in seiner ganz kleinen, engen Loge, aber links unmittelbar neben der seines huldvollen Fürsten gesessen; ein feierlicher Ernst sei auf der ganzen überzähligen Versammlung, nicht nur während der langen Vorstellungen, sondern auch schon vor ihrem Beginnen gelegen, und einige hundert Studenten seien aus Jena vereinigt, mit wohlgewählten Preisgesängen und, wie zu einem Nationalfest, geschmückt mit grünen Reisern, eingezogen, hätten im Parterre Platz genommen, dort in grösster Ordnung und Stille und mit wahrhaft würdigem Anstand unter sich selbst und gegen Andere eine Art Privatpolizei etabliert und zu aller Zufriedenheit gehandhabt. Er will nicht ausführlicher sprechen, „von dem Laufen, Drängen und Senden so vieler Personen aller Stände und beider Geschlechter die Tage vorher, nach Werken über Geschichte des 30jährigen Krieges in den Bibliotheken der Gelehrten und vornehmlich in der grossherzoglichen“ nicht „von der Aufführung selbst, ohngeachtet sie den allervollkommensten Max, der je eine Bühne betreten, in dem früh verstorbenen Vohs dargeboten und, bei sehr mässigem Apparat, durch Sicherstellung, Individualisirung, Ton und Haltung des Ganzen, eine Uebereinstimmung, Anschaulichkeit, Würde und Kraft bewiesen habe, wie er das hernach nie und nirgends, auch in Berlin nicht gefunden“ (ach, hätte er doch nur ausführlicher davon erzählt, wir würden gewiss noch gar viel belehrende und interessante Dinge zu hören bekommen haben!), nur das will er hier besonders hervorheben: wie alle Welt damals von jener Aufführung bewegt und in Erregung versetzt worden sei, wie sogar am andern Morgen sein Barbier ins Zimmer getreten sei mit der Bitte, ihm doch in seinem innern Zwiespalt zu helfen und ihm darüber Aufschluss zu geben, ob Octavio wohl ein schlimmer Mensch zu nennen sei, oder nicht — kurz, wie jeder „aus den Vorstellungen, neben der allgemeinen innern Belebung und Erhebung, und was sich daraus für ihn auch an Genuss im Besonderen ergeben haben mochte, noch etwas ganz Bestimmtes hinwegnahm, womit erkennbar sein Inneres bereichert, was vorher ihm fremd, nun wirklich sein Eigenthum ward was wirklich ihn geistig förderte, ihn weiter brachte in Einsicht, im Urtheil, in seinen Maximen zum Handeln und das, wie am Ende Alles, was sich der Geist einmal wahrhaft zu eigen gemacht, nie gänzlich wieder in Nichts versinken konnte“. Und nun „lieber C.: nimm' das, was ich vom Wallenstein und seiner Wirkung sagte; setze dagegen, welche unserer Opern Du willst, meinethwegen die allerschönste; denke sie Dir trefflich ausgeführt, und, Deiner Erfahrung nach, in ihrer Wirkung und Nachwirkung — ich will noch nicht sagen: wie dort, auf den Mittelmann, sogar nicht, auf den Gebildeten — auch für Musik Gebildeten, sondern auf Dich selbst, den höchst-empfindlichen Zuschauer, den Kenner, den Künstler: und Du wirst, soweit es Dir für's Haus nöthig und brauchbar ist — erst empfinden, dann, wenn Du willst, Dir klar machen können, was ich mit der Frage nach Bedeutung, nach Eingreifendem ins Leben und nach Ausdauerndem wollte Du kannst Dir daraus, wenn Dir's gefällt, auch mancherlei erklären, was Dir sonst vielleicht nur verwunderlich auffällt; z. B. dass und warum unter gewissen Nationen und in gewissen Zeitaltern, oder unter gewissen Ständen und auf gewissen Bildungsstufen, von allen dramatischen Darstellungen die Oper fast alles, das Schauspiel sehr wenig, oder umgekehrt das Schauspiel fast alles, die Oper sehr wenig — ist oder war; und dergl. mehr. Die Sache im Allgemeinen genommen, wie wir

jetzt thun, muss ich Dir gestehen, mir kömmt's vor . . . : die Oper steht im Verhältniss zum Schauspiel, wie das Ballet zur Oper.“

Es ist das alte, ewig neue und uns so wohlbekannte Lied vom Gegensatz beider, der Oper und des Drama's, von dem Widerstreit der beiden berechtigten Gewalten. Erst das wahrhafte „Musik-Drama“ — oder besser das moderne „Bühnenfestspiel“ durfte sich beimessen, ein erhöhtes Drama zu sein, beider Interessen in einem höheren Dritten vereint zu haben. Es bleibt aber zugleich tiefbedeutsam, wie es gerade die vom Wesen der Oper als solcher im Grunde nie befriedigte und beschwichtigte deutsche Nation sein sollte, welche diese Wiedergeburt in sich erleben durfte, wie es eben der deutsche Geist sein musste, welcher die grosse, letzte Reform der Oper im Sinne des *Schauspieles* aufgriff und zur Vollendung gedeihen liess.

„Nun, was meinst Du dazu, mein lieber C.?“ — C. schweigt; da aber scheint plötzlich unserm B., dem Musikästhetiker, die Zunge gelöst. Wie von einem genialen, hellen Geistesblitz erleuchtet greift er unseren Gedanken auf und lässt ihn nicht mehr von sich. Erst hier setzt nun jenes Gespräch ein, das unsere „Blätter“ bereits 1882 (S. 318 ff.) mitgetheilt haben: „Ich kann mir doch auch eine Oper, — wenn gleich nur denken“, versetzt B., „die, ohne die ihr eigenen Reize und Vortheile aufzugeben, bis auf einen gewissen Grad der Vorzüge des Schauspieles sich bemächtigte; und dafür, dass sie sich freilich auf engere Grenzen, hinsichtlich des Stoffes, und dessen, was zunächst das Denkvermögen anlangt, beschränken muss, was sie nun innerhalb dieser Gränzen darbietet, noch lebendiger, noch eindringlicher, für das Gefühl noch vertiefter, wenn ich so sagen darf, und mithin auch noch widerhaltiger aufstellt, als das Schauspiel“ . . . A. behauptet hierauf, dass es so schon einmal dagewesen sei. „Es versteht sich, auf weit niederer Stufe, in weit niederer Potenz, hinsichtlich der Dichtkunst und noch weit mehr der Musik, als wo wir jetzt stehen und welchem gemäss es uns neu geschaffen werden müsste, sollten wir's wirklich bekommen —“. Aus der gemeinsamen Arbeit des Musikers und Dichters müsste ein unverrückt festgestelltes und festgehaltenes Ganze werden, möchte es nun heroisch (Nibelungendrama!) oder romantisch (Tristan, Parsifal!), oder — als Gegensatz und Parodie von beiden — komisch (Meistersinger!) sein.“ „Die ganze Oper — ein einziges, engverbunden fortlaufendes, wie in einer, bald sich hebenden, bald sich senkenden Bogenlinie sich steigendes Finale, das von den jetzt üblichen Musikformen jede gute, aber nur unter den dann nothwendigen Bedingungen und Beschränkungen, als nothwendige, engverbundene Theile des fortlaufenden Ganzen, in sich aufnähme.“ (Unsere klugen Zeitgenossen, verwundern sie sich nicht noch immer darüber, dass Wagner in seinem letzten Werke, angeblich seiner Theorie zuwider, dem Chore wieder so grossen Raum gewährt habe? Als ob er den Chor jemals verworfen hätte, wo er im Drama am Platze war, und nicht vielmehr nur dem Opernchor — dem Genius sei Dank — Valet gab.) Dem Andern aber „ist's doch zu wunderlich!“ Da kann denn der alte A. nicht mehr an sich halten; ebenso jovial als schlagfertig ist er mit der Antwort zur Hand: „Da sieh', wie schwer es halten würde, sich jetzt wieder d'rein zu finden, oder gar ihm Hochachtung und Eingang zu gönnen. Und gleichwohl kann erst so die Oper wieder ein Werk werden, das uns, ohne Widerspruch der Vernunft und des inneren Sinnes, in eine ideale Welt hebt, in einer idealen Welt hält; in eine Welt, wo denn auch die eigenthümliche, einzige Sprache aller Handelnden Gesang ist; ein Werk, wie es in Gluck's Geist

und Sinne liegen mochte, wie er's aber, auch in seinen besten Opern, nur einigermaassen andeuten, nicht ausführen konnte, da er noch viel zu sehr auf Einzelnes und auf Eigenheiten, obgleich achtbare, des französischen Theatersinnes und Theaterwesens rechnete; auch, gerade herausgesagt, als eigentlicher Musiker zu wenig Reichthum und Fülle besass, am allerwenigsten aber der Mittel tiefer und beharrlicher Ausarbeitung der Harmonie mächtig war.“ „Sag das nicht laut; sie würden schreien“ — unterbricht ihn da wieder C. und nimmt uns damit das Wort von den Lippen. Aber: „was gehet das mich an?“ hat A. nur zur Antwort.

Nur eine einzige Frage hat C., der sich jetzt endlich nach und nach zu Frieden zu geben scheint, noch an den Alten zu richten; er möchte gar zu gern wissen, was da wohl aus den Mozart'schen Opern werden würde, und glaubt annehmen zu dürfen, dass die „dann doch veraltet sein und bei Seite gelegt werden“ würden. Doch damit ist er just an den Rechten gekommen, und es ist gut, dass er diese Frage gerade noch vor Thorschluss zur Sprache gebracht hat. Der Alte lässt denn auch nicht eben allzu lange mit der Erwiderung auf sich warten und schliesst seinen langen Vortrag mit der herrlichen Apotheose auf Mozart, ganz im Sinne unseres Meisters: „Sie haben Eure Kunst und Euch selbst erst dahin gehoben, dass vollkommene Opern, wie wir sie uns denken, wieder möglich; und uns, dass wir, wären sie nur erst da, allmählich wieder dafür empfänglich würden.“ „Ueberdies, mein Freund“, so schliesst er das Gespräch (das in der früheren Mittheilung hier abgebrochen ward): „je höher einer gestellt ist, desto weniger sieht er blos nach einer einzelnen, für den niederen Standpunkt eben offenen Seite hin; desto weiter blickt er umher — oder, wie wir's bezüglichlicher ausdrücken können: je weniger einseitig, je mehr umsichtig ist er. Und da kann ich keinen Augenblick zweifeln, dass man jene trefflichen Werke, auch wenn man ihre Gattungen nicht mehr für die besten erkannte, doch nicht würde entbehren wollen; und was sie in der Ausführung und Auszierung vom Moment ihres Entstehens für diesen Moment, der dann vorüber, an sich haben, gern und ohne Störung mit hinnehmen würde, sich an jenen Geist, an die Fülle der in ihnen ausgebreiteten, herrlichen Kunst und zündenden Lebendigkeit, sowie an ihre vielfältigen, ganz eigenthümlichen Reize haltend. So würden sie — sei darum ganz ausser Sorge! — gewiss nicht veralten; nur, willst Du es so nennen, nicht gerade mehr in der Mode sein.“ — —

Die Luft ist kühl geworden, die Sonne neigt sich dem Untergange zu; schon steht sie blutigroth am Horizont — der Alte mahnt zum Aufbruch: „Ei, mein Gott: wie schön ist sie, die Königin des Tages, eben im Scheiden! Sieh' hin, sieh' hin! wie gross und hehr blickt ihr Antlitz über den fernen, schwarzgrünen Eichenwald herüber, indess ihr Gewand, weit und reich und zauberisch gefärbt, sich über den ganzen Abendhimmel verbreitet! Das nenn' ich mir ein Abtreten vom Schauplatz! Aber sie hat auch das Schönste und Beste geleistet, was sie vermocht: mit ihren erwärmenden, erfreulichen Strahlen hat sie Jedes, wohin sie hat reichen können, durchdrungen, belebt, erquickt, und Alles, was wachsen kann und soll, gefördert. Auch auf uns hat sie wohlthätig gewirkt Sie hat's gethan, mit allen Kräften gethan: nun ist's vollbracht, es werde daraus und damit, was da wolle; und wahrlich, es wird Gutes daraus und damit werden. Jetzt freilich — jetzt geht sie schlafen“

Wie schön! wie geheimnissvoll vorahnend, beinahe mystisch dieser Abschluss! Das ist eine solche stauberstickte „Stimme“ aus irgend einem jener „alten Schmöker“,

die man heutzutage für 1½ Reichsmark beim Antiquar erstehen kann! Das aber, was hier nur denkend, vorahnend beschrieben, ja, das Unbeschreibliche selbst, „hier ist es gethan!“ — In unserm Bayreuth! — Wagner's, des deutschen Meisters Verdienst bleibt es, was dort der Welt im Wort andeutend verkündet ward, in fruchtbare, fortlebende That umgesetzt zu haben; traurig genug, dass es noch so vieler Worte dazu bedurfte! — Im Jahre 1825 sind jene inhaltsreichen Sätze niedergeschrieben und veröffentlicht worden; im selben Jahre regt zu Dresden ein junger Aar seine Fittige und probirt seine Flügel an Homer's Odyssee und grossen Tragödien nach antik-griechischem und Shakespeare'schem Vorbilde zum ersten Fluge; 50 Jahre später, im Jahre 1876 finden jene Gedanken ihre glänzende Erfüllung, beruft der selbe Jüngling von damals, jetzt zum Greise gealtert, eine ganze Nation zur Einweihung seines Festspielhauses auf dem Bayreuther Hügel zu sich in die fränkische Stadt. Sollen wir noch immer verzagen? „Wollen wir hoffen?“ — Glauben, hoffen und lieben wir! —

Arthur Seidl.

Geschäftlicher Theil.

Berlin NW., im Mai 1891.

Dorotheenstrasse 38/39.

Einladung

zur

General-Versammlung am 21. Juli 1891.

Die unterzeichnete Zentralleitung beehrt sich hiermit, die **ordentliche General-Versammlung des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins für das Jahr 1891** auf

Dienstag, den 21. Juli 1891,

Vormittags 10 Uhr

in das Lokal der Gesellschaft „**Frohsinn**“ nach **Bayreuth** einzuberufen.

Tagesordnung:

1. Rechenschaftsbericht.
2. Kassenbericht.
3. Bericht der Rechnungs-Revisoren.
4. Anträge, welche gemäss § 16 der Satzungen angemeldet sind.
5. Wahl der Rechnungs-Revisoren, der Ersatzmänner, des gemäss § 24 ad 4 der Satzungen zu wählenden Delegirten, des Vorortes und der Zentralleitung.

Den Herren Delegirten wird anheimgestellt, Sich am 20. Juli cr., Vormittags 10 Uhr im genannten Lokale zu einer Vorbesprechung einzufinden.

Die Zentralleitung des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins.

Freiherr von Seckendorff,
I. Vorsitzender.

von Vignau,
I. Schriftführer.

An

sämmtliche verehrl. Zweigvereinsvorstände u. Herren Ortsvertreter
des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins.

Wir übersandten Ihnen gemäss § 14 der Satzungen die

Einladung zur diesjährigen General-Versammlung.

Indem wir ergebenst bitten, die Bekanntmachung derselben an die Mitglieder zu übernehmen, ersuchen wir gleichzeitig, die Delegirten der Zweigvereine und Ortsvertretungen, bezw. die gemeinschaftlichen Delegirten mehrerer Vereine gemäss § 17 der Satzungen mindestens 8 Tage vor der General-Versammlung der Zentralleitung namhaft machen zu wollen.

Gleichzeitig beehrten wir uns Ihnen die auf Ihre Vertretung entfallende Anzahl von

Bezugsscheinen für eine Eintrittskarte

zu den diesjährigen Bühnenfestspielen ergebenst zu übersenden, indem wir bezüglich der Erhebung der Eintrittskarten bei dem Verwaltungsrathe der Bühnenfestspiele auf die aus dem Wortlaute der Bezugsscheine ersichtlichen Bedingungen uns hinzuweisen erlaubten.

Die Vertheilung der Scheine bleibt dem freien Ermessen der einzelnen Zweigvereine bezw. Vertretungen überlassen.

Nicht zur Verwendung gelangende Scheine bitten wir uns baldmöglichst zurückzusenden.

Die Summe, welche zum Ankaufe von Festspiel-Karten hat flüssig gemacht werden können, beträgt ausweislich des im Junistücke der Bayreuther Blätter zu veröfentlichenden Rechnungsabschlusses der Zentralleitung 19400 Mark.

Danach gestaltet sich, wie wir mit Bezug auf das Circular vom 5. Mai curr. ergebenst bemerken, die Vertheilung der anzukaufenden Freikarten derart, dass auf je 16 der seit dem Rechnungsabschlusse im letzten Festspieljahre — d. i. in dem Zeitraume vom 1. Juni 1889 bis zum 18. Mai 1891 — abgeführten Mitglieder-Beiträge (cfr. § 21 der Vereins-Satzungen) eine Eintrittskarte entfällt.

Schliesslich theilen wir noch mit, dass soeben ein **Sonder-Abdruck** des im Bayreuther Taschen-Kalender pro 1891 enthaltenen „**Tannhäuserbuchs**“ im Verlage von Ed. Bote & G. Bock in Berlin erschienen ist, welcher in handlicher Form brochirt, durch seinen umfassenden Inhalt als beste Einführung und praktischer Leitfaden für das Verständniss des Bühnenwerks „Tannhäuser“ dienen kann. Dies Büchlein ist durch jede Buchhandlung für den Ladenpreis von 60 Pfennigen zu beziehen und bitten wir ergebenst, für möglichste Verbreitung desselben in Ihren Kreisen zu wirken.

Hochachtungsvoll

Die Zentralleitung des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins.

Freiherr von Seckendorff,

I. Vorsitzender.

von Vignau,

I. Schriftführer.

Erdtmann,

Kassierer.

Veränderungen in Zweigvereinen und Ortsvertretungen.

Baltimore. Herr Professor Dr. Paul Haupt hat die Wiederwahl als Vorsitzender des Zweigvereins abgelehnt; an seine Stelle ist der seitherige Kassirer, Herr Musikalienhändler Otto Sutro zum Vorsitzenden gewählt worden.

Bautzen. Herr Cantor Ernst Simmank hat die Vertretung niedergelegt, und Herr Bezirksarzt Dr. med. Paul Wengler sie übernommen.

Göttingen. Herr Professor Dr. L. Schemann hat in Folge Verlegung seines Wohnsitzes die Vertretung niedergelegt, und Herr Professor Freiberg sie übernommen.

Klagenfurt. Auf der am 23. 2. stattgefundenen General-Versammlung des hiesigen Zweigvereins wurden in den Vorstand gewählt: Herr C. Hynais, Obmann, Herr J. Rhomberg, Obmann-Stellvertreter und Schriftführer, Herr Joh. Heyn, Cassier, Herren Joh. Neckheim und Dr. J. Lemisch, Ersatzmänner.

Veranstaltungen in Zweigvereinen und Ortsvertretungen.

Amsterdam. Zweigverein. (Wagner-Vereinigung.) II. Auff. 15. 5.: Vorspiel, I. Aufzug 1. und 2. Scene, III. Aufzug „*Götterdämmerung*.“ (Fr. Katharina Klafsky von Hamburg, Hr. Hermann Winkelmann von Wien, Hr. Sistermans von Frankfurt a. M., Frä. J. H. Kempees, Eijken Sluijters, Obermaier, Spoor, Terwogt, Hr. van Duinen, von Amsterdam.)

Giessen. Zweigverein. Jahresfeier 10. 5.: Gesang der Pilger a. „*Tannhäuser*“, Vorspiel und Walhall-Motiv a. „*Rheingold*“, *Wotan's Abschied*, *Telramunds Klage*, „*Träume*“, „*Schmerzen*“, „*Am stillen Herd*“ —, *Siegmund's Lenzeslied*, Gesang der heimkehrenden Pilger a. „*Tannhäuser*“. Stücke von Bach, Beethoven, Jadasohn, Reinecke, Schumann, Spohr, Weber. —

Graz. Zweigverein. 13. 2.: Vortrag des Hrn. Fr. Hofmann über „*Tannhäuser, Sage und Werk*“.

Klagenfurt. Zweigverein. 2. 3.: Vortrag des Herrn M. von Millenkovich: über Wagner's Verhältniss zur deutschen Litteratur. Vorlesungen: 9. 3. „*Eine Pilgerfahrt zu Beethoven*“, 13. 4. „*Das Judenthum in der Musik*“ durch Herrn Hynais. 21. 5. Geburtstagsfeier: Festrede von Hrn. v. Millenkovich; Vorspiel z. „*Fliegenden Holländer*“, Friedensboten und Gebet a. „*Rienzi*“, Verwandlungsmusik und Chor der Gralsritter a. „*Parsifal*“, Mahnruf des Hans Sachs a. d. „*Meistersingern*“.

Nürnberg. Zweigverein. I. Vortragsabend 30. 4.: „*Träume*“ (f. Viol. und Klav.), Liszt, Elegie (f. Viol. und Klav.), Rakoczi-Marsch (f. Klav. zu 4 Hdn.), A. Ritter, Ouvertüre zum „faulen Hans“ (4hdt.), M. Plüddemann, „Der alte Barbarossa“, Frauenchöre von Hasler († 1612) und Lemblin (1540), Gemischte Chöre von Senfl (1544), Schein († 1630), altd. Volkslied. (Viol.: Hr. Simon, Klav.: Hrn. Göllicherich, Wunder, Gesang: Hr. Ankenbrank, Chordirigent: Hr. Schmidt.)

Weimar. Zweigverein. IV. Vereinsabend 10. 3.: I. Aufzug des „*Siegfried*“. (Hrn. Hofoperns. Zeller, v. Springer, Schwarz, Klav.: Hr. Hofkapellm. R. Strauss.)

Wien. Neuer Wagnerverein. Geburtstagsfeier 21. 5.: Choral a. d. „*Meistersingern*“, Meistersinger-Paraphrase (Wilhelmj), *Philadelphiamarsch*; Gedächtnissrede von Hrn. Haller. Liszt, Lieder, „Gründung der Kirche“ a. „Christus“, „Prometheus“; Stücke von Bach, Beethoven, Reiter, Schubert, Wolf. (Mitwirkende: Hrn. Bause, Duesberg, Fraungruber, Karnt, Reiter, Schnabel, Thiele, Vereinschor. Dirigent: Hr. Jos. Reiter.)

Wohl zu beachtende Aufforderung.

Unsere geehrten Vertreter und Vereinsvorstände werden hierdurch gebeten, die Verzeichnisse der in ihrer Stadt seit 1. Juli 1890 stattgefundenen

Aufführungen Wagnerischer Werke

sowie die ihnen während dieser Zeit bekannt gewordenen, auf unsere Sache bezüglichen Schriften und Zeitungsartikel bis zum Beginn der Festspiele an die Redaktion der „Bayreuther Blätter“ gütigst einsenden zu wollen.

Im Verlage des A. R. Wagner-Vereines.

Im Buchhandel zu beziehen durch C. F. Leede, Leipzig.

Druck von Th. Burger, Bayreuth.

Wir beehren uns, in Nachfolgendem den Cassa-Abschluss per 19. Mai 1891 zur gefälligen Kenntniss zu bringen.

Berlin, den 19. Mai 1891.

**Die Zentraleitung
des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins.**

Der I. Vorsitzende:

Frhr. von Seckendorff,
Geheimer Ober-Regierungs-Rath.

Der I. Schriftführer:

von Vignau,
Major z. D.

Cassa-Abschluss am 19. Mai 1891.

Einnahme.

Ausgabe.

1890/91	ℳ	℔	1890/91	ℳ	℔
An Cassa-Vortrag in Werthpapieren und baar laut Abschluss vom 30. Juni 1890, einschliesslich 7458 ℳ 48 ℔ zum Eintrittskarten-Ankauffür die Festspiele 1891	9260	99	An Administrationsauslagen . .	1251	05
„ Mitglieder-Beiträgen	33499	46	„ Agitations- u. Druckkosten	1174	25
„ (s. unter A)			„ Herstellung der Bayreuther Blätter pro III. u. IV. Quartal 1890 u. I. Quartal 1891	4022	34
„ Abonnements der Bayreuther Blätter	2969	02	„ Herstellung des Bayreuther Taschenkalenders pro 1891	2166	12
„ (s. unter A)			„ Herstellung des „Tannhäuser-Buchs“	342	25
„ Spenden	733	02	„ Porti und kleinen Auslagen	300	15
„ (s. unter B)			„ An- und Verkauf von Werthpapieren	880	05
„ Zinsen aus Werthpapieren	317	50	Richard Wagner-Festspielstiftung:		
„ Erlös aus Bayreuther Festblättern	30	35	a) 35 ⁹⁰ / ₁₀₀ der abgerundeten Netto-Einnahme 18 ⁹⁰ / ₉₁	9757	ℳ 98 ℔
„ Erlös aus Bayreuther Taschenkalendern:			b) Spenden	733	„ 02 „
Jahrgänge					10491 00
1885—1890 409 ℳ 78 ℔			Eintrittskarten - Ankauf:		
Jahrgang 1891 515 „ 74 „	925	52	a) 35 ⁹⁰ / ₁₀₀ der abgerundeten Netto-Einnahme 18 ⁹⁰ / ₉₁	9757	ℳ 98 ℔
			b) Der zum Eintrittskarten - Ankauf in der Rechnung pro 18 ⁹⁰ / ₉₁ ausgeworfene Fonds	7458	„ 48 „
			c) Extraordinäre Zuwendung für diesen Fonds	27	„ — „
			d) Zinsen aus den angekauften Werthpapieren, einschliesslich der am 1. Juli cr. noch zu erhebenden Zinsen	800	„ — „
			e) Zuschuss aus dem Bestande der Centralleitung	1356	„ 54 „
					19400 00
			Richard Wagner-Stipendien-Stiftung:		
			20 ⁰⁰ / ₁₀₀ der abgerundeten Netto-Einnahme 18 ⁹⁰ / ₉₁	5576	00
			An Cassa-Bestand in Werthpapieren und baar	2132	65
					Summa 47735 86
					Summa 47735 86

Berlin, den 19. Mai 1891.

Erdtmann,

Geheimer Rechnungsrath,

Kassirer.

Ueberweisungen seit dem letzten Festspieljahre:

1) an die Richard Wagner-Festspielstiftung:

35 ⁹⁰ / ₁₀₀ der Netto-Einnahme 18 ⁹⁰ / ₉₁	6311	18	ℳ	℔
Spenden pro 18 ⁹⁰ / ₉₁	520	82		
			6832	00
35 ⁹⁰ / ₁₀₀ der Netto-Einnahme 18 ⁹⁰ / ₉₁	9757	98	ℳ	℔
Spenden pro 18 ⁹⁰ / ₉₁	733	02		
			10491	00
			Summa	17323 00

2) an die Richard Wagner-Stipendien-Stiftung:

20 ⁰⁰ / ₁₀₀ der Netto-Einnahme 18 ⁹⁰ / ₉₁	3606	40	ℳ	℔
20 ⁰⁰ / ₁₀₀ der Netto-Einnahme 18 ⁹⁰ / ₉₁	5576	00		
			9182	40

A. Einnahmen
an Mitglieder-Beiträgen und Abonnements der Bayreuther Blätter.

	Mitglieder-Beiträge			Abonnements	
	fl. ö. W.	M.	g.	M.	g.
Aachen		637	20	—	—
Amsterdam		193	—	30	—
Antwerpen		60	—	6	—
Arad	8,95	15	71	—	—
Asch	140	242	54	—	—
Aschaffenburg		76	—	6	—
Augsburg		31	50	—	—
Baden b. Wien	18	31	14	—	—
Baden-Baden		252	—	—	—
Baltimore		128	—	—	—
Bamberg		12	—	—	—
Barmen		80	—	12	—
Basel		16	—	—	—
Bautzen		48	—	—	—
Bayreuth (Zweig-Verein)		1762	58	144	—
„ (Redaktion der Bayr. Blätter)		227	—	838	48
Berlin-Potsdam		1200	—	—	—
Berlin (P. Thelen)		1200	—	—	—
„ (Dr. Sternfeld)		120	—	—	—
„ (Bodenstein)		244	—	—	—
„ (Akad. Zweig-Verein)		160	10	6	—
„ (Zentralleitung)		206	17	114	—
Bologna		309	10	—	—
Bonn		56	—	24	—
Braunschweig		255	65	48	—
Bremen		332	—	—	—
Breslau		139	50	18	—
Brünn	90	157	48	—	—
Brüssel		312	—	—	—
Budapest	42	73	43	—	—
Büdingen		8	—	—	—
Buitenzorg		20	—	6	—
Bukarest		322	58	—	—
Burg		40	—	—	—
Celle		7	60	—	—
Chemnitz		99	10	6	—
Darmstadt		714	10	—	—
Detmold		40	—	—	—
Dordrecht		64	—	—	—
Dortmund		7	60	6	—
Dresden		255	60	24	—

	Mitglieder- Beiträge			Abonne- ments	
	<i>H.</i> ö. W.	<i>M.</i>	<i>S.</i>	<i>M.</i>	<i>S.</i>
Transport:		10156	68	1288	48
Düsseldorf	•	695	—	6	—
Durlach		180	—	—	—
Eger	3,80	6	64	—	—
Eisenach		19	20	—	—
Elberfeld		80	—	—	—
Erfurt		8	—	12	—
Erlangen		47	50	6	—
Frankenberg		48	—	—	—
Frankfurt a/M. (Steyl & Thomas)		83	—	12	—
„ (Hartmann)		36	—	18	—
Frankfurt a/O.		15	40	—	—
Freiburg		160	—	—	—
Fürth		159	50	—	—
Fulda		24	—	—	—
Gera		36	—	—	—
Giessen		111	50	12	—
Göttingen		152	—	30	—
Gotha		56	—	6	—
Graz	540	951	25	—	—
Greifswald		20	—	—	—
Grossenhain		78	—	—	—
Haag (N.-Oesterr.)	53,90	94	23	—	—
„ (Niederl.)		15	—	12	—
Hagen		76	—	—	—
Hainburg	4	7	—	—	—
Halle		24	—	—	—
Hamburg		432	05	24	—
Hameln		42	—	—	—
Hannover		692	—	—	—
Heilbronn		12	—	—	—
Helsingfors		48	—	60	—
Hirschberg		20	—	—	—
Homburg		61	—	—	—
Iglau	10	17	57	—	—
Jena		125	50	—	—
Josefsthal-Maxdorf	62	108	49	—	—
Kandel		120	—	—	—
Karlsruhe		288	—	—	—
Kassel		124	—	—	—
Kempten		22	80	6	—
Kiel		628	—	—	—
Kirchheimbolanden		11	70	—	—
Kissingen		3	60	—	—
Kitzingen		23	50	—	—
Seite:		16120	11	1492	48

	Mitglieder- Beiträge			Abonne- ments	
	fl. ö. W.	M.	g.	M.	g.
Transport:	16120	11	1492	48	
Klagenfurt	74	128	45	—	—
Koblenz		93	70	—	—
Köln		1120	—	—	—
Königsberg		100	—	—	—
Köslin		44	—	—	—
Kolberg		28	—	12	—
Kolmar		91	80	12	—
Konstanz		12	—	—	—
Koschmin		8	—	—	—
Krefeld		124	—	6	—
Krems	30	52	35	—	—
Krummau	37	60	17	5	30
Laibach	40,68	71	18	—	—
Landeshut		16	—	—	—
Leipa	52,50	91	45	—	—
Leipzig (R. Ravenstein)		136	—	24	—
„ (akad. Zweig-Verein)		172	—	6	—
Liegnitz		4	05	—	—
Linz	148	260	—	—	—
London		679	84	42	84
Ludwigsburg		24	—	—	—
Luxemburg		23	60	—	—
Lyck		44	40	—	—
Magdeburg		120	—	12	—
Mannheim		846	—	24	—
Marburg (Zweig-Verein)		140	85	—	—
„ (akad. Zweig-Verein)		148	—	—	—
Marktsteft		28	—	—	—
Meiningen		55	—	—	—
Meran	24	41	45	—	—
Mergentheim		20	—	6	—
Mülheim a. d. R.		32	05	—	—
München		892	—	222	—
München-Gladbach-Rheydt		85	90	—	—
Münnerstadt		19	—	—	—
Neuss		88	—	—	—
Nördlingen		4	—	—	—
Nürnberg		448	80	6	—
Oels		172	—	—	—
Offenbach		208	—	—	—
Oldenburg		80	—	—	—
Olmütz	362,33	631	96	—	—
Osnabrück		24	—	—	—
Paris		80	50	—	—
Seite:		23670	61	1870	62

	Mitglieder- Beiträge			Abonne- ments	
	fl. ö. W.	M.	g.	M.	g.
Transport:		23670	61	1870	62
Passau		20	—	—	—
Piacenza		8	—	6	—
Plauen		2037	60	25	—
Pössneck		106	—	24	—
Posen		3	70	—	—
Pressburg	2	3	50	—	—
Quakenbrück		32	—	—	—
Regensburg		39	60	—	—
Reichenberg	275,40	484	46	—	—
Riga		768	—	672	—
Rostock		98	30	6	—
Rotterdam		30	50	—	—
Salzburg	46	80	—	—	—
Schweinfurt		15	80	6	—
Schwerin		261	20	—	—
Siegen		20	—	—	—
Sonneberg		155	80	—	—
Spandau		31	60	—	—
Speyer		24	—	6	—
Steyr	18	31	70	—	—
Strassburg		72	40	—	—
Stuttgart		64	—	18	—
Tölz		7	70	—	—
Trier		15	70	—	—
Troppau		156	65	—	—
Tübingen		8	—	6	—
Turin		96	—	—	—
Udingen		4	—	—	—
Utrecht		102	20	6	—
Venedig		96	—	—	—
Viersen		142	—	12	—
Villingen		48	—	—	—
Waidhofen	126	221	21	—	—
Warnsdorf	399	692	21	—	—
Weimar		588	—	30	—
Weissenburg		12	—	—	—
Wels	106	185	23	—	—
Wien (akad. Zweig-Verein)	1214	1960	53	156	95
„ (Neuer „ „)	40	69	65	6	—
„ (A. J. Gutmann)	30	51	75	—	—
„ (Rich. Wagner-Museum)	23,75	24	23	18	—
Wiener - Neustadt	35	60	90	—	—
Wiesbaden		132	—	24	—
Wittenberg		32	—	—	—

		Mitglieder- Beiträge			Abonne- ments	
		<i>fl.</i> ö. W.	<i>M.</i>	<i>S.</i>	<i>M.</i>	<i>S.</i>
Transport:		32764	73	2892	57	
<i>Wongrowitz</i>		16	—	12	—	
<i>Worms</i>		140	50	30	—	
<i>Würzburg</i> (R. Banger)		38	—	12	—	
„ (W. Essmann)		16	—	—	—	
<i>Zeitz</i>		139	—	—	—	
<i>Zittau</i>		16	—	—	—	
<i>Znaim</i>	162	271	98	10	45	
<i>Zürich</i> (Gebr. Hug)		40	—	12	—	
„ (C. F. Ulrich)		40	—	—	—	
<i>Zwettl</i>	10	17	25	—	—	
Summa:		33499	46	2969	02	

B. Spenden.

		<i>fl.</i> ö. W.	<i>M.</i>	<i>S.</i>
<i>Abresch, Dietrich</i>	<i>Mainz</i>		6	—
<i>Amélie, Prinzessin von Bayern,</i> <i>Königl. Hoheit</i>	<i>München</i>		40	—
<i>Freiherr von Diergardt</i>	<i>Morsbroich</i>		100	—
<i>Geisberg, Marie, Frau</i>	<i>München</i>		20	—
<i>Geisberg, Leo</i>	<i>München</i>		20	—
<i>Gortzitza, Hedwig, Fräulein</i>	<i>Lyck</i>		4	—
<i>Greef, Helene, Fräulein</i>	<i>Viersen</i>		75	—
<i>Hamilton-Ogiloy, Mrs.</i>	<i>Prestonkirk, (Schottland)</i>		30	—
<i>Hug, Gebrüder</i>	<i>Zürich</i>		16	—
<i>Juchter, J.</i>	<i>Amsterdam</i>		4	—
<i>Klärich, W., Kaufmann</i>	<i>Helsingfors</i>		10	—
<i>Freiherr von Lilljeström</i>	<i>Berlin</i>		—	15
<i>Maas, Max, Dr.</i>	<i>Frankfurt a./M.</i>		6	—
<i>Männergesangverein</i>	<i>Ungar-Hradisch</i>	3	5	23
<i>Merkel, Toni, Frl.</i>	<i>Berlin</i>		5	—
<i>Graf Münster, Gutsbesitzer</i>	<i>Hof</i>	1	1	75
<i>Peters, Rudolf, Kaufmann</i>	<i>Krefeld</i>		2	—
<i>Ravenstein, S., Architekt</i>	<i>Frankfurt a./M.</i>		30	—
<i>Ritter, Marie, Fräulein</i>	<i>Berlin</i>		12	—
Transport:			387	13

		fl. ö. W.	fl.	g.
	Transport:		387	13
Rosenlehner, Rudolf	München		200	—
Schmidt, Marie, Fräulein	Viersen		75	—
Scott-Macfie, Mr.	Edinburgh		10	—
Singakademie	Troppau	3	5	22
Steinhauser, Robert, Dr.	Wien	1	1	75
Vertretung in Salzburg (Dr. Jos. Stigler)	Salzburg	11,40	20	—
Voigt, P., Zeitungsadministrator	Wien		1	—
Wilson, J. W.	Amsterdam		20	—
Frau Gräfin Wydenbruck-Esterhazy	Meran	3	5	17
Zastrow, Frau, Fabrikant	Wittenberg		3	—
Ziegler, Gustav, Kaufmann	Mergentheim		3	—
Frau Gräfin Emma Zierotin	Olmütz	1	1	75
	Summa:		733	02

VII.

Wenn was irgend ist geschehen,
 hört man's noch in späten Tagen,
 immer klingend wird es wehen,
 wenn die Glock' ist angeschlagen.
 Und so lasst von diesem Schalle
 Euch erheitern Viele, Viele:
 denn am Ende sind wir Alle
 pilgernd Könige zum Ziele.

(Goethe.)

Ursprung und Entwicklung der Sage von Perceval und vom Gral.

Die Sage von Perceval und vom Gral ist schon mehrmals in diesen Blättern besprochen und von den verschiedensten Seiten aus beleuchtet worden. L. Schemann erörterte im Jahrgang 1879 S. 12 ff., 47 ff., 66 ff., 106 ff. die Gral- und die Parzivalsage in ihren hauptsächlichsten dichterischen Verarbeitungen; J. H. Löffler suchte im Jahrgang 1878 S. 95 ff., 117 ff. zu bestimmen, welche Gestalten deutscher und romanischer Sage etwa in der Kundry des Parsifal anklingen möchten. Inzwischen ist die Erforschung der altfranzösischen Dichtung rüstig vorwärts geschritten und hat manche wichtige Ergebnisse zu Tage gefördert, so dass eine erneute Besprechung der Frage an dieser Stelle wohl gerechtfertigt erscheint. Es handelt sich hauptsächlich um zwei Punkte: um die Herkunft der Artussage und um den Antheil, welcher den einzelnen französischen Dichtern an deren Entwicklung zukommt. Früher verdämmerten die Gestalten der Romane, welche im 12. Jahrhundert die Ideale der französischen Ritterschaft bildeten, in riesigen Umrissen im verschwommenen Nebel einer urkeltischen Mythologie, aus der die verschiedenen Dichter ihre Stoffe einfach entnehmen konnten. Jetzt begnügen wir uns nimmer mit einem solch schwanken Untergrund, wenn es zu untersuchen gilt, wer wohl zuerst einen Perceval oder einen Tristan ins Leben rief. Anstatt vager Allgemeinheit erschauen wir schon in jenen alten Zeiten gar bedeutende dichterische Persönlichkeiten, deren freiem Schaffen die schönen Phantasiegebilde entsprangen, aus denen Richard Wagner den Inhalt der Werke aufbaute.

Der keltische Volksstamm zerfällt, wenn wir von dem längst ausgestorbenen oder besser romanisirten gallischen absehen, in den gaelischen und britischen Zweig. Zu den Gaelen gehören die Iren und Schotten, zu den Briten die Kymren oder Wälschen in Wales, die Cornen in

Cornwall, und die Bretonen in Frankreich, welche von 460 bis 600 aus Britannien an die Nordwestküste Frankreichs auswanderten. Falls in den Inhalt der Artusromane, den die französischen Dichter bereits im 12. Jahrhundert als *matière de Bretagne* bezeichneten, keltische Elemente*) aufgingen, konnte das natürlich nur von den Stämmen aus geschehen, mit denen die Franzosen in engerer Berührung waren. Ausgeschlossen bleiben die ferne liegenden Gaelen; irische Sage konnte unmöglich unmittelbare Einwirkung auf die Poesie der Franzosen von 1150 ab ausüben. Wohl aber herrschten enge Beziehungen zwischen dem britischen Zweige und den Franzosen, und zwar auf dem Continent gleichwie in England. Besonders eng waren vom 6. bis 12. Jahrhundert die stätigen Verbindungen zwischen den armorikanischen Bretonen und den Franken, Franzosen, endlich seit dem 10. Jahrhundert den Normannen. Von der Mitte des 10. bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts waren die Beziehungen durchaus freundschaftliche und feste. In England sassen Normannen und Briten seit 1066 beisammen, aber vorerst nur in Hass und Feindschaft; im ersten Viertel des 12. Jahrhunderts begannen die Verhältnisse zwischen Kymren und Anglonormannen sich in der Art anzubahnen, wie sie zwischen Bretonen und Normannen bereits seit 200 Jahren bestanden. Demnach sind zwei Möglichkeiten a priori vorhanden: die Artusromane konnten unter Anglonormannen in England aufkommen, dann machten die Dichter möglicher Weise litterarische Anleihen bei den Kymren; oder die Artusromane sind Schöpfungen der Normannen und continentalen Franzosen, diese aber vermochten natürlich nur aus der Ueberlieferung der Bretonen zu schöpfen. Soweit die Artusromane in Betracht kommen — die Tristan-sage steht abgesondert für sich allein und fällt nicht unter die hier gemeinten Werke — ist nur der zweite Fall möglich. Die Eigennamen der Personen, soweit sie überhaupt keltisch sind, tragen bretonische, nicht kymrische Lautform; sämmtliche ältere Artusromane sind von Franzosen und Normannen nicht von Anglonormannen verfasst, wie die Sprachform erweist. Die Franzosen selber reden von einer *matière de Bretagne, romans bretons*, was nur bedeutet: *bretonisch*; sie knüpfen also selber den Ursprung der Artusromane an die Bretagne, nicht an Wales. Die Sagenüberlieferung der Bretonen und Kymren ist zwar grossentheils gemeinsam; dennoch weisen die französischen Artusromane einige Züge auf, die nur der bretonischen Sonderentwicklung der Artussage angehören und der kymrischen durchaus fremd sind.

Die altkeltische Form der Sagenüberlieferung ist die prosaische Erzählung. Wohl kennen auch die Kelten den Gesang der Barden, aber der

*) Zur Frage nach dem Ursprung der afz. Artusepen vgl. Foerster in der Einleitung zu seiner Ausgabe von Chrestiens Erec, Halle 1890; ferner Zimmer, Gött. gel. Anz. 1890 S. 488 ff., ib. S. 785 ff.; Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur XII, 231 ff. und ebenda Bd. XIII, 1 ff.

ist lyrisch. Niemals haben die Barden epische Gedichte verfasst. Was der epische Sänger bei den Germanen, das ist der Sagenerzähler bei den Kelten. Nun finden sich in den altfranzösischen Quellen häufig *conteurs bretons* erwähnt und diese sind in den Zeugnissen mit der *matière de Bretagne* verknüpft. Sehr früh schon waren die Bretonen französisirt, ihr enger Zusammenhang mit den Normannen brachte es mit sich, dass die französische Sprache unter den Bretonen bekannt war. Solche Sagenerzähler bretonischer Herkunft erschienen an den Höfen und auf den Burgen der grossen Herrn und trugen dort natürlich in französischer Sprache ihre Geschichten vor. Im 12. Jahrhundert traten sie in grosser Anzahl in Nordfrankreich auf und ihre Erzählungen erfreuten sich offenbar grosser Beliebtheit; sie wurden zur Modesache. Solche *Conteurs* und *Fableurs bretons* waren die natürlichen Vermittler der bretonischen Sagenstoffe an die Franzosen. Sie erzählten von Artus, einer ursprünglich geschichtlichen Gestalt, um die sich aber viel mehr bei den Bretonen als bei den Kymren, wo die historischen Züge fester hafteten, erfundene Sagenelemente in reichster Fülle rankten. Aber sicherlich war es nicht ausschliesslich rein-bretonisches Sagengut, das diese Leute vortrugen. Die stäten Berührungen mit Franzosen und Normannen, die Rücksicht auf ein französisches Publikum brachten das Eindringen von vielen nicht bretonischen Bestandtheilen mit sich, so dass mit ziemlicher Sicherheit behauptet werden darf, dass die *matière de Bretagne* bereits in den Händen jener Erzähler eine Sagendichtung war, zu deren Schöpfung ebenso sehr der französisch-normännische wie der bretonische Geist beigetragen hatten. Vermuthlich entstanden so einige Artusromane in Prosa, die in Frankreich ihres Inhaltes, aber noch mehr ihrer Form halber neben den *chansons de geste*, den Heldengesängen von Karl dem Grossen, welche die Spielleute vortrugen, gerne gehört wurden. Diesen Geschichten war aber eine glänzende Zukunft beschieden, als ein begabter französischer Dichter sie aufgriff und den Artusroman in Versen auf ihrer Grundlage aufbaute, indem er aus ihnen die Gestalt des Artus und seiner Hofhaltung entnahm. Mitunter wurde auch wohl eine Episode herausgewählt, häufig aber scheint der Dichter des Artusromanes in Versen seinen Stoff frei und selbständig geschaffen und nur an die Gestalt des Artus angeknüpft, in den Rahmen der Artussage eingestellt zu haben, eine Mode, welche bei den späteren Verfassern altfranzösischer Ritterromane zur geistlosen Manie verflacht wurde. Die Abhängigkeit des französischen Dichters vom französisch-bretonischen Geschichtenerzähler ist sehr schwer zu bestimmen, da von jenen prosaischen Sagen fast nichts sich erhalten hat, und wir daher auf Vermuthungen angewiesen sind. Eher lässt sich darüber in's Reine kommen, in wie weit altkeltische Sagenzüge vorliegen und wiederum solche, die erst später unter Franzosen anwuchsen, in wie weit also eine Geschichte als Erzeugniss des keltischen oder des französischen Geistes aufzufassen ist; und da zeigt sich, dass das keltische, specifisch bretonische Element zu

Gunsten des französischen weit mehr, als früher angenommen wurde, zurücktritt, dass wir in der Hauptsache in den berühmtesten Artusepen, besonders in der Perceval- und Gralsage und auch im Tristan rein französische Schöpfungen anzuerkennen haben, bei welchen die keltische Mythologie jedenfalls ganz aus dem Spiele bleibt. Aber schwer ist zu entscheiden, ob die uns überlieferte Sagenbildung in ihrer abschliessenden Gestalt von den *conteurs bretons* oder vom französischen Dichter herrührt. Artus selber und seine Umgebung ist nach und nach völlig französisirt worden, indem er nach dem Muster des Charlemagne der späteren französischen *chansons de geste* geschildert wurde. Er thut zuletzt, insbesondere in den versificirten Romanen nur Statistendienste, man trifft sich am Hofe des Königs, der Pracht und Lustbarkeit liebt, gegen fahrende Ritter freigebig ist und ihnen, wo er kann, Hilfe angedeihen lässt; aber der Artushof ist immer nur Ausgangspunkt oder *Rendez-vous*. Bei den *conteurs* war vermuthlich die Gestalt des Artus noch lebendiger.

Im 12. Jahrhundert machte die altfranzösische Litteratur eine grosse Wandlung durch. Die nationalen Volksepen, die *chansons de geste* hatten ihre Blüthezeit überschritten, die höheren Kreise der ritterlich-höfischen Gesellschaft hatten den Kaiser Karl und seine Paladine satt bekommen. Diese Geschichten waren altmodisch geworden, seit den Kreuzzügen ging der Geschmack auf neue Dinge aus. Man griff zu Stoffen aus dem Alterthum, zu Alexander, zu Eneas, zum Trojanerkrieg, man wählte in den Gedichten eine neue Form. Die Strophen zu 10 und 12 silbigen Versen, wie sie in den *chansons de geste* üblich waren, wurden verlassen, dafür dichtete man in gereimten Verspaaren zu 8 Silben. Neben diesen neuen poetischen Versuchen liefen die Prosaromane der *conteurs bretons* her. Da griff Chrestien von Troyes den Artus auf und inaugurirte eine grosse litterarische Bewegung, die ihren Widerhall in den Werken der grössten deutschen Meister fand. Bald stand der Ritterroman im Mittelpunkt des Interesses, vor dem alles andere zurücktrat. Erst im Lichte dieser Anschauung vermögen wir die ausserordentliche Bedeutung, die Chrestien in der Geschichte der französischen Litteratur zukommt, vollauf zu würdigen. Er genoss ein gewaltiges Ansehen, seine Werke waren epochemachend, wurden übersetzt und nachgeahmt und ausgeplündert. Vieles von seinem Ruhme verdankt er der glücklichen Wahl seines Gegenstandes, die eben den Strömungen der Mode entgegenkam; aber auch seinen poetischen Fähigkeiten, denn er gebietet, zumal in den späteren Werken über gute Ausdrucksmittel und weiss geschickt zu erzählen.

Chrestien*) war aus der Champagne gebürtig; er stand in Gunst bei der Gräfin Marie von der Champagne, der Tochter Ludwigs VII.; sie veranlasste ihn zur Dichtung des Lancelot. Philipp, Graf von Flandern, ver-

*) Vgl. G. Paris in der *Romania* 12, 461 ff., W. Foerster, Christian von Troyes sämtliche Werke (bislang erschienen *Oligés* 1884, *Yvain* 1887, *Erec* 1890).

mittelte ihm den Stoff des Perceval, des conte del graal. Von seinen Jugendwerken gingen verloren einige Bearbeitungen aus Ovids ars amandi und Metamorphosen und ein Tristan. In den 60er Jahren des 12. Jahrhunderts verfasste er Erec, dann den Oligés; um 1170 den unvollendet gebliebenen Karrenritter, den Lancelot, bald darauf den Löwenritter, den Yvain; endlich um 1175 die Geschichte vom Gral, den *conte del graal*, den Perceval, vor dessen Vollendung er starb. Chrestiens Stil zeigt im Erec noch einige Härten, ringt sich aber in den späteren Werken zu immer höherer Vollendung durch. Er galt als eine Musterleistung. In den Gedanken theilt Chrestiens die Mängel und Vorzüge seiner Zeit: einfache Anmuth und Feinheit, doch dazwischen auch Eintönigkeit und Seichtigkeit. Die Freiheit, die er seinen Quellen gegenüber einnahm, ist in den einzelnen Werken verschieden. Sehr gross scheint sie im Oligés und Yvain, endlich auch im Perceval zu sein, wo der Inhalt eigentlich ganz aus seiner schöpferischen Phantasie heraus geschaffen wurde. Wir haben hier nur auf den *conte del graal**) uns einzulassen. Dieser erzählt die Geschichte Percevals, der von seiner verwittweten Mutter fern den Waffen in der Waldeinsamkeit erzogen wird. Doch das Erscheinen einiger glänzend gewappneten Ritter erweckt des Knaben unbezwingliche Sehnsucht nach dem Waffenhandwerk. Er zieht an Artus Hof und erschlägt im Zweikampfe einen Ritter, dessen Rüstung er an sich nimmt. Bei einem alten Burgherrn findet er freundliche Aufnahme und wird von ihm in den Lehren des ritterlichen Anstandes unterwiesen, denn bisher hatte sich in allen seinen Thaten nur die überschäumende Jugendkraft, von keiner höheren Rücksicht in Schranken gehalten, geäußert; allein seinem Wunsch und Willen nach, keineswegs auch in der Art seines Auftretens war Perceval bisher Ritter gewesen. Jetzt lernte er sich den Gesetzen des Ritterthums fügen. Nachdem er noch eine bedrängte Königin, Blanchefleur, von ihren Feinden befreit und sich mit ihr vermählt hatte, gelangte er auf ein Schloss, wo er allerlei geheimnissvolle Dinge erfuhr. Sein Gastfreund war ein ehrwürdiger Greis, welcher durch Siechthum an das Ruhebett gefesselt war und nicht einmal zum Empfange Percevals aufzustehen vermochte. Er schenkte seinem Gaste ein kostbares Schwert, das nur in einem Falle zerbrechen würde. Darauf trat ein Knappe in den Saal, welcher einen Speer in der Hand trug; das Eisen war blutig, und Blut rann am Schaft nieder bis auf des Trägers Hand.

*) Der Text ist sehr mangelhaft herausgegeben, indem nur eine Handschrift durch Potvin in seinem *Perceval le gallois ou le conte du graal*, Mons 1866—71 vorerst veröffentlicht ist und dieses Buch überdies zu den grössten Seltenheiten gehört. Aehnlich schlimm steht es mit dem franz. Tristan, obwohl schon längst neue kritische Ausgaben vorbereitet sind. Zur Abhängigkeit der erhaltenen Graldichtungen unter einander vgl. Birch-Hirschfeld: *Die Sage vom Gral*, Leipzig 1877; A. Nutt: *studies on the legend of the holy grail with especial reference to the hypothesis of its celtic origin*, London 1888; G. Paris: *la littérature française au moyen âge*, Paris 1888; 2^e édition Paris 1890, § 59 u. 60. Golther in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 30. Juli 1890 Nr. 209.

Wieder kamen zwei Knappen mit Leuchtern und zuletzt eine Jungfrau, welche einen „graal“ in beiden Händen trug. Sein heller Glanz verdunkelte die Lichter; er war aus Gold und mit so edlen Steinen geziert, wie es keine mehr auf Erden gab. Alle diese Gegenstände erregten Percevals Verwunderung, aber er wagte nicht, nach ihrer Bedeutung zu fragen; denn sein Lehrmeister hatte ihm neugierige Fragen als unschicklich verwiesen. Doch nahm er sich vor, am nächsten Morgen um Auskunft zu bitten. Wie er erwachte, fand er aber in der Burg keinen Menschen mehr vor und erhielt auf alles Rufen keine Antwort. Im Schlosshof stand sein Ross gesattelt, sein Gewaffen lag daneben bereit. So musste er endlich unverrichteter Dinge die geheimnissvolle Stätte verlassen.

Diese Scene bildet den Mittelpunkt der Erzählung Chrestiens. Perceval hat durch die unterlassene Frage nach dem Speer, warum er blute, und nach dem Gral, wem man damit diene (*cui on en sert*), eine Schuld auf sich geladen, deren Folgen seine späteren Irrfahrten sind. Bei jeder Gelegenheit wird er deshalb getadelt, und wie ein Fluch treibt ihn das unenthüllte Geheimniss von Ort zu Ort. So häufig auch im Verlaufe der weiteren Erzählung auf die verhängnissvolle Scene angespielt wird, eine genügende Erklärung erhalten wir nicht. Nur das noch können wir aus Andeutungen entnehmen, dass der sieche König von einer Hostie sein Leben fristet, wenn man ihm den Gral bringt; ein so heilig Ding ist der Gral (*tant sainte cose est li graaus*). Und weiter hören wir, dass der sieche König einen Vater hat, der sich vom Gral dienen lässt (*que il est fuis a celui roi qui del graal servir se fait*). Vom Speer wird einmal gesagt, das Königreich Logres, d. h. Britannien, sei damit verheert worden.

Aus der Anlage der Geschichte, wie sie in Chrestiens Gedicht dargestellt wird, lässt sich soviel mit Gewissheit entnehmen, dass es die Absicht des Dichters war, den Helden wiederum auf die Burg zu führen, wo er dann die Fragen gethan hätte; naturgemäss wäre nun auch Aufschluss über die räthselhaften Gegenstände gegeben worden. Aber Chrestien starb, ehe er sein Werk zum Abschluss gebracht hatte, und so fehlt gerade der zum Verständniss des Ganzen unumgänglich nothwendige Bericht von Percevals zweitem Besuch auf der Burg des Grales.

Eine oft hervorgehobene Eigenart der Darstellungsweise Chrestiens ist der Umstand, dass er bei seiner Erzählung vor allem kunstvoll die Absicht verfolgt, Spannung zu erregen und den Leser in Athem zu halten. Gerade durch die ihm zu Gebote stehenden technisch-poetischen Ausdrucksmittel zeichnet sich Chrestien sehr vortheilhaft vor den meisten anderen Dichtern des Mittelalters aus. So liebt er es, z. B. die Namen der handelnden Personen erst lange nachher anzuführen, nachdem sie uns bereits interessant geworden sind. Es war zur Zeit, da die Bäume blühen, die Büsche sich belauben, die Wiesen grünen und die Vöglein süß am Morgen singen, da zog der Sohn der Wittve in den Wald — so beginnt anmüthig

Chrestiens Dichtung. Erst lange nachher, nach dem Besuche auf der Gralsburg, hören wir zum ersten Male den seither Namenlosen genannt: Perceval. Nichts weiter ist über sein Geschlecht mitgetheilt, als die gelegentliche Bemerkung, dass der Gralskönig sein Oheim war. Gerade im „conte del graal“ ist diese Erzählungsart am kunstvollsten durchgeführt. Die endlich erreichte Schlusscene hätte erst die Voraussetzungen für das Verständniss des Ganzen gewährt. Und diese Lösung hat der Dichter nimmer geben können; ein seltsamer, die Phantasie mächtig erregender Torso bleibt sein Gedicht in der unvollendeten Gestalt. Ueberall gibt es Räthsel auf, und es ist wahrlich kein Wunder, dass eine ganze Reihe von Fortsetzungen entstanden, welche auf ihre Weise den geheimnissvollen Schleier zu lüften versuchten. Zwei Punkte waren vornehmlich der Erklärung bedürftig, und wirklich sehen wir auch, wie die Fortsetzer sich zuerst ihrer bemächtigen: Percevals Abstammung und die Vorgänge auf der Gralsburg, den Helden und seine Aufgabe galt es verständlich zu machen. Die gesammte französische Perceval- und Gral-Dichtung, sowie die aus ihr hervorgegangene Uebersetzungs-Litteratur in fremde Sprachen ist völlig von Chrestien abhängig; sein Gedicht bildet den überall, selbst in den spätesten und freiesten Nachahmungen, wo Phantasie und eigene neue Erfindung der einzelnen Bearbeiter üppig wie Unkraut emporschossen, noch deutlich erkennbaren Kern. Vor allem ist die unwiderlegliche Thatsache in den Vordergrund zu rücken, dass keiner der zahlreichen Fortsetzer und Nachfolger etwa Chrestiens vermuthliche Quellen eingesehen hat und demnach den Torso im Sinne seines Meisters zu vollenden im Stande gewesen wäre; vielmehr knüpfen Alle einzig und allein an das Gedicht Chrestiens in der selben unfertigen Form, wie es auf uns gekommen ist, an, und was sie Neues hinzuthun, entstammt ihrem eigenen Kopf, und war schwerlich im Geiste des von keinem, wenigstens was die stoffliche Gestaltung anlangt, auch nur annähernd erreichten Vorbildes gehalten. Die verschiedenen erhaltenen Gedichte lassen allein diese doch auch psychologisch beim Zustand des Chrestien-Werkes sehr wahrscheinliche Auffassung zu, und kein Versuch, mit Hülfe der späteren Quellen die sehr hypothetische, sei es nun kymrische oder armorikanische (d. h. die keltische), oder anglo-normännische Vorlage des französischen Dichters widerzugewinnen, ist geglückt, und natürlich konnte er nicht gelingen, da schon die Stellung einer solchen Frage unter den obwaltenden Umständen ein Irrthum ist; man kann aus den nach Chrestien fallenden Dichtungen ebensowenig seine Quelle reconstruiren, als man aus nachmals an ein vorhandenes und bekanntes Original angetretenen Zuthaten und Einschaltungen irgend etwas Anderes für die Erklärung des ersteren gewinnt, als die Einsicht, wie es auf die Folgezeit wirkte.

Chrestien beruft sich nun im Perceval auf ein Buch, dem er den Stoff entnommen haben will. Die Versicherung tritt mit solcher Bestimmtheit auf, dass wir sie kaum anzweifeln dürfen. Wenn wir berücksichtigen, wie es Chrestien in andern Werken z. B. im Cligés mit seinen Quellenberufungen meint, dann darf man aber soviel mit ziemlicher Sicherheit annehmen, dass die Quelle von einer Beschaffenheit war, dass ein anderer sie schwerlich zu benutzen, ja überhaupt nur aufzufinden vermocht hätte. Im Cligés nämlich hatte er einen kurzen vielleicht lateinischen Bericht, der das Sagenmotiv vom betrogenen Ehemann behandelte, wie seine Gattin in Scheintod versenkt und von ihrem Liebhaber entführt wird, auf eine wahrhaft geniale Weise zum sympathisch anmuthenden, interessanten psychologischen Charaktergemälde umgebildet und in einen Artusroman verwandelt. Jedenfalls war mit diesem Buche, aus welchem Chrestien schöpfte, kein Gedicht oder eine Prosageschichte gemeint, die er, wie bisher behauptet wurde, in sklavischer unselbständiger Weise einfach abschrieb. Ferner hat kein einziger seiner vielen Nachfolger jene muthmassliche Vorlage einzusehen vermocht. Aus dem Stande der litterarischen Quellen ist nur die eine Entscheidung möglich: Chrestien ist der Schöpfer der Sage von Perceval und dem Gral, wenn nicht überhaupt ganz und gar, so doch jedenfalls insofern sie in litterarischer Verwerthung Leben gewann; denn von ihm einzig und allein sind alle andern abhängig.

Eine Betrachtung des Stoffes lässt aber wenigstens einzelne Motive erkennen, aus denen er, sei es nun von Chrestien selber oder von seiner fraglichen Quelle, deren allzu starke Betonung bloss die Frage nach dem Ursprung der Sage von einem berühmten und beliebten Dichter an eine unbekannte und höchst unsichere Instanz zurückschiebt, zusammengefügt wurde. Zu Grunde liegt eine weitverbreitete, allgemein menschliche (d. h. also keineswegs speziell keltische, bretonische) Märchengeschichte, deren Formel auf einen in der Einsamkeit erzogenen, unerfahrenen und thorenhaften Jüngling lautet, der in die Welt hinausläuft und durch eigene angeborene Tapferkeit sowie durch glückliche Umstände ein grosser Held wird, verzauberte Burgen erlöst und eine schöne Frau erringt. Dieser Märchentypus wurde, wie so häufig in der Poesie des Mittelalters, von einem höher veranlagten Dichter aufgegriffen und in ritterliche Verhältnisse eingekleidet. Er wurde ferner zu dem aus den Erzählungen der conteurs bretons bekannten Artus und seinem Hofe in Beziehung gesetzt. Schliesslich kam als Endziel der Bestrebungen des Helden der geheimnissvolle Gral herein, dessen Bedeutung und Sinn uns aber völlig verschlossen bleiben wird, da einmal Chrestien keine Erklärung gab und seine Vorlage ungänzlich und hoffnungslos unbekannt ist. Infolge von Chrestiens Geheimnissthuerei und wegen seiner unberechenbaren Darstellungsweise nützt alles rathen und raunen darüber, was er mit dem Gral meinte, nichts. Wort

und Gegenstand bleiben ein Räthsel, von dem wir nur wissen, wie es die Späteren ausgelegt.

Zu den Fortsetzungen, welche sich enge an Chrestien anschlossen, gehört u. a. die Vorlage unsres Wolfram, die Dichtung des Provenzalen Guiot. Noch sind die Akten über diese wichtige Frage der mhd. Litteraturgeschichte nicht abgeschlossen, und immer noch trifft man auf die Ansicht, als ob durch die Voraussetzung einer anderen Quelle als Chrestiens „conte del graal“ der Selbständigkeit Wolframs Eintrag geschähe. Man findet in Wolframs Text grossentheils wörtlich den Chrestiens wieder; andererseits aber ist die Geschichte zu Ende geführt, Parzivals zweiter Besuch auf der Gralsburg ist erzählt, eine Einleitung berichtet genau über sein Geschlecht — er entstammt den Grafen von Anjou — und über die Schicksale seines Vaters. Erst vom dritten Buch an beginnt die Uebereinstimmung mit Chrestien. So darf mit Bestimmtheit geschlossen werden, dass eine planvolle Vollendung des Chrestien vorliegt, deren Hauptzweck die Verherrlichung des Stammes von Anjou war, was wohl verständlich ist zu einer Zeit, da ein Sprosse dieses Geschlechtes, Heinrich II. (1154—1189), auf Englands Königsthron sass. Diese Bearbeitung, obwohl sie grosse Stücke wörtlich aus Chrestien entlehnte, erging sich in einer sehr unbescheidenen gehässigen Polemik gegen diesen Vorgänger und machte ihm den unter mittelalterlichen Dichtern so beliebten Vorwurf, er habe nicht die rechten Quellen gehabt; die würden erst jetzt bekannt gemacht. Und nun folgen die abenteuerlichsten Angaben über eine Chronik von Anjou und ein Buch vom Gral, welche den Stempel der reinsten Erfindung deutlich zur Schau tragen. Man sieht sofort, Guiot behalf sich mit seiner Erfindung gerade da, wo ihn Chrestien im Stiche liess; um aber seinem Werk bei dem leichtgläubigen Publikum Ansehen und Achtung zu verschaffen, namentlich gegenüber Chrestien, den er aus der Gunst der Hörer verdrängen wollte, griff er zu einem Mittel, wie es auch die Spielleute seit lange zu gebrauchen pflegten: er behauptete, im Besitze einzig wahrer und verlässiger Quellen zu sein. Dass diese Quellen in Wahrheit nicht vorhanden waren, zeigt eben die völlige Abhängigkeit des Guiot von Chrestiens Text, soweit dieser erhalten ist. Nicht einmal den Gral, über dessen Wesen Chrestien keinerlei Aufschluss gab, wusste er zu deuten; er meinte, es sei ein heiliger Stein, wahrscheinlich weil Chrestien von kostbaren Steinen berichtet, die am Gral angebracht waren. Von der Deutung des Grales, welche ihm Robert de Boron später gegeben hat, weiss Guiot noch nichts. Wie es die Art der mhd. Dichter ist, übernahm Wolfram den Text seiner Vorlage mitsammt der Polemik. Es kann kein Zweifel darüber herrschen, dass Wolfram den Stoff unter durchaus selbständigem und neuem Gesichtspunkte aufgefasst hat; aus seinen eigenen Worten und Andeutungen lässt sich der Nachweis dafür beibringen. In der Persönlichkeit Wolframs, welche er ganz und gar in sein Werk zu verweben verstand, dass sein Parzival handelt und denkt

über Ritterthum und Gott wie er selbst, liegt die selbständige Bedeutung seiner einzigartigen Dichtung. Unsres Erachtens vermag der aufmerksame Beobachter in Wolframs Text im Vergleich mit dem Chrestiens klar und bestimmt zwei von einander gänzlich verschiedene Dichternaturen zu erkennen: Guiot hat das Werk Chrestiens in tendenziöser Weise überarbeitet, indem er dem Stoff einen Abschluss gab, Wolfram, der Chrestiens Werk mit eigenen Augen schwerlich je überhaupt gesehen hat, vertiefte den allgemein dichterischen Gehalt seiner Vorlage und trug seine originelle selbständige Weltanschauung überall hinein; Guiot schuf mit politischer Nebenabsicht, Wolfram aus rein dichterischem Empfinden. Aus diesen inneren Gründen möchten wir uns eher für die Existenz eines Guiot entscheiden, den wir auch bei litterar-historischer Kritik nicht als eine blossе Fiction Wolframs betrachten können; es erscheint uns wenig glaublich, dass zwei so verschiedenartige Charaktere, wie sie der mhd. Parzival zeigt, in der Person eines Dichters vereint gewesen wären. Bei einer solchen Auffassung dürfte auch schwerlich der selbständigen Grösse unsres Wolfram irgendwie zu nahe getreten werden; wohl aber entlastet sie ihn von einer Behandlung des Stoffes, die bei Wolfram unverständlich, dagegen bei Guiot sehr erklärlich ist. Denn welchen Grund hätte Wolfram gehabt, die Herren von Anjou in einem Gedichte zu preisen?*)

Wolfram fasste den Sagenstoff unter einem neuen sittlichen Gesichtspunkte auf. In einem Eingang, der gleich einem Vorspiel das Grundmotiv behandelt, hat er diese Auffassung dargestellt: „der Zweifel, in religiösem Sinne ist der Feind des Seelenheiles; verunziert ist die Seele des Mannes mit erschüttertem Glauben. Sittlichen Werth hat er nur noch, wenn ihn unverzagter Mannesmuth erfüllt, d. h. echter, ritterlicher Geist. Der schmückt die von Zweifel verfinsterte Seele, wie die weisse Farbe die Elster, und wo er vorhanden ist, da ist auch Hoffnung, dass ein solcher Mann in den Kämpfen des Zweifels nicht untergehen, sondern endlich den rechten Weg finden werde. Der ritterlich gesinnte zweifelnde Mann kann daher noch freudig hoffen, der Zweifel gibt ihm zwar die Anwartschaft auf die Hölle, aber der Mannesmuth gibt ihm Antheil am Himmel. Nur wer ganz haltlos durchs Leben schwankt, ist ganz schwarz und unwiderruflich der Hölle

*) Bezüglich dieser Auffassung verweise ich auf Küpp: Zeitschrift für deutsche Philologie 17 S. 1 ff., wo die Uebereinstimmungen zwischen Chrestien und Wolfram übersichtlich zusammengestellt sind, und auf Golther: Romanische Forschungen Bd. V S. 120 ff. Nur muss an letztgenannter Stelle die beiläufig berührte Möglichkeit, die Uebereinstimmungen zwischen Guiot und Chrestien könnten etwa einer beiden gemeinsam voraus liegenden Quelle entstammen, fallen, da ich mich nachträglich immer mehr davon überzeuge, dass diese hypothetische Urquelle ein Ding der Unmöglichkeit ist. Was Wolframs eigenartige Auffassung anbelangt, so gibt darüber am besten Aufschluss G. Bötticher in seiner Schrift: „Das hohe Lied vom Ritterthum, eine Bedeutung des Parzival nach Wolframs eigenen Andeutungen“. Berlin 1886, und des selben Verfassers „Parzival von Wolfram v. Eschenbach in neuer Uebersetzung“, Berlin, 1885 in der Einleitung.

verfallen, während der Mann mit festem, treuem Sinn der weissen himmlischen Farbe zugehört“.*) Wolfram erkennt also im Muthe, im ritterlichen Geiste eine sittliche Lebensmacht; diese ist Parzival angeboren und gibt sich in wilden Knabenthaten kund. Dadurch aber ist seiner Seele auch stäts die weisse Farbe beigemischt und diese bewahrt ihn vor völliger Verderbniss. Der Glaube ist die erste ritterliche Tugend; wo Glaube und Tapferkeit sich vereinigen, da ist das Ideal des echten Ritters erreicht. Parzival empfängt von seiner Mutter die christliche Lehre, aber ohne viel darüber nachzudenken, nimmt er sie an. Der erste Lebenssturm, der über ihn kommt, Kundrys Fluch, raubt ihm den Glauben und nun verfällt er dem Zweifel, er ist ein solcher Mensch, wie ihn die Eingangsworte schildern. In diesen Nöthen verleiht die Ritterlichkeit ihm die Möglichkeit der Erlösung; aus des Gurnemanz Lehren gewann er sich die Ritterschaft zum vollbewussten Eigenthum, und sie ist ihm nun ein fester, sicherer Halt. Beim ritterlichen Einsiedel Trevrizent kommt ihm auch der christliche Glaube wieder zum Bewusstsein. Nun ist sein Charakter vollendet und Parzival ist zu den höchsten Lebensaufgaben vorbereitet. Was dem Knaben unbewusst und gedankenlos zu eigen war, Ritterlichkeit und Christenthum das besitzt der gereifte Mann wieder in der vollsten Ueberzeugung vom Werth dieser Güter, die er im Kampfe mit dem Leben sich erstritt; so ist er würdig des Gralkönigthums. Das Ritterthum, auf das Wolfram selber sehr stolz war, verherrlichte er in der Gestalt seines Parzival. Der will *„des libes pris und ouch der sële paradis bejagen mit schilt und ouch mit sper.“* Das ist Wolframs leitende Idee. Tiefsinnig dunkle, mystische, theologische Gedanken, die man schon oft mühsam genug in den Parzivaltext hineingeheimnissete, sind nicht darin zu finden. Dazu reichten Wolframs theologische Kenntnisse gar nicht aus.

Aber noch ein wichtiger Charakterzug muss bei der Erforschung von Wolframs Dichten vornehmlich beachtet werden. Wirnt von Gravenberg hat Wolfram treffend beurtheilt mit den Worten:

„leien munt nie baz gesprach.“

Wolfram war ein Laie, ein Dilettant, dem eine gründliche Schulung abging, und der darum auch nicht nach den gewöhnlichen Regeln zu dichten verstand. Wolfram wusste viel, aber nichts gründlich und systematisch; er suchte in seinen Werken all das in Anwendung zu bringen und zog allerlei Nebendinge heran; er verfuhr mit seinen Materialien wie einer, der gern zitiren möchte, aber von der nothwendigen Technik des Zitirens, damit die Zitate wirkungsvoll, richtig und verständlich ausfallen, gar keine Ahnung hat. Er springt gerne von einem Gedanken zum andern, ohne dass ein logischer Zusammenhang ersichtlich würde. Daher ist er auch mitunter sehr schwer zu verstehen, da er den Leser zwingt, seine krausen Ideen-

*) Bötticher, Parzival XXXIV f.

wege mitzumachen, unbekümmert darum, ob man ihm überhaupt folgen kann. Französisch verstand er nur sehr mangelhaft; aber er hat eine kindische Freude an Fremdwörtern und an möglichst wunderlich klingenden Eigennamen, die er von überall herholt, zuweilen auch aus unverständenen französischen Wörtern sich schafft. Chrestien war sparsam mit Eigennamen, und wohl auch noch Guiot, aber Wolfram liess keine Person unbenamst. Wolframs eigentliche Dichtergrösse liegt entschieden auf der formalen Seite seiner Werke. Zu einer harmonisch abgerundeten Verarbeitung des Stoffes, um an ihm und in ihm neue Ideen durchsichtig und klar hervorleuchten zu lassen, ist er nicht vorgedrungen, er blieb befangen in der naiven Freude an der Buntheit der Geschichten, die er keineswegs zu klären und zu vereinfachen sich bestrebte. Aber in der ausserordentlichen Farbenpracht, mit welcher er bis ins Einzelste die Situationen auszumalen versteht, in dem unerschöpflichen Gedankenreichtum, in den stäts neuen und ureigenen Gleichnissen, womit er die Erzählung durchwirkt, in den überraschenden Einfällen einer glänzenden Phantasie, in den einzigartigen Ausdrucksmitteln seiner Dichtersprache, darin liegt Wolframs unvergleichliche Bedeutung. Seine Sprache ist überaus kühn in Wendungen und Ausdrücken, wie sie sonst kein Dichter wagte, aber sie verstösst auch oft gegen das Herkommen. Zumal sein Streben nach plastischer Anschaulichkeit und bildlichem Ausdruck verführte ihn zu einigen unschönen, wunderlichen und geschmacklosen Vergleichen.

Ohne Frage war Wolfram genial veranlagt. Aus der Fülle und Tiefe seines Wesens strömen seine Worte hervor, und was er sagt, trägt den Stempel seiner gewaltigen und eigenartigen Persönlichkeit, die mit zwangloser Rücksichtslosigkeit auch bei der epischen Erzählung allezeit hervortritt. Doch da er an keine Schranken und Regeln sich gewöhnte, fehlt seinem Schaffen das künstlerische Maass. Darin sind Wolframs Vorzüge und Fehler beschlossen, dass niemals ängstliche Rücksicht die freie Aeusserung seines Innern hemmte, aber dass er auch oft nicht zur vollen Wirkung gelangen konnte, weil er von den richtigen Mitteln des Ausdrucks und ihrer jeweiligen Anwendung kein klares Wissen besass.

Von Chrestiens „conte del graal“ sind ferner eine norwegische und eine kymrische oder welsche Prosäübersetzung erhalten, die Parzevalsaga und die Geschichte von Peredur (das mit Unrecht so genannte Mabinogi). Beiden gemeinsam ist, dass sie den Text Chrestiens grösstentheils sehr genau, oft wörtlich wiedergeben, dagegen mit dem räthselhaften Gral gar nichts anzufangen wissen. Nicht einmal das Wort vermochten sie zu deuten. Ein mittellenglisches Gedicht aus dem 14. Jahrhundert, Sir Percyvelle, bewegt sich etwas freier und sucht durch Kürzungen einerseits, andererseits durch neu hinzutretende Erfindungen den Torso zu einem abgerundeten, in sich abgeschlossenen Ganzen zu gestalten. Gerade mit dem Peredur und Sir Percyvelle glaubt man, eine Stufe der Sagenentwicklung wieder

gewinnen zu können, welche vor derjenigen des „conte del graal“ lag. Aus den Texten selber lässt sich aber der Nachweis führen, dass sie nur aus Chrestien abgeleitet werden können und nicht die geringste Berechtigung zu den Schlüssen enthalten, die man gern aus ihnen gezogen hätte.*)

Wir haben nun diejenigen Werke ins Auge zu fassen, deren Urheber mit bewusster Absicht eine Ergänzung und Vollendung des Gedichtes Chrestiens versuchten, und denen vor allem daran lag, den Gral zu erklären. In Folge eines seltsamen Zufalles kam der erste, der sich ans Werk machte, Gaucher, ebenfalls nicht zum Abschluss. Er nahm das nachgelassene Gedicht unmittelbar dort auf, wo Chrestien abbrach. Er führte zunächst Perceval durch eine lange Reihe zusammenhangsloser und äusserst dürftig erfundener Abenteuer hindurch, welche ganz nach der Schablone der späteren französischen Artusromane gehalten sind. Der Held trifft auf Gegner, welche er besiegt und an den Hof des Königs schickt. Endlich gelangt Perceval zum zweiten Male auf die Gralsburg und thut die Fragen. Aber auch Gauchers Gedicht blieb unfertig, die Antwort fehlt.

Dagegen hat zu Anfang des 13. Jahrhunderts ein Dichter aus Franche-comté, Robert de Boron, eine Deutung des Grales versucht, welche für alle späteren maassgebend ward. Der Gral war eine Schale, in welcher Christus mit seinen Jüngern das Abendmahl genommen hatte. Joseph von Arimathia sammelte darin das Blut des Erlösers, und so wurde der Gral, die heilige Schüssel, eine bedeutungsvolle Reliquie. Josephs Schwager Bron brachte den Gral nach Britannien, und aus seinem Stamme sollte der erkorene Held hervorgehen, Perceval, der zum Hüter des Grales auserlesen war. Damit war alles erklärt, was bei Chrestien dunkel blieb, der Gral und die Herkunft Percevals. Die Geschichte des Grales wurde aber in einem besonderen einleitenden Gedicht, nach der Hauptperson darin „Joseph von Arimathia“ benannt, behandelt. Jedenfalls im unmittelbaren Anschluss hieran wurde dann auch die Percevalsage in der Form, die sie unter den Händen Chrestiens und Gauchers angenommen hatte, neu bearbeitet. Dass diese Gralsgeschichte sich allein dem Bedürfniss verdankt, den „conte del graal“ des Chrestien zu erklären, ist unschwer einzusehen. Wir haben es mit einem reinen Phantasiegebilde zu thun, das aber ganz dem Geiste jener Zeit entspricht. Es wird eine Art von Legende geschaffen mittelst freier Benutzung bereits vorhandenen Stoffes. Auf Grund einer Stelle des Matthäus-Evangeliums (26, 23), zweier im Mittelalter weit verbreiteter apokrypher Schriften des Nikodemus-Evangeliums und der Vindicta Salvatoris, ferner in Folge einer Vermischung der Personen des Joseph von Arimathia und

*) Vgl. Golther in den Sitzungsberichten der k. b. Akademie der Wissenschaften zu München phil. hist. Classe 1890 Bd. II 174 ff. und Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte neue Folge Bd. III, 409 ff.

des jüdischen Geschichtschreibers Josephus (37 bis etwa 93 n. Chr.), dessen seltsame Schicksale bei der Zerstörung Jerusalems Sueton erzählt, entstand der ganze kühne Bau, im Geiste des Alles mischenden und Alles deutenden Mittelalters. *) Die verbindende Grundidee war der Gral, gedeutet als die Abendmahlschüssel Christi.

Bereits die Interpretation des Wortes graal als Gefäss dürfte auf Robert zurückgehen. Dass das französische graal auf das lateinische gradale oder graduale zurückweist, scheint sicher; aber im Lateinischen hat dieses Wort nie den Sinn = Gefäss. Es heisst dort ein Theil des kirchlichen Responsoriengesanges so, und darnach auch das Buch, welches solche Gesänge enthält. Die Thatsache ist jedenfalls nicht wegzuleugnen, dass alle Stellen, wo im Lateinischen oder in den romanischen Sprachen der Begriff graal mit Schüssel wiedergegeben wird, von den späteren Gral-Romanen abhängig sind und ihre Weisheit aus ihnen schöpfen. Wenigstens weiss ich von keiner Stelle, wo vor den Romanen das Wort in dieser Bedeutung gesichert wäre. Ein gewöhnliches und bekanntes altfranzösisches Wort war graal = Schüssel nicht, sonst hätten es Guiot-Wolfram und der norwegische und kymrische Uebersetzer Chrestiens doch verstehen müssen. Auf die Frage „Was ist der Gral?“ kann unsre Antwort, wenn anders wir nicht mehr sagen wollen, als was in den Quellen steht, nur lauten: Was Chrestien damit meinte, ist dunkel; aber seit Robert de Boron versteht man darunter eine Schüssel, und zwar die, aus welcher Christus das Abendmahl nahm.

Der Perceval-Roman hat unter der Boron'schen Bearbeitung einen wesentlich neuen Charakter angenommen. Die ritterliche Poesie, welche Chrestien über den ganzen Stoff, zumal über Percevals Jugend, ausbreitete, ist verschwunden; der Minnezauber, der Chrestiens Werk durchzieht und sich so schön im Verhältniss Percevals zu seiner jungen Gattin Blanche-fleur äussert, ist getilgt und musste einer asketisch strengen Richtung Platz machen. Keine sittliche und veredelnde Macht ist die Liebe mehr, sondern nur ein Fallstrick des Versuchers, ein böser Zauber, den ein Blick auf's Kreuz am Schwertknauf des Ritters bannt. Die Suche nach dem Gral, sobald dieser zu einer Reliquie geworden ist, verwandelte den Ritterroman in einen geistlichen Abenteuerroman. Ueberall im grossen und im kleinen macht sich die geistliche Tendenz der Weltverneinung geltend. Wenn wir auch im Vergleich zu Chrestiens lebensvoller, oft duftig schöner Darstellungsweise den geistlichen Perceval eher als einen Rückschritt bezeichnen möchten, so ist doch andererseits nicht abzuleugnen, dass in der neuen Sagengestalt ein ernster und erhabener Hintergrund für die Handlung geschaffen wurde, dass Keime in die Dichtung getragen wurden, welche bei wirklicher Ver-

*) Für die Erklärung des Grales aus der Legende, die völlig ausreicht, vgl. immer noch als Bestes den Nachweis bei Birch-Hirschfeld, Die Sage vom Gral, Cap. VI.

tiefung des Gedankens sehr fruchtbar werden konnten. Nur wäre freilich hierdurch die Aufgabe gefordert gewesen, den Stoff mit der neuen Idee in Einklang zu bringen, und das ist den mittelalterlichen Dichtern nicht gelungen, so dass die geistliche Idee mit dem Stoffe, der einst wohl in ganz anderer Absicht gedacht war, oft in Widerspruch tritt und nimmer den Eindruck des Aeusserlichen, Künstlichen, erst spät Hinzugekommenen verwinden kann.

In Borons Geiste entstanden weitere Werke, wo als neu eigentlich nur noch zerstörende Elemente hinzukamen, indem die ursprüngliche Perceval-Sage von neuen, oft sehr ungeschickten Anwüchsen überwuchert wurde. Dahin gehört der Prosaroman von „Perceval li gallois“; der Held führt dort den Namen Perlesvax = durch die Thäler (eine Deutung des Namens Perceval, der aus dem Zeitwort *percer* = durchdringen, *val* = Thal, gebildet ist, wie *Perceforest*, *Passelande* u. A. m.)*) Der Hang, Reliquien in die Geschichte zu verweben, ist im sichtlichen Wachsthum begriffen; die blutende Lanze wird auf diejenige gedeutet, mit welcher Longinus des Gekreuzigten Seite durchstach; ausserdem kommt noch Christi Leichentuch und die Dornenkrone vor und das Schwert, mit dem Johannes der Täufer enthauptet ward. Bereits bei Chrestien war Gauvain als Sucher nach dem Grale neben Perceval getreten, im Perlesvax gesellt sich auch noch Lancelot als Dritter hinzu. Auf Grund aller bisher aufgezählten französischen Bearbeitungen wurde ebenfalls noch im Anfange des 13. Jahrhunderts der Prosaroman „la queste du graal“ geschrieben. Das Wesentliche dieses Romanes, in dem nur noch in schwachen Umrissen die Grundzüge des Chrestien-Gedichtes stellenweise durchschimmern, besteht darin, dass Perceval aus seinen alten Rechten als erkorener Sucher des Grales von Galahad, Lancelots Sohne, verdrängt wird, dessen Geschlecht durch einen vom Verfasser tendenziös erfundenen Stammbaum bis auf Zeitgenossen und Freunde Josephs von Arimathia hinaufgeführt wurde, damit er an Adel nicht hinter Perceval, dessen Ahnenreihe unterdrückt wird, zurückstehe. Der Umfang des Werkes ist riesig; unermüdlich begleitet der Erzähler die verschiedenen Gralsucher durch unzählige planlos aneinander gereihte Abenteuer; der wahre dichterische Gehalt hat im gleichen Maasse abgenommen, wie der Umfang answoll. Wegen der Stellung des Galahad wurde dieser Roman auch geradewege als Fortsetzung des Lancelot-Romanes angesehen und schliesst sich in der handschriftlichen Ueberlieferung häufig unmittelbar an den ersteren an. Noch schlimmer als diese *queste* ist die „*Histoire du Saint Greal*“, worin auf Grund von Borons „*Joseph*“ und der vielen Andeutungen der „*queste*“, reichlich versetzt mit gelehrten theologischen und natur-

*) Die auch im Französischen begegnende Nebenform *Parceval* erklärt sich rein lautlich, indem dialektisch *e* vor *r* mit *a* wechselt, wie *marveil*, *marci* neben *merveil*, *merci*. Zum Namen vgl. noch Foerster in der *Cligés*-Ausgabe S. XXII.

wissenschaftlichen Erörterungen, eine endlos lange und langweilige Vorgeschichte des Grales zusammengebraut wurde.

Mehr noch im älteren Stile Gauchers sind zwei poetische Fortsetzungen Chrestiens von Menessier und Gerbert (um 1220), welche Perceval durch eine Reihe geistlos erfundener Abenteuer hindurch zur Gralsburg führen. In dem, was sie von der Vorgeschichte des Grales wissen, zeigen sie sich von den leeren Fabeleien der „queste“ beeinflusst.

Wenn wir der Graldichtung Borons einen ernsteren Charakter nicht abstreiten können und eigentlich nur zu bedauern haben, dass ein an und für sich fruchtbarer Gedanke nicht innerlicher und tiefer in den Stoff verwoben wurde, so muss das Urtheil über die spätere Graldichtung, obschon sie auf der von Robert de Boron vorgezeichneten Bahn weiterschritt, entschieden ungünstiger lauten, denn hier treten keine neuen Gedanken mehr auf, vielmehr ist nur fortschreitende Verflachung festzustellen, welche grossentheils eben durch das Anwachsen des Stoffes bedingt ist.

Das ist in kurzen Zügen die Geschichte der Perceval- und Graldichtung seit Chrestien und wie sie später seit Robert de Boron gedeutet ward. Wer es unternehmen will, den Ursprung der Sage zu ergründen, hat sich zunächst aller subjektiven vorgefassten Meinungen zu entäussern; wenn er strenge bei den Quellen bleiben will und diese zu erklären versucht, wird er nicht über Chrestien hinauskommen und darf sich demnach allein an das halten, was bei Chrestien überliefert ist. Denn begreiflicherweise kommt für die Lösung dieser Frage nicht im geringsten dasjenige in Betracht, was von den Späteren aus dem conte del graal herausgefabelt und herausgedeutet worden ist, nachdem wir uns davon überzeugt haben, dass kein einziger zu dem muthmaasslichen Quellenmateriale Chrestiens Zugang hatte und so im Sinne des ersten Schöpfers der Gralsage diese zu Ende zu führen im Stande gewesen wäre. An Stelle vager Vermuthungen bescheiden wir uns deshalb damit, auf den Sachverhalt hinzuweisen und leise angedeutet zu haben, wie etwa die Dichtung aus verschiedenen Einzelmotiven zum Ritterromane erwuchs, wobei freilich das Räthsel des Grales und der blutenden Lanze nicht mehr zu lösen war.

Unsere Erörterungen haben uns nunmehr zu dem Punkte geführt, dass wir mit wenig Worten angeben können, welche Stellung dem „Parsifal“ in der Entwicklung der Sagengeschichte zukommt. Jede Auseinandersetzung über den Ideengehalt des Werkes liegt uns hier ferne. Dieses Thema ist ja schon genugsam und oft mit Glück behandelt worden, wenn auch freilich immerhin noch mancher neue und interessante Punkt der Betrachtung sich darbieten könnte. Nur kurz und schlicht will ich hier anführen, welche Motive der Meister aus den mittelalterlichen Dichtern entnahm und wie er sie in neue, bedeutungsvolle Combinationen zu einander zu setzen wusste.

Der Stoff stammt in der Hauptsache aus Wolframs Werk, nicht aus der Urquelle, aus Chrestien. Daher auch die bei Chrestien fehlenden Namen

Titurel (im altfranzösischen begegnet der Name Tidorel), Anfortas, Herzeleide (bei Wolfram Herzeloyde aus dem altfranzösischen Namen Herselot), Gamuret, Kundry. Gurnemanz hat auch Chrestien in der Form Gornemant; übrigens sind im Gurnemanz des Parsifal zwei Gestalten, Wolframs Gurnemanz und Trevrizent, welch letzterer bei Chrestien ohne Namen ist, mit einander verschmolzen.

In der Auffassung von Gral und Speer finden wir die Deutung des Robert von Boron und des Perceval li galois. War der ursprüngliche Ritterroman des Chrestien bei Boron und seinen Nachfolgern zum geistlichen Gedicht geworden, hatte Wolfram in Parzivals Gestalt den Ritterstand verherrlicht, so baut sich der Parsifal auf allgemein menschlicher Grundlage auf. Parsifal ist nicht mehr das Ideal des Ritters, vielmehr des Nachfolgers Christi. Ritterliche und geistliche Gedanken woben die Dichter des Mittelalters in den Stoff ein. Gewiss vermögen diese ein Gedicht zu vertiefen, aber dennoch sind sie beschränkt, wie der ritterliche und geistliche Stand selbst. Demgegenüber sind die allgemein menschlichen und christlichen Ideen des Parsifal weltumfassend, und schon dadurch gewinnt die neue Dichtung im Vergleich zu den alten an Bedeutsamkeit. Wie stäts in seinen Werken hat der Meister auch im Parsifal keineswegs den Stoff als einen fertigen, nur leicht zu verändernden den Quellen entnommen; sondern er trat von einem ganz neuen Standpunkt aus an die letzteren heran, er wählte einzelne Grundmotive aus, arbeitete diese zu einer neuen Bedeutsamkeit heraus*) und schuf zugleich eine unendlich vereinfachte Handlung, indem er die verwirrende bunte Vielheit der Abenteuer, wie sie in den mittelalterlichen Gedichten hervortritt, abstreifte. Was Parsifal und sein Verhältniss zum Speer und Gral und deren Deutung anlangt, so war in den Quellen allenfalls der Weg gewiesen, den die Parsifaldichtung einschlug. Ureigene Neuschöpfungen sind aber die Gestalten der Kundry und des Klingsor, für welche die Quellen nicht viel mehr als Namen und äusseres Gewand darboten. Was die Gralsbotin, die Kundry, anlangt, so muss nur darauf aufmerksam gemacht werden, dass ihre bedeutungsvolle Stellung in der Sage allein durch Richard Wagner geschaffen wurde und zwar ganz aus eigener Phantasie heraus. Man darf sich ja nicht einbilden, dass die alten Dichter auch nur entfernt Aehnliches darunter sich vorstellten. Was Simrock im § 12 seiner Anmerkungen zur Wolfram-Uebersetzung für die Deutung des Gralmythus beibringt, ist von wissenschaftlich objektivem

*) Zum Beweis der neuen Verwerthung und ethischen Vertiefung einzelner Motive verweisen wir auch auf die Tödtung des Schwanen. Aeussere Veranlassung bot Parzival 118, 6—4; dann aber des Meisters eigenes Erlebniss, vgl. H. v. Wolzogen Richard Wagner und die Thierwelt, Leipzig 1890 S. 13 ff. Eben darin beruht der unendlich ergreifende Zauber der Werke, dass sie dem wahrsten innersten Gefühlsleben entstammen, nicht bloss mit poetischer Kraft Situationen sich vorstellen. Zur Scene vgl. noch Schopenhauer, sämtliche Werke 6, 621.

Standpunkt aus betrachtet eitel Phantasie und oktroyirt wie die gesammte wirre Mythologie dieses Gelehrten der Sagendichtung des Mittelalters absurde Unmöglichkeiten auf. Doch der Abschnitt ist darum wichtig, weil der Meister aus ihm einige Motive für seine Kundrygestalt entnahm. Ebenso neu wie Kundry ist Klingsor. Chrestiens *conte del graal* erzählte, wie Gauvain zu einem Wunderschloss kam, in dem Hunderte von Knappen und Jungfrauen sich befanden. Nur ein ganz tadelloser Ritter sollte sie befreien können. Gauvain bestand in einem Bette zauberhafte Anfechtungen und Kämpfe und wurde darum als Herr des Schlosses anerkannt. Die Gralsbotin (Kundrie) hatte schon früher die Artusritter zu diesem Abenteuer aufgerufen (vgl. im *Parz.* 318, 13 ff.). Bei Wolfram (*Parz.* 656 ff.) wird der Zauberer Klinschor als Herr des Schlosses genannt. Wie man sieht, hängt das Abenteuer mit dem Wunderschloss, auf dem Ritter und Frauen wohnen, in den Quellen weder mit Perceval noch mit dem Gral zusammen. Im *Parsifal* dagegen steht die Klingsorburg als Reich des Bösen der Gralsburg gegenüber. Für die Insassen der Burg, in den Quellen sind es entführte Fürstinnen und edle Jungfrauen, traten die wunderlieblichen Blumenmädchen aus der Alexanderdichtung des Pfaffen Lamprecht ein. Es ist leicht einzusehen, dass allein schon aus der Scenerie der Aufzüge, dem Gralsgebiet und der Zauberburg, mit vollster Klarheit der Gedanke des *Parsifal* zu Tage tritt, wie Himmel und Hölle, Fluch und Erlösung, Heidenthum und Christenthum um den Helden streiten. Der Gedanke, den Wolfram im *Parzival*vorspiel ausführte, den er jedoch nicht aus dem Stoffe so herauszuarbeiten im Stande war, dass er die Masse von Episoden und einzelnen Abenteuern zu meistern und lebendig zu durchdringen vermocht hätte, ist bei Richard Wagner vertieft und erweitert, er ist zugleich für die Gestaltung der Handlung allein bestimmend geworden. Und damit wird uns auch die Stellung des *Parsifal* in sagengeschichtlicher Hinsicht im Vergleich zur mittelalterlichen Dichtung klar. Die alten Dichter sind von der Freude am Stofflichen beseelt, sie schwelgen im Stoffe und können kein Ende mit ihren Erzählungen finden. Und falls einmal einer von ihnen, wie Wolfram, einen selbständigen Gedanken mit dem Stoffe zu verbinden versucht, fehlt ihm die Kraft, ihn auf eine organische Art der Ueberlieferung, an die er sich gebunden fühlte, einzuweben. Richard Wagner aber lässt seine Dichtung aus einem einheitlichen Grundgedanken als ein organisches Neugebilde herauswachsen, zu dem ihm die alten Quellen nur einzelne Motive, einzelne Bausteine darboten. So bilden die Werke des Meisters überhaupt im Hinblick auf die frühere Entwicklungsgeschichte der einzelnen Sagen einen krönenden Abschluss; aber sie sind auch völlige Neudichtungen, in denen sich oft ungeahnte Weiten und Tiefen erschlossen, von welchen der älteste Entwurf des Mittelalters nichts wusste, die ursprünglich nicht im Entferntesten beabsichtigt waren.

Tannhäuser im Fichtelgebirge.

Wotanischer Götterglaube webt allenthalben um unser „Rüti“, um Bayreuth; er haftet verhüllt an den Waldbergen und Berghügeln, die es umkränzen, in stürmischen Nächten braust die Wotansjagd durch enge Thäler und Bergschluchten und klingt in Sagen und Mähren wieder. Im „heiligen“ Bergwald, im Fichtelgebirge aber, im Ochsenkopf thront er selbst mit wallendem Haar in der Metastase eines „Karl“ oder „Barbarossa“ wie im Untersberg oder Hörselberg bei Eisenach. Wenn die Hypothese Scherer's richtig ist — und in ihrem Grundbestande ist sie bisher noch nicht angezweifelt worden — so ist das Fichtelgebirge der sacrale Mittelpunkt, das Centralheiligtum der Suevenstämme, und in den wildzerklüfteten Felsen haben wir jenen typischen germanischen Gottesdienst zu suchen, den Tacitus *Germ.* C. 48 schildert. Vornehmlich der Schneeberg und der Ochsenkopf (Ossenkopf; OS-Gott-Wotan) sind die heiligen Opferberge gewesen, die noch heute mit ihren struppigen Wäldern, ihren gewölbten Kuppen, ihren plätschernden Giessbächen, moosbedecktem Gestein, das hohe nickende Farrenkräuter umgeben, ihrem dämmrigen Lichtschein die feierliche Erhabenheit des deutschen Waldes predigen, wie sie uns im „Ring des Nibelungen“ so oft und tief ergreift. Ein Gewitter, in diesen Bergwäldern erlebt, gibt uns Walküreneindrücke: „mächtig zieht es von Norden heran — wütend steuert hieher der Sturm — wild wiehert Walvater's Ross, schrecklich schnaubt es daher — furchtbar fährt dort Wotan zum Fels“; ein heller Tag im Hochsommer enthüllt jene Waldscenen im „Siegfried“: Flimmern und Flirren des Lichts, das in Strahlenbündeln an uralten Stämmen sich bricht und in dämmerndem Schein durch den Tann leuchtet (Mimes „verfluchtes Licht“) „wenn fern es säuselt, summt und saust, wildes Brummen näher braust, wirres Flackern um dich flimmert, schwellend Schwirren zu Leib dir schwebt“; oder die stille Waldbahn mit plätscherndem Quellbach, einsamer Sang des Waldvogels von der nahen Fichte, rieselndes Weben des Waldes. Auch Hundingshütten, uralte Blockhäuser aus rohen Balken, und Siegfriedschmieden findet wohl der Wanderer in diesen Bergen, wenn sie auch schon recht selten geworden. Im Walde lernt man auch die grandiose Poesie der Nibelungen verstehen, die absolute Musik des Waldes, das „Elementare“ (vgl. meine „Rich. Wagner - Studien“).

Uralt wie der Wotanskult im Fichtelgebirge ist der Glaube an Schätze und Gold, das diese schweigsamen Wälder bergen, und das im Innern dieser Berge schimmert und lockt. Die zahlreichen Bergmannssagen, Schächte und Stollen, mittelalterliche Goldsucher und Schatzgräber, die sogenannten „Wahlen“ oder „Venediger“ gehören hierher und wissen davon zu sagen.

Das Gold nun dieses „heiligen“ Gebirges und der „im Tann hausende Gott“ (Wotan) leiten uns zum mhd. Danhäuser, zu Tannhäuser, in dessen Gestalt Sage und Geschichte verschmolzen. Wie die sagenhaften Schätzesucher, die Wahlen und Venediger, sucht unser Tannhäuser den Venusberg, und das ist der Ossenkopf des Fichtelgebirges, der goldberühmte schätzereiche, der der Sage nach einmal im Jahr die Felsen spaltet und dem staunenden Wanderer wunderbare Felsentempel, Hallen und Grotten eröffnet voll entzückender Pracht, Glanz und Herrlichkeit. Das ist die geheimnisvolle Geisterkirche des Ossenkopfes am Tage Johannis. Mehr noch: auf der Höhe befindet sich das sog. Schnee- oder Venediger-Loch. Hier hört man in hellen Sommernächten die „Venediger“ im Berge arbeiten, hört das Pochen in der Tiefe, das Scharren beim Hohlen des Goldes aus der Felsspalte. Noch ein Zug ist interessant: es fehlt nicht die getreue Ekartwarnung: wer nicht zur bestimmten Frist das Innere des Berges verlässt, verfällt für immer den Dämonen dieses Berges und bleibt für die Welt verloren.

Wo aber bleibt Venus und Tannhäuser? Diese Frage beantwortet Pachhelbel, der Schreiber eines sogenannten „Wahlenbüchleins“ aus dem vorigen Jahrhundert. Er weiss alle Orte, wo Gold sich findet, Brunnen, Schächte und Erzgänge, und kennt auch die Anfertigung der Glück- oder Wünschelruthen. Er kennt auch den Ochsenkopf als *mons Veneris* und weiss, dass diese Buhlerin im Ochsenkopf wohnt. Bei der Frage nun, wie es komme, dass die Berge sich aufthun und von Menschen so viel herrliche Sachen gesehen werden, citirt er Theophr. Bomb. Paracelsus, wo es heisst: *also aus solchen leuten, nemlich Nymphen, ist entstanden eine Sammlung, die man heisset der Venusberg. Das allein ist eine nymphische art, die sich zusammengeschlossen hat in ein hülin und loch ihre welt. Nun ist Venus eine Nympe und eine Undena über andere aus, welche lange zeit regiert hat, aber abgestorben. — — Das wisset, eine wasserfrau ist dagesessen, die hat sich in den Berg gelassen unter den Weyher und hat hier ihre wohnung gemacht und nach art der Buhlerin eine Krocken durch den Berg getrieben hinaus zu den Gesellen und die Gesellen hinein.*“

Häufig nun kehrt der Name Tannhäuser's wieder bes. in Berg- und Teichnamen, er ist ein Gold- und Glücksname für den Schätzesucher und Goldgräber dieses Gebirges. „Frage nach dem Thonhäuser-Teich! (heisst es im Schatzbüchlein Pachhelbels), eine Ackerlänge ob dem Teich stehet ein aufgehaener Baum, dabey ist eine Grube mit Holz überlegt, räume aus, darinnen findestu einen herrlichen gediegen Goldgang und die besten Edelgesteine“. Ebenso an dem Auersberg (2 Stunden von Türschenreut) bei dem „Danhäuser-Teich“ und zu Ebnat (3 Stunden vom Fuss des Ochsenkopfes) den „Dannhäusers Berg“. Alle diese Züge und Andeutungen zusammen genommen erscheint uns Tannhäuser und Venus im Fichtelgebirge als echte Bergmanns- und Schätzesage; die Urelemente der Tannhäusersage erscheinen lokalisirt: der schlummernde Trieb des Menschen nach dem Gold, nach Schätzen und Genuss, der geheimnissvolle Drang nach dem *mons Veneris* mit all seinen Zuthaten, weltschene Flucht, Sehnsucht nach Genuss und Liebe. Nichts anderes treibt auch den historischen Tannhäuser des XIII. Jahrhunderts, dem wir das „Frühlingslied“ verdanken, aus der Menschen Reihe in die Waldeinsamkeit und das geheimnissvolle Reich der *Creature*. Wenn der biedere Nürnberger Meister Hans Sachs im „Hofgesindt Veneris“ seinen „Donheuser“ sagen lässt: „*Herr Donhäuser bin ich genannt, mein Nam der ist gar weit erkandt: aus Franckenlandt bin ich geboren!*“ und „Frau Venus“ erwidert: „*Ich bin Venus der lieb ein hort!*“, so können wir diesen Hort füglich als Schätzehort auffassen, als ein fränkisches Goldland im Fichtelberg, den Ochsenkopf als *mons Veneris*, und die Venediger als ihr „Hofgesindt“, die noch heute im Berge Gold hämmern und scharren. Die weiteren Ausgestaltungen dieses Grundmotivs, die unzähligen Verästlungen und Verzweigungen, die Einschaltung der Venus oder Frau Holle für die verderbliche Sucht nach Gold als teuflische Buhlerin und unchristliche Lust, welche die jungen Gesellen verführt, die Sehnsucht dieser Verführten aus dem Venusberg wieder zur Welt, zu den Menschen zurückzukehren, das Einsetzen faustisch-titanischer Elemente, christliche, reformatorische, antipapistische Züge des XVI. Jahrhunderts, die Reue und Bussgeständnisse, endlich die Pilgerfahrt nach Rom zu Papst Urban — das alles sind Zuthaten, Ausgestaltungen der Zeit, der Menschen, der Kultur, der Volksphantasie, wie sie in Balladen, Sagen und Liedern überall in Deutschland haften. Die moderne Kunstdichtung nahm diese Volksgestalt auf; Tannhäuser wird ihr endlich Mensch, oder die Menschheit selbst, die ewig zwischen Sinnlichkeit und Idealität schwankt und treibt. Dieses Motiv, das Reinmenschliche dieser Gestalt unseres Tannhäuser hat Richard Wagner aus dem ursprünglichsten Grundbestande des Volksgedichts herausgesehen und in dieser rührenden Gestalt

den modernen Künstler dargestellt. Ja, unseres Meisters Tannhäuser ist, wie er in den „Mittheilungen an seine Freunde“ gesteht, aus dieser Grundstimmung herausgeboren: aus dem berückenden Goldwahn unserer Zeit flüchtet die Liebessehnsucht des Genius in ideale Sphären. In diesen echt modernen Gegensätzen, die unsere „Jetztzeit“ charakterisiren, steckt wohl der geheimnissvolle Zauber, der Nerv seines „Tannhäuser“.

Und nun steigen wir von den granitnen Waldhöhen der Fichtelberge, von dem gold- und geheimnissreichen *mons Veneris* des Ochsenkopfes und seinen rauschenden Fichten- und Tannenwaldungen hinab in die Thäler des Main, nach Bayreuth. Auf dem waldumgrüntem Hügel steht des Meisters Festspielhaus, wo unsere Götter und Göttinnen, die heute in den Bergklüften hausen, neu erstanden sind. Da hämmern auch die Nibelungen in Goldschächten. Da finden wir auch unsern Tannhäuser wieder befreit von allen Schlacken in seiner reinmenschlichen Form und Gestalt, im Zauber des Kunstwerks! Wir hören seine genussmüden Klagen nach der Sonne, nach des Himmels klarem Blau, nach dem frischen Grün der Au — nach der Vöglein liebem Sange, nach der Glocken traurem Klange! Und in diese Klagen tönt der verführerisch träumerische Schmeichelgesang, jener „Nymphen“ und „Najaden“, die den jungen schönen Fischer schmeichelnd in die Fluten ziehen, oder dem Schätze- und Goldsucher die Wunder der Goldberge öffnen, Sirenenklänge, gefährlich für alle, die ihnen lauschen:

„Naht euch dem Strande
naht euch dem Lande,
wo in den Armen
glühender Liebe
selig Erwärmen
still' eure Triebe!“

Eger.

Alois John.

Die Extase.

„Er hatte versucht, die moralischen Phänomene durch eine Kette von Wirkungen mit einander zu verbinden. Und zwar hatte er die Thätigkeit der Intelligenz Schritt für Schritt verfolgt, indem er die einfachen Regungen des thierischen Instinktes, die so vielen Wesen schon genügen, zum Ausgangspunkte nahm, dann zur Bildung des Gedankens, zur Vergleichung, Reflexion, und Meditation überging und so schliesslich zur Extase gelangte. —“

Louis Lambert von Balzac.

I.

Wir wollen hier die letzten Glieder jener langen Kette studiren, die vom Instinkt bis zur Extase führt und somit alle psychischen Regungen und Gefühle des Menschen umfasst. Physiologisch gesprochen, hat man die Mehrzahl der krankhaften Erscheinungen des Wahrnehmungsvermögens*), wie Prof. Ribot sagt, entdeckt und erklärt. Nach ihm besteht das Wahrnehmungsvermögen in einer gewissen Einheit des Bewusstseins, die an Stelle der Vielseitigkeit und des Wechsels tritt, welche eigentlich die Regel bilden. Folglich ist die Extase nur die zugespitzte Form des Wahrnehmungsvermögens, die einerseits zur Vernichtung des Willens, andererseits zur übermässigen Anspannung der Intelligenz führt.

Herr Maury sagt**) „In der Extase, welche Wahrnehmung in höchster Konzentration bedeutet, ist der Wille, obgleich er streng genommen den Anfall herbeizuführen fürchtet, ausser Stande ihn zurückzuhalten.“

Diese Erklärungen sind sehr geistvoll und der neuen Philosophie würdig, die Herrn Ribot dahin führt, den philosophischen Grundgedanken des Positivismus mit den Erfahrungen der neuen medizinischen Schule in Uebereinstimmung zu bringen. Aber es sind Erklärungen d. h. Nebeneinanderstellungen, die den hergebrachten Ansichten beinahe angepasst sind. Er spricht von der Vielseitigkeit der Zustände, ohne die eigentliche Erklärung dafür zu geben; ebenso wenig gibt er einen Grund für die Substitution dieser relativen Einheit an. Man sieht daraus (dies in Parenthese), wie schüchtern die Philosophie heutzutage geworden ist, da sie demüthig den Spuren der Physiologie folgt, statt ihr auf dem Gebiete der Spekulation, dem einzigen, auf dem sie leben und sich entwickeln kann, voranzugehen.

Ein grosser Philosoph, ein Genius von hohem Fluge, Balzac, hatte die Nothwendigkeit begriffen, die ihn zwang, sich kühn und mit voller Kraft in dies mystische Gebiet zu vertiefen, in das bis heute nur die Spekulation einzudringen vermochte. — In seinen beiden Studien „*Louis Lambert*“ und „*Seraphita*“, die Perlen in dem philosophischen Theile seines ungeheuren Werkes, hat er das Problem der Extase Punkt für Punkt erörtert; ein Weg, auf dem nur Swedenborg und St. Martin ihm vorangegangen sind. In „*Louis Lambert*“ gibt Balzac folgende Erklärung der Extase: „Früher galt dies Phänomen für bewundernswerth, Lambert sieht darin eine zufällige Trennung unserer beiden Naturen und die Symptome für eine vollständige Absonderung des inneren Seins, das unter der Herrschaft einer nicht wachzunehmenden Ursache von seinen verborgenen Fähigkeiten Gebrauch macht.“ —

Wagner endlich, der vollendete und also auch der im höchsten Maasse extatische Genius, gibt uns in seinen Werken die Extase seines Daseins, man könnte sagen: „sein extatisirtes Leben“. — Je näher wir ihm vermittelst seiner Korrespondenz

*) „L'Attention“.

**) „Le Sommeil et les Rêves“.

treten, um so deutlicher wird uns, wie seine ganze Existenz sich aus kurzen Intervallen der Realität (im äusserlichen Sinne) zusammensetzt, die zwischen zwei Träumen, nämlich seinen Werken, liegen. Wagner hat, gleich Balzac, das Vorhandensein einer inneren Natur zugestanden, welche durch den Einfluss der äusseren in ihrer Entwicklung gehindert wird: der tragische Kampf zwischen diesen beiden Elementen ist der Ausgangspunkt des Dramas.

Die Psycho-Physiologisten stossen mit ihren Erklärungen des Wahrnehmungsvermögens und der Extase auf einen Widerspruch. — Die schon erwähnte relative Einheit des Bewusstseins, die an Stelle der Vielseitigkeit der Zustände tritt, woher kommt sie, wenn nicht aus einem einheitlichen unzerlegbaren Elemente in uns, das sich immer dann zeigt, wenn die äusseren Einflüsse aus dem Wege geräumt werden und verschwinden? An anderer Stelle haben wir gezeigt, dass der Traum der Zustand ist, in dem das Wesen wieder in den Besitz seines eigentlichen Selbst gelangt, nachdem es von aller Berührung mit der Aussenwelt befreit worden ist. — Balzac sagt a. a. O. in diesem Sinne: „Vielleicht existiren gar nicht zwei Naturen in uns. Vielleicht besitzen wir eben nur unbekannte Fähigkeiten, deren Vorhandensein und Entwicklung erst durch verschiedene Phänomene der Thätigkeit der Erkenntniss des Hellschens hervorgerufen wird, die bisher unbeachtet blieben. Diese seelischen Eigenschaften würden unserer inneren Natur angehören, welche man dann als das „wunderbare Werkzeug“ anzusehen hätte, von dem Balzac einmal sagt: „Gesicht und Gehör sind ohne Zweifel die Futterale eines wunderbaren Werkzeuges“; — und dabei belacht er seinen eigenen Ausspruch.

Hieraus folgt, dass die Entwicklung unserer Fähigkeiten vom Instinkt bis zur Extase eben nur eine Reihe von Erscheinungen ist, mit denen unsere Seele die Schleier zerreisst, welche die Aussenwelt zwischen sie und ihr Bewusstsein gezogen hat. Es handelt sich nicht, wie Herr Ribot denkt, um Substitution, sondern ganz einfach um successive Enthüllung. Zwischen dem thierischen Instinkt und dem materiellen Leben, wie die Mehrzahl der Menschen es führt, besteht nur ein schwacher Unterschied; das ist der Moment, wo Mensch und Thier wirklich von der äusseren Welt beherrscht werden und sich von ihr beeinflussen und bestimmen lassen. Also ist der Mensch nach Goethes tiefsinnigem Ausspruch: Sklave dessen, was er geschaffen hat. Die drei Stufen, die Balzac nennt: Vergleichung, Reflexion und Meditation sind das Eigenthum der Menschen, die einen Theil ihres Wesens wiedererobert haben. Vergleichung und Reflexion lassen mittels Definition eine Art von Zusammenhang zwischen uns und der Welt ausser uns zu. Meditation trennt uns bereits von der Welt und führt zur Extase. Tiefe Meditation und schöne Extase, sagt er, „sind vielleicht schon beginnende Katalepsie“.

Es scheint, dass Katalepsie die letzte Stufe ist, zu der die Entwicklung unseres inneren Seins uns führt. Herr Ribot hält diesen krankhaften Zustand für den Abschluss unserer Wahrnehmungskraft, für ihren höchsten Grad. — Auch Balzac neigt zu dieser Ansicht, denn er lässt seinen Helden in Katalepsie enden: „Louis“, sagte er, „hatte einige sehr charakteristische Anfälle von Starrkrampf gehabt. Er war während einundfünfzig Stunden regungslos, nahm keine Speise und sprach nicht; dies war ein rein nervöser Zustand, in den Menschen gerathen können, die eine Beute heftiger Erregung sind.“ Die Wirkung dieses allerdings seltenen Phänomenes ist dem Mediziner wohlbekannt. Herr Ribot zeigt in seiner Abhandlung über das Wahrnehmungsvermögen die verschiedenen Erscheinungen der Katalepsie.

Extatische Menschen können freilich in diesen Zustand gerathen, wenn ihre innere Natur durch rauhen Zusammenstoß mit der Aussenwelt verwundet wird, und dadurch eine heftige Kontraktion eintritt. Unserer Ansicht nach kann aber Katalepsie viel eher durch schroffe Unterbrechung der Extase entstehen, denn dies Phänomen wird ja gerade durch Ruhe und Glückseligkeit charakterisirt. Bestimmte Kopfwunden verursachen Katalepsie, ebenso können moralische Wunden oder geistige Ueberanstrengung dazu führen. „Die Erregung (Lambert), die das Erwarten des höchsten physischen Glückes mit sich bringt, und die bei ihm durch Reinheit des Körpers und Macht der Seele noch gesteigert war, hatte diese Krise wohl hervorrufen können.“ —

In einem Punkte stimmen allerdings Alle überein, die Traum und Extase behandelt haben: und zwar ist dieser Punkt der Schmerz und die Angst, welche das Erwachen begleiten. Balzac hat gerade dieses Moment in *Seraphita*, dem vornehmlich mystischen Werke, ganz vorzüglich geschildert: „Wenn“, sagt er, „ein Gelehrter oder Dichter dem Fluge eines fesselnden Gedankens folgt, von der Aussenwelt abgelöst, in schrankenlose Regionen sich versetzen lässt, wo ganze Reihen von Thatsachen zu abstrakten Begriffen, und die ungeheuersten Werke der Natur zu Bildern werden, dann wehe ihm, wenn ein plötzliches Geräusch seine Sinne trifft und seine wandernde Seele in ihr Gefängniß von Fleisch und Blut zurückruft Der Körper hat die Flamme zurückgefordert, die ihn verzehrt, und die Flamme hat ihre Beute wiederergriffen. Aber diese Verschmelzung vollzieht sich nicht ohne jenes Kochen, jene Explosionen und jenen Qualm, wovon die Chemie die sichtbaren Beweise liefert, wenn zwei feindliche Grundelemente sich wieder scheiden, die zu vereinen ihr beliebt hatte.“

Scheidung und plötzliche Berührung zweier sich feindlichen Elemente verursachen den Schmerz und also in unserer tragischen Welt jene Leidens-Sphäre, die Wagner uns so genial ins Bewusstsein bringt. Sein Werk ist wahrlich eine geschriebene und lebende Extase, was wir bei der Betrachtung seiner verschiedenen Theile nachweisen werden. Alle Formen der Extase haben hier feste Gestalt gewonnen, in der wir sie an uns vorüberziehen sehen werden. —

II.

Wagner hat uns mit folgender Aeußerung, in einem Briefe an Uhlig, die Grundlage seiner Werke und seines Lebens gegeben: „Der wirkliche Genius besteht in der Verdichtung des geniessenswerthen Allgemeinen zu einem gedrängten Besonderen, so dass wir in einem Augenblick in uns aufnehmen können, was Zeit und Elemente uns in weitverzweigtem Zusammenhange bieten.“ — Das Gesetz der Einheit von Wollen und Handeln in einem einzigen Punkt musste sein Leben und sein Werk, Handlung und Traum, zu einer fortgesetzten Extase gestalten, die nur durch die Qual des Erwachens und den Kampf um die materielle Existenz unterbrochen worden ist.

In seiner vorzüglichen biographischen Skizze wirft es ein helles Licht über den Kern seines Lebens, wenn er schildert, wie in seinem sechzehnten Jahre sein von Visionen erfüllter Geist am hellen Tag im Halbschlaf versunken sei: „Am Tage im Halbschlaf hatte ich Visionen, in denen mir Grundton, Terz und Quint leibhaftig erschienen und mir ihre wichtige Bedeutung offenbarten.“ — Diese Art von extatischem Halbschlaf hat ihn durch sein ganzes Leben begleitet; er war immer auf ein einziges Ziel gerichtet, sein Geist war immer von einem einzigen Gedanken erfüllt.

Das Schaffen erhielt ihn in einer Art von Extase. In diesem Momente konzentrierte er wirklich alle seine inneren Kräfte um zu schaffen, sein ganzes Wesen vibrierte dann, wie unter dem Brausen eines einzigen Stromes. Aber das Erwachen war herzerreissend. In Frau Wille's Tagebuch finden wir den Sturz aus künstlerischer Extase in das gewöhnliche Leben geschildert. — Wagner erklärt in einem Brief an Uhlig diesen extatischen Genuss des Handelns für den einzigen, den er in seinem künstlerischen Leben überhaupt gehabt habe: „Erfüllen wir unser Leben mit wirklichem Inhalt, sein wir erfreut durch unsere Thätigkeit, sei es die Thätigkeit des Genussbildens oder des Genussempfangens, so wird uns ein Ende dieser Thätigkeit auch nie beängstigen, sondern es wird wieder selbst eine That sein“, und er schliesst mit folgenden Worten: „Das Leben an und für sich ist nur eine Abstraktion, der thätige Genuss ist das Etwas“. —

Dieser Genuss und diese Thätigkeit waren es, die ihn zwangen, die Auführungen des „Tristan“ in München zu unterbrechen, denn sie waren die Verwirklichung seines Ideals, konnten also nicht dauern. — Ebenso entsprach die Schöpfung seines Theaters für eine einzige Vorstellung seiner eigentlichen Lebensanschauung. —

Jedes Werk Wagners ist von diesem einzigen Gefühl der Extase durchdrungen. Im „Fliegenden Holländer“ tritt uns das Phänomen der Katalepsie, der beinahe nur physischen Extase, in einer exaltirten aber ursprünglichen Natur entgegen, und zwar durch einen einzigen Eindruck hervorgerufen. Wagner besteht in der analytischen Studie über sein erstes Werk auf diesem Charakter: „Senta ist ein ganz kerniges nordisches Mädchen und selbst in ihrer anscheinenden Sentimentalität ist sie durchaus naiv.“ — Wir müssen festhalten, dass diese Extase Folge der fortgesetzten Betrachtung eines Bildnisses des „bleichen Mannes“ ist, mit der sich ein intensives Mitleid verbindet. — Wagner fürchtete sich nicht den Gedanken an Katalepsie zu wecken, denn er sagte in der selben Studie, da er von den jungen Norwegerinnen spricht: „Es ist beobachtet worden, dass der Tod durch plötzliches Stillstehen des Herzens häufig vorkommt“. —

Der Höhepunkt dieser Extase ist bei Senta die Erscheinung des „bleichen Mannes“. — Zum Schluss dieser fast hypnotischen Betrachtung des Bildes, versenkt Erik's Erzählung Senta in einen Traum, in dem sie den Erwarteten auf sich zukommen sieht; sie unterbricht die Erzählung nur durch leises Murmeln. Das wirkliche Auftreten des Holländers scheint ihr ganz natürlich der Schluss der Erzählung zu sein und so verharret sie in ihrem extatischen Schlummer. — Wagner verlangt, dass die Künstlerin, der man die Rolle der Senta übertragen, sich nicht scheut in dieser steifen, kataleptischen Stellung mit starrem Blick und ausgestrecktem Arme zu verharren. Die Gestalt Dalands, ihres Vaters, den sie gar nicht sieht, ist nur da, um die Aussenwelt zu repräsentiren, aber weder der Holländer noch Senta bemerken seine Anwesenheit. — Dies sind zwei sich begegnende Träume. — Das wirkliche Leben existirt für Senta nicht mehr; sie wandelt in ihrem Traum und weiss nicht mehr, wann sie geträumt hat:

Versank ich jetzt in wunderbares Träumen, —
Was ich erblicke, ist es Wahn? —
Weilt' ich bisher in trügerischen Räumen, —
Brach des Erwachens Tag heut an? —

Diese höchst bedeutsamen Verse zeigen, wie Realität und Traum sich in dieser exaltirten Natur vermischen; sie kann nicht erwachen, sondern bleibt bis in den Tod von ihrem Traum umfassen.

Senta stirbt in ihrem Traume; Tannhäuser und Elsa sterben, da sie aus ihrer Extase erwachen. Wagner hat sich in dem leidenschaftlichen Streben und der Gewalt des Lebens, welche die Gestalt Tannhäusers charakterisiren, selbst geschildert. In ihm sehen wir die Extase des Handelns und des Geniessens: „Tannhäuser ist nie und nirgend etwas nur ein wenig, sondern Alles voll und ganz“. Wir können hier nur den Meister im vollen Bewusstsein seines Genius zitiren: „Als das rein Menschliche in diesem Charakter bezeichne ich das stäts unmittelbar Thätige, bis zum stärksten Maasse gesteigerte Erfülltsein von der Empfindung der gegenwärtigen Situation, und den lebhaften Kontrast, der durch den heftigen Wechsel der Situation sich in der Aeußerung dieses Erfülltseins zu erkennen giebt.“ Wagner beweist, dass das Charakteristische in seinem Helden eben dieses „Alles verzehrende Lebensfeuer ist“, mit welchem er leidenschaftlich im Jubel wie im Schmerz sich ungestüm in Genuss oder Entsagung stürzt.

Dies ist die höchste Personifikation der Extase des Handelns, die sich selbst genießt, sich erkennt und sich fühlt. Während Senta's einfache ursprüngliche Natur nur einen einzigen Traum träumen kann, lässt Tannhäuser seinen Traum zur Handlung werden und zeigt die Höhe, auf die seine Extase gestiegen ist, durch die furchtbare schwindelerregende Schnelligkeit seines Sturzes, in jener berühmten Stelle, welche die nächste Darstellung in Bayreuth uns wiedergeben wird: „zum Heil den Sündigen zu führen“. Hiermit wird Tannhäuser von der Höhe, auf die er sich erhoben, herabgerufen, und die Gegenwart Elisabeths, ihre Bitte für ihn versenken ihn in eine „extatische Zerknirschung“.

Auch Elsa hat im extatischen Traum den Ritter gesehen, der sie befreien wird und zeigt der Menge seine Ankunft an, unbekümmert ob der Zweifel, die sich um sie her erheben. Wagner bezeichnet in der Partitur genau die Extase des Traumes: Elsas Mienen gehen von dem Ausdruck träumerischen Entzücktseins zu dem schwärmerischer Verklärung über: ihr begeisterter Gesang: „In lichtigem Waffen-Scheine ein Ritter nahte da“ — erinnert in der Melodie an die Extase Siegmunds vor dem Lichtschein, den die Esche ausstrahlt, und den er im Halbschlaf sieht.

Auch Elsa wird aus ihrer Extase gerissen, aber aus einem anderen Grunde. Als Frau wollte sie den Geliebten ganz besitzen, sie hat ihn in der Wirklichkeit nicht so wiedergefunden, wie sie ihn im Traum gesehen hat, und die heimlichen Einflüsterungen Ortruds haben den unwiderstehlichen Drang „zu wissen“ in ihr geweckt; ihre Extase konnte nur im Traum bestehen; zur Wirklichkeit zurückgekehrt, wollte sie ihren Traum wiederfinden, und sie stirbt an diesem unmöglichen, vernichtenden Kampfe. — Lohengrin ist der Traum, der vor der Wirklichkeit, die nicht mit ihm zu vereinen ist, verschwindet.

Nur in den „Meistersingern“ zeigt sich die Extase nicht; man könnte nur einen einzigen Moment hervorheben, wo Eva Walther eintreten sieht (3^{ter} Akt, 3^{te} Scene). — Es ist eine merkwürdige Erscheinung und wohl beachtenswerth, dass Wagner in dem Augenblick höchster Extase, da er nur den Tod oder den Triumph vor sich sah, im Stande war, dieses heitere, ruhige, kräftige Werk zu schaffen, das einem fernen Traume gleicht, den die Realität des Momentes nicht einmal auslöschen kann.

„Tristan“ und der „Ring“ hingegen sind die Werke, in denen der Kampf zwischen Traum und Wirklichkeit zur vollen Darstellung kommt. Im „Tristan“ sehen wir die dritte Periode, auf die Balzac hinweist: Meditation, Betrachtung und Traum. — Die Handlung erscheint nur blitzartig am Schlusse des zweiten Aktes, und mit ihr wird die Vernichtung der Beiden ausgesprochen, denen die Nacht sich enthüllt hat; — „dass ganz sie sich neige, — winke der Nacht!“ —

Sie haben ihre getrennten Existenzen völlig vergessen; sie waren eine Welt für sich; aber ihr Traum kam der Wirklichkeit zu nahe, um nicht von der geheimen Angst vor dem Erwachen beunruhigt zu werden: dieser Zustand veranlasste sie mit so fieberhaftem Eifer vom Tage Abschied zu nehmen. Hier ist dann der Tod das einzige Heilmittel. Man kann hier beiläufig bemerken, dass Wagner das Problem des Kampfes zwischen Traum und Wirklichkeit immer in dieser Weise gelöst hat: Senta stirbt in ihrem Traum; Tannhäuser und Elsa sterben, weil sie ihre Extase zerstört haben; Siegfried und Brünnhilde, Tristan und Isolde können keinen anderen Weg finden, um sich von der Welt zu lösen und sich mit dem Nichts zu vereinen. —

Hier muss man eines Irrthumes erwähnen, den einige ganz hervorragende Geister begangen haben, Geister, welche, mit Berlioz zu reden, zu sehr Pariser sind, um zu begreifen, was nicht ganz klar an der Oberfläche liegt. — Sie wundern sich über die Schnelligkeit, womit der Liebestrank seine Wirkung in Gegenwart von Gunther's Schwester auf Siegfried ausübt. Aber diese hervorragenden Geister vergessen die Existenz jenes musikalischen Zwischenaktes, den man gewöhnlich mit einer äusserlichen Bezeichnung die „Rheinfahrt“ nennt, und der in Wagners Geist den Uebergang von der extatischen Welt, in der Brünnhilde und Siegfried sich fanden, zu der realen Welt bildet. In einer weiteren Studie werden wir zu zeigen versuchen, wie Wagner sich dieser musikalischen Zwischenakte bediente, um zu entwickeln, was die Handlung des Dramas in seiner gezwungenen Verkürzung, in seinem „Moment“ nicht enthalten kann. Einige Worte, die Siegfried dem Hagen zur Antwort giebt, sagen, was der Zwischenakt kraft der Musik mit schwindelerregender Tiefe zum Ausdruck gebracht hat. Siegfried hat, durch die Berührung mit der Aussenwelt, seinen Traum vergessen, seine Liebe zu Brünnhild auf dem unzugänglichen Felsen der Extase ist ihm geschwunden, die Welt hat ihn zurückgewonnen. Aber die düsteren Akkorde, welche die Beschwörungsformel begleiten, haben die Tiefe einer Welt.

Nur zwei Werke zeigen uns den realisirten Traum, die festgewordene, fortgesetzte Extase: „Die Meistersinger“, von denen wir bereits gesprochen, und „Parsifal“. —

Der Traum konnte Tristan und Isolde für einen Augenblick aufrecht halten; der Glaube und die Kenntniss der Welt, d. h. der Bedeutung der eigenen Natur, führen Parsifal zur vollkommenen Extase. Die erste Erscheinung des Grals war für den „Thoren“ nur eine Offenbarung dessen, was die Welt bedeutet, nämlich „Schmerz und Kampf“: zwischen der wiederholten Offenbarung und ihm liegt ein schmerzreicher Weg, und blutige Kämpfe, die er bestehen muss, ohne den heiligen Schatz der Offenbarung, den er in sich trägt, zu berühren, und den Wagner im Gral-Speer symbolisirt hat:

Denn nicht ihn selber durft' ich führen im Streite; —
Unentweiht führt' ich mir ihn zur Seite:
Des Grales heiligen Speer! —

Parsifal überschreitet den Abgrund, dessen schwindelnde Tiefe der musikalische Zwischenakt uns zeigte; den Abgrund, der die Aussenwelt von unserem inneren Sein und Wesen, unsere Unwissenheit von unserer Weltkenntniss scheidet; die Offenbarung wird ihm zu Theil, sein Blick bleibt fest auf den leuchtenden Kelch gerichtet, der seinen Schrein verlassen hat, um nie wieder darin verschlossen zu werden:

Nicht soll der mehr verschlossen sein:
Enthüllt den Gral! Oeffnet den Schrein! —

III.

Wir haben die verschiedenen Phänomene der Extase bei Wagner betrachtet. Es bleibt uns nur übrig, den praktischen Schluss daraus zu ziehen. — Unter dem Worte „praktisch“ verstehen wir hier das philosophisch und wesentlich Wahre, d. h. für uns die Offenbarung unserer Natur und den Vortheil, den wir aus dieser Offenbarung zu gewinnen haben.

Wagner fand in seiner Auffassung der Extase die Mittel sie zu realisiren, er schuf ein extatisches Werk in einer Sphäre, welche die Extase darstellt. Er wollte, dass die unverständliche Realität in seinem Theater für uns entfernt werden sollte: „Denn nun sah das Auge nicht mehr die schreckliche Deutlichkeit einer durchaus unverständlichen Realität“. Sein Theater ist der Ort, an dem die Extase sich durch Konzentration unserer Fassungskraft, durch das Fehlen jeder Berührung mit der Aussenwelt, von selbst einstellen soll. *) — Die dramatische Darstellung drückt bei Wagner einen Moment aus, in den das Leben eines Menschen konzentriert ist: diese Konzentration kann nothwendigerweise nur durch die möglichste Intensität aller Mittel der Darstellung erreicht werden. — Unter Anderem gewann die Musik bei Wagner jene ununterbrochene Dauer eines Gefühles, das immer Extase hervorruft. Daher die Längen, die Alle, welche ganz unfähig zu irgend welcher Extase sind, Wagner zum Vorwurf machen. Der Meister erklärt diese Andauer und Beharrlichkeit der gleichen Motive in seinen Werken einmal folgendermaassen: „Es war mir z. B. in der Istrumental-Einleitung zu dem „Rheingold“ sogar unmöglich den Grundton zu verlassen, eben weil ich keinen Grund dazu hatte ihn zu verändern . . . **).

Kurz, die Extase muss eintreten, sie muss sich offenbaren, getragen so zu sagen von einem Auditorium, dessen Geist auf einen einzigen Punkt gerichtet und konzentriert ist. — Wagner war vor Allem bestrebt, für sein Werk solche Darsteller zu finden, die fähig sind extatisch zu werden. In seiner Abhandlung über „Schauspieler und Sänger“ erzählt er einen Vorfall, der seinem Geiste wohl immer vorgeschwebt haben muss: „Nach einer Aufführung des König Lear durch Ludwig Devrient blieb das Berliner Publikum nach dem Schlusse des letzten Aktes noch eine Weile auf seine Plätze festgebannt versammelt, nicht etwa unter dem sonst üblichen Schreien und Toben eines enthusiastischen Beifalles, sondern kaum flüsternd, schweigend, fast regungslos, ungefähr wie durch einen Zauber gebunden, wider welchen sich zu wehren keiner die Kraft fühlte, wogegen es Jedem etwa unbegreiflich dünken mochte, wie er es nur anfangen sollte, ruhig nach Hause zu gehen und in das Geleis einer Lebensgewohnheit zurückzukehren, aus welcher er sich undenklich weit herausgerissen empfand.“ — Dieses Phänomen, das ein genialer Schauspieler eines Tages hervorrufen konnte, sollte Wagner mit fast mathematischer Genauigkeit in seinem Theater erzielen.

Wagner verlangt von seinem Publikum Extase, nicht minder aber verlangt er sie von den Darstellern. In dem vorerwähnten Aufsatz sagt er Folgendes: „Was ist der Schauspieler ausser dem Zustande der Extase, welcher andererseits das ganze Leben und Wachsen des Schauspielers erklären und rechtfertigen soll?“

Ludwig Schnorr war der einzige Schauspieler, den Wagner gefunden, und an ihm zeigt er den hohen Vorzug, den dieser unvergleichliche Künstler vor allen seinen Vorgängern voraus hat: er liegt nicht in einer bedeutenderen Stimme, nicht in einem vollendeteren Spiel, sondern in dem Verständniss. — Verständniss in dem Sinne, in dem Wagner dieses Wort anwendet, bedeutet: sich

*) Etude sur Parsifal — Revue Wagnérienne. —

**) Ueber die Anwendung der Musik auf das Drama. —

in ein Werk so versenken, dass man ausser ihm nichts mehr sieht. Und muss die Extase einen also begeisterten Schauspieler nicht auf eine Höhe erheben, wo es ihm gelingt, seine eigenen Mittel zu überschreiten? — Mit einem solchen Künstler verwirklicht der Dichter die von Wagner angedeutete Konzeption: „Die genaueste Verdeutlichung des von ihm bei der Konzeption ersehenen Bildes, welches er nun der mimischen Genossenschaft zur Nachbildung im wirklich dargestellten Drama vorhält.“ —

Wir Alle, die wir der Stimme unserer inneren Natur lauschen wollen, die wir nach der Bedeutung der Welt forschen, müssen, sobald wir unseren Traum erfasst und verstanden haben, unser Leben unserem Ideal anpassen. Durch die lange Kette, die Balzac uns gezeigt hat, indem er vom Instinkt zur Meditation und von dieser zur Extase überging, sind wir bei dem Punkte angelangt, an dem unser inneres Wesen sich uns mehr und mehr enthüllt. Die Wiederkehr dieser Offenbarungen und des Sturzes im „Tristan“ und im „Parsifal“ hat uns das Leiden und zugleich den Weg des Heils gezeigt.

Seit der ersten Berührung, seit der ersten Offenbarung, dem ersten blendenden Schimmer, von dem unser Wesen erschüttert wurde, indem wir den Eindruck des physischen Schmerzes hatten (Senta), sind wir aus einer Katalepsie erwacht. Später hat uns der Rausch der Extase mitten im vollen Eifer und in der vollen Intensivität des Handelns erfasst. — Dann ist der Schmerz des Erwachens weniger heftig, aber um so durchgreifender gewesen; wir wandelten auf festerem Boden, es war uns, als hörten wir Stimmen, die uns von ferne riefen. — Es verschwand nicht Alles, wie nach dem ersten Anprall, der die einfachen naiven Naturen traf, welche ihn nicht überlebten. Im Gegentheil, wir fassten Fuss auf diesem Ufer, wie der Holländer nach seiner siebenjährigen Fahrt, und wie er, so haben wir gewankt; denn noch waren wir nicht gewohnt, auf diesem neuen Boden zu gehen. — Die letzten Stadien, die letzten Stufen, die man zu ersteigen hat, sind der Traum, die Konzentration und die Extase. —

Das vollständige Verständniss für unser inneres Sein, die genaue Auffassung der Bedeutung der Welt können allein uns dahin führen, wohin Parsifal gelangt: zur Eroberung des Gral. — Dann herrscht die Extase als alleinige Gebieterin, d. h. die volle Empfindung unserer selbst und der Welt in uns und um uns. Tristan sucht im Tode die Vernichtung, die der Traum ihm gewährte. Parsifal hält den Gral hoch in dem Scheine des Lichtes, er ist umgeben und durchdrungen von den Strahlen einer unzerstörbaren andauernden Extase. —

Charles Bonnier.

Geschäftlicher Theil.

Veränderungen in Zweigvereinen und Ortsvertretungen.

Mannheim. Die Generalversammlung des Zweigvereins am 30. Mai wählte in den Vorstand Herrn Landgerichtsrath F. Wengler, Herrn Karl Heckel und Herrn Eug. Grieser (neu). Der Mannheimer, älteste, Wagnerverein bestand am 1. Juni d. J. zwanzig Jahre. —

Regensburg. Herr Musikalienhändler J. G. Bössenecker hat die Vertretung niedergelegt und Herr Adolf Stender (Firma Bössenecker) sie dafür übernommen. —

Schwerin. Die Generalversammlung des Zweigvereins wählte in den Vorstand: Herrn Kammersänger Dierich, Herrn Hofkapellmeister Schmitt, Herrn Kammermusiker Balling, Herrn Kammermusiker Neubeck, Herrn Direktor Schünemann, Herrn Soltau jun. und Herrn Musikalienhändler Hartmann als Cassier. —

Veranstaltungen in Zweigvereinen und Ortsvertretungen.

Josefthal-Maxdorf in Böhmen. Ortsvertretung. Im vergangenen und in diesem Jahre fanden vier Musikabende statt, in welchen aus den Werken des Meisters: Vorspiel z. III. Aufzuge d. Meistersinger, Gebet aus Rienzi, Vorspiel zu Lohengrin, Walther's Traumlied aus d. Meistersingern, Schlussbild aus der Walküre, Gesang der Blumenmädchen aus Parsifal und Pilgerchor aus Tannhäuser dargeboten wurden. In abgeschlossenen Familienabenden fanden Vorlesungen aus den Schriften und Besprechungen darüber statt.

Kiel. 12. 6. 91. Vereinsabend. Vortrag des Herrn Prof. Dr. Müller über die Gralssage und den Parsifal. Vorspiel und Gralsscene. (Leiter und Begleiter am Klavier: Hr. A. Keller; Amfortas: Hr. Prof. Curtius, Gurnemanz und Titirel: Hr. Hoffer, Vereinsmitglieder; Chöre: Mitglieder des Kieler Gesangsvereins und St. Nikolai-Chors; Leiter des Knabenchors: Hr. Dir. Först.)

Plauen i. V. Zweigverein. Familienabend unter Mitwirkung der Herren Pianist Fritz von Bose aus Leipzig, Konzertmeister Kobien, Cellist Lange und mehrer Vereinsmitglieder. Vortrag aus den gesammelten Schriften über die Aufführung des Tannhäuser. Trio für Klavier, Violine u. Cello Op. 70 Es-dur von Beethoven, Lieder am Klavier von Löwe, Sachs, Radecke etc. etc., Toccata und Fuge d-moll von Bach-Tausig, Ein Albumblatt für Violine u. Klavier von R. Wagner, Ballade Op. 23 g-moll von Chopin. Mitgliederzahl 320.

Riga. Wagner-Verein. 11. 4.: 6. Konzertabend (unter Mitwirkung des Hrn. Kammersängers Anton Schott, als Gast): Beethoven, Liederkreis (Hr. A. Schott); Weber, Cavatine aus „Euryanthe“ (Frl. Abendroth), Arie des Adolar (Hr. A. Schott); Wagner, Fragment der 3. Scene des I. Actes der „Walküre“, von „Ha, wer ging“ bis zum Schluss (Frl. Abendroth u. Hr. A. Schott); Lieder von Schubert u. Schumann, als Zugaben (Hr. A. Schott). — 8. 5.: Beethoven-Abend: Kreutzer-Sonate (Frl. E. Harff u. Hr. Konzertmeister Cuno Bankwitz); Scene u. Arie: „Ah perfido!“ mit Orchester (Frau G. Müller-Lichtenegg, Dir. Hr. Kapellm. Carl Waack); c-moll-Symphonie (Dir. Hr. Kapellm. C. Waack).

Im Verlage des A. R. Wagner-Vereines.

Im Buchhandel zu beziehen durch C. F. Leede, Leipzig.

Druck von Th. Burger, Bayreuth.

Unter dem allerhöchsten Protektorate Sr. königl. Hoheit des Prinzregenten Luitpold von Bayern.

Bühnenfestspiele Bayreuth 1891.

Zehn Aufführungen des Bühnenweihfestspiels „Parsifal“

am 19., 23., 26., 29. Juli, 2., 6., 9., 12., 16., 19. August.

Drei Aufführungen von „Tristan und Isolde“

am 20. Juli, 5., 15. August.

Sieben Aufführungen von

„Tannhäuser“ und der „Sängerkrieg auf Wartburg“

am 22., 27., 30. Juli, 3., 10., 13., 18. August.



Verzeichniss der Mitwirkenden.

(Namen in alphabetischer Reihenfolge.)

Dirigenten.

Hermann Levi, Generaldirektor der k. Hofcapelle, München.

Felix Mottl, grossh. bad. Hofoperndirektor, Karlsruhe.

Dirigenten der Chöre.

Julius Kniese, Musikdirektor, Bayreuth.

Heinr. Porges, k. Musikdirektor, München.

Solorepeditoren und musikalische Assistenz auf der Bühne.

Armbruster, Carl, Capellmeister, London.

Gorter, Albert, Capellmeister, Elberfeld.

Humperdinck, Engelbert, Capellmeister, Frankfurt a.M.

Lohse, Otto, Capellmeister, Riga.

Merz, Oskar, München.

Paumgartner, Dr., Wien.

Röhr, Hngo, Capellmeister, Breslau.

Steiner, Hans, Musikdirektor, Karlsruhe.

Strauss, Richard, Hofcapellmeister, Weimar.

Regie.

Fuchs, A., k. Kammersänger und Hofopernregisseur, München.

Inspicienten.

Braunschweig, Ernst, Inspektor der k. Hofoper, Berlin.

Gstettenbauer, Michael, Inspicient, Hamburg.

Technisches Personal

unter Leitung von

Kranich, F., grossh. Hoftheater-Maschinenmeister, Darmstadt.

Die Dekorationen zu Parsifal sind nach Entwürfen von Paul v. Joukowsky und den Professoren Gebr. Brückner, herzogl. Hofmaler in Coburg, von Gebr. Brückner ausgeführt; die zu Tristan und Isolde und Tannhäuser sind entworfen und ausgeführt von den Herren Professoren Brückner in Coburg.

Die Costüme zu Parsifal sind ausgeführt nach Entwürfen des Herrn Paul v. Joukowsky; die zu Tristan und Isolde und Tannhäuser sind entworfen und ausgeführt von dem Historienmaler Professor Hermann Flüggen in München.

Darstellendes Personal.

Parsifal.

Parsifal:

van Dyck, Ernst, Hofopernsänger, Wien.
Grüning, Wilhelm, Hannover.

Kundry:

Mailhac, Pauline, Kammersängerin, Karlsruhe.
Malten, Therese, „Dresden.
Materna, Amalie, „Wien.

Gurnemanz:

Grengg, Carl, Hofopernsänger, Wien.
Wiegand, Heinr., Opersänger, Hamburg.

Amfortas:

Reichmann, Th., Kammersänger, Wien.
Scheidemantel, C., „Dresden.

Klingsor:

Liebe, Emil, Opersänger, Berlin.
Plank, Pritz, Kammersänger, Karlsruhe.

Titirel:

Bucha, Carl, Hofopernsänger, Weimar.
Schlosser, Franz, „Coburg.

Erster Knappe:		
Klein, Elisabeth,	Hofopernsängerin,	Coburg.
Zweiter Knappe:		
Mulder, Luise,	Opersängerin,	Utrecht.
Dritter Knappe:		
Zeller, Heinrich,	Hofopernsänger,	Weimar.
Scheuten, Heinr.,	Opersänger,	Bremen.
Vierter Knappe:		
Guggenbühler, W.,	Hofopernsänger,	Carlsruhe.
Erster Ritter:		
Grupp, A.,	Opersänger,	Düsseldorf.
Zweiter Ritter:		
Bucha, Carl,	Hofopernsänger,	Weimar.
Altsolo:		
Staudigl, Gisela,	Hofopernsängerin,	Berlin.
Solo-Blumenmädchen:		
de Ahna, Pauline,	Hofopernsängerin,	Weimar.
Hedinger, Emilie,	Opersängerin,	Breslau.
Herzog, Emilie,	Hofopernsängerin,	Berlin.
Klein, Elisabeth,	"	Coburg.
Stolzenberg, Clara,	Opersängerin,	Breslau.
Wiborg, Elisa,	Hofopernsängerin,	Schwerin.
Blumenmädchen.		
Chor.		
Bartels, Augustav.,	Opersängerin,	München.
Berg, Alla,	Hofopernsängerin,	Dessau.

Birk, Anna,	Opersängerin,	München.
Frank, Lilli,	Hofopernsängerin,	Schwerin.
Franconi, Sylvia,	"	Altenburg.
Geldern, Alice v.,	Opersängerin,	München.
Hartter, Emma,	"	"
Hartwig, Henny,	"	Dortmund.
Hobbing, Justine,	"	Magdeburg.
Högner, Amalie,	"	München.
Högner, Crescenz,	"	"
Kitzing, Emilie,	"	"
Kray, Elsa,	"	Lübeck.
Obermeyer, Marie,	"	München.
Opel, Emma,	"	"
Rothe, Martha,	"	Berlin.
Schanze, Johanna,	"	Carlsruhe.
Shee, Florence,	"	London.
Spichartz, Anna,	"	Frankfurt.
Tonazza, Marie v.,	"	Wien.
Vollmar, Auguste,	"	München.
Vorndran, Anna,	"	"
Wacker, Frida,	"	Stuttgart.
Wizemann, Antonie,	"	München.

Sämmtliche Damen sind auch in den
Tannhäuser-Chören beschäftigt.

Tristan und Isolde.

Tristan:		
Alvary, Max,	Kammersänger,	Hamburg.
Isolde:		
Sucher, Rosa,	Kammersängerin,	Berlin.
König Marke:		
Döring, Georg	Opersänger,	Mainz.
Wiegand, Heinrich,	"	Hamburg.
Kurwenal:		
Plank, Fritz,	Kammersänger,	Carlsruhe.

Brangäne:		
Staudigl, Gisela,	Hofopernsängerin,	Berlin.
Melot:		
Grupp, A.,	Opersänger,	Düsseldorf.
Hirte:		
Guggenbühler, W.,	Hofopernsänger,	Carlsruhe.
Junger Seemann:		
Scheuten, Heinr.,	Opersänger,	Bremen.
Steuer mann:		
Pröll, Dr., Rudolf,	Opersänger,	Würzburg.

Tannhäuser.

Hermann Landgraf von Thüringen:		
Döring, Georg,	Opersänger,	Mainz.
Wiegand, Heinr.,	"	Hamburg.
Tannhäuser:		
Alvary, Max,	Kammersänger,	Hamburg.
Winkelmann, H.,	"	Wien.
Zeller, Heinrich,	Hofopernsänger,	Weimar.
Wolfram von Eschenbach:		
Reichmann, Th.,	Kammersänger,	Wien.
Scheidemantel, C.,	"	Dresden.
Walther von der Vogelweide:		
Grüning, Wilhelm,	Hofopernsänger,	Hannover.
Biterolf:		
Liepe, Emil,	Opersänger,	Berlin.

Heinrich der Schreiber:		
Zeller, Heinrich,	Hofopernsänger,	Weimar.
Reinmar von Zweter:		
Schlosser, Franz,	Hofopernsänger,	Coburg.
Elisabeth, Nichte des Landgrafen:		
De Ahna, Pauline,	Hofopernsängerin,	Weimar.
Wiborg, Elisa,	"	Schwerin.
Venus:		
Mailhac, Pauline,	Kammersängerin,	Carlsruhe.
Sucher, Rosa,	"	Berlin.
Ein junger Hirte:		
Herzog, Emilie,	Hofopernsängerin,	Berlin.
Mulder, Luise,	Opersängerin,	Utrecht.

Die choreographischen Szenen werden ausgeführt

unter Leitung von

Madame Virginia Zucchi aus Mailand von den

Damen:		
Bernhardt, Helene,	agl. Tänzerin,	Berlin.
Cerigioli, Emmy,	"	"
Czeyka, Hedwig,	"	"
Delcluseur, Emilie,	Solotänzerin,	"
Dornbusch, Elise,	Tänzerin,	"
Eptlé, Anna,	"	"
Gärtner, Marg.,	"	"
Geiseler, Louise,	"	"

Hellwig, Frau,	agl. Tänzerin,	Berlin.
Kaschke, Martha,	"	"
Kaselowsky, Doris,	Solotänzerin,	"
Kluth, Anna,	Tänzerin,	"
Krien, V.,	"	"
Kuckey, Bettyna,	agl. Tänzerin,	"
Liessenberg, Clara,	"	"
Mende, Julie,	Mitglied des Stadt-	
	theaters,	Hamburg.
Müller, Helene,	agl. Tänzerin,	Berlin.

Palmer, Auguste, Mitglied des Stadt- theaters, Nürnberg.	Græb, Ad., kgl. Tänzer, Berlin.
Pfaffenberg, Elfr., kgl. Tänzerin, Berlin.	Geiner, Paul, " " "
Pfaffenberg, Luise, " " "	Harmonist, Max, " " "
Pesca, Carmela, Solotänzerin, Mailand.	Heine, Georg, " " "
Pesca, Rosina, " " "	Hellwig, Arthur, " " "
Petringa, Maria, " " "	Hellwig, Paul, " " "
Pilotta, Venere, " " "	Hoffmann, Al., " " "
Reiss, Marg., kgl. Tänzerin, Berlin.	Kopp, Wilhelm, Hoftheatertänzer, München.
Scherm, Rosa, Mitglied des Stadt- theaters, Nürnberg.	Ladendorf, Rich., kgl. Tänzer, Berlin.
Schöne, Emilie, kgl. Tänzerin, Berlin.	Lecreux, Franz, " " "
Spiering, Gertrud, " " "	Meyer, H., Mitglied des Stadt- theaters, Hamburg.
Spiering, Mathilde, " " "	Mürich, Paul, kgl. Tänzer, Berlin.
Stiller, Alma, " " "	Oehlschläger, Alfr., Mitglied des Stadt- theaters, Hamburg.
Voss, Ida, " " "	Pogade, E., kgl. Tänzer, Berlin.
Wächter, Martha, " " "	Protz, Oscar, " " "
Weise, Martha, " " "	Reichard, W., Balletmeister, Coburg.
Zademack, Gertr., " " "	Rohrbeck, Gust., kgl. Tänzer, Berlin.
Herren.	
Barsch, Arthur, kgl. Tänzer, Berlin.	Schmidt, Max, " " "
Berkheim, Leop., " " "	Schulze, Wilhelm, " " "
Bordewitz, Willy, " " "	Spange, Friedr., Balletmeister, Hamburg.
Deleuil, " " "	Stiller, Hans, kgl. Tänzer, Berlin.
Forte, François, " " "	Stiller, Hermann, " " "
Forte, Victor, " " "	Zeckey, Georg, " " "
	Zulka, Josef, Tänzer der Hofoper, Wien.

Uebrige Parsifal- und Tannhäuser-Chöre.

Damen.		Jüngling, Fr., Opernsänger, Hannover.
Artner, Gabriele v., Opernsängerin, Cöln.		Moscow, M., Hofopernsänger, Coburg.
Bauer, Maximiliana, " München.		Palm, F. W., Opernsänger, "
Bergel, Getrude, " Berlin.		Riedel, Alex., " Teplitz.
Blum, Albertine, " Carlsruhe.		Scheuten, Heinr., " Bremen.
Bram, Caroline, Capellsängerin, München.		Schuler, Franz, Hofopernsänger, Mannheim.
Erdmann, Maria, Opernsängerin, Riga.		Schütz, Leopold, Opernsänger, Carlsruhe.
Gartner, Wilhelmine, " Carlsruhe.		Thoma, Wilh., " München.
Gericke, Marie, " " "		Wachtel, A., Hofopernsänger, Dessau.
Grupp, Franziska, " Düsseldorf.		Wachtel, Ferd., Opernsänger, Freiburg i/B.
Gstettenbauer, H., Opernsängerin, Hamburg.		Weber, Richard, " Hannover.
Heinrich, Antonie, " Carlsruhe.		Weiss, Friedr., " Carlsruhe.
Jäger, Josephine, " " "		Weiss, Jacob, " " "
Ketz, Elise, " Cöln.		Wirk, W., Hofopernsänger, Altenburg.
Lang, Therese, " München.		Bässe.
Ludwig, Marie, " Carlsruhe.		Blum, Ernst, Opernsänger, Carlsruhe.
Meyer, Frieda, " " "		Bösch, Rudolph, " " "
Ritter, Else, Konzertsängerin, München.		Bucha, Carl, Hofopernsänger, Weimar.
Roemstedt, Marie, Opernsängerin, Weimar.		Dengler, Wilhelm, Opernsänger, St. Gallen.
Schneider, Louise, " Carlsruhe.		Dickgieser, Wilhelm, " Carlsruhe.
Schoder, Mimi, " Weimar.		Dietrich, Reinhard, " " "
Souvent, Emma, " Hannover.		Fischer, Jakob, " Darmstadt.
Zeis, Sophie, " Carlsruhe.		Fischer, Wilhelm, " Weimar.
Herren (Tenöre).		Gebrath, Eugen, " Coblenz.
Barth, Arthur, Opernsänger, Weimar.		Heinrich, Carl, " Carlsruhe.
Bergel, Julius, " Charlottenburg.		Hobbing, Heinrich, " Magdeburg.
Bürgin, Carl, Hofopernsänger, Dresden.		Hüpeden-Thieden, G., " Teplitz.
Denninger, Franz, Opernsänger, Carlsruhe.		Knoll, Joseph, " Zürich.
Derichs, Joseph, " " "		Krämer, Adalbert, " Basel.
Döring, Carl, " Berlin.		Leszinsky, Otto, " Hannover.
Fleischmann, Arthur, " Darmstadt.		Pröll, Dr. Rudolph, " Würzburg.
Grupp, Adolph, " Düsseldorf.		Schertel, A., " Zürich.
Gstettenbauer, Mich., " Hamburg.		Souvent, Carl, " Hannover.
Güth, Jacob, " Hannover.		Ulbrich, August, " Cöln.
Guggenbühler, W., Hofopernsänger, Carlsruhe.		Unger, Johann, " Strassburg.
Hartig, Georg, Opernsänger, Darmstadt.		Vilmar, Wilhelm, " Lübeck.
Häublein, Moritz, " Weimar.		Wehrle, Georg, " Carlsruhe.
Jarand, Eduard, " Hannover.		Wiedey, Ferd., Hofopernsänger, Weimar.
Joseph, Emil, " Berlin.		Zöschinger, Alb., Opernsänger, Carlsruhe.

Orchester.

Violine.					
Rosé, Arnold,	Konzertmeister,	Wien.	Grüschow, Vollrath,	Hofmusiker,	Carlsruhe.
Fleischhauer, Friedh.,	"	Meiningen.	Láska, G.,	Kammervirtuos,	Schwerin.
Beermann, Carl,	"	Prag.	Reiche, August,	Kammermusiker,	Hannover.
Cramer, Josef,	Professor.	Amsterdam.	Weber, W.,	"	Weimar.
Duras, Josef,	Hofmusiker,	Darmstadt.	Flöte.		
Ederer, Carl,	"	Carlsruhe.	Abbas, Max,	Kammermusiker,	Meiningen.
Engelhardt, Emil,	Kammermusiker,	Hannover.	Beck, August,	"	Carlsruhe.
Grohmanu, Max,	Mitglied der k. k.		Herbort, Willy,	"	Hannover.
	Hofoper,	Wien.	Saal, Wilhelm,	"	Weimar.
Günther, Theob.,	Kammermusiker,	Berlin.	Voigt, Otto,	"	Hannover.
Hagel, Richard,	Konzertmeister,	Abo.	Oboe.		
Hagemester, Rich.,	Kammermusiker,	Berlin.	Bundfuss, Franz,	Kammermusiker,	Braunschweig.
Hager, Carl,	"	Weimar.	Eichel, H.,	"	Hannover.
Hubl, Otto,	Hofmusiker,	Carlsruhe.	Kruyswyk, Peter,	Mitglied der Hofoper,	Budapest.
Keller, Max,	Hofmusiker,	Meiningen.	Reiche, Albert,	Kammermusiker,	Hannover.
Koetscher, E.,	Kammermusiker,	Weimar.	Richter, Friedr.,	Hofmusiker,	Carlsruhe.
Kühns, Emil,	Konzertmeister,	Prag.	Clarinette.		
Lindenberg, Max,	Kammermusiker,	Berlin.	Bolland, H.,	Kammermusiker,	Hannover.
Lohse, Carl Ernst,	"	Hannover.	Engel, Christian,	"	Darmstadt.
Ludwig, Paul,	Hofmusiker,	Weimar.	Essberger, Carl,	"	Berlin.
Mahler, Heinrich,	"	Meiningen.	Mühlfeld, Rich.,	Kammervirtuos,	Meiningen.
Meuche, Bruno,	Kammermusiker,	Hannover.	Bass-Clarinetten.		
Miersch, Joh.,	Konzertmeister,	Aberdeen.	Menz, Robert,	Kammermusiker,	Hannover.
Ohle, Carl,	Hofmusiker,	Carlsruhe.	Fagott.		
Pfeffer, Julius,	Kammermusiker,	Meiningen.	Frank, Rudolf,	Professor,	Budapest.
Ramm, J.,	Hofmusiker,	Schwerin.	Truckenbrodt, A.,	Kammermusiker,	Meiningen.
Rampelmann, W.,	Kammermusiker,	Berlin.	Wollgandt, Adelh.,	"	Wiesbaden.
Rösel, A.,	Konzertmeister,	Weimar.	Gerbothe, Robert,	"	Carlsruhe.
Schiller, J.,	Kammermusiker,	Hannover.	Contrafagott.		
Schubert,	Hofmusiker,	Weimar.	Fedisch, A.,	Kammermusiker,	Hannover.
Veit, Hermann,	"	Carlsruhe.	Horn.		
Walther, Richard,	"	Darmstadt.	Brost, Fritz,	Mitgl. d. Stadttheater-	
Weiglin, Emil,	Kammervirtuos,	Neustrelitz.		Orchesters,	Hamburg.
Viola.			Dechandt, Rich.,	Kammermusiker,	Meiningen.
Abbas, Alfons,	Kammermusiker,	Meiningen.	Hartmann, Wilh.,	"	Cassel.
Beda, Friedrich,	Hofmusiker,	Weimar.	Herbig, Conrad,	"	Hannover.
Funk, August,	Kammermusiker,	Meiningen.	Hoyer, Bruno,	"	München.
Gehring, Max,	Hofmusiker,	Carlsruhe.	Ketz, Ernst,	Tonkünstler,	Cöln.
Glück, Josef,	Kammermusiker,	"	Knierer, Johann,	Hofmusiker,	Carlsruhe.
Hager, Adolf,	Hofmusiker,	Meiningen.	Leinhos, Gustav,	Kammermusiker,	Meiningen.
Hoitz, Ludwig,	"	Carlsruhe.	Rost, Edmund,	Hofmusiker,	Weimar.
Krafft, Paul,	Kammermusiker,	Hannover.	Scharr, Louis,	Kammermusiker,	Wiesbaden.
Lahler, Wladimir,	Kapellmeister,	Olmütz.	Schmidt, E.,	"	Weimar.
Reimann, S.,	Hofmusik,	Dessau.	Trompete.		
Schreiter, Ewald,	Kammermusiker,	Dresden.	Böhme, Willy,	Mitglied der Hofoper,	Budapest.
Zörn, Wilhelm,	Hofmusiker,	Carlsruhe.	Kretschmar, F.,	Kammermusiker,	Hannover.
Cello.			Pfeifer, Carl,	Hofmusiker,	Carlsruhe.
Friedrichs, C.,	Kammermusiker,	Weimar.	Steinmetze, Gust.,	"	"
Gock, Emil,	Kammervirtuos,	Gotha.	Posaune.		
Grützmacher, F. jr.,	Konzertmeister,	Budapest.	Höwig, W.,	Hofmusiker,	Carlsruhe.
Hochstein, Max,	"	Aberdeen.	Reick, Franz,	"	"
Kirchner, A.,	Kammermusiker,	Hannover.	Sempf, Richard,	"	"
Leichsenring, Emil,	Hofmusiker,	Meiningen.	Thomas, Ferd.,	Kammermusiker,	Meiningen.
Miersch, Paul,	Tonkünstler,	Washington.	Tuba.		
Morand, Hans,	Hofmusiker,	Brün.	Wöbbeking, F.,	Kammermusiker,	Hannover.
Richter, Richard,	"	Carlsruhe.	Harfe.		
Schrempel, Max,	"	Schwerin.	Frankenberger, C.,	Hofmusiker,	Weimar.
Schübel, Heinrich,	Kammermusiker,	Carlsruhe.	Löther, August,	Tonkünstler,	Berlin.
Stadler, Josef,	Mitgl. d. Hofoper,	Moskau.	Posse, Wilhelm,	Kammermusiker,	"
Contrabass.			Wiedemann, A.,	"	Darmstadt.
Benesch, Georg,	Mitglied der k. k.		Pauke.		
	Hofoper,	Wien.	Lutter, Hermann,	Kammermusiker,	Hannover.
Bohnert, F.,	Kammermusiker,	Meiningen.	Vater, Julius,	Hofmusiker,	Carlsruhe.
Eicke, Carl,	"	Hannover.			
Gianicelli, Carl,	Professor,	Budapest.			

VIII./IX.

Ohne Zweifel wäre es schöner, wenn wir stäts den Weg der Musik entlang wandern könnten, von unseren Dichtern gezähmt und belehrt wie weiland die wilden Thiere von ihrem Orpheus; aber leider ist auch der streitende Reformator von Zeit zu Zeit eine nothgedrungene und unvermeidliche Erscheinung.

(Carlyle.)

Wer in der Weltgeschichte lebt,
dem Augenblick sollt' er sich richten?
Wer in die Zeiten schaut und strebt,
nur der ist werth zu sprechen und zu dichten.

(Goethe.)

Die Renaissance.

Historische Scenen vom Grafen Gobineau.

Deutsch von Ludwig Schemann.*)

Erster Theil.

Savonarola.

Bologna.

1492.

Der Garten des Dominikanerklosters. Mitternacht. Der Himmel ist hell, heiter, durchsichtig; die Sterne flimmern; der Mondschein dringt bis unter die Arcaden der viereckigen Kreuzgänge, welche den mit grossen Bäumen und weithin duftenden Pflanzen besetzten Raum umgeben. Auf den erhellten Mauerwänden gewahrt man Freskomalereien; rothe Gewänder und blaue Mäntel, bleiche Gesichter, gefaltene Hände, Häupter mit Strahlenkränzen der heiligen Männer und Frauen, der Seligen. In der Mitte des Klosterhofes, auf fünf bis sechs Stufen, ein marmornes Kruzifix, im Geschmack des dreizehnten Jahrhunderts gemeisselt, auf den Armen des Kreuzes die Persönlichkeiten zeigend, welche Zeugen des Opfers waren. Um dieses Kreuz ein breiter Weg, wo der Prior des Klosters auf und ab wandelt; zu seiner Rechten der Bruder Geronimo Savonarola; diesem zur Seite Bruder Silvestro Maruffi.

Bruder Geronimo.

Ja! Die Zeit ist abgelaufen. Die Stunde schlägt! Es gilt jetzt oder nie das Wort Gottes aufzurichten und die Welt damit zu erfüllen. Die Finster-

*) Den Lesern der „Bayreuther Blätter“ schulden wir kein Wort der Erklärung für die Aufnahme dieser Uebersetzung des seit einem Jahrzehnt bei uns öfter bedeutend erwähnten Werkes des Grafen Gobineau, nur ein Wort des Bedauerns, dass wir genöthigt sind, das Ganze in Theilen, und die Theile selbst in verschiedenen Stücken bringen zu müssen. — Der Uebersetzer verheisst uns noch eine Schlussbetrachtung.

niss weicht. Das wiedererstehende Licht fällt vollen Strahles, ein Ankläger, auf die alte Verderbtheit. Wie viele Dämonen umschwanken uns in unserem Elend! Sie schüren es! Sie beleben die Flamme, welche dahinschwindet! Stossen wir sie zurück! Machen wir das gegenwärtige Zeitalter zu einem weniger schmachvollen als seinen Vorfahr! Schütteln wir die Schlafsucht unserer Ahnen ab, aber nicht, um die Gährung des Bösen an ihre Stelle zu setzen! Klären wir die Völker auf! leiten wir sie! führen wir sie! zwingen wir sie! — Ach! Bruder, werdet Ihr mir sagen, wie möchte ein Zwerg so wie Du solchem Werke gewachsen sein? — Ihr habt von David gelesen und kennt die Thaten dieses armseligen Schäfers?

Der Prior.

Gewiss! Aber welche Stimme von Oben ruft Euch zu so hohem Unternehmen?

Bruder Geronimo.

Gott spricht zu mir, Gott treibt mich! Die Ueberzeugung, welche mich umfängt, die Entzückung, welche ich darin erlebe, können mich nicht täuschen!

Bruder Silvestro.

Es ist wahr! Er hat Recht! Sein Wissen, seine Beredsamkeit, seine Tugend, sind sie nicht Zeichen? Wo denkt Ihr lauter redende als sie zu finden? Thut es nicht Noth, dass er seine Gaben anwende?

Der Prior.

Ich leugne Nichts. Aber warum so viel Ungestüm? Kann man nicht mit Maass vorgehen? Ueberhaupt, was ist Euer Trachten, Bruder Geronimo? Wenn ich Euch recht verstehe, so ist nichts Geringeres als die Kirche zu verbessern und Gross und Klein zur Beobachtung der christlichen Gebote zurückzuführen. Haltet Ihr diese Aufgabe für leicht? Vergesst Ihr, wie die Gelehrten, die Kirchenversammlungen ganz neulich erst daran gescheitert sind, ohne das in Anschlag zu bringen, dass wir unter dem Hirtenstabe Alexander's VI. leben? Welchen Augenblick wollt Ihr wählen, grosser Gott! um der Welt von Enthaltbarkeit zu sprechen!

Bruder Geronimo.

Gott hat keinen Augenblick; sein sind alle Augenblicke! Ich wiederhole es Euch: die Stunde hat geschlagen! Es muss gehandelt werden! Alles verwandelt sich in der gegenwärtigen Epoche, schon so ungleich den Zeitaltern, die ihr vorangegangen sind; Alles schäumt und wirbelt; das Weltall wird uns hinfort seine Schauspiele im Mittelpunkte eines erneuten Horizontes entfalten. Es wird zum Guten ausschlagen, wenn die Religion das Kreuz wieder aufrichtet; es wird zum Bösen ausschlagen, wenn dieser Baum des Heiles unter dem argen Mühen dahinsinkt, das ohne Unterlass darauf aus ist, ihn zu entwurzeln. Seht Ihr nicht, was vorgeht? Angebliche Weise stehen auf und reissen die unmodischen verbleichten Behänge

von den Wänden, welche den vorhergehenden Zeitaltern gefielen. Italien ist überschwemmt von zügellosen Abenteurern, Fürsten von Zufalls Gnaden, gedungenen Kriegern, Gewaltherrschern der Städte, Zwinghern der Burgen, aufständischen Bauern, mürrischen Bürgern, und alles Erbgut, gross und klein, ist diesem Schwarm zur Beute, wozu noch die Wölfe sich gesellen, die uns rottenweise von Spanien, von Frankreich kommen. Und nichtsdestoweniger, inmitten dieser Nöthe, blickt doch zu! Die Völker erwachen; sie reiben sich die Augen; zu ihrem Morgenmahle verlangen diese Ausgehungerten die Freiheit und den Frieden; die Freiheit, sage ich Euch, und vor Allem den Frieden und die Gerechtigkeit, deren Geschmack ihre Väter nie gekostet, nie gekannt haben. Und ich rufe ihnen zu: verlangt vor Allem nach dem Glauben! Ohne ihn ist das Uebrige schal und wird zu Gift. Aber der Glaube, wo ist er? wo seine Quelle wiederfinden? Die Geistlichkeit kennt ihn nicht . . . Die Cardinäle verunglimpfen ihn . . . Der Papst . . . ach! Der Papst, ich will Euch nicht sagen, was er ist, Ihr wisst es zu gut! Wenn man nicht Acht darauf hat, werden aus den Dornen unserer unglücklichen Kirche, aus der Fäulniss unserer Lehren, aus dem Schutte unserer Zucht die scheusslichen Häupter der Ketzereien hervorgehen, mit der Spitze ihrer Gabelzungen die Entschuldigungen, die Ausflüchte zischend, welche so viele Gräuel ihnen darbieten, und sie in Gift verwandelnd. Gewahrt Ihr sie, diese Ungeheuer, wie sie durch die christlichen Reiche dahin ihrer Beute nachjagen? Und sie haben zu Helfern nur zu sehr die andern Vipern, die Gelehrten, trunken vom Hochmuth, dass sie in den wiederaufgefundenen Bänden aus Griechenland und Rom lesen können. Hört Ihr nicht, welche Rathgeber sie uns vorschlagen, um die grossen Geister der Theologie zu ersetzen? Es ist Platon, es ist Seneca, es ist der elende Martial, der unzüchtige Ovid, der unreine Anacreon, und die Lucan, Petronius, Statius, Bion, Apulejus, Catull, und Ihr könnt jeden Tag Leute mit grauem Bart betrachten, wie sie, geradeso verrückt als die albernste Jugend, in tobendem Geschrei den schmachvollen Enthusiasmus von sich geben, der sie eine Seite aus Cicero für vorzüglicher als die heiligsten Verse unserer Evangelien erklären lässt! Ists damit genug des verderblichen Trachtens, genug der Bedrohungen für das Gleichgewicht der Gewissen? Nein! Der Pinsel kommt und verbindet sich mit der Feder, und mit dem Pinsel der Meissel und das Werkzeug des Stechers, um das Nackte vor den Blicken einer Menge auszubreiten, die von schändlicher Neugier ausser sich ist. Ich sage Euch, dass alle Begierden des Geistes und des Herzens vom Satan aufgerüttelt, gereizt, gekitzelt sind, und dass, wenn es Noth thut uns zu vertheidigen, es hohe Zeit ist daran zu denken. Habt Ihr niemals von Dem reden hören, was sie „die Liebe zur Kunst“ nennen, und was in Wirklichkeit nur die schmachvolle Begehrlichkeit des Lasters ist? Diese Ungeheuerlichkeit hat sich in unsere Kirchen eingeschlichen, die so — was geworden sind? Die Synagogen des

Teufels! Eine heilige Magdalena, ein Sebastian sind nur Vorwände, um die menschliche Gestalt ganz ebenso schamlos wie Apollo und Venus zu enthüllen! Und ich, ich, ich, der ich den Gräuel dieser Schändlichkeiten sehe, berühre, fühle, begreife, und dessen Seele davon aufgeregt ist bis zum wüthenden Ekel, ja! bis zur heiligen Wuth der Empörung für das Kreuz, wollt Ihr, dass ich dieses unreine Treiben seinen Schlamm über der traurigen Menschheit aufhäufen lasse, ohne mit meinem Leben eine Schutzmauer gegen eine derartige Ueberschwemmung aufzurichten? Nein, tausendmal nein! Ich werde mich nicht ruhig halten vor einem solchen Aufgebot von des Erzbösen Heeresmacht! Ich werde die Welt vertheidigen! Ich werde das Zeitalter vertheidigen, in welchem ich lebe, und vor Allem, ich werde die Waffen der Zukunft schmieden und will sie ihr in die Hand drücken! Das beginnende Jahrhundert wird wiedergeboren den unendlichen Wogen der Ewigkeit zuschreiten, die schmutzigen Trümmer des Bösen und seiner Ausschweifungen für immer verschlingend!

Der Prior.

So kündigt Ihr denn, um es in ruhigen und vernünftigen Worten zu wiederholen, allen Mächten der Welt den Krieg an? Den Krieg dem Willen der Kirche, den Krieg den Gewohnheiten der Fürsten, den Krieg den Schwachheiten, dem Gehenlassen, den Verirrungen eines Jeden? Das ist, was Ihr thun wollt?

Bruder Geronimo.

Ich will es thun, ich werde es thun! Mag ich dabei zu Grunde gehen, warum nicht? . . . Sind meine Gebeine der Schonung werth? . . . Aber wenn es mir gelingt, und, wenn auch verflucht, entehrt, zertreten, todt, mir Italien, unser Italien den Glanz des Glaubens, die Herrschaft der Freiheit, die Freudigkeit der Tugend verdankt, was werdet Ihr dann zu beklagen haben?

Der Prior.

Nichts. Wo beginnt Euer Predigen? in Venedig?

Bruder Geronimo.

Venedig ist von der weltlichen Weisheit geknebelt. Es wird zuletzt zu uns kommen.

Der Prior.

In Rom?

Bruder Geronimo.

Rom ist der Pfeiler des Heils, ertränkt in einem Meer von Pestilenz. Aber in Florenz, da kann man handeln. Der Tod Lorenzos de' Medici lässt mir das Feld frei; er hätte Alles verhindert, denn er war ein Heide; aber die Macht Piero's, seines Sohnes, ist von Grund aus untergraben. Das

Volk und die Grossen haben gelitten; sie wissen wenigstens von Rechtlichkeit und guten Sitten zu reden, sie haben einige Begriffe von der Unabhängigkeit . . . sie denken nach, und wenn sie auch wenig taugen, so ist es doch möglich mit ihnen eine Reform zu versuchen. Ausserdem, in Florenz liebt mich das Volk, es hört auf mich, und ich werde erwartet.

Der Prior.

So brecht denn auf, Bruder; ich segne Euch . . . Umarmt mich alle Beide. Ihr wollt das ins Werk setzen, was ich manchmal geträumt habe, ehemals in meinen jungen Jahren, und was mir sehr schwer scheint . . . Vielleicht habt Ihr Recht . . . Ich fühle mich von einer tiefen Traurigkeit befallen.

Bruder Geronimo.

Mich überströmt ein Hoffen ohne Grenzen. Du folgst mir also, Bruder Silvestro?

Bruder Silvestro.

Im Leben wie im Tode. Ich werde nimmer von Euch weichen.

Bruder Geronimo.

Dann komm! Oeffne die Pforte. Wie das Gefilde sich unermesslich vor unseren Augen ausbreitet! Es ist ein Bild des Werkes, an das wir uns machen wollen. Gewahrst Du Niemanden auf dem weissen Wege, über den unsere Schritte uns führen werden? Er ist ganz erhellt von den Strahlen des Mondes und dehnt sich weithin in der Richtung auf Florenz.

Bruder Silvestro.

Nein, Geronimo, ich sehe Niemanden!

Bruder Geronimo.

Wohlan! ich betrachte deutlich die Züge zweier grosser Gestalten!

Bruder Silvestro.

Wo denn, Bruder?

Bruder Geronimo.

Da! Blick nur besser hin! Es sind der Glaube an Gott, und das Vaterland! Sie strecken uns die Hände entgegen! Vorwärts, Bruder Silvestro, vorwärts!

Als die beiden Mönche die Gartenpforte durchschritten und der Prior sie wieder geschlossen hat, tauchen zwei Männer, mit ärmlichen Kleidern bedeckt, die Brust entblösst, das Haar kraus und in Unordnung, gemeine Gestalten, hinter einer Mauerecke auf.

Der erste.

Memme!

Der zweite.

Staarmatz! siehst du nicht, dass ihrer zweie sind?

Der erste.

Nun! Und?

Der zweite.

In unserem Stande muss man immer zwei gegen einen sein, mindestens.

Der erste.

Bah! ich würde Euch dem Grösseren einen tüchtigen Dolchstoss versetzt haben; was den Kleinen anlangt, so hätte ein Faustschlag hingereicht, um ihn rollen zu lassen wie einen Kegel. Da sind uns zwei prächtige wollene Röcke verloren gegangen. Unmöglich mit Feiglingen deiner Art auf einen grünen Zweig zu kommen!

Der zweite.

Komm, lass uns bei der Rothen einen Schluck trinken; vielleicht wird uns die Nacht eine bessere Gelegenheit bringen.

Mailand.

1494.

Ein Saal im Palaste. — Ludovico Sforza, Regent von Mailand, sitzt vor einem grossen Tische, der mit einer rothsammetnen, gold-, silber- und buntgeblühten Decke bedeckt ist. Er ist in schwarzen Atlas mit glänzend schwarzen erhabenen Stickereien gekleidet und trägt im Gürtel einen reich ciselirten Dolch. Er spielt mit seinem Handschuh. Um ihn sitzen Antonio Cornazano, der Verfasser des Gedichtes über die Kriegskunst; Giovanni Achillini, Alterthumsforscher, Dichter, Hellenist und Musiker; Gaspardo Visconti, berühmt durch seine Sonette und zu seiner Zeit als ebenso vollkommen wie Petrarca geschätzt; Bernardino Luini, Maler; Leonardo da Vinci.

Ludovico.

Nun, Meister Leonardo, ist's diesmal Ernst damit, dass Ihr uns wiederkehrt?

Leonardo.

Gnädiger Herr, ich verdiene nicht so viel Schärfe. Euere Hoheit wissen wohl, dass ich Ihrem Dienste ergeben bin.

Ludovico.

Ja, Ihr macht mir in diesem Augenblicke die schönsten Betheuerungen von der Welt, das leugne ich nicht; und, Florenzens müde, angewidert von den glaubenswüthigen Predigten des Bruders Geronimo Savonarola, entrüstet über die Vorurtheile, welche sie erwecken, seid Ihr bereit, wie Ihr mir schreibt, mir Kanonen, Geschützparke, Maschinen aller Art zu erfinden, mir Brücken zu bauen, den Riss unserer Festungen zu zeichnen, Kanäle zu graben, endlich unsere Städte durch Paläste, Kirchen, Statuen und Gemälde zu verschönern. Ich weiss sehr wohl, dass Ihr im Stande seid, Alles zu thun; aber könnt Ihr auch Eurer unbeständigen Gemüthsart Herr werden? Wie oft habt Ihr Meinungen und Freundschaften gewechselt! Dies sind keine Vorwürfe, lieber Leonardo, aber, offen gesagt, Ihr seid veränderlich wie eine Kokette.

Leonardo, den Kopf schüttelnd.

Ich kann mich nicht enthalten über Eurer Hoheit liebevolle Anklagen zu lächeln, denn, was Sie auch darüber sagen möge, wohl sind dies Anklagen, und, ich gestehe es, der Schein ist gegen mich. Dennoch nein, ich bin nicht veränderlich! Seht, gnädiger Herr, ich hätte vielleicht mein ganzes Leben in Florenz zugebracht, aber es giebt so viel zu sehen in der Welt und so viel zu lernen! Wenn ich beständig die selben Stätten bewohnt hätte, so würde ich mehr als zwei Drittel von Dem, was ich weiss, nicht wissen, und doch bringe ichs nicht zum hundertsten Theil von Dem, was ich lernen möchte.

Antonio Cornazano.

Vielleicht würdet Ihr besser thun, Meister Leonardo, Euch einer einzigen Beschäftigung zu widmen, als deren so viele und so verschiedene zu betreiben. Zum Beispiel, Ihr seid bewunderungswürdig in der Malerei, warum Euren Ruhm anderswo suchen?

Leonardo.

Ihr sprecht wie Bernardino.

Bernardino Luini.

Ach! Meister, wenn Ihr Euch wenigstens dazu verstündet, die Gemälde zu beendigen, die Ihr anfangt! welches Glück für mich, Euren Schüler! welche Belehrungen!

Leonardo.

Ich würde doch auf die Geometrie nicht verzichten können, noch auch auf die Mathematik.

Gaspardo Visconti.

Ihr hättet viel mehr Ursache die Zahl Eurer Poesien und der so entzückenden musikalischen Compositionen zu vermehren! Verliebt Euch also nur in die Basslaute, die Ihr erfunden habt!

Leonardo.

Ich werde darauf zurückkommen und sie vervollkommen. Die Musik ist gegenwärtig in ihrer ersten Kindheit, und sie muss noch sehr wachsen. Nicht darauf kommt es an.

Achillini.

Auf die Abhandlung über die Optik?

Leonardo.

Ebensowenig.

Bernardino Luini.

Dann auf die Anatomie. Wenigstens giebt es darin einige Ausbeute für die Malerei.

Leonardo.

Die Anatomie ist eine bezaubernde Wissenschaft. Aber ich bin vor Allem bekümmert, weil man in Florenz meinen Entwurf bezüglich des Kanals von Pisa nicht hat annehmen wollen; es hätten sich die grössten Vortheile daraus ergeben, und wenn ich hieher gekommen bin, so ist es, weil Ihr Euch, nun dieser zurückgewiesene Plan in Wegfall kommt, vielleicht von mir überreden lassen werdet den Ueberschwemmungen in den Thälern von Chiavenna und Veltlin ein Ziel zu setzen, von denen die Bauern so viel zu leiden haben. Ich habe meine Risse mitgebracht.

Ludovico.

Meister Leonardo, einem Manne wie Ihr muss man volle Freiheit lassen nach seiner Art zu schaffen; er kann nur bewunderungswürdige Leistungen hervorbringen. Aber, ich weiss es im Voraus: eine närrische Laune wird Euch erfassen, und Ihr werdet mich abermals im Stiche lassen. Ihr werdet von allen Fürsten bewundert und herbeigerufen. Lorenzo der Prachtige war nur darauf bedacht, Euch in Mitten der berühmten Männer zu halten, mit denen er sich umgab; er ist todt, und damit ist ein Mitbewerber weniger; aber der Gonfalonier Soderini hat Euch nur mit knapper Noth gehen lassen; Galeazzo Bentivoglio macht Euch die weitgehendsten Anerbietungen, um Euch nach Bologna zu ziehen, und ich weiss wohl, dass der Valentino Euch zu seinem obersten Werk- und Baumeister ernannt hat. Ihr werdet Euch am Ende verführen lassen.

Leonardo.

Ich glaube es nicht, gnädiger Herr, so lange ich Eurer Güte geniessen werde, denn Ihr seid der für die Dinge der Kunst empfänglichste Fürst, welchen Italien besitzt. Selbst ein bewundernswerther Dichter, begreift Ihr das Wesen der Dichter; man ist wohl bei Euch aufgehoben, man kann mit Euch reden, man wird von Euch begriffen, und die Spenden Eures reichen Geistes sind mir hundertmal kostbarer als die goldenen Gunstbezeugungen aus den vollsten Börsen. Ich werde so lange bleiben, als Ihr mich wollt.

Ludovico.

O meine Freunde, wie wäre das Leben süss und schön, wenn man es wie einen Strom des Paradieses ganz und gar zwischen den grünenden und fruchtbaren Ufern der Wissenschaft und der Kunst dahinfließen sehen könnte! Aber Ihr wisst Alle, wie sehr verschieden die Wirklichkeit von einem so erhabenen Phantasiebilde ist, und was die Unglückseligen, denen der Himmel auferlegt hat die Völker zu regieren, zu erdulden haben. Ich empfinde eine wahrhaft reine Freude nur in den allzu kurzen Augenblicken, wo ich mich mit Euch allein sehe!

Leonardo.

Es ist ein grosses Unglück, dass Ihr, anstatt unser regierender Herzog, nur der zeitweilige Regent des Staates seid. Wir leben in einem Zeitalter, wo Männer nöthig sind, um die Völker zu lenken, und Herr Galeazzo ist, vermöge der Schwäche seiner Gesundheit und des beschränkten Umfangs seines Geistes, nur ein wahres Kind. Ich bitte Euch um Verzeihung, wenn ich mit solcher Aufrichtigkeit rede, aber ich wiederhole hier nur vor Euch, was, wenn Ihr fern seid, in ganz Mailand wie in ganz Italien Jedermann sehr laut ausspricht.

Gaspardo Visconti.

Es ist streng die Wahrheit. Welches Unglück, in diesem Augenblick von einem so grossen Fürsten regiert zu sein, der dazu verurtheilt ist, uns binnen Kurzem allen Fährnissen der Unerfahrenheit und der Schwäche preiszugeben!

Ludovico.

Eure Reden betrüben mich, meine Freunde. Ich liebe meinen Neffen Galeazzo; ich liebe seine Gemahlin, die Herzogin Isabella, und ich suche nur nach Mitteln und Wegen, um ihnen zu dienen; und doch, ich kann mirs nicht verhehlen, mein Mündel ist nicht aus einem sonderlich kostbaren Stoffe geschaffen. Gott bewahre uns vor den Unfällen, welche die geringe Befähigung des armen jungen Mannes unserem Hause bereitet!

Antonio Cornazano.

Gnädiger Herr, ich habe lange unter dem edlen und tapferen Herrn Bartolommeo Coleone gedient, und ich habe viele Staatswesen sich bilden und sich auflösen sehen. Wenn ich mich nicht über die Zeichen der Zeit täusche, so hat das Herzogthum mehr denn je nöthig von einem mannhaften Herzen geschützt und von einer festen Hand gehalten zu werden.

Ludovico.

Ihr blickt richtig, Herr Antonio; ich erkenne in Eurer Sprache den erprobten Krieger, den geschickten Unterhändler nicht minder als den feingebildeten Gelehrten. Meine Freunde, mit Euch kann ich frei von den grossen Anliegen reden, welche uns beschäftigen; übrigens giebt es hier keine Geheimnisse mehr.

Leonardo.

Ihr seid im Begriff uns ein sehr grosses zu enthüllen, gnädiger Herr, welches für sich allein mich mehr als alle andern anzieht: nämlich uns zu offenbaren, auf welche Weise die grossgearteten und kühnen Geister die Geschicke der Reiche wahrnehmen, vertreten, entscheiden und zu leiten gedenken.

Ludovico.

Höre mich denn, Du Weltweiser, da die Regungen der menschlichen Seele für Dich von solcher Bedeutung sind, und blicke auf mich, Du Maler, wenn Du einen entschlossenen Mann betrachten willst. Ihr wisst, dass vor weniger als zwei Jahren der Papst Alexander VI. die päpstliche Tiara aufgesetzt hat. Der, den man den Cardinal Roderigo Borgia hiess, ist das Haupt der Kirche geworden. Ihr senkt Alle den Kopf mit bekümmelter Miene? Ich begreife es; aber ich kenne den Papst, ich kenne ihn gründlich, und ich will Euch das sagen: er ist ein Mann, begabt mit Weisheit, mit Klugheit, mit einem majestätischen Verstand. Seine Beredsamkeit ist bei Gelegenheit ebenso unüberwindlich wie seine Kunst sich der Geister zu bemächtigen und sie geschmeidig zu machen. Was seine unerschütterliche Beharrlichkeit angeht, so ist sie die eines Gottes, und durch diese Tugend, die gefährlichste bei einem Widersacher, ist er bei fast allen Begegnungen des Erfolges sicher. Das ist der Mann, mit welchem die Welt rechnen muss, und wir wissen Alle, dass er, in Waffen um der Herrschaft willen, weder Treue noch Gesetz, noch Religion noch Gewissen, noch Erbarmen hat und in der Welt nur ein einziges Interesse kennt, das seines Hauses Borgia, vertreten durch seine Kinder. Er ist ein wunderbarer Mann. Bis jetzt ist ihm allenthalben geglückt, trotzdem man ihn kennt. Auch haben alle wirklichen Staatsmänner des heiligen Collegiums, da sie merkten, dass sie in grosser Gefahr seien, zum einzigen Rettungsmittel, das ihnen blieb, ihre Zuflucht genommen: sie haben die Flucht ergriffen. Julianio de la Rovere hält sich in seiner Bischofsstadt Ostia, von Festungswerken und Kriegern umgeben; Giovanni Colonna glaubt sich nur in Sicilien in Sicherheit; Giovanni de' Medici ist in Florenz. Was mich anlangt, so gestehe ich frei heraus, ich habe ebensogut Furcht vor diesem Manne, wie die Cardinäle selbst. Ich weiss, dass sein Sohn, der Valentino, uns verderben und uns Mailand wegnehmen möchte; ich weiss, dass diese Leute sich mit den Aragonesen, meinen Feinden, verbündet haben; ich weiss, dass Piero de' Medici seine Florentiner gegen mich stimmt; ich weiss, dass ich von Venedig Nichts erwarten darf, als verschlungen zu werden, im Fall ich schwach werden sollte. In dieser Lage schien es mir nützlich zunächst zu ergründen, wo ich meine furchtbarsten Widersacher suchen müsse. Hier ist kein Irrthum möglich: es sind dies die Aragonesen und die Florentiner; sie werden mich erster Tage mit offener Gewalt angreifen; auf sie musste ich also zuerst meine Blicke richten und festheften; indem ich es that, bin ich wieder einmal mehr in meinem Leben inne geworden, dass jede Lage, die verzweifelt scheint, es nicht ist, und dass man dem schlimmsten Gifte, wenn man es sorgfältig auflöst, einen heilsamen Saft entnehmen kann. So habe ich denn gefunden, dass Alexander VI. in Rücksicht auf Ferdinand von Neapel und die Medici genau in der selben Lage war wie ich. Ich habe also den Cardinal Ascanio Sforza, meinen

Bruder, zum Papste gesandt, und wir haben ein Bündniss geschlossen. Zu gleicher Zeit habe ich mich den Venetianern genähert, welche ebenfalls dem Hause Aragon nicht gewogen sind; und auf diese Weise ist mirs möglich geworden, die Florentiner durch Venedig, die Aragonesen durch den Papst unschädlich zu machen. Es ist im Grunde nur ein einstweiliges und zerbrechliches Gerüst, ein Bau aus Zündhölzern, welche brechen oder Feuer fangen werden, und Angesichts dieser Gewissheit und der strengen Pflicht, sorgsam vor meinen Verbündeten auf der Hut zu sein, habe ich mich an den König von Frankreich gewandt. Ich habe ihn überredet, als Erbe des Hauses Anjou auf Neapel Anspruch zu erheben. Er hat dazu noch den Plan gefasst, Alexander zu entthronen und ihn der Tiara für unwürdig zu erklären, was mich zu der Hoffnung verleitet, dass er, für den Augenblick wenigstens, sich nicht mit ihm verständigen wird. Karl VIII. hat die Alpen überschritten, er marschirt auf Florenz; später wird auf Mittel zu sinnen sein, um ihn heimzuschicken; aber für diesen Augenblick, urtheilet und saget mir, ob da mein Neffe, der arme Galeazzo, der Mann ist, um so feine und doch so nothwendige Berechnungen zu begreifen und zum Guten zu führen.

Leonardo.

Sicherlich, nein! Aber was ist doch der Geist eines Mannes wie Ihr, gnädiger Herr, für eine gewaltige Schöpfung aus der allerheiligsten Tiefe des Geistes Gottes!

Gaspardo Visconti.

Herr Ludovico ist so geschaffen für die Krone, dass die Krone gewiss von selbst kommen und sich ihm aufs Haupt setzen wird.

Ein dienstthuender Edelmann.

Der Edelmann.

Gnädiger Herr, ich komme von Rom geritten, was das Pferd laufen konnte. Es war mir verboten, mich um eine Minute zu verspäten. Hier ist das Schreiben, welches mein hochwürdiger Herr, der Cardinal Ascanio, mir befohlen hat Euch zu übergeben.

Ludovico.

Gieb. Sehen wir, was mir mein Bruder schreibt.

Er geht an ein Fenster, liest das Schreiben, und kommt lächelnd zurück.

Da Ihr es so liebt Euch zu belehren, Meister Leonardo, so höret Dies: mein Verbündeter, der heilige Vater, hat sich soeben mit den Aragonesen verständigt. Man gewährt die Hand der Dona Sancia von Aragon, welche siebzehn Jahre alt ist, seinem Sohne Goffredo Borgia, der deren dreizehn ist. Alexander ist zufrieden, er darf es sein.

Leonardo.

Ihr seid in Verlegenheit, gnädiger Herr.

Ludovico.

Keineswegs. Ich hatte meinen Bauer geschoben, ehe der Papst an den seinigen rührte. Die Franzosen marschiren auf Florenz, sage ich Dir, und wir wollen zu Pferde steigen, alle, wie wir da sind, um nach Chiari dem Könige entgegen zu ziehen. Ich verlasse Euch und will Frau Beatrice, meine Gemahlin, bitten sich zu eilen, sie und die schönen Damen, die wir mitnehmen. Die Franzosen lieben diese Art Begegnungen und die Spiele, welche folgen. Auf, Ihr Herren, eilt Eure reichsten Kleider anzulegen, Ihr nehmt meine Pferde, und ich will Euch Karl VIII. vorstellen.

Achillini.

Es wird uns eine sehr grosse Ehre sein.

Florenz.

Der Hof des kleinen Hauses Luigi de' Buonarotti's. Ein Bretterdach in einer Ecke, unter welchem Michelangelo an einer vier Ellen hohen Statue des Hercules arbeitet. Auf einem umgestürzten Waschfasse sitzt Luigi, sein Vater, mit gekreuzten Armen und sorgenvollem Antlitz.

Luigi.

Du bist jetzt zweiundzwanzig Jahre alt; meiner Meinung nach sollte man in diesem Alter sich betragen wie ein Mann. Du aber bist nur — und wirst es immer nur sein — ein Kind, unnütz für Dich selbst und für die Andern.

Michelangelo.

Ich arbeite, soviel ich kann, und verdiene keinen Tadel.

Luigi.

Seit dem Tode Lorenzo's des Prächtigen ist eingetroffen, was ich vorausgesehen hatte. Du verdienst Nichts . . . Recht so! Du weinst auch noch?

Michelangelo sich die Augen abwischend.

Ich kann an meinen Wohlthäter, an Den, welchem ich Alles verdanke, nicht denken, ohne dass mir trüb ums Herz würde.

Luigi.

Wenn Dirs dieser Mann nicht in den Kopf gesetzt hätte, so würdest Du mir gehorcht haben und Dich wohler dabei befinden. Anstatt bei diesen Müssiggängern von Künstlern einzutreten und Dich, Dich und den Adel Deiner Familie, durch ein Maurerhandwerk zu entehren, wärest Du heute im Seidenhandel, und ich sähe Dich nicht beständig mit Gips bedeckt und die Hände im Kothe.

Michelangelo.

Als mein verstorbener Herr die Güte hatte, mich mit Francesco Granacci in die Bildhauerwerkstätte seiner Gärten von San Marco zuzulassen, wies er mir fünf Ducaten monatlich an, und was ich ausgeführt habe, er hat mirs immer freigebig bezahlt. Überdies, wenn Ihr das Amt bei der Mauth erhalten habt, welches Euch und der ganzen Familie zu leben giebt, so wars um meinetwillen.

Luigi.

Dazu hat Dir Dein Kamerad Torrigiani, in seiner Wuth Dich allzu geschickt zu sehen, schön das Gesicht zerschlagen; Du vergisst diesen Punkt. Das ist der famose Gewinn, den Dir Lorenzo der Prachtige eingebracht hat! Du dauerst mich.

Michelangelo.

Wohl oder übel, ich bin, was ich bin. Ihr habt doch nicht die Absicht, mich heutigentages bei einem Weber in die Lehre zu geben?

Luigi.

Und doch wäre es das Beste. Es ist klar, dass die Medici Dir weder Gemälde noch Statuen mehr bestellen werden. Herr Piero ist nicht, was sein Vorgänger war, und was soll aus Dir werden?

Michelangelo.

Herr Piero behandelt mich nicht schlecht. Er hat mich noch gestern Abend wegen eines antiken Carneols zu Rathe gezogen, den man ihm zum Kaufe anbietet.

Luigi.

Und er hat Dich sogar eine Bildsäule von Schnee errichten lassen. Schöne Beschäftigung! ehrenvoll, wahrhaftig! Dieser Mensch benutzt Dich wie einen Possenreisser. Er wird Dich ehester Tage der Böswilligkeit der Leinwandsudler preisgeben, inmitten deren zu leben Du Dir erkoren hast. Ich will Dir noch sagen, dass ich Deine grosse Freundschaft mit diesem Francesco Granacci nicht mit Vergnügen sehe; er ist ein Taugenichts. Noch mehr bin ich böse darüber, dass Du mit dem jungen Niccolo Machiavelli umgehst. Dieser ist zwar von guter Herkunft, ich leugne es nicht; aber er soll sittenlos sein, und er hat sich mit der Marietta verheirathet in einem Alter, wo er nur darauf hätte denken sollen, sich eine Lebensstellung zu schaffen. Er beschäftigt sich nur mit den alten Römern! Auch ist er ohne Mittel, und binnen Kurzem wird er Geld von Dir borgen wollen, wenn er es nicht schon gethan hat. Hat er es gethan?

Michelangelo.

Ihr wisst, dass ich Euch gebe, was ich verdiene.

Luigi.

Kann ich errathen, was Du auf Seite bringst? Aber lassen wir diesen misslichen Punkt. Machiavelli missfällt mir; ich glaube, dass er gegen Herrn Piero's Regierung Anschläge macht . . . Nicht als kümmerte ich mich viel um die Medici. Sie werden bald genug fortgejagt werden, und entschieden sind wir ihrer überdrüssig. Ich weiss auch wohl, dass der würdige Bruder Geronimo der Volksregierung günstig ist, und Gott verhüte, dass ich mich den Absichten des Bruders Geronimo widersetze! Aber ich liebe es nicht, dass man sich in die öffentlichen Angelegenheiten einmenge, wenn man nur ein Däumling ist wie dieser Machiavelli. Was schaffst Du mit ihm? von was spricht Ihr? Er wird Dich zu irgend einer Dummheit mit fortreissen. Erzähle mir ein Wenig, was Ihr überlegt, wenn ich Euch zusammen ausgehen sehe.

Michelangelo legt seine Bossirhölzer auf den Schemel und setzt sich auf eine Bank, das Haupt in den Händen.

Was fasst Dich an? bist Du krank?

Michelangelo.

Ich habe grossen Kopfschmerz.

Luigi.

Der Müssiggang macht Dich krank. Wenn Du an etwas Nützlichem arbeitetest, würdest Du Dich wohl befinden.

Niccolo Machiavelli tritt herein.

Machiavelli.

Herr Luigi, ich grüsse Euch unterthänigst. Guten Tag, Michelangelo.

Luigi.

Ich bin eilig, ich muss ausgehen, Herr, und Du, Michelangelo, denke daran, dass Du da eine Arbeit machst, die keinen Aufschub duldet, und dass Du keine Zeit hast zu schwatzen. Gott behüte Euch, Herr Niccolo!

Er geht.

Machiavelli.

Ach! mein Freund, ich bin gekommen, um Dir in Eile zu berichten was mir das Herz mit Freude erfüllt. Die Franzosen werden in einigen Tagen hier sein.

Michelangelo.

Als Freunde? als Feinde?

Machiavelli.

Man weiss darüber Nichts. Man unterhandelt; wenn keine Freundschaft zu stiften ist, so werden wir als Männer Widerstand leisten und das Vaterland vertheidigen. Aber es giebt noch mehr! Piero de' Medici macht Nichts als Dummheiten. Bruder Geronimo hat das zugegeben und verbindet sich mit der Volkspartei, so dass die Ankunft der Franzosen den Sturz

dieses hochmüthigen Hauses verursachen wird, dessen Stolz unsere Freiheiten erstickt.

Michelangelo.

Ich verdanke dem Vater Alles und will nicht unter die Feinde der Söhne zählen.

Machiavelli.

Du hast Gemüth, aber erinnere Dich, dass das Wohl des Vaterlandes dem Deinen vorgeht. Alles ist in Wallung. Das Wasser ist warm, brennend heiss, siedend. Die gesammte Bevölkerung geräth in wüthenden Aufruhr. Ach! Michelangelo, welch schöner Augenblick! Ich werde die Freiheit, die regelrechte Ordnung, eine weise Regierung noch wo anders als auf den todtten Blättern der alten Bücher und unter den Abstractionen meiner Träumereien schauen! Was es in Florenz an Männern giebt, die dieses Namens werth sind, ist mit uns; Soderini, Valori, Vespuccio, Marsilio Ficino, die Gelehrten, die Künstler, Was da gross denkt, Was da der Menschen Bestes will!

Michelangelo.

Ich bin nicht mit Euch. Ich will Nichts von Euch wissen. Ich bin der Schützling der Medici, und liebe es nicht, dass Bruder Geronimo, anstatt fortzufahren uns, wie unlängst, Tugend zu predigen, sich in die öffentlichen Dinge mischt.

Machiavelli.

Er mischt sich zum Glück hinein, und wenn man handeln kann, muss man handeln. Nur das Handeln ist eines Mannes würdig.

Michelangelo.

Komm in mein Zimmer. Ich muss mich ankleiden und mein Bündel schnüren.

Machiavelli.

Wohin willst Du denn?

Michelangelo.

Nach Bologna zu Herrn Galeazzo Bentivoglio; und wenn ich mich in Bologna nicht wohl befinde, so werde ich nach Venedig gehen. Ich will nicht inmitten dieser Stürme bleiben; man könnte dabei nicht arbeiten; ausserdem habe ich auch noch andere Gründe. Es ist mir unmöglich länger zu ertragen . . . Kurz, komm! Du sollst mir bis zum Stadthore das Geleit geben.

Machiavelli.

Zuvor will ich Dir beweisen, dass Du Unrecht hast. Höre.

Michelangelo.

Rede soviel Du willst; mein Entschluss ist gefasst.

Er geht ins Haus.

Piacenza.

Ein Palast, welcher dem Könige Karl VIII. zur Residenz dient. Ein Wartezimmer. Zwei französische Hauptleute.

Erster Hauptmann.

Bist Du da, Kamerad? Komm her, dass ich Dich umarme!

Zweiter Hauptmann.

Sehr gern. Das gute Gesicht! Herr Gott! welche Gesundheit!

Erster Hauptmann.

Ja, meiner Treu, wir führen ein gutes Leben! Wo kommst Du her?

Zweiter Hauptmann.

Gerades Weges von Lyon. Ich bringe Euch fünfundzwanzig volle Lanzen. Es hat mich tüchtig was gekostet sie zu werben. Es ist die Blüte der Ritterschaft.

Erster Hauptmann.

Du wirst tausend Gelegenheiten finden Dich bezahlt zu machen. Weisst Du, dass Alles wunderschön geht?

Zweiter Hauptmann.

Erzähle mir ein Wenig Eure Abenteuer.

Erster Hauptmann.

Hörst Du mich nicht? Alles geht wunderschön! Wir sind in Turin mit offenen Armen aufgenommen worden; und dort haben wir, nach vielen Festlichkeiten, die Diamanten und Edelsteine der Frau Herzogin Bianca geborgt. Sie hat ein Wenig sauer dazu gesehen; aber wir haben Alles versetzt.

Zweiter Hauptmann.

Du belustigst mich.

Erster Hauptmann.

Das ist ein Gewinnst von zwölf tausend guten Ducaten. In Casale hat die Marquise von Montferrat, die dumme Gans, uns den Streich gespielt und ebenfalls ihre Juwelen sehen lassen. Die selbe Geschichte wie in Turin; wir haben rein aufgeräumt.

Zweiter Hauptmann.

Diese Gegend ist demnach ein wahres Paradies und gelobtes Land?

Erster Hauptmann.

Ich schwöre es Dir. Ausserdem sind wir in Genua gut angeschrieben, wo die Mailändischen Truppen uns die Hand reichen. Die Schweizer haben zwar die Stadt Rapallo, vielleicht etwas leichtfertig, der Plünderung preisgegeben; sie hätten weniger reichlich ausräumen und nicht Alles tödten können; aber in Summa ist das Ergebniss gut gewesen. Herr d' Aubigny meldet uns aus der Romagna, dass die Neapolitaner es tüchtig mit der Angst gekriegt

haben und vor ihm ausreissen. Als wir in Asti angelangt sind, ist uns der Onkel des Herzogs Galeazzo mit seiner Frau, der schönen Beatrice, entgegengekommen, und ich will Dir ins Ohr sagen, dass er dem König eine Menge Mailändischer Damen präsentirt hat, die uns, meiner Treu, grosse Ehre erwiesen und uns weidlich bei sich haben schwelgen lassen.

Zweiter Hauptmann.

Das Wasser läuft mir darüber im Munde zusammen. Warum bin ich nicht früher angekommen!

Erster Hauptmann.

Es wird Dir nicht an Gelegenheiten fehlen. Still, da ist der König!

Karl VIII., klein, schwach, aber von vornehmem Aussehen, tritt herein; er ist bleich und abgezehrt in Folge der Krankheit, welche er wenige Tage zuvor in Asti sich zugezogen hatte und an welcher er beinahe gestorben wäre. In seinem Gefolge eine Anzahl Offiziere, der Edle Philippe de Commynes, Herr von Argenton; der Edle von Bonneval, der Edle von Châtillon, alle beide grosse Günstlinge des Königs; der Arzt Teodoro von Pavia.

Der König.

Ihr sagt, Teodoro, dass Galeazzo soeben verschieden, und dass dieses plötzliche Ende nicht klar ist?

Teodoro.

Ich fürchte im Gegentheil, Sire, es möchte das nur zu sehr sein. Es ist Gift im Spiele.

Der König.

Ludovico Moro geht zu weit. Was hat er mit der Herzogin Isabella und den Kindern seines Neffen angefangen?

Teodoro.

Sie sind in einer finstern und recht ungesunden Kammer.

Der König.

Das thut mir leid; aber ich habe andere Geschäfte. Dieser Ludovico wäre im Stande, mich selbst zu vergiften, trotz seiner schönen Vorspiegelungen von Freundschaft. Urfé schreibt es mir. Ich weiss nicht, warum ich in Italien bleibe. Man rath mir daraus heimzukehren, und vielleicht thäte ich wohl daran. Es giebt nur Verräther in diesem Lande.

Der Edle von Bonneval.

Da sind aber doch die Medici, und zumal der Cardinal Giovanni, welche stark in uns dringen, ihre Sache nicht preiszugeben.

Philippe de Commynes.

Es ist natürlich, dass Die sich wenig Sorge darum machen, den König in schlimme Händel zu verwickeln; sie sinnen nur darauf, in ihre Stadt zurückzukehren und sich zu rächen.

Châtillon.

Diese Gesellschaft da in Florenz! Schwachköpfe! berathen, geführt von einem Kutenhelden Namens Geronimo! einem Schelm! Und ihr Fürst,

ein Feigling, ein Proletarier, eingeschüchtert und so zu sagen geknebelt von Gino Capponi und allen Feinden seines Hauses, vor denen er nur zittern kann! Ich kann ihn nicht auch nur nennen hören, ohne dass die Lust darauf zu spucken mich anwandelte. Gelächter. Er ist unfähig zu einer Erkenntlichkeit für die Wohlthaten, mit denen Euer königliches Haus ihn überhäuft hat.

Der König.

Man hat mir gesagt, dass mein Ahn Karl der Grosse und die zwölf Pairs Florenz gebaut hätten; ist das wahr?

Philippe de Commynes.

Wenn auch nicht gerade gebaut, wenigstens ihm geholfen sich aus den Trümmern zu erheben.

Der König.

Dann sind die Florentiner meine Unterthanen; sie sind Auführer; mein Ritterschwur verpflichtet mich sie zu strafen, und ich werde das mit Strenge thun.

Philippe de Commynes.

Es würde nützlicher sein, diesen Leuten bessere Gesinnungen beizubringen, als sie uns zu entfremden. Da Euere Hoheit entschieden hat, durch Toscana nach Neapel zu gehen, so ist es uns ein Bedürfniss, den Weg hinter uns frei zu halten.

Der Edle von Bonneval.

Herr d'Argenton scheint immer anzunehmen, dass wir geschlagen werden könnten.

Der König.

Es ist wahr. Ihr habt kein muthiges Herz, Herr; Ihr gleicht meinem Vater.

Philippe de Commynes.

Er war ein grosser Fürst, und sehr umsichtig.

Der Edle von Châtillon, sehr laut.

Der König ist nicht nach Italien gekommen, um den Schulmeister zu spielen, sondern vielmehr, um der Welt seine Tapferkeit zu zeigen und sie durch gewaltige Waffenkünste in Erstaunen zu setzen.

Der König.

Ich will keine anderen Vorbilder als die ruhmreichen Helden Gawan, Lancelot, Renaud von Montauban, welche so edle Thaten vollbracht haben! Mit Gottes Hülfe hoffe ich es ebenso zu machen!

Der Edle von Châtillon.

Das heisst reden, wie sichs gehört! Was hilft es ein strammer Ritter und ein gefürchteter Sieger zu sein, wenn man sich damit aufhält nachzudenken, zu wiegen und zu wägen, kurz, Fuchs und Hühner zu spielen? Potztausend! wir wollen allerwärts, allerwärts hin! kopfüber, kopfunter! mit wuchtigen Schwertschlägen, mit kräftigen Lanzenstössen! Ohne Das war es nicht der Mühe werth, so weit herzukommen.

Der Edle von Bonneval.

Püffe, Schlachten, Liebschaften, Feste und Siegeszüge! Wenns was anderes giebt, gehe ich nach Hause!

Der König, lächelnd.

Sie haben Recht! Ich denke wie sie! Geh' zu Bett, Herr Philipp, Du bist alt, Dein Herz ist matt worden.

Rom.

Das Gemach des Papstes Alexander VI. — Der Papst, Giorgio Bosardi, Burchard, Ceremonienmeister.

Der Papst.

Meister Burchard, mein Freund, halte Dich ein Wenig hinter der Thür und gieb Acht, dass Niemand uns unterbrechen komme. Ich habe mit diesem Burschen da zu reden.

Burchard.

Ja, allerheiligster Vater.

Er tritt hinter die Thür.

Der Papst.

Nun, Giorgio, Esel der Du bist, pass recht gründlich auf und suche zu begreifen. Du wirst also noch heute nach Constantinopel aufbrechen und Dich aufs Äusserste beeilen.

Bosardi.

Ja, allerheiligster Vater.

Der Papst.

Höre mich wohl. Du sprichst nur mit dem Grossvezier selbst, im Geheimen, unter dem Siegel des absolutesten Geheimnisses . . . verstehst Du mich?

Bosardi.

Ja, allerheiligster Vater. Ich durchschaue die Absicht, welche meines Herrn Heiligkeit hegt. Nur im tiefsten Geheimniss werde ich mich vorsichtig dem Grossvezier entdecken.

Der Papst.

Und ganz herausrücken wirst Du nur gegen den Sultan Bajazet in Person.

Bosardi.

Das war mein Gedanke, allerheiligster Vater.

Der Papst.

Spiele nicht den Einsichtsvollen. Ich weiss sehr wohl, dass Du nur ein Dummkopf bist; aber in gewissen Fällen ist man in Verlegenheit, Wem man sich anvertrauen soll, und die Leute von Geist sind niemals zuverlässig.

Bosardi.

Ja, allerheiligster Vater.

Der Papst.

Du sagst dem Grossvezier, wenn Du nicht sogleich mit dem Sultan sprechen kannst, dass ich ihm meine aufrichtigsten Grüsse entbiete und ihm meinen apostolischen Segen sende.

Bosardi.

Ja, allerheiligster Vater.

Der Papst.

Du fügst hinzu, dass ich nicht einen Tag, nicht eine Minute sein Wohlwollen für mich vergesse, dass ich es ihm mit Zinsen zurückgebe, und Du überreichst ihm in meinem Namen die hübsche Madonna von Giambellini, um welche er mich durch den Gesandten seines Herrn in Venedig hat bitten lassen.

Bosardi.

Allerheiligster Vater, ich werde nicht verfehlen. Die Madonna ist schon in Ostia an Bord meiner Galeere abgeliefert, und ich werde dem Sultan Bajazet und seinem Minister Das sagen, was sie am Besten von der grossen Freundschaft überzeugen kann, von welcher meines Herrn Heiligkeit für sie erfüllt ist.

Der Papst.

Dann, auf die Hauptsache kommend, erinnerst Du zuvörderst daran, wie sehr ich mit guten Grunde darüber befremdet bin, dass ich die beiden fälligen Quartale des Jahrgeldes von vierzigtausend Ducaten, welches dem Papst Innocenz VIII. seit 1489 gewährt worden, nicht erhalte, und Du ermangelst nicht auf dem Punkte zu bestehen, dass ich es ganz ebensogut verdiene wie mein Vorgänger, da ich den Prinzen Zizimi, den Bruder des Sultans, nicht weniger musterhaft überwache, und ihn nicht aus meinen Händen lasse.

Bosardi.

Meines Herrn Heiligkeit kann ganz beruhigt sein. Ich werde machen, dass die Zahlung des Jahrgeldes wieder aufgenommen wird.

Der Papst.

Dies in Ordnung gebracht, lenkst Du die Aufmerksamkeit auf den zügellosen Ehrgeiz des Königs von Frankreich. Du setzest auseinander, dass er, wenn er sich des Königreichs Neapel bemächtigt, dies vor Allem in dem Gedanken thut, Constantinopel anzugreifen, um die Krone der Byzantinischen Kaiser an sich zu reißen. Er ist zur Stunde noch nicht in Florenz, er wird erst zu mir kommen, um die Aragonesen zu bekämpfen, und dennoch verbirgt er bereits Nichts von seinen ehrgeizigen Absichten, welche die Festigkeit des ottomanischen Thrones bedrohen. Er hat mir seine Anschläge mitgetheilt, er hat sie den Venetianern, dem Herzog von Mailand mitgetheilt, es ist kein Geheimniß; aber was er mir insgeheim anvertraut hat, und was ich Bajazet entdeckte, das ist sein Wille, mir den Prinzen Zizimi zu entführen, um sich seiner zu bedienen, indem er ihn dem Sultan zur rechten Zeit und am rechten Orte entgegenstellt. Dieser letztere muss einen solchen Gedanken fürchten; Du wirst ihm die ernstesten Folgen davon darlegen. Was mich betrifft, so werde ich dem Begehren Karls VIII. nicht nachgeben; ich werde Zizimi dem Könige von Frankreich nicht überantworten, solange mir Widerstand möglich sein wird, und wenn ich am Ende, da ich nicht der Stärkere bin, meinen Gefangenen ziehen lassen muss, so würde ich Vorkehrungen treffen, um ihn in einem solchen Zustande auszuliefern, dass der Sultan um seinetwillen keine Besorgnisse wird zu hegen brauchen. Du kannst ihm Das in meinem Namen versprechen. Aber es versteht sich, dass Bajazet einen solchen Dienst wird verdienen müssen. Du giebst diesen vertraulichen Mittheilungen eine Wendung, die mich nicht bloßstellt.

Bosardi.

Es ist nicht schwer, die Verkettung und die Tragweite dieser Dinge erkennen zu lassen, ohne ein einziges Wort davon zu sagen.

Der Papst.

Was die Dienstleistung anlangt, welche ich von meinem Verbündeten erwarte, so besteht sie darin, dass er mir hilft, die Barbaren aus Italien zu verjagen, und zu diesem Zwecke würde es mir frommen, sei es in der Romagna, sei es in Apulien, eine tüchtige türkische Armee zur Verfügung zu haben, um über die Franzosen obzusiegen, was für den Sultan ganz ebensogut wie für mich profitabel sein würde. Das ist Dein Auftrag: hast Du verstanden?

Bosardi.

Allerheiligster Vater, das Jahrgeld von vierzigtausend Ducaten, und Türken nach Italien.

Der Papst.

Wohlan! eile Dich! gieb mir unverzüglich gute Nachricht . . . Burchard! He! Burchard!

Burchard.

Allerheiligster Vater?

Der Papst.

Führe diesen Ehrenmann in die Sacra Segnatura, und lass ihm sein Beglaubigungsschreiben aushändigen, wie auch das besondere Sendschreiben, das ich an den Sultan richte. Ach! wenn ich doch diese französischen Banditen aufhalten könnte, ehe sie bis nach Rom kommen!

Ein Kämmerer tritt auf.

Der Kämmerer.

Allerheiligster Vater, es ist da draussen ein Abgesandter des Herzogs von Mailand.

Der Papst.

Was ist Das? Ah! gut! es ist der Kleine! . . . der Intimus! . . . komm herein, mein Freund! Wie befindet sich Herr Ludovico? Sein Neffe Galeazzo ist ihm also an einer plötzlichen Krankheit unter den Händen weggestorben, und der kleine Knabe des besagten Galeazzo gleichermaassen?

Der Gesandte.

Ja, allerheiligster Vater.

Der Papst.

Dein Herr neigt zu solchen Unglücksfällen. Was sagt er?

Der Gesandte.

Er sagt, dass Euere Heiligkeit ihm in der Sache des Bruder Geronimo nicht Wort hält. Ihr schont diesen Schwärmer, und seine Predigten gehn immer noch fort. Ausserdem dass die Florentiner gefügiger sein und die französische Sache mit Freuden verlassen würden, wenn dieser Mönch ihnen nicht den Kopf verdrehte, wird der Norden Italiens aus Rand und Band gebracht. Die Fürsten sind sehr unzufrieden; die Geistlichkeit ist es noch mehr; sie wird ihre Besitzungen verlieren; Savonarola redet von nichts Geringerem, als den Leidenden die Kirchengüter und selbst die heiligen Gefässe auszuliefern.

Der Papst.

Die Sorge des Herzogs von Mailand für die heilige Kirche belustigt mich einigermassen. Ich werde mich mit Savonarola nicht beschäftigen, so lange ich schwerere Bürden auf mir habe. Warum hat Dein Herr, trotz seiner Versprechungen, selbst noch nicht mit den Franzosen gebrochen? Treibt er seinen Spott? Wenn die Venetianer nicht gehandelt haben, so bereiten sie sich doch wenigstens vor und haben uns Pfänder gegeben. Sind die Neapolitaner und ich dazu da, um ins Ungewisse hinein zu warten, wann es Euch beliebt wird? Nur die Florentiner und Dein Herr sind es noch, die sich nicht entscheiden wollen. Wann soll Das enden?

Der Gesandte.

Gabe gegen Gabe. Geht offen gegen Savonarola vor, und wir werden an Eure Interessen denken. Das lässt Euch der Herr Herzog kund thun.

Der Papst.

Plaudere über alles Das mit Don Cesare, und ich will sehen, was sich thun lässt.

Bei Florenz.

Ein Hohlweg, nicht weit vom französischen Lager. Ein Bauernhaus, das brennt; der Eigenthümer liegt am Boden und weint; auf einem Steine sitzen Jean de Bonneau, Bogenschütze von der Compagnie Terride, und Jacques Lamy, ein anderer Bogenschütze, damit beschäftigt, Brot und Zwiebeln aus der Hand zu essen; sie trinken von Zeit zu Zeit einen Schluck Wein aus ihren Feldflaschen.

Jacques Lamy, zum Bauern.

Wie alt war sie, Deine Frau?

Der Bauer, weinend.

So ein zwei und zwanzig Jahr.

Jean de Bonneau.

War sie hübsch? . . . Warum nicht gar! wimmere doch nicht! Du gleichst einem Kalbe. Also, sie haben sie getödtet. Und weiter?

Der Bauer, die Hände ringend.

Ach! mein Gott! mein Gott!

Jacques Lamy.

Wir Gascogner, wir sind derbe Patrone. Iss ein Stück . . . Da!

Der Bauer.

Nein! . . . nein! . . . Ach! mein Gott!

Jean de Bonneau.

Das siehst Du doch ein, armer Tropf, was geschehen ist, ist geschehen . . . Das ist der Krieg! Der Soldat muss sich auch ein Wenig ergetzen.

Der Bauer.

Mein Weib! . . . Mein armes Weib! . . .

Jacques Lamy.

Du thättest besser das Feuer in Deiner Bude zu löschen . . . Alles wird abbrennen!

Der Bauer.

Das ist mir eins.

Jean de Bonneau.

Er ist ein Vieh. Gehen wir, guten Morgen. Tröste Dich. Kommst Du, Jacques?

Jacques Lamy, zum Bauern.

Nimm, mein Junge, ich lasse Dir den Rest vom Brot und zwei Zwiebeln . . . Wenn Du Appetit darauf hast, so iss! Bestimmt, er ist ein Vieh.

Der Bauer schluchzt; die Soldaten entfernen sich, aus vollem Halse singend:

Châtillon, Bourdillon, Bonneval,
Gouvernement le sang royal.

Florenz.

Vor dem Palazzo Medici. — Der Platz ist mit Volk bedeckt. Rufe, Getümmel, Lärmen, jähes Aufschreien. An den Thoren des Palastes sind Trupps französischer und schweizerischer Armbrustschützen, Scharfschützen und Pikenträger aufgestellt; zwei Ordonnanz-Compagnien in Schlachordnung; Artilleriegeschütze kommen durch die Menge und nehmen vorne Aufstellung. An den Fenstern viele französische Hauptleute und Offiziere, den Helm auf dem Kopf.

Ein Lastträger, den Franzosen die Faust zeigend.

Ha! Die Verruchten!

Ein Schlachter.

Die Räuber! Die Verfluchten! Wenn ich ihnen nicht allen mit meinem Hackmesser den Bauch aufschneide . . . !

Ein Bürger, der auf einen Eckstein gestiegen ist.

Bürger, Freunde, glaubt nicht ein Wort von Dem, was man Euch von diesen elenden Tramontanos sagt! Sie, unsere Freunde! Was für Freunde? Sie haben Sarzana mit Sturm genommen, verbrannt; Männer, Weiber, kleine Kinder erwürgt! Man hat Gräuel erlebt!

Rufe auf dem Platze.

Nieder mit den Franzosen!

Der Bürger, gesticulirend.

Wir haben Piero de' Medici verjagt! Er ist zu seinen Schurken von Brüdern, dem Cardinal und dem andern gestossen! Und diese Fremdlinge wollen ihn uns zurückbringen? Ist er nicht ein Feigling? ist er nicht ein Verräther? Wir haben seine Wappenschilder durch den Koth geschleift, und man sollte sie wieder einsetzen? Wir haben seinen Palast bis auf den Grund niedergerissen; wir sollten ihn wieder aufrichten? Es ist eine Schmach!

Heftige Rufe.

Tod den Medici! Tod den Franzosen!

Ein junger Mann, auf einen anderen Eckstein springend.

Ja, Tod! Sie sind Elende! sie sind Barbaren! Nachdem sie uns Pisa zum Aufruhr gebracht und mit einer Belagerung gedroht, haben wir sie

in die Stadt aufgenommen! Wir haben den Einzug des Königs Karl geschehen lassen unter einem Altarhimmel, als wrenns eine Monstranz wäre! Wir haben sie in Paradeanzug durch unsere Strassen marschiren lassen, die Lanze am Schenkel wie Triumphatoren! Wir haben sie freundlich, verbindlich behandelt, haben sie gehätschelt! Man hat ihnen die Verkündigung der allerheiligsten Jungfrau in der Kirche San Felice aufgeführt, und sogar zweimal, weil sie es so verlangt haben, und jetzt wollen sie uns knechten!

Die Menge.

Nein! nein! nein! Tod den Franzosen! Die Knüttel! Die Knüttel! Zu den Schwertern!

Grosse Bewegung; das Volk beginnt sich zu bewaffnen.

Hauptmann Terride, zu seinem Lieutenant.

Bleibt an der Spitze der Compagnie und lasst die Leute die Visiere senken . . . Ich gehe hinaus, melden was vorgeht.

Der Lieutenant.

Gnädiger Herr, eine gründliche Ladung auf dieses Pack, nicht wahr?

Hauptmann Terride.

Ja, aber wartet den Befehl ab. Keine Dummheit.

Er steigt vom Pferde und geht in den Palast.

Ein Saal des Palazzo Medici. Der König, Philipp von Savoyen, Graf von Bresse, de Piennes, de Bourdillon, de Bonneval, d'Argenton; Offiziere in grosser Anzahl; Herr Piero, Capponi und drei florentinische Commissare.

Der König, mit dem Fusse stampfend.

Ich bin der Herr! Man gehorche!

Capponi.

Euere Hoheit wird geruhen uns noch einmal zu sagen, was Sie verlangt, und wir werden der Signoria Bericht erstatten.

Der König.

Sei es! Hört mich wohl; ich werde meine Worte nicht ein drittes Mal wiederholen, und wenn Ihr störrisch seid, soll es Euch gereuen.

de Piennes.

Wohl gesprochen!

Der König.

Ich will, dass Ihr Euren Fürsten, Herrn Piero de' Medici, wieder aufnehmet.

Beifallskundgebungen unter den Franzosen.

Capponi.

Ich höre.

Der König.

Wollt Ihr ihn wieder aufnehmen?

Capponi.

Ich höre, und wenn wir wissen, worum es sich handelt, werde ich antworten.

Der König.

Ihr scheint nicht entschlossen, Euch zu unterwerfen?

Capponi.

Das wird Euch der Ausgang lehren. Für den Augenblick hören wir Euere Hoheit, um zu wissen, was Sie will.

Der König.

Ich sage also, dass ich zuerst will, dass Herr Piero wieder eingesetzt werde; sodann will ich, dass die gesammte Signoria in Zukunft von mir gewählt werde.

Capponi.

Das also wollt Ihr?

Der König.

Ja, ich will es.

Capponi.

Nun wohl, wir, wir wollen nicht.

Der König.

Ihr wollt nicht?

Capponi.

Nein, wir wollen nicht.

Der König.

Tod und Teufel, ich finde Euch sehr verwegen!

Capponi.

In diesem Augenblicke muss man es sein.

Der König, zu einem seiner Offiziere.

Gebt mir den Vertrag her, den diese Menschen auf der Stelle unterzeichnen werden. Seht Ihr, meine Herren? Setzt Euch an diesen Tisch: hier ist Tinte, hier sind Federn; spielt mir nicht die Ungehorsamen, die Geduld geht mir aus. Unterzeichnet, unterzeichnet, unterzeichnet!

Capponi, den Vertrag Dem, der ihn hält, aus der Hand windend, zerreisst ihn
in vier Theile.

So machen's die Florentiner mit der Tyrannei!

Der König, ausser sich.

Lasst die Trompeten schmettern!

Capponi.

So schmettern wir die Glocken.

Er geht mit seinen Collegen.

Hauptmann Terride stürzt in den Saal.

Sire, Befehle! Die Menge ist ungeheuer auf dem Platze; wir werden angegriffen werden! Eure Schweizer haben sich des Borgo d'Ogni Santi bemächtigen wollen, sie sind übel zugerichtet und zurückgeschlagen worden. Was befiehlt Ihr?

Der König.

Ruft eiligst Herrn Capponi zurück!

Der König geht aufgeregt im Saale auf und ab; de Bourdillon spricht leise mit ihm; Stillschweigen; man hört das Geschrei und das Lärmen des Volkes auf dem Platze.

Die Florentinischen Abgeordneten treten auf.

Der König, Capponi bei der Hand fassend.

Ach! Capaun, böser Capaun, Du spielst uns hier einen schlimmen Streich!

Capponi.

Ich bin Eurer Hoheit Diener, und bereit Ihr zu dienen in Dem, was Rechtens ist.

Der König.

Mein Diener!

Capponi.

Getreuester Diener.

Der König.

Nun wohlan! Da Du meine Anerbietungen, welche auf Dein höchstes Wohl abzielten, ablehnst, so schlage Deinerseits vor.

Capponi.

Ihr seid ein grosser König, Ihr seid ein ritterlicher und edler Geist; wir bitten Euch, den glorreichen Titeln Eurer Vorgänger den folgenden, nicht weniger glänzenden, hinzuzufügen: Wiederhersteller und Schützer der Freiheiten von Florenz.

Der König.

Ich will es.

Capponi.

Wir bieten Euch, zum Zeichen unserer Erkenntlichkeit, eine freiwillige Gabe von hundertzwanzigtausend Goldgulden an.

Der König.

Ich nehme sie an; und weiter?

Capponi.

Weiter? Eure Grossmuth wird uns unsere Festungen zurückgeben; Ihr werdet uns Pisa zurückgeben, und es wird festgesetzt, dass Piero de' Medici sich unsern Mauern nicht auf mehr als zweihundert Meilen nähern soll.

Der König.

Sei es! Jetzt, da wir gute Freunde sind, werde ich in Eurer Mitte bleiben.

Capponi.

Nein, Sire. Ein Freistaat sieht nicht ohne Besorgniss so viel fremde Waffen in seiner Mitte. Euere Hoheit wird mit Ihren Truppen abziehen und uns in unserer Unabhängigkeit lassen.

Der König.

Ich will des Todes sein! Herr Piero, Ihr schlagt ja eine sehr seltsame Tonart an! Bin ich ein Bedienter, dass ich mich auf die Weise fortjagen lassen soll? Haltet Ihr mich für den ärgsten der Feiglinge? Das heisst aber auch meine Milde zu sehr missbrauchen! Ich habe das Schwert an der Seite, ich werde es ziehen, wenn man mich kränkt. Nein, wahrlich, ich werde nicht gehen! Tod und Teufel, ich werde bleiben und so lange, als es mir gefallen wird, versteht Ihr wohl? und müsste ich mich inmitten Eurer durch meine Geschütze in Staub verwandelten Gebäude behaupten! Ha! Ihr habt Euch eingeildet . . . Was ist das für ein Mönch?

Savonarola tritt auf.

Capponi.

Sire, es ist der Bruder Geronimo.

Der König.

Wir brauchen seine Kutte nicht. Ich kenne Dich, Bruder, Du bist nur ein Heuchler, ein Aufrührer, ein Narr! Hinaus mit Dir, oder ich lasse Dich . . .

Bruder Geronimo.

Ihr werdet mir Nichts anhaben, solange Gott, mein Herr, mich mit seiner Rechten deckt. Ich höre, dass Ihr nicht abziehen wollt? Ihr gedenkt diese unglückliche Stadt nochmals unter die Hufe Eurer Rosse zu treten? Ich thue Euch Das kund . . .

Der König.

Weist ihm die Thüre!

Capponi.

Habt Acht, Sire! Der Aufruhr und die Wuth tosen in Florenz. Wenn Ihr an den Bruder Geronimo rührt, rührt Ihr an den Liebling des Landes. Glaubt mir, glaubt mir! Hört ihn, anstatt ihn zu beschimpfen, sonst werden die Steine selbst sich gegen Euch erheben! Ihr wisst nicht, was es heisst, ein Volk in Raserei!

Der König.

Was willst Du, Mönch?

Savonarola.

Ich will Euch wieder zu Euch selber bringen. Ihr könntet mit Florenz Nichts anfangen; Neapel's bedürft Ihr; Neapel's und des hohen Meeres und darüber hinaus der Kaiserkrone, welche Euch die Vorsehung bestimmt hat, des Falles der Türken, der Vernichtung der Heiden und des erhabenen Namens eines höchsten Hauptes, nicht des kleinen Florenz, sondern der unermesslichen Christenheit! Wollet nicht, Sire, wollet nicht um einer

armseligen Zornesaufwallung willen den Rang verschmerzen, den Gott Euch vorbehält, und die Schätze des Ruhmes, mit denen er Euch überhäuft! Zieheth dahin, wohin Eure unvergleichliche Bestimmung Euch ruft! Neidet einem armen kleinen Lande, das Euch liebt, seine Freiheiten nicht; thut nicht, wie David: entreisst nicht einem Unglücklichen sein mageres Schaf, wenn unermessliche, blühende Heerden Euch zufallen! Hütet Euch davor! Ihr seid es, der mit allmächtiger Hand die allumfassende Kirche umgestalten soll! Lasset die winzigen Dinge; nehmet die grossen in die Hand und betraget Euch nicht so, dass Ihr eines Tages, ein neuer Saul, von Gott verworfen werdet!

Der König.

Der Mann redet, als wenn er Dessen sicher wäre, was er erzählt. Weisst Du's gewiss, ich werde Kaiser des Orients sein?

Savonarola.

Wer hat denn vor vier Jahren geweissagt, dass Ihr bei uns einbrechen und unwiderstehlich sein würdet? Wer hat denn den Sturz der Aragonesen und Euren Einzug in Rom offenbart?

Der König.

Ja, ich werde in Rom einziehen; Du sagst wahr!

Savonarola.

Geht denn, Sire, und verliert keine Zeit!

Ein Offizier tritt auf.

Der Officier.

Wenn die Obrigkeit von Florenz sich nicht auf der Stelle ins Mittel legt, werden wir in diesem Palaste eingeschlossen werden. Die Zugänge sind voller Bürger in Waffen und toll vor arger Wuth.

Capponi, zu seinen Collegen.

Wenn der König gebietet, so kommt, verhindern wir ein grausenvolles Verhängniss.

de Bourdillon.

Sire, ich glaube, wir sollten nachgeben; wir haben wirklich in dieser Stadt Nichts zu thun. Wir werden uns später rächen.

Der König.

Du glaubst?

Savonarola, dem Könige ins Ohr.

Habt Acht, Sire, der Engel himmlische Schaaren steigen von droben gegen Euch herab!

Der König, zu Capponi.

Werdet Ihr Eure Bedingungen halten?

Capponi.

Im Augenblicke soll das Geld Euch hingeählt werden.

Der König, zu seiner Umgebung.

Zu Pferde, meine Herren! unsere Liebe zu Florenz zieht uns von unseren Obliegenheiten ab! noch diesen Abend sind wir auf dem Wege nach Neapel. de Piennes, Ihr befehligt den Vortrab, und die Streifreiter sollen sofort aufbrechen.

Die Florentiner.

Es lebe der König!

Eines der Stadthore. — Volksauflauf.

Ein Bürger.

Endlich sieht man nur noch ihre letzten Nachzügler. Sie sind weit, diese verfluchten Franzosen! Mag der Teufel sie sich warmhalten! Wenns nicht Bruder Geronimo ist, der uns davon befreit, wer ist es denn?

Ein Schneider.

Er hat herzhaft zum König gesprochen und ihm gehörig Bescheid gesagt.

Ein Schlosser.

Er hats ihm gesagt, wie ich Euch guten Tag sage, und der arme Schlucker hat schön Angst gehabt.

Ein Maurer.

Bruder Geronimo ist der Prophet Gottes!

Die Menge.

Wenn Jemand daran zweifelt, so sollte man ihm den Bauch aufreissen, diesem Jemand! Schlagt ihn todt, den elenden Sünder! Es lebe Geronimo! Es lebe der Prophet Gottes! —

Das Deutsche Volk und das römische Recht.

Von Felix Dahn.

Spricht man von der Aufnahme des römischen Rechts durch die Deutschen, so denkt man fast immer nur an den Vorgang, welcher sich seit dem XIV. Jahrhundert etwa im Deutschen Reich vollzog.

Allein dies war das zweimalige Eindringen jenes fremden Rechts: schon sieben hundert Jahre früher hatten (abgesehen von Ost- und West-Gothen in Italien und Spanien) die im merowingischen Reiche zusammengefassten, später so genannten „Deutschen“ Stämme, also Franken und Burgunder auf dem linken, Alamannen, Thüringer, Baiern, ja später unter Karl dem Grossen in geringerem Maass auch Sachsen und Frisen auf dem rechten Rheinufer zwar nicht das ganze römische Recht als Einheit, wohl aber gar manches Stück, manche Einrichtung desselben — z. B. das Testament — aufgenommen; richtiger gesagt von der fränkischen Krone unter starkem Einfluss der Kirche in ihre Stammesrechte eingeschoben erhalten.

Diese Aufnahme hat nicht viel Unheil angerichtet: vor Allem deshalb, weil sie sich von der Wahnvorstellung fern hielt, das ganze Corpus Juris des Kaisers Justinian habe die Bedeutung eines für diese Stämme erlassenen Gesetzbuchs: von einer Aufnahme des römischen Rechts im Ganzen war gar keine Rede: nur einzelne Stücke wurden, wie gesagt, herübergenommen.

Dann aber war die Dauer dieser ersten Romanisirung des germanischen Rechts sehr kurz: die lateinisch geschriebenen Stammesrechte: die *leges Salica*, *Ribuaria*, *Burgundionum*, *Alamannorum*, *Bajuvariorum*, *Thuringorum*, *Frisiorum*, *Saxonum* drangen schon um dieser Sprache willen niemals tief in Kenntniss und Leben der Stämme ein, so dass sich das Bedürfniss herausstellte, in den lateinischen Text germanische Wörter zu schreiben, Schlagwörter, welche den des Latein unkundigen Schöffen zum Anhalt dienen sollten (die sogenannte „Malbergische Glosse“). Als nun die fränkische Oberherrschaft weggefallen war, welche die Verfassung und zumal die Einhaltung dieser Aufzeichnungen herbeigeführt und getragen hatte, schwanden die niemals tief eingewurzelten römischen Rechtsgebilde wieder völlig aus dem Leben der Deutschen Stämme: es fand so völliges Wiederausscheiden des nicht Anzueignenden, so gänzlicher Rückschlag in das Germanische Statt, von c. 900—1230, dass z. B. Herr Eicke von Repgow, der Verfasser des Sachsenspiegels, vom Testamente durchaus schweigt.

Erst seit Ende des XIII. und im Laufe des XIV. Jahrhunderts beginnt und verstärkt sich allmählich die zweite Aufnahme des fremden Rechtes, auf welche wir nun näher einzugehen haben.

Die Thatsache, dass nach Vollendung dieser Aufnahme etwa um 1500 das fremde Recht fast dreihundert Jahre hindurch in Deutschland herrschte, widerstreitet — so will es scheinen — schnurstraks einer Hauptlehre der geschichtlichen Schule, wonach das Recht eines Volkes stäts der Ausdruck der Eigenart dieses Volkes ist. Wie konnte hienach, könnte man einwenden, ein vor mehr als tausend Jahren zu Byzanz in einer dem deutschen Volk unverständlichen Sprache verfasstes Gesetzeswerk für das römische Reich in Deutschland gelten, wo nur ein Häuflein von Gelehrten von dem Vorhandensein jenes Rechts überhaupt Kenntniss besass?

Ja, man könnte aus der Thatsache eine Widerlegung der Lehre der geschichtlichen Schule ableiten wollen. Diese Schule, von Savigny, Karl Friedrich Eichhorn und Jakob Grimm begründet, hat uns für alle Zeiten die grosse Wahrheit gelehrt, dass das Recht wie die Sprache, die Sittlichkeit, die Kunst eines Volkes der Ausdruck ist der Volkseigenart, der besonderen Volksseele einerseits, und des Inbegriffs der geschichtlichen Einflüsse andererseits, welche in Raum und Zeit auf diese Eigenart wirken. Man könnte nun sagen: wie mag das richtig sein, wenn im deutschen Volk drei Jahrhunderte ein fremdes, diesem Volke völlig unbekanntes und unverständliches Recht galt?

Allein tiefere Auffassung zeigt, der Vorgang ist im Gegentheil eine schwerwiegende Bestätigung jener Lehre.

Liegt doch in der Eigenart der Deutschen Volksseele gerade jene Empfänglichkeit für das Fremde, zumal für die höhere römische und feinere romanische Bildung, jene nur allzu weitgehende Neigung, das Fremde überschätzend zu würdigen, eifrig aufzunehmen, sich ihm unter Aufhebung des Deutschen anzupassen. Dieser echt deutsche Zug tritt auch bei der Aufnahme des römischen Rechts zu Tage.

Allein dazu kam nun — ganz obiger Lehre gemäss — der Einfluss der geschichtlichen Einwirkungen auf die Volksseele in Zeit und Raum. Davon haben wir nun genauer zu reden. Denn Nordgermanen und Engländer haben doch das römische Recht nicht aufgenommen; warum nur die Deutschen?

Weil nur bei den Deutschen, nicht bei jenen, die fraglichen geschichtlichen Einflüsse wirkten.

Vor Allem ist zu erinnern: nachdem im Jahre 962 mit dem Deutschen Königthum das römische Kaiserthum verbunden worden, galt dies heilige römische Reich Deutscher Nation als Fortsetzung des 476 erloschenen weströmischen Reiches: dessen Kaiser galten als Nachfolger von Augustus, Constantin und Justinian, und somit erschien das Gesetzbuch des Letzteren als ein für das Deutsche Reich erlassenes.

Diese Vorstellung war nun freilich so lehrhaft, stand mit der Wirklichkeit in so schreiendem Widerspruch, dass sie lebendige Wirkung nie

würde gewonnen haben, hätten nicht Männer des wirklichen Lebens grossen Gewinn aus jener Annahme zu ziehen vermocht. Solche Männer aber waren keine geringeren als die römisch-deutschen Kaiser selbst, zumal die Staufer. Mit den geringen hergebrachten und meist zu Lehen dahin gegebenen Einnahmen des Reiches — ein Besteuerungsrecht besass die Krone nicht — waren die stets wachsenden Ausgaben nicht mehr zu bestreiten. Da bot jene Lehre, wie sie durch die Glossatoren zu Bologna vertreten ward, höchst erwünschte Einnahmequellen: eine römische Ausdrucksweise missverstehend sprachen sie dem Kaiser sogenanntes Obereigenthum — *dominium directum* — an dem ganzen Reichsboden zu: der Obereigenthümer sollte das ausschliessende Recht haben, sich der in seinem Gebiet befindlichen bisher herrenlosen Sachen zu bemächtigen: solche herrenlose Sachen waren aber nicht nur die Thiere des Waldes und die Fische der Gewässer, auch die Bergschätze: Salz, Gold, Silber und die übrigen Metalle.*)

Sehr eifrig griffen die Staufer, deren hoher Geistesschwung ohnehin auf das Weltbeherrschende des Kaisergedankens gerichtet war, nach den einträglichen Regalien: dem Berg-, Wasser-, Jagd-, Fischerei-Regal, die sich aus jener Lehre ableiten liessen. Dazu trat, dass wenigstens Süd- und Mitteldeutschland in eifrigsten Handelsbeziehungen standen mit Italien: der Seehandel der Levante schiffte seine Waaren in Venedig aus, wo sie auf der grossen, selten leeren Strasse über Bozen und den Brenner nach Augsburg und Frankfurt am Main verführt wurden: die Lombarden aber, welche die Waaren lieferten oder brachten, machten zur stillschweigenden Voraussetzung, dass diese Handelsgeschäfte nach italienischem Handelsrecht beurtheilt wurden, welches, obzwar mit mancherlei Aenderungen und Weiterbildungen, im Wesentlichen auf dem römischen Forderungsrecht beruhte. So wanderte mit den italienischen Waaren zugleich das römisch-italienische Recht in die süd- und mitteldeutschen Städte, wo es um so bereitwilliger auch ausserhalb der Handelsgeschäfte aufgenommen und in die Neuaufzeichnungen des alten Stadtrechts hineingearbeitet wurde, als es einem gerade damals unter dem Bürgerstand unabweislich gewordenen Bedürfniss entsprach.

Seit dem Uebergang zu sesshaft betriebnem Ackerbau war dieser neben und vor der Viehzucht die Grundlage des wirthschaftlichen Lebens der Germanen geworden: auf dem Grundeigen beruhte seither die Verfassung der Gemeinde, des Gau, des Staates: das deutsche Recht war dem entsprechend ganz wesentlich ein Adels- und ein Bauern-Recht gewesen, die Grundeigenverhältnisse waren darin reich entwickelt und höchst zweckmässig geordnet. Die Fahrhabe bestand aus Hausthieren und Unfreien, welche meist Zubehörenden der Grundstücke waren, mit diesen ver-

*) Mephistopheles: „Das Alles liegt im Boden still begraben;
Der Boden ist des Kaisers, der solls haben,“

(Faust II, 1.)

äussert und vererbt wurden und daher einer besonderen Rechtsgestaltung nicht bedurften. Ausserdem kamen als werthvolle Fahrhabe nur noch in Betracht die Waffen des Mannes und der Schmuck der Frau: für beide wurde denn auch wenigstens für die Vererbung das Sonderrecht des „Heergewätes“ und der „Gerade“ ausgebildet. Diese einfachen wirthschaftlichen Zustände änderten sich nun aber von Grund aus in den Städten, welche im Laufe des XI. und XII. Jahrhunderts zahlreicher und bedeutsamer aufblühten: für den hier neu erwachsenen Stand der „*burgenses*“ — Bürger — waren nicht mehr Grundbesitz und Ackerbau, waren Geld, Waren, Forderungen, Handel und Gewerk die wichtigsten Güter und Erwerbsmittel. An einem ausgebildeten Recht der Fahrhabe und der Vertragsforderungen — anders das für Forderungen aus Vergehen — fehlte es nun dem alten deutschen Recht, und das Bedürfniss drängte, für den neuen Inhalt des wirthschaftlichen Lebens neue Formen zu finden d. h. aber ein neues Recht; denn alles Recht ist eine Lebensform für einen Lebens-Inhalt. Gerade in diesem Augenblick ward nun den deutschen Städten das italienische Handelsrecht mit seiner römisch-rechtlichen Grundlage durch die lombardischen Kaufleute entgegengetragen: kein Wunder, dass es in die damals erfolgenden Aufzeichnungen der Stadtrechte eifrig aufgenommen und von einer Stadt auf die andere, die mit deren erprobtem Recht „bewidmet“ ward, übertragen worden ist. Aus dem Handelsrecht gingen jene römischen Einflüsse auch in das bürgerliche Recht — zumal in dem Gebiet des Vertragsrechts — über.

Ferner ist zu erwägen, dass das römische Recht ja auch schon vor der Aufnahme als gemeines in Deutschland keineswegs unbekannt war, abgesehen von jenem frühen Eindringen in die alsbald wieder ausser Geltung gerathenen Volkrechte. Die Kirchen lebten von jeher in erster Reihe nach kanonischem, in zweiter nach römischem Recht, und auch die Geistlichen, welche (anders nur die Longobarden) anfangs in zweiter Reihe nach ihrem Stammrecht gelebt hatten, wurden seit Anfang des XII. Jahrhunderts dem römischen Recht unterstellt. Aber auch die geistlichen Gerichte urtheilten nach römischem Recht: und welche Menge von Rechtssachen zogen diese — weit über die Fragen des Kirchenrechts z. B. in Ehesachen hinaus — vor ihre Zuständigkeit: Testamente, alle Geschäfte mit Wuchergefahr, ja jede beliebige Schuld, wenn sie nur eidlich bekräftigt war.

Weiter ist zu bedenken die grosse Zahl der in Italien reisenden, in Kriegsdienst und Friedensamt dauernd daselbst beschäftigten Deutschen vom Söldner bis hinauf zum Fürsten, sowie der an der Rechtsschule zu Bologna Studierenden und der Einfluss nicht nur der älteren Glossatoren, auch der sogenannten Postglossatoren und Summisten, der italienischen Praktiker auf alle diese, die nun ganz von selbst mit der lateinischen Sprache, in welcher lange Zeit alle Urkunden, alle Geschäftsbriefe, auch die Staatsschriften der Fürsten und ihrer Gesandten fast ausschliesslich ver-

fasst wurden, auch alle Ausdrücke der römischen Rechtssprache sich aneigneten.

Dazu trat seit Mitte des XIV. Jahrhunderts die Einwirkung der nun auch in Deutschland aufblühenden Hochschulen. Freilich ward an diesen in der Rechtsfacultät geraume Zeit nur kanonisches Recht gelehrt: allein diess ruhte ja in allen Stücken auf dem Römischen und ward in der Sprache der Römer vorgetragen: es ward also die Brücke für den Einzug des Corpus Juris. Nun wurden als Obergerichte auch die Oberhöfe und Schöffen-Obergerichte, an welche bisher die Rechtssachen zur Entscheidung „gezogen“ wurden, ersetzt durch die Juristenfacultäten als Spruch-Collegien, welche soweit irgend möglich nach römischem und kanonischem, nur wo es, wie in öffentlich-rechtlichen Sachen, unvermeidlich war, nach deutschem Recht urtheilten.

Es ist aber noch nicht beachtet, dass bei diesem Ringen zwischen römisch-gelehrten und deutschen Gerichten die ersteren die planmässige und Sieg entscheidende Unterstützung fanden durch eine Macht, welche die in jenen Jahrhunderten mächtigste war in Deutschland: durch die erfolgreich zur Vollunabhängigkeit und zur Staatsgewalt aufstrebenden Landesherren. Wie im XII. und XIII. Jahrhundert die Kaiser an den Glossatoren, fanden jetzt die Landesfürsten an den *doctores juris Romani* eifrigste und willkommenste Helfer: nicht mehr in dem Kaiser, dessen Macht seit dem XIV. Jahrhundert rasch sank, in den Landesherrn erblickten jene Romanisten den *princeps legibus solutus* des römischen Rechts: die entgegenstehenden Freiheiten und Rechte der Landstände und anderer Körperschaften im Lande galten jenen Lehrlingen Justinians als ebenso viele Ungehörigkeiten und Anmaassungen, ihre Verbände als *collegia illicita atque periculosa*.

Der *miles perpetuus* d. h. das aus geworbenen Söldnern gebildete stehende Heer mit seinen Feuerwaffen gegen die Burgen und Panzer der Ritter und die Mauern der Städte, und der *Doctor juris Romani* im Kampfe gegen die Freiheiten und Rechte von Geistlichkeit, Adel und Bürgerthum waren die wichtigsten Bundesgenossen der zur wahren Staatsgewalt aufstrebenden Fürsten: planmässig ersetzten daher diese nach Kräften die Schöffengerichte durch Gerichtshöfe gelehrter Richterbeamten.

Endlich aber wollen wir uns nicht darüber täuschen, dass auch die Ueberlegenheit des römischen Rechts über das Deutsche in der wissenschaftlichen Ausbildung gar wesentlich zu seinem Siege beitrug. Jenes war von den classischen römischen Juristen in einer geradezu genialen Weise behandelt worden: in den Römern steckte eine volksthümliche Begabung für das Recht wie etwa in den Hellenen für die Kunst: jene volksthümliche Begabung erschien gleichsam gipfelnd in der unvergleichlichen Behandlungsweise des in den Gesetzen Gegebenen durch die grossen Rechtsgelehrten, welche Lehre und Anwendung des Rechts in nie sonst erreichter Einheit verschmolzen.

Schwerer wiegend jedoch als all diese Einzelerwägungen ist die Betrachtung der Aufnahme des römisch-italienischen Rechts im Zusammenhang mit der Gesamtbewegung, welche, von Italien ausgehend, im XIV. und XV. Jahrhundert ganz Süd- und West- und Mittel-Europa ergriff, und welche man die Wiederbelebung des Alterthums zu nennen pflegt. In der That: wie man das Recht als solches nicht vereinzelt, getrennt von den übrigen Lebensgebieten eines Volkes und einer Zeit betrachten darf, so auch nicht solche gewaltige Strömungen in Umgestaltung des Rechts: die Aufnahme des römischen Rechts in jenen beiden Jahrhunderten wird richtig und grunderschöpfend nur aufgefasst als ein Stück jener viel umfassenden bildungsgeschichtlichen Gestaltung, welche die „*Renaissance*“ heisst.

Wie man in Italien seit Dante und Petrarca wieder die alten Handschriften aufstöberte, die darüber geschriebenen Heiligenleben von den Pergamenten wusch und wischte, die von ihnen überdeckten Verse des Catull und Lucrez wieder zu entdecken und gierig zu geniessen, wie man aus dem Schutte der Campagna die marmornen Götter hervor schaufelte, so grub man damals auch die römische Staatsidee, und das freilich niemals völlig verschüttete römische Recht wieder aus. Die „*Renaissance*“ verbreitete sich mit unwiderstehlichem Reiz und eifrig aufgenommen aus Italien über Frankreich nach Holland, Belgien, Deutschland und mit ihr, als ein Stück derselben, die Bewunderung und Pflege des römischen Rechts.

Zu Ende des XV. Jahrhunderts hatte sich diese grossartige Bewegung und auch die Aufnahme des römischen Rechts in Deutschland lange schon vollendet: es ist daher nicht richtig, wenn man immer noch die Reichskammergerichtsordnung von 1495 als einen Grund dieser Aufnahme anführt. Vielmehr setzt der § 3 dieses Reichsgesetzes die Geltung des römischen Rechts als gemeinen bereits voraus, wenn sie die Urtheiler dieses Gerichtes anweist zu richten „nach des Reychs- und gemain Rechten“ und wenn allerdings der richtigen Erklärung dieser Worte nach unter den „gemainen Rechten“ eben das römische zu verstehen ist.

Nicht also durch Reichsgesetz ist die Einführung dieses Rechtes erfolgt, sondern durch Gewohnheitsrecht: es gilt, wenn es überhaupt gilt, als Gewohnheitsrecht und durch Gewohnheitsrecht in Deutschland: wichtige Folgerungen aus diesen beiden Gedanken werden wir alsbald zu ziehen haben. —

Was nun die Frage betrifft, ob jene Aufnahme zu loben oder zu beklagen sei, so ist vor Allem zu erwidern, dass die Wissenschaft zunächst weder zu loben noch zu beklagen, sondern das Geschehene als nothwendig zu begreifen hat; die Naturwissenschaft lobt nicht noch tadelt sie das Gewitter: sie erklärt es, indem sie es als nothwendige Erscheinung des Gesetzes der Elektrizität darweist. So haben auch wir vor Allem jene Aufnahme des Fremdrechts aus der Deutschen Eigenart und aus den geschichtlichen Einwirkungen auf diese als nothwendig nachgewiesen.

Wäre nun die Aufnahme frei erfolgt, das heisst wie die der übrigen Gaben und Erscheinungen des wiederbelebten Alterthums in Kunst und Wissen, Kunstgewerk und Lebenseinrichtungen mit Auswahl, mit Auslassung des für das Deutsche Volk des XIV. Jahrhunderts Ungeeigneten, so würde die Aufnahme nur günstig gewirkt haben. Allein da sie leider „unfrei“ erfolgte, das heisst unter der halb wahnsinnigen Vorstellung, das Corpus Juris Justinians habe die Bedeutung eines für die Deutschen des XIV. Jahrhunderts erlassenen Gesetzbuchs und auch das für diese Unpassendste müsse aus Rechtsnothwendigkeit angewendet werden, wirkte die Aufnahme neben einzelnen günstigen Einflüssen, welche nicht geleugnet werden sollen, ganz überwiegend schädlich. Man erwäge: nach Vollendung der Aufnahme gab es in Deutschland zwei Arten von Recht: das Deutsche, nach welchem die Ungelehrten, d. h. also 999/1000tel des Volkes, Bauern, Bürger, Landadel leben wollten und lebten, so lang es nicht zum Streit vor den Gerichten kam, und das Römische, von dessen Vorhandensein sie gar keine Ahnung hatten, und das zu ihrem Staunen und Entsetzen über sie verhängt wurde, wenn sie das Unglück eines Rechtstreites vor Gericht führte.

Dass dies aber möglich war, scheinbar im Widerspruch mit der Lehre der geschichtlichen Schule von der Entstehung und Gestaltung des Rechts (oben S. 266), erklärt sich aus dem Druck, den Fürsten und gelehrte Beamte von oben her auf das ungelehrte Volk zu üben vermochten. Da nun leider ohne Auslassung oder Aenderung des Ungeeigneten das ganze Corpus Juris angewendet werden sollte und, soweit der Einfluss der *Doctores juris Romani* reichte, ein paar Jahrhunderte hindurch auch wirklich angewendet ward, ergaben sich die allerverderblichsten Folgen für Wirthschaft, Ständewesen, Gemeinde- und Staatsleben. Wie blind, wie unsinnig man bei der unterscheidungslosen zwangsweisen Anwendung des fremden Rechts voring, davon nur ein Beispiel. Das römische Recht macht zur Grundlage des Wasserrechts, der Unterscheidung von öffentlichem und der privaten Gewässer, den Gegensatz der das ganze Jahr über fliessenden und der zeitweilig versiegenden Wasser: öffentliche sind alle ununterbrochen dauernden, private nur die austrocknenden (*torrentia*). Das passt ganz vortrefflich für Italien, unter dessen heissem Himmelsstrich alle kleineren Rinnsale im Sommer austrocknen, nur die grossen dauern. Aber es passt durchweg nicht für Deutschland, dessen kleinere und kleinste Bäche und Quellen sogar sehr häufig das ganze Jahr über rieseln. In höchst widersinniger Weise wurden nun alle diese kleinere Gewässer, welche seit unvordenklicher Zeit Privateigenthum gewesen, zu öffentlichen gemacht. Und wie verderblich wirkte jener Gegensatz des alten deutschen von den Leuten ausserhalb des Gerichts als geltend vorausgesetzten Rechtes zu dem über sie in den Gerichten zwangsweise verhängten!

Geradezu vernichtend war die Aufnahme des römischen Testaments- und Intestat-Erbrechts für den niederen Deutschen Adel: dieser hat durch jene Aufnahme zum allergrössten Theil die wirthschaftliche Grundlage seiner Stellung und damit zugleich seine staatliche Bedeutung verloren — zum schweren Schaden des ganzen Volks. Adel und Bauernstand beruhte in Deutschland auf dem Grundeigen: dies musste unzersplittert im Mannsstamm des Geschlechtes oder — bei den Bauern — an dem Hof erhalten bleiben. Diesem Zwecke dienten die deutschen Rechtsgrundsätze, wonach Veräusserung von Liegenschaften unter Lebenden an die Zustimmung der Erben geknüpft, letztwillige Verfügung ganz oder doch wenigstens über Liegenschaften ausgeschlossen und die hienach also allein möglichen Erbfolgen stäts einheitliche waren: die Spindelmagen (Weiber und durch Weiber verwandte Männer) erbten Grundstücke erst nach Aussterben des Mannsstammes und aus diesem erbte das Allod immer nur Einer, bei dem Adel meist der Erstgeborne, bei den Bauern meist der jüngste Sohn.

Nach dem von den Fürsten und deren römischen Hofjuristen ohne Wissen — gleichsam hinter dem Rücken — beider Stände eingeführten römischen Recht konnte aber der Grundeigner auch über seine Liegenschaften letztwillig verfügen und erbten in Ermanglung solcher Verfügung die Töchter neben den Söhnen und neben dem ältesten oder jüngsten Sohn die andern Brüder, so dass das Adels- oder Bauerngut etwa unter sechs Köpfe zersplittert wurde: nun hatte keiner, wovon er leben konnte, das Adelsgeschlecht verarmte, der Bauernhof löste sich in sechs Kotsattenhütten auf. Dies Ergebniss ward unvermeidbar herbeigeführt ohne, gegen den Willen des Erblassers und der bisher allein berechtigten Erben, welche alle die Erbfolge nach dem bisherigen Recht vorausgesetzt hatten, sobald sich ein römisch-geschulter Winkelschreiber hinter eine der Töchter oder deutsch-rechtlich ausgeschlossenen Söhne steckte und sie zur Klagestellung aufhetzte. Nur dem hohen Deutschen Adel gelang es vermöge seiner Autonomie in dem „Stammgut“ ein objectives Sonderrecht sich zu schaffen, welches im Wesentlichen die alten Deutschen Grundsätze aufrecht hielt. Der bereits im Versinken begriffene Bauernstand — in andern Landschaften traten in der That an Stelle der Bauern Tagelöhnerschaft, Kleingütler! — ward nur gerettet durch die Bauernschutzgesetze, welche die Landesherrn gegen Ende des XVII. Jahrhunderts erliesen, um diesen Stand, das schwer überbürdete Lastthier ihres Territorialstaates, vor dem völligen Untergang zu retten. Stellte doch dieser Stand fast allein die Recruten, und waren doch auf ihn weitaus die meisten Abgaben und Frohnden gewälzt: nun ward in vielen Landschaften die Untheilbarkeit der Bauerngüter aufrecht erhalten oder wieder hergestellt. Der niedere Adel aber rettete seine Güter und damit seinen Bestand nur, sofern er durch Familienfideicommiss und Erbverzichte, also durch Rechtsgeschäft, ähnliche Grundsätze wieder einführte oder behauptete, wie sie der hohe Adel als objectives Standes-Sonderrecht sich geschaffen oder vielmehr gewahrt hatte.

Allein die verderbliche Wirkung der unfreien unterscheidungslosen Aufnahme des fremden Rechts beschränkte sich nicht auf Adel und Bauern: gar viele nicht zu dem deutschen Leben passende Sätze schädigten das ganze Volk. Aus den vielen Fällen soll nur ein gemeinverständliches Beispiel gewählt werden. Im Deutschen Recht waren die Eigenthums-, Pfand- und andern dinglichen Rechte an Liegenschaften in musterhaft durchsichtiger zweckdienlicher Weise geordnet: der Grundsatz der Oeffentlichkeit sicherte den Grundcredit, nachdem an Stelle der alten mündlichen Auflassung in der Volksversammlung die Eintragung in die öffentlichen Grundbücher als Wesensform für Erwerb, Uebertragung und Erlöschung aller dinglichen Rechte an Liegenschaften getreten war. Dieser höchst erspriessliche Rechtszustand ward auf das Verderblichste zerstört durch die eindringenden römischen Sätze, wonach, ohne jede öffentliche Form, all diese Rechte durch blossen Vertrag und durch Uebergabe entstehen; zumal aber das Grundpfand ward völlig entwerthet durch die heillosen römischen gesetzlichen, bevorzugten und allgemeinen Pfandrechte grosser Zahl: dies römische Grundpfandrecht, wie es nicht die classischen Juristen gewollt, sondern wie es die stümpernde willkürliche Gesetzmacherei später Imperatoren gestaltet hat, ist ein erbärmliches Zeug, welches dem Pfandgläubiger in Wahrheit gar keine Sicherheit mehr gewährt. Und doch musste das ausgezeichnete deutsche Buchpfandrecht diesem gemeinschädlichen Gebräu weichen.

Es ist sehr bezeichnend, dass die Zeit der unbeschränktesten Herrschaft des römischen Rechts in Deutschland zugleich die Zeit des tiefsten Darniederliegens des Deutschen Volksbewusstseins, die Zeit des tiefsten Elends und der schmachvollsten Zerrissenheit, der Vorherrschaft fremden Einflusses im Reiche war: nämlich das selbe XVII. Jahrhundert, welches Deutschland wirthschaftlich um drei Jahrhunderte zurückwarf: es ist die selbe Zeit, in der auch die Deutsche Sprache durch die Fremdwörterei nahezu erdrückt wurde, so dass man fast in jedem Satz eines Briefes, einer Urkunde eine Mehrzahl von griechischen, oder lateinischen, oder französischen, oder italienischen oder spanischen Worten antrifft.

Es kann hier nicht ausgeführt werden, durch welche Mittel und in welchen Formen sich doch auch damals unter der scheinbar alles erdrückenden Decke des Römischen geringe Ueberbleibsel des Deutschen Rechts am Leben erhalten hatten: zumal das unsinnige römische Bodenpfandrecht hatte doch nicht überall das deutsche Buchpfand zu verdrängen vermocht, im Lehenrecht, welches ja für das Reich wie für die Territorialstaaten die Verfassungsform gewährte, in gar vielen Einrichtungen des öffentlichen Rechts, welche, wie die Regalien, einen halb privatrechtlichen Inhalt hatten, war das Deutsche Recht unentbehrlich geblieben.

Schliesslich waren doch die Bedürfnisse des wirklichen Lebens stärker zwingend als die „fixe Idee“ der Hofjuristen und Professoren von der für

alle Völker und Zeiten göltigen Unfehlbarkeit des römischen Rechts als eines absoluten Rechts, der geschriebenen Vernunft. So enthielten schon das Preussische Landrecht zu Ende des vorigen und das österreichische Gesetzbuch zu Anfang dieses Jahrhunderts zahlreiche Wiederbelebungen Deutscher Rechtsgedanken, und auch auf dem Boden des gemeinen Rechts wurden im Laufe der letzten sieben Jahre immer mehr Stücke des justinianischen Rechts als unanpassbar und unverdaulich wieder aus dem Deutschen Rechtsleben geschieden. Einer der allerersten unserer Romanisten, Bernhard von Windscheid, erklärte selbst in dem Vorwort zu der ersten Auflage seiner Pandekten, die Ausscheidung des nicht assimilirbaren römischen Rechts dauere immer noch fort.

Gewiss. Und hätte man, nachdem endlich das Deutsche Reich hergestellt, und ein reichsgesetzliches einheitliches Deutsches Privatrecht ermöglicht und verheissen war, die Abfassung „eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich“ noch um ein Menschenalter hinaus geschoben oder hätte man jetzt schon diese Abfassung nicht fast ganz ausschliessend Romanisten anvertraut, — die römischen Bestandtheile des Werkes würden ganz erheblich geringer gewesen sein.

Statt dessen hat man einen Entwurf ausgearbeitet, dessen Einführung für ein nationales Unglück erklärt werden muss: er ist undeutsch in Geist, Sprache und seinem ganzen Inhalt, ausgenommen nur jene Rechtseinrichtungen, in welchen das Deutsche nun eben einmal schlechterdings nicht zu entbehren war. Das preussische Landrecht vor 100, das österreichische Gesetzbuch vor achtzig Jahren war viel mehr deutsch als dieser Entwurf. Und darum Leipzig und Waterloo, Sadowa und Sedan? Dieser Entwurf ist eine Niederlage des Deutschthums, wie sie seit der Aufnahme des Fremdrechts im XIV. Jahrhundert und der Schlacht von Jena nicht mehr erhört sind. Und in dem sieghaften Deutschen Reich erleben wir das, zwanzig Jahre nach dem Frieden von Frankfurt. Weh und Grimm ersticken mir weitere Worte! Ich habe mein Urtheil über dieses römische Gesetzbuch für das Deutsche Reich anderwärts — dreimal — ausgesprochen und begründet: ich wiederhole es hier nicht. Die Germania auf dem Niederwald hätte Ursache, an dem Tage der Einführung dieses volkswidrigen Werkes ihr schönes Haupt zu verhüllen. Aenderungen im Einzelnen, mögen sie noch so zahlreiche Besserungen sein, können Geist und Sprache dieses Gesetzbuchs nicht mehr umgestalten: sie bleiben undeutsch und volkswidrig, und auf unabsehbare Zeit hinaus ist das echt deutsche Rechtsleben in unserem Volk durch ein Fremdrecht erdrückt, das vom Volk nie verstanden, nie geliebt, von allen Freunden des hingemordeten Deutschen Rechts aber bitter gehasst werden wird.

Breslau. 1891.

Felix Dahn,

Vom deutschen Volksgeist, seinen Freunden und seinen Feinden.

Von J. H. Löffler.

Das älteste (also nachhaltigste) und edelste Erbe des deutschen Volksgeistes ist „Treu' und Glauben“, ist der Idealismus, der vom Anfange her an den Goldbesitz, die Goldgier, den Fluch heftet in vielen seiner schönen ältesten Gedichte, den Sagen, weil die Goldgier zum Wurm an Treu' und Glauben wird, — der Idealismus, welcher in dem irdischen Gegensatz von Materie und Geist seine Heimat im letzteren weiss, ethische und ästhetische Bedürfnisse erzeugt und in schöpferischer Gemütskraft sich Befriedigung zu verschaffen sucht: Religion und Kunst sind des deutschen Volksgeistes wesentlichste Offenbarungen und zugleich seine Existenzbedingungen. Und darin waltet die Treue.

Die Treue setzt ein gegliedertes Ganzes voraus: Sippe, Volk. Der Begriff Volk setzt eine Führerschaft voraus: Königtum. Das Königtum ist auch eine Offenbarung des deutschen Volksgeistes. Wie Sippentreue, Vaterlandstreue; so ist die Königstreue ein Grundzug des deutschen Volksgeistes. Der Treue Gipfel ist der König; des Glaubens Gipfel ward die Kirche.

Aber ein Jahrtausend lang waren Königtum und Kirche dem deutschen Volksgeist entraten, 1) weil sie sich selbst untreu geworden waren in Goldgier und Herrschsucht, angesteckt vom Fremdentum überallher, 2) weil sie der Form anheim fielen (in Staat und Papsttum aufgingen) und den Geist aufgaben. — Da war das Volk zumeist übel beraten. Aber das am Mutterboden haftende — wenn es auch hin und wieder an den Abgrund geriet, weil der natürlichen herzhaften Führerschaft bar — zeugte dann immer aus seinem unverwüstlichen arischen Geist heraus in „Treu' und Glauben“ sich eine geistige, zum Ideal hinreissende Führerschaft und kam immer wieder auf gesunde Beine unter genesenden Herzen. Obenherum hat immer viel Gift gewütet; aber untenherum war die Gesundheit beständiger.

Als im Jahre 1811 der dänische König in Schleswig die deutsche Sprache unterdrücken wollte, scheiterte sein Wille an dem guten Mute der Prediger, Lehrer und Bauern. Die wollten sich nicht untreu werden. Und sie gehören heute noch zusammen: Prediger, Lehrer und Bauern. Setzen wir nur zu den Bauern gleich noch die Handwerker und Arbeiter. Diese untere Volksschicht bildet den gesunden Mutterboden eines Volkes, der noch wetterfrisch und triebfähig bleibt, wenn's in den oberen Schichten krankt. Meist der unteren Volksschicht entsprossen, erscheinen dahineingestellt die Prediger und Lehrer als die anregenden Träger des Idealismus, als Hüter und Pfleger von „Treu' und Glauben“ — der Religion.

Mit diesen Erfahrungen blicken wir in die Gegenwart und erschrecken vor dem tragischen Geschick unserer Nation.

Der deutschgeistige Luther hat den Gipfel des Glaubens, die Kirche, dem deutschen Volksgeist entsprechend gestaltet, Goldgier und Herrschsucht hinausgewiesen, die knechtende Macht des Papsttums gebrochen und der Form einen Inhalt gegeben durch Hinweisung des deutschen Gemütslebens auf die erbarmende Gnade und die Bedingungen zur Erneuerung im heiligen Geist; — seit zwanzig Jahren ist das so lang ersehnte ideale deutsche Königtum erstanden mit treuvollem Herzen für das Volk, ist zum wahrhaftigen Gipfel der Treue erblüht: — in dem Volk aber ist eine Bewegung des Unfriedens und der Vertrauenslosigkeit, als ob es sich anschicke, an Kirche und Königtum der Gegenwart zu rächen, was sie in der Vergangenheit gesündigt haben.

Oder haben Prediger und Lehrer, die wir als Boten der Kirche und Schule so bedeutungsvoll in das Volk gestellt sahen, noch in der neuen Zeit gesündigt am deutschen Volksgeist?

Wie steht es — fragen wir uns — mit diesen bedeutungsvollen Mächten in unserer Zeit des gesellschaftlichen Wirrsals und Kampfes?

Und wo — fragen wir weiter — sind jene Feinde, die in den selben Mittelbereichen unserer geistigen und sittlichen Bildung das Werk der recht begriffenen und pflichttreu verfolgten Aufgabe jener Mächte am meisten zu stören und zu hindern bemüht sind? —

Es ist in der That ein Kampf um die Religion des deutschen Volksgeistes, und wer an die Spitze als ein führender und leitender Vermittler treten soll, muss auch als Persönlichkeit von diesem idealen Gebiete des Glaubens aus hineintreten in die alte Heimat der Treue, die zur Untreue werden will, in das weite, wildbewegte Reich des Volkslebens. — Dort ist er schon am Werk, ein Helfer in der Not. Der dritte und letzte Teil unserer Betrachtungen über den deutschen Volksgeist soll uns näher mit dieser Persönlichkeit bekannt machen.

I. Die berufenen Freunde.

Der Vorwurf der Verwahrlosung, der Vorenthaltung kräftiger und heilsam anregender Elemente, sowie der Zulassung des Unkrautsamens in unserem deutschen Volksgeiste trifft am schwersten Kirche und Schule. Ja die Kirche trägt grosse Mitschuld am Schwund der Religiosität im deutschen Volksgeist. Soweit die protestantische Kirche als Staatsanstalt wirkte, hat sie selbst sich anstecken lassen von jener modernen Laxheit, welche von Frankreich herüber dem deutschen Patriotismus und der deutschen Religiosität im Allgemeinen den vergiftenden Odem eingeblasen hat. *) Wer auf dem Gymnasium zur Ueberzeugung gebracht wurde, dass „das Zeug“ nicht ausreiche zum Juristen oder Mediziner, der wandte sich der Theologie zu; da „fiel man selten durchs Examen“. Denn „man machte es“ mit den Geistern, „dass es gut that“. Auch der Schwache, der das Gymnasium mit Ach und Krach absolviert und drei Jahre „studiert“ hat, bringt „den dummen Bauern, Schustern und Schneidern“ noch immer einen Wissensberg entgegen, dass jene armen Teufel vom ungeheuren Ueberfluss reichlich bedient werden können. — Es ist wahrhaftig so. — Die Kirche hat sich selbst erniedrigt, ihren hohen Beruf aufgegeben, indem sie sich das hat gefallen lassen. — Eine andere Frage: Wie steht es mit dem Gemütsfonds, wie ist der religiöse Herzensgrund bestellt des knappernot ins geistliche Brot Gebrachten? — kam gar nicht in Betracht. — Ein alter Kirchenrat klagte mir einmal: „Wenn man vom Gymnasium kommt und die Universität bezieht, bringt man nichts mit; eine religiöse Richtung hat man nicht — auf den Gymnasien ist es mit dem Religionsunterricht dürftig bestellt — und so ist man denn in dieser Beziehung einem zufälligen Schicksal preisgegeben, das oft schwere innere Kämpfe zur Folge hat.“

Die Konstatierung eines gläubigen Gemütes, als der Grundbedingung für das geistliche Amt, dürfte zu schwierig, wenn nicht unmöglich sein. Die Amtsführung muss das an den Tag bringen. Die Beobachtung der Amtsführung war aber so anspruchslos wie die wissenschaftliche Prüfung. Wurde gewissenhaft gepredigt, getauft, kopuliert, beerdigt, so wars gut. Mehr kann man nicht verlangen. Nach jenem, was die eigentliche seelsorgerische Thätigkeit der Kirche, des Geistlichen, ausmacht, fragte man nicht, — weil die Kirche selbst ihren Beruf nach seinem vollen Umfange, nach der eigentlichen Tiefe hin, mit vollständigem Aufgang im Volksleben, nicht erkannt hatte. Ihre Diener verschmähten es, den ihnen anvertrauten Seelen auf dem Fuss nach zu gehen in weltlichen Verirrungen. Die heiligen

*) „Redet doch einmal, ihr Laien, sagt, was ihr denkt, wir wollen endlich einmal miteinander sprechen über die grosse Angelegenheit, die uns beide aufs Tiefste berührt. Wir wollen lernen von Euch, denn wir protest. Theologen sind nicht unfehlbar, und wir wollen Euch sagen, was wir wissen, und durch diesen Austausch kann ja vielleicht das eiternde Geschwür unserer Kirche geöffnet und geheilt werden.“ Hönig, Stadtpfarrer in Heidelberg. Gut! So wollen wir reden. —

Schuhe beschmutzen, den Talar entweihen? — Das darf ein Priester nicht! — Dessen Kirchenzucht, dessen Evangeliumsgewalt ist so gross, dass sie nachhalten muss für alle Winkel, wenn auch der Pfarrer, Pfeife rauchend, auf dem Sofa liegt. Die Kanzel ist so hoch, so respektabel, — der Altar so heilig, dass ihre Wirksamkeit von einem Sonntag zum andern unzweifelhaft nachhält. Der Bauer und Bürger hat auch von Haus aus genug Respekt vor Kanzel, Altar und Priester. Wenn es nur nicht auch andere, der Kirche entgegenwirkende Mächte gäbe! — Da ist's für den wahrhaftigen Seelsorger nicht mit dem Trost abgethan: „Die Weltgeschicke liegen in höherer Hand“ — wie ich jüngst in einer Zeitung las. — Dich, Seelsorger, hat die „höhere Hand“ hergestellt, „die Weltgeschicke“, welche sich aus Menschenthaten weben, nach seinem Willen lenken zu helfen mit starkem Einfluss auf das Menschenherz, damit nicht „arge Gedanken“ und Antriebe, sondern heilige Willensregungen dort erstehen und gute, sittliche, befreiende Thaten wirken. Und das kann nicht mit gelegentlichen Hinweisungen und Vertröstungen auf die Ewigkeit abgemacht werden, nicht mit einer Vorbereitung zur Ewigkeit durch einen kalten, theoretischen, allgemeinen Ruf zur „Busse“. Das muss geschehen in liebevoller Stützung, Hebung, Vernunft- und Gemütläuterung in den besonderen Lebensfällen, nicht bloss kirchlicher Kategorie, sondern in kritischen Fällen des Profanlebens: das Leben im Ganzen birgt die Gefahren für die Seelen, das Profanleben fast alle. Soll der Mensch ein Tempel Gottes sein, wie die Kirche mit Recht predigt, so muss sie den Menschen auch in seinen Arbeitstagen begleiten mit hellem, wachsamem Auge und liebevollem Seelenbeistand.

An einem Fall aus dem gewöhnlichen Leben sei uns zuerst die falsche, dann die richtige Haltung eines Geistlichen zur Anschauung gebracht.

Der Geistliche X in A ist kein Freund vom modernen Versicherungswesen. Vom Standpunkt der Frömmigkeit herab stimmt er seinem Nachbar, der die Hagelversicherung verschmäht, bei. Der Bauer kalkuliert so: Wenn ich in 20 Jahren einmal verhagele, so kann ich mit den ersparten Prämieinzahlungen den Schaden hinreichend decken. Und der Pfarrer macht ihn nicht darauf aufmerksam, dass ihm nach 20 Jahren die ersparten Prämien in der Wirklichkeit fehlen und drückt das religiöse Siegel darauf: „Ja freilich! Und was die Gefahr betrifft, die in dem Versicherungswesen liegt? Davon schreiben die Agenten nichts in die Zeitungen. Heutzutage versichern sie das Leben, die Gebäude, das Hausgeräthe, das Vieh, die Feldfrüchte: die Rechnung ist gemacht, der liebe Gott abgedankt. Nun wird ins Tageslicht hineingelebt. Wenns brennt, denkt man an Köln, Hamburg, den Phönix u. dergl., — wenn der Atem ausgehen will, an den Prometheus, die Iduna, oder wie die Heidengötter nacheinander heissen, — wenns donnert, an Berlin, Magdeburg etc. — An den lebendigen Gott vom Berge Sinai, der dem Meer gebietet, oder das verzehrende Feuer auf den Gottlosen herabschleudert, der Herzen und Nieren prüft mit gewaltigen Schlägen

seiner Allmacht, der Berge versetzt und Hügel hinfallen lässt, der die Sonne still stehen lässt, der dem frommen Knaben den Sieg gegen den lästernden Riesen gewährt, — an den denken die Versicherten nicht mehr. Das Versicherungswesen macht die Leute übermütig, trotzig, gottlos.“ — Als aber der Nachbar in 5 Jahren zweimal verhagelte, hatte der Herr Pfarrer keinen Scheffel Korn für den armen Teufel übrig, der nun so in Schulden geriet, dass er sich nicht mehr zu helfen wusste, nach dem Branntwein griff und nach abermal 5 Jahren von Haus und Hof musste. Um den „unverbesslichen Trunkenbold“ kümmerte sich der fromme Seelsorger längst nicht mehr. So der X in A.

In B der Pfarrer Y hat einen andern Standpunkt. Eigentlich hat er keinen priesterlichen Standpunkt, etwa auf einer gewählten Höhe. Er ist ein Nachbar unter seinen Nachbarn, der wie zufällig überall zu Haus ist: bei den alten orientalischen Völkern, bei den alten Griechen und Römern, bei den Germanen der Heidenzeit vornehmlich, bei den Franzosen, Engländern, auch in Amerika, — in der Gottesgelahrtheit, der Philosophie, den Naturwissenschaften, der Volkswirtschaftslehre, — in der Kunst, Landwirtschaft, im Gemeinwesen. Aber wie gesagt, herunterwärts sieht er nicht, weil er sich untenherum bewegt, bewegen muss; ein wenig höher oben würde es ihm zu frostig vorkommen. Er muss mit warmem Herzen im Verkehr stehen: da findet sein grosses Herz Nahrung, Befriedigung, Freude, Erquickung. Da untenherum fehlt es daran nicht; das hat er längst verspürt. — Kommt er einmal an einem schönen Frühlingsabend aus dem Wald heraus und stösst auf seinen Nachbar, der beschäftigt ist, seiner Ackerecke zum Schutz gegen unverständige Fussgänger einige Stangen an Pfähle zu binden. „Hannes, Ihr habt da einen prächtigen Roggen auf Eurem Acker stehen. Versichert Ihr auch Eure Früchte gegen Hagel?“ — „Nein, Herr Pfarrer. Das kann ich nicht erschwingen.“ — „Aber wo wollt Ihr dann die Flügel erst hernehmen, wenn Ihr einmal verhagelt?“ — „Der liebe Gott wird's ja gnädig machen, Herr Pfarrer.“ — „Hannes, das ist falsch! Der liebe Gott muss doch Gewitter kommen lassen. Was für ein Segen in den Gewittern steckt, das wisst Ihr doch auch. Welcher Segen im Hagel steckt, das wissen wir vor der Hand noch nicht; aber den Schaden des Hagels kennen wir. Haben wir nun mit Gottes Hülfe es dahin gebracht, uns gegen diesen Schaden sicher stellen zu können, und thun es doch nicht; so muss uns der liebe Gott für Thoren halten. — Ihr könnt's nicht erschwingen? — Das trifft auch nicht zu, Hannes!“ — „Herr Pfarrer, es ist doch so.“ Und nun rechnete der Nachbar vor, wieviel er ein Jahr lang zu bezahlen habe, und wie wenig er einnehme. — Da legte der Pfarrer seine Hand auf die Schulter des Bauern und sagte: „Mag sein. Aber zu der Ausgabe für die Hagelversicherung könnte ich Euch verhelfen, wenn Ihr sonst guten Willen dazu habt.“ — Da sah der Bauer den Pfarrer gross an. „Werdet fertig, Hannes, dann geht Ihr doch auch mit heim,

Auf dem Weg will ich's Euch zeigen, wo der Schatz zur Hagelversicherung steckt.“ — Darauf gingen sie miteinander an der Halde hinab und kamen in den Wiesgrund. „Habt Ihr nicht da herum eine Wiese, Hannes!“ — „Ja; aber die Hälfte ist moorig, da in der Sohle, und bringt nur saures Futter, das dem Vieh mehr schad't als nützt.“ — Der Pfarrer blieb stehen und der Bauer auch. „Da ist der Markstein“, sagte der Bauer. — „Und wo hört sie auf?“ — „Dort oben.“ — „Geht mit retour, Hannes, und zeigt mir den andern Markstein.“ — Der Nachbar kratzte sich hinter den Ohren und dachte, ob denn der Pfarrer zu den Grundbuchsmännern gehöre, ging aber mit. „So, Hannes! das sind 50 Schritt Länge. Wie viel Schritt breit ist der böse Sumpf?“ — „Meintwegen 15 Schritt.“ — „Seht, Hannes, dass Ihr den lieben Gott noch lang nicht genug versteht. Zur Hagelversicherung hat er Euch da in den Sumpf einen Schatz gelegt. Den müsst Ihr heben.“ — Der Bauer sah den Pfarrer wieder gross an und dachte, das wär doch ein recht einfältiger Spass, den sich sein Beichtvater mit ihm erlaube von wegen der Schatzgräberei. „Nun gebt acht, Hannes! Morgen geht Ihr zum Agenten und versichert Eure Frucht gegen den Hagel. Wenn Ihr's Geld nicht gleich habt, will ich's Euch vorschliessen, bis der Schatz gehoben ist. Im nächsten Frühjahr leihe ich Euch die nötigen Wünschelruten zum Schatz heben. Ich baue sie hinten am Pfarrteich. Davon steckt Ihr Euren Sumpf voll.“ — Der Bauer schlug die Hände zusammen vor Ueberraschung; dann schlug er sich vor die Stirn, und dann schüttelte er freudig erregt dem Pfarrer die Hand und rief: „Tausendmal Dank! So thut's gut! Ei, dass man nicht selbst auf so was kommt!“ — Drei Jahre darnach traf der Pfarrer Y auf seinem Spaziergang seinen Nachbar am selbigen Sumpf vor einer üppigen Weidenpflanzung. „Wie gehts, Hannes?“ — „Gut, Herr Pfarrer! Was ich meine Freude jetzt an dem Sumpf da hab, — es ist drüberaus! Der Haushalt Gottes ist recht wunderbar.“ — „So ist's richtig. Behüt' Euch Gott, Hannes!“

Dieser einzige nüchterne Fall, die Hagelversicherung,*) möge genügen zur Veranschaulichung der seelsorgerischen Thätigkeit eines Landgeistlichen. Er ist schon hinreichend, uns einen Blick in das weite, unbegrenzte Arbeitsfeld zu eröffnen, in welches der Geistliche auch im kleinen Dörflein gestellt ist. Gibt es einen schöneren, höheren Beruf, einen dankbareren, als den des Geistlichen, des Kirchendieners? Die Herrschaft der Kirche, welche sich auf Talar und Kanzelfestung steift, ist eine eingebildec; die herrlichsten Siege sind der Kirche beschieden auf dem Blachfelde des allgemeinen Lebens, wenn sie die dazu passenden Charaktere aussendet. Die Predigt und die priesterliche Handlung müssen als die grossen, in heiligem Feuer aufflammenden Lebensmomente des Seelsorgers erscheinen: seine breitere, bindende, haltgewährende Wirksamkeit rinnt als Balsam in den

*) Die Reklamewucherung unserer Zeit nötigt mich zu der Erklärung, dass ich nicht Hagelversicherungsagent bin.

Adern des Lebens, tritt zu Tage in der Anwendung des Evangeliums auf das Leben, in Rat und That, in Praxis.

Hätte die Kirche ihren Beruf nach dieser Seite hin, also dem ganzen Umfange nach erfüllt, so wäre sie von schützendem Einfluss gegen die an- und eindringende Sozialdemokratie gewesen. Sie hat sich in der Scheu, sich zu beflecken, vom Leben getrennt und die ihr zur Sorge anbefohlenen Seelen dem Leben schutzlos preisgegeben. Darum hat sie sich den Vorwurf einer Mitverwahrlosung des Volksgeistes verdient.

In einer „Denkschrift des Central-Ausschusses für die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche“ (Berlin, Hertz 1885), in welcher „die Aufgabe der Kirche und ihrer inneren Mission gegenüber den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Kämpfen der Gegenwart“ dargelegt ist, wird der Kirche (und deren innerer Mission) die Aufgabe zugewiesen, „das ganze irdische Leben“, „insbesondere auch die wirtschaftliche und gesellschaftliche Seite desselben mit dem Sauerteige des Evangeliums zu durchdringen.“ Und Seite 5 dieser Schrift wird zugestanden, dass „die sozialistische Richtung, wie sie sich in der Sozialdemokratie ausgestaltet hat“, „eine tatsächliche Verurteilung der Unterlassungssünden, welcher Staat und Kirche auf dem Gebiete des wirtschaftlichen Lebens sich schuldig gemacht haben“, enthalte. Seite 15 wird auch zugestanden, dass „die organisierte Kirche in ihrer amtlichen Wirksamkeit“, „durch die Predigt von Gesetz und Evangelium“, „unter den gegenwärtigen Verhältnissen grosse und oft gerade die entscheidenden Kreise unseres Volkslebens nicht wird erreichen können“, und daran die Forderung geknüpft, dass „um so mehr die innere Mission alle ihr zu Gebote stehenden Mittel und Wege benutzen müsse, die Auffassung, dass das wirtschaftliche Leben des Einzelnen wie der Gesamtheit seinen Zweck nicht in sich selber hat, vielmehr seine wahre Bedeutung nur als Unterlage und Mittel für die Erreichung der höheren und ewigen Bestimmung des Menschen und der Menschheit gewinnt“, „in allen ihren einzelnen Konsequenzen darzulegen und zu vertreten, sie auch in die Kreise zu tragen, welche dem kirchlichen Leben entfremdet sind, und sie mehr und mehr zum Inhalte der herrschenden öffentlichen Meinung zu machen, welche auch die innerlich nicht Ueberzeugten und Widerwilligen zwingt, ihr praktisches Handeln darnach einzurichten.“

Die eben in doktrinärer Fassung vernommene Darlegung der Kirchenpflicht enthält kaum Anderes als das von uns vorher Aufgestellte. Dass aber die Kirche sich noch immer scheut, diese Seite ihrer Aufgabe, die „ausseramtliche“, mit in die „Seelsorge“ zu ziehen und dafür erst den Namen „innere Mission“ braucht, also in der „Heilsanstalt“ eine zweite Heilsanstalt gegründet hat, ist das beredteste Zeugnis für einen Grad vornehmer Ängstlichkeit, deren sich zu entschlagen, sie sich nicht entschliessen kann. — Ei, so seht doch Euer Vorbild an, ihr Seelsorger! Unser Heiland „ass mit den Sündern“, belehrte, tröstete, heilte die Heiden, — hob das

gefallene Weib, verkehrte unter dem Volk als Einer aus ihm, kam nicht gar zu oft in die Schulen und in den Tempel: er war der wahrhaftige Seelsorger, der den Seelen nachgegangen ist auf das Wasser und in die Wüste. Und wenn Ihr wissen wollt, wie's heutzutage gemacht werden kann und muss, so weise ich hin auf Adolf Stöcker in Berlin. Von dem ist viel zu lernen. Er war Hof- und Domprediger und hätte schon einen recht vornehmen Mann spielen können. Er wusste, dass der Arbeiter, der Handwerker und der sogenannte Pöbel den vornehmen Pfarrer als einen Fremden, von diesem Haufen Abgesonderten ansieht, ihm ausweicht als Einem, ders mit dem niederen Volke nicht aufrichtig meint, und für ihn den verächtlichen Namen „Pfaff“ auf der Zunge trägt. Euch muss ich's anders beibringen, dachte er; da reicht die Kanzel nicht hin, die ihr ja überhaupt meidet. Plötzlich stand er mitten in ihrem Kreis, parierte ihre beissenden Ausfälle mit Geduld, Standhaftigkeit, aufopfernder Liebe und überzeugte sie eines Anderen. Heute ist er in Berlin der Mann des Volkes und der studierenden Jugend: ein gesegneter „Arbeiter im Weinberge des Herrn“, der Tausende gewonnen hat. Das hat er alles von unserem Herrn und Meister, vom Heiland gelernt. „Gehet hin und thut desgleichen!“ — Seines Geistes Zeichen trägt, was neuerdings auf dem Gebiete der Kirche sich lebendig und zielkräftig regt. Man lese mit Aufmerksamkeit folgende Thesen:

Der Antrag der neunten Kommission in Betreff der sozialen Aufgabe der Kirche auf der 6. Pommerschen Provinzial-Synode 1890 in Stettin lautet:

Hochwürdige Provinzial-Synode wolle beschliessen:

1) „Provinzial-Synode erkennt und bekennt rückhaltlos die Mitschuld der Kirche, ihrer Regierer und Diener, wie ihrer Glieder, an dem Aufkommen und Anwachsen der Sozialdemokratie.“

(Dieses Schuldbekenntnis hat uns als das zweite Zeugnis aus der Kirche heraus, als die zweite Bestätigungsurkunde für unsern oben aufgestellten Satz zu gelten: „Besonders die Kirche trägt direkt Schuld an dem Schwund der Religiösität im deutschen Volksgeist.“ — An dieses Bekenntnis knüpft sich in der Folge des Antrags sodann die Stellung der Provinzial-Synode zur Arbeiterbewegung.)

2) „Als Glied der Kirche der Reformation kann und darf Provinzial-Synode es nicht vergessen, dass die Reformation es gewesen, welche die Anerkennung des sittlichen Wertes der gottgeordneten Arbeit in jedem Stande gegenüber den schweren Verirrungen der Kirche des Mittelalters gefordert und bewirkt und damit die Ehre der Arbeit und das göttliche Recht des irdischen Berufs für die Träger der Krone wie für den, der von seiner Hände Arbeit lebt, gerettet hat.

Darum aber tritt Provinzial-Synode für die Pflicht und das Recht der evangelischen Kirche und ihrer Glieder ein, sich als in erster Linie berufen zu erachten zum Kampfe gegen die Sozialdemokratie.“ —

(In diesem Antrag liegt ein Fortschritt, wenn wir ihn mit der „Missions“-Denkschrift vergleichen, in sofern, als er die Anstalt in der Anstalt fallen lässt und nur von der „Kirche“ überhaupt spricht. Und weil er der Ausdruck echt christlicher Begeisterung, von einem freien, hohen Ernst getragen ist, so mag er als Kern dieses Teils unserer Ausführung vollständig hier Raum finden.)

3) „Provinzial-Synode erkennt in der weit verbreiteten Umwandlung des Sonntags zum Werktag eine der ersten und verhängnisvollsten Ursachen der Sozialdemokratie. Der Raub des Sonntags ist eine so schwere Versündigung an unserem Werke, dass die Provinzial-Synode um der Liebe Gottes willen, der ein Rächer ist der Unterdrückten, von allen Arbeitgebern, den Staat und seine Betriebe eingeschlossen, den Sonntag zurückfordern muss für alle Arbeitnehmer als deren ältestes Gottesrecht. Die Letzteren aber bittet sie ausdrücklich, sich nicht selbst der Gottesgabe des Sonntags zu berauben.“

4) „Provinzial-Synode muss mit aller Schärfe das Urteil fällen, dass Sozialdemokratie und Kapitalismus Brüder sind, auf einem Stamm gewachsen und durch ein unzerreissbares Band verbunden zu gemeinsamem Verderben. Dieser Stamm ist der Materialismus, das Band ist der Mammonismus.“

5) „Provinzial-Synode stimmt dem Urteil zu, dass die Sozialdemokratie von der Kirche nicht deshalb zu bekämpfen ist, weil sie die Umwandlung der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung anstrebt. Diese Gesellschaftsordnung ist kein Glaubensartikel, und an und für sich hat das Christentum kein Interesse an dem Bestand derselben, wenn etwas Besseres an ihre Stelle zu setzen wäre. Allein der sozialdemokratische Staat ist nicht das Bessere, denn er ist der Tod der Liebe und darum die grösste Entwürdigung des Einzelnen, die schmachvollste Freiheitsberaubung, der Ruin der Familie und die vollkommene Zerstörung aller Gesellschaftsordnung.“

6) „Darum gilt es, die Macht der Liebe zu beweisen, durch welche allein unser Volk dem Banne der Sozialdemokratie entrissen werden kann. Demgemäss begrüsst Provinzial-Synode mit begeisterter Zustimmung das Eintreten unseres Kaisers für die soziale Reform und die Einführung des Prinzips der Liebe in die Gesetzgebung.“

7) „In der Erkenntnis aber, dass es nicht in der Macht der Gesetzgebung und darum nicht in der Macht des Staates liegt, die Herzen zu wandeln, weiss die evangelische Kirche, dass sie als Trägerin und Hüterin des Evangeliums vom Gottessohne, der sich für uns geopfert, die Aufgabe hat, in der Kraft des heiligen Geistes um die Volksseele zu werben.“

8) „Die evangelische Kirche bedarf dazu nicht der Orden, denn die Träger dieser Arbeit sind die in lebendigem Glauben stehenden Glieder der Gemeinde und das Amt des Wortes. Darum fordert Provinzial-Synode alle Glieder der Gemeinde, hoch und niedrig, auf, ihren Glauben zu bethätigen durch Vertiefung der christlichen Anschauung der Arbeit als Gottesordnung und Dienst der Liebe, und vom Eigentum als göttlich anvertrautes Lehen, für welches sie dem Herrn Rechenschaft schuldig sind. Insonderheit betont sie für die Gegenwart die doppelt ernste Pflicht gottesfürchtigen Maasshaltens in den Ansprüchen an das Leben, williger Unterordnung unter die durch Gottes Ordnung mit der Arbeit verbundene Last, Uebung der Liebe gegen die irrenden Brüder wie gegen die Armen und Elenden, und treues Eintreten für die Wahrheit durch Wort und Wandel, um also ein Netz für ihre Umgebung zu sein.“

9) Nächst dem wendet sich Provinzial-Synode an die Diener am Wort und erinnert sie, dass Wort und Sakrament die einzigen Stücke sind, über welche die Kirche der Reformation verfügt, und welche sie bedarf, um in der Kraft der erbarmenden Liebe Gottes und Jesu Christi, ihren neuen Geist in die Herzen des Volkes zu senken und sie zu bekehren von dem Irrtum ihres Weges. Ihre schwerste Versündigung würde der Unglaube an die Macht dieser Mittel sein.“

10) „Provinzial-Synode betont, dass nur in der umfassendsten, jeden Einzelnen suchenden Seelsorge die Macht dieser Mittel zur vollen Entfaltung kommen kann. Aus solcher Seelsorge, in welcher der Diener am Wort mit seiner Gemeinde Alles teilt, was sie bewegt, muss alle Arbeit des geistlichen Amtes in Predigt und Unterweisung der Unmündigen, in Förderung und Pflege der Mündigen hervorgehen.“

Provinzial-Synode muss daher die grösste Wärme und den brennendsten Eifer seelsorgerischer Liebe von den Pfarrern fordern.“

11) „Provinzial-Synode muss aber darum auch bei dem Kirchen-Regiment darauf dringen, dass überall, wo die Grösse der Gemeinde solche Seelsorge unmöglich macht, und doppelt ernstlich in den Mittelpunkt und Knotenpunkten des Verkehrslebens und der Industrie, übersehbare Gemeinden geschaffen werden. Denn die Massengemeinde ist auch bei einer grösseren Anzahl der sie bedienenden geistlichen Kräfte der Tod der Seelsorge.“

12) „Keine Gemeinde darf jemals ohne festgeordnete genügende Bedienung bleiben. Vielmehr ist überall bei eintretender Vakanz durch Entsendung von Pfarrverwesern aus der Zahl der gereiften Vikare Hülfe zu schaffen.“

13) „Die dadurch notwendige Vermehrung der geistlichen Kräfte genügt aber nur dann, wenn auf die Erziehung derselben zu einsichtsvoller seelsorgerischer Arbeit Bedacht genommen wird. Da diese Erziehung aber ausserhalb des Berufs der Universitäten liegt, so ist an die wissenschaftliche Vorbildung die praktische durch Einrichtung von Prediger-Seminarien und Vikariatsdienst anzuschliessen.“

14) „Sodann appellirt Provinzial-Synode Namens der Kirche an die Schule von der Hochschule bis zur Volksschule. Sie fordert und bittet, dass die Lehrer sich ihrer Verantwortung vor Gott und Menschen bewusst werden, weil von ihren Händen das Blut der künftigen Geschlechter gefordert wird. Nicht durch Vermehrung der Unterrichtsgegenstände, und nicht durch Vervollkommnung der Methode allein, sondern vornehmlich durch die Wirkung des Geistes, der vom Lehrer ausgeht, kann die Schule ihre Aufgabe lösen. Nicht nur die Liebe zur Sache und zum Fach, sondern die Liebe zu den Seelen der Jugend muss die Schule regieren.“

15) „In dem selben Geiste müssen die Glieder des Gemeinde-Kirchenvorstandes dem Pfarramte zur Seite stehen und sowohl durch das Vorbild gottesfürchtiger Verwaltung des Eigentums, anspruchsloser Lebenshaltung und richtiger Auffassung des Wesens aller Arbeit als dienender Liebe der Gemeinde vorleuchten. Insonderheit aber müssen sie gemäss ihrem Aeltesten-Gelübde an der Pflege der Gemeinde dadurch teilnehmen, dass sie durch treue Handhabung und durch Hülfe auch bei den Werken der innern Mission bedacht sind auf die Erhaltung und das Wachstum eines jeden Gemeindegliedes in der Gemeinschaft des Leibes Christi.“

16) „Weiter ist auf die Ausbildung des Küsteramtes zum wirklichen geistlichen Hilfsamte Bedacht zu nehmen. Daneben ist für diejenigen Gemeinden, in denen es Not ist, ein Helferdienst bzw. Stadtmissionsdienst ins Auge zu fassen. Provinzial-Synode ersucht die Brüderanstalten zu Zülchow und Ducherow, die Vorbildung ihrer Brüder zu solchem Dienst sich angelegen sein zu lassen.“

17) „Neben der bürgerlichen Armenpflege bedarf es der kirchlichen Armen- und Krankenpflege, deren geeignetstes Organ die Bestellung von Gemeinde-Diakonissen, christlichen Hebammen und Totenfrauen ist.“

18) „Zur Sammlung und Pflege der der Sozialdemokratie nicht anheimgefallenen oder entrissenen Gemeindeglieder sind die vorhandenen Vereine, wie Kriegervereine, Männer- und Jünglingsvereine, Arbeitervereine, Jungfrauenvereine, Hilfsvereine zu pflegen, oder je nach eines jeden Ortes Bedürfnis und Gelegenheit ins Leben zu rufen, die Gefahren aber des Vereinswesens klar im Auge zu behalten.“

19) „Provinzial-Synode überträgt ihrem Vorstande, welcher für diesen Zweck geeignete Persönlichkeiten zuziehen kann, den sozialen Bewegungen, insbesondere der sozialdemokratischen Agitation in unserer Provinz aufmerksam zu folgen, überall, wo es Not thut, für wirksames Eingreifen durch Wort und Schrift oder thunliche Abhilfe zu sorgen, so wie der nächsten Provinzial-Synode Bericht zu erstatten. Die Provinzial-Synode und die Kreis-Synode haben die betreffenden Fragen zum Gegenstand ihrer regelmässigen Beratungen zu machen.“

20) „Schliesslich vereinigt sich Provinzial-Synode zu folgendem Aufruf: In Erwägung, dass das dreifache Ziel der Sozialdemokratie nach dem Ausspruch ihrer Führer

die Gottesleugnung, die Republik und der Kommunismus ist, fordert die Provinzial-Synode alle christlich und patriotisch gesinnten evangelischen Kammern auf, den hochherzigen Maassregeln unseres geliebten Kaisers Wilhelm II. zur Wiedererringung des sozialen Friedens treu, dienstwillig und opferfreudig zur Seite zu stehen. Sie richtet an alle Stände und Berufsarten die ernste Bitte, angesichts der drohenden Gefahren die soziale Ordnung, das Familienleben, und den Sonntag heilig zu halten, in dem Erwerb, wie in der Verwendung von Gaben und Zeit als Haushalter Gottes zu handeln. Besonders aber bittet sie dieselben, dahin zu wirken, dass Reich und Arm, Vornehm und Gering die dem Christenstande gebührende brüderliche Gemeinschaft mehr als bisher bethätigen und darnach trachten, das zum Gedeihen des Volkes unerlässlich notwendige gegenseitige Vertrauen wiederherzustellen, zu fördern und zu pflegen. Sie ersucht die Pastoren, bei der Verkündigung des Evangeliums, welches allein die Menschenherzen und die Volksseele zu erwärmen vermag, die geschichtsmässige Anschauung von der Arbeit und dem irdischen Gut einfältig und treu zu predigen, in der Seelsorge sich jedes einzelnen Gemeindegliedes, des Geringsten, wie des Höchsten, in gleicher Liebe und gleichem Ernste anzunehmen und selbst vorzuleuchten in der aus dem Glauben gebornen Liebe, in welcher Einer des Anderen Last tragen soll, um das Gesetz Christi zu erfüllen. Sie erwartet von ihnen und spricht als Vertretung der Kirche die Erwartung aus, dass sie in allen das Wohl und Wehe der Gemeinde betreffenden Angelegenheiten lebendig genug dem Eindringen des widerchristlichen Geistes in Wort und Werk, im persönlichen Verkehr wie im öffentlichen Leben voll heiligen Eifers und selbstverleugnender Liebe entgegenreten, und sich dazu mit allen kirchlich gesinnten Gemeindegliedern, insonderheit den Lehrern, eng verbinden. Sie bittet noch besonders die Vertreter der inneren Mission, auch ihrerseits die von der Sozialdemokratie befetzten Gesetze der Kranken- und Unfallversicherung, der Alters- und Invaliden-Versicherung, dem Volke verständlich und wert zu machen, und somit dafür zu wirken, dass die hochherzigen Bestrebungen unseres Kaisers, das gesellschaftliche Leben im Geiste des Christentums zu ordnen, ihr Ziel erreichen. Indem die Provinzial-Synode in den sozialen Kämpfen eine Gesamtschuld des Volkes in Staat und Kirche anerkennt, und die geschehenen Versäumnisse der evangelischen Kirche beklagt, lebt sie doch der Hoffnung, dass der barmherzige und gnädige Gott auch diese grossen Heimsuchungen seinem Reich zur Förderung und unserm Volke zum Segen werde dienen lassen, sofern wir in Busse und Glauben den Beweis des Geistes und der Kraft führen, dass die Kirche der Reformation, wie sie aus Gottes Wort geboren ist, in diesem Worte auch die Bürgschaft besitzt, das Salz der Erde und das Licht der Welt zu sein.

Stettin, den 21. Oktober 1890.

H. von Kleist-Retzow,
Vorsitzender.

D. Cremer,
Berichterstatter.

Mittelhäuser,
Schriftführer.“

Auf Grund solcher Dokumente rufen wir aus: Der Geist Christi ist wieder lebendig geworden in der protestantischen Kirche. „Christ ist erstanden!“ Ein grosser Ostermorgen ist angebrochen. — Ja, es regt sich allenthalben; neues Leben blüht auf. Der Geist der Unbestimmtheit, Unsicherheit, des Haders und Widerstreites, der zwischen liberalen Kirchenvertretern, Zeloten und Orthodoxen, — innerer und äusserer Mission, Gustav-Adolfverein, Protestantenverein und evangelischem Bund, — Alt-lutheranern, Aufklärern, Fürstendienern zerreisend und schwächend in der Kirche der Reformation wirkte, er wird ja nun weichen vor dem heiligen

Geist der Liebe, welcher Gemeinde, Seelsorger und Regiment verbindet zu einem Ganzen, wie es der Heiland im Bild als Weinstock mit seinen Reben zeigt, — keine Rebe der andern und kein Blatt dem andern gleich, aber alle von einem Nährsaft aus einem Stamm getrieben und durchdrungen.

Es regt sich überall. Eine einzige Kirchenzeitungsnummer („Die Kirche“, evang.-prot. Sonntagsblatt 1891, Nr. 1) bringt folgende Notizen.

1) „Die kirchlichen Kreise des Herzogtums Braunschweig wurden in diesen Tagen lebhaft bewegt durch eine in der Hauptstadt abgehaltene kirchlich-soziale Versammlung. Die Beteiligung von Leuten aller Stände wie aller politischen und kirchlichen Parteien, war eine sehr starke. Es fanden zwei Versammlungen statt, eine am Vormittag, der etwa 300 Personen beiwohnten, und eine grössere am Abend, bei der etwa 2000 Personen, auch viele Fremde zugegen waren. Für die erstere war Diskussion nach den Vorträgen angesetzt. Es erschienen denn auch eine grössere Zahl Sozialisten, und es entwickelte sich im Anschluss an den ausgezeichneten Vortrag des Amtsrichters Kulemann eine lebhaftere Debatte. Der hiesige Führer der Sozialdemokratie sprach durchaus maassvoll und bestritt insbesondere die ihnen Schuld gegebene Feindschaft gegen das Christentum, da ihnen die Religion Privatsache sei. Ist natürlich auch kein Einverständnis erzielt, so war doch die Thatsache, dass hier zum ersten Male in unserer Stadt Auge in Auge mit der Sozialdemokratie gekämpft wurde, unzweifelhaft von mächtig anregender Wirkung für beide Teile. — Das folgende Referat über ‚Gemeindeorganisation‘ kam über allgemeine fromme Redensarten von Erneuerung des religiösen und kirchlichen Geistes in den Gemeinden nicht hinaus und liess praktische Vorschläge über endliche Abstellung der bureaukratischen Regierung unserer Landeskirche vermissen. Besser war das folgende Referat über ‚die Versorgung des Volkes mit gutem Lesestoff‘, durch das sich die anwesenden Kolportagebuchhändler in Sachen der Schund- und Schauerromane angegriffen fühlten. Die Herren versprachen, besseren Lesestoff zu verbreiten, sobald ihnen nur solcher geboten würde. — In der grösseren Abendversammlung wurden drei Ansprachen gehalten, über die gesellschaftlichen Wirkungen des Christentums, über die Beteiligung der Männerwelt am kirchlichen Leben und über die weibliche Diakonie. Wurden auch nur die erste und die letzte Ansprache ihrer Aufgabe ordentlich gerecht, so darf man doch sagen, dass das Ganze sehr befriedigend verlaufen ist. — Und was das Resultat ist? Greifbares zunächst kaum etwas. An eine Verständigung mit den Sozialdemokraten ist wohl vorerst nicht zu denken. Der Wert dieser Versammlung liegt vielmehr einmal in der kirchlichen Anregung des gleichgültigen Bürgertums und sodann in der Thatsache, dass sich hier einmal die Konfessionellen und die kirchlich freier Gesinnten, die sich hier sonst sehr schroff gegenüberstehen, zusammenfanden.“

2) „In der Stadt Bremen, die einst der Schauplatz heftiger kirchlicher Fehden gewesen ist, bahnt sich, wie überall im protestantischen Deutschland, eine Versöhnung der kirchlichen Richtungen zu gemeinsamer Arbeit auf praktischem Gebiete und zu brüderlichem Zusammengehen gegen die Feinde unserer Kirche allmählich an. Vorläufig ist der Evangelische Bund der Mittelpunkt dieser Bestrebungen. Als am 17. November Thümmel auf Ersuchen des Evangelischen Bundes einen Vortrag hielt, — er sprach mit überzeugender, stellenweise geradezu mit hinreissender Begeisterung — war der grosse Saal des Casino von etwa 1000 Zuhörern, darunter zur Hälfte von Männern, dicht besetzt. Friedlich sassen nebeneinander und durcheinander die Anhänger der orthodoxen und der liberalen Richtung, eine in einer kirchlichen Versammlung hier lange nicht dagewesene Erscheinung. Die Kollekte für die Lutherkirche in Rom brachte 351 $\mathcal{M}$ ein. Eine grössere Zahl der als Gäste Anwesenden zeichnete sich in die Listen

als Mitglieder ein. In diesem Winter gedenkt der Evangelische Bund noch einen Gemeindeabend zu veranstalten, an dem einige kleinere Ansprachen abwechseln werden mit Gesang- und Musikvorträgen. Durch dieselben sollen die Bestrebungen des Bundes grösseren Kreisen zugänglich gemacht werden. Augenblicklich findet in der Stadt eine vom Vorstande des hiesigen Hauptvereins angeregte Sammlung für das Diakonissenhaus des Evang. Bundes in Schwäbisch-Hall statt. In dieser Anstalt sollen evangel. Krankenschwestern zur Pflege unserer Kranken in der Diaspora ausgebildet werden. Es thut not, dass die protestantische Christenheit solche Pflegerinnen zu ihren Glaubensgenossen draussen sendet, denn die Krankenpflege, besonders in der Diaspora, ist das Gebiet, auf dem Rom durch seine barmherzigen Schwestern am rücksichtslosesten den Seelenfang übt. In Bremen verhalten sich die Schwestern vom Josephsstift, die übrigens dieser Tage ihre verdiente Oberin durch den Tod verloren haben, augenblicklich vollständig still. Sie haben doch wohl eingesehen, dass das protestantische Bewusstsein in Bremen für sie eine gefährliche Macht ist. Es ist eins der grössten Verdienste des seligen Pastors Schramm, dasselbe gegen die römische Propaganda hierselbst aufgerufen zu haben.“

3) „Wie in anderen Städten beginnt auch in Stettin das kirchliche Interesse sich zu regen, das leider bei uns sündlich lange geschlummert hat. 500 Jahre lang — so führte gelegentlich ein berufener Vertreter unserer Geschichte aus — hat die Einwohnerschaft ihre kirchlichen Angelegenheiten vernachlässigt. Als die Stadt dreimal so klein war, hatte sie noch einmal so viel Kirchen wie jetzt. 1789 brannte der herrliche Mariendom nieder; da wurde die Mariengemeinde mit der Schlossgemeinde vereinigt. 1811 brannten die Franzosen die Nicolaikirche nieder; da wurde die Nicolai-gemeinde zu einem Teil der Johanniskirche gemacht. Die Gertrudkirche musste vor drei Jahren wegen Baufälligkeit niedergerissen werden, nun ist ihre Gemeinde zur Zeit auch bei St. Johannes zu Gaste. St. Jacobi hat die grösste Gemeinde, sie wird zur Zeit annähernd 60 000 Einwohner umfassen. Aber da fast der ganze, gewaltige, jährlich steigende Zuwachs von Stettin dieser Gemeinde zufällt, so liegt für sie die Gefahr der Riesengemeinde nahe, und damit der kirchlichen Entfremdung.“ (Siehe Punkt 11 des obigen Kommissionsantrages!) — „Seit den letzten fünf Jahren indes regt sich das Interesse für Kirchenbauten. Von Vorstädten hat Zülchow bereits seit vier Jahren seine Lutherkirche, Dank der aufopfernden Arbeit des verstorbenen Anstaltsdirektors Jahn. Der Vorort Grünhof verdankt seine eigene Kirche seit 25 Jahren dem verstorbenen General-Sup. Jaspis. Die Grabower Friedenskirche ist seit einigen Monaten eingeweiht. Zur Lutherkirche in der südlichen Vorstadt ist am 10. November in würdiger Feier der Grundstein gelegt. Die dafür bestimmte Gemeinde wird seiner Zeit die erste wünschenswerte Abzweigung von St. Jacobi bilden. Am Baufonds für die Neustädter Kirche wird fleissig gearbeitet, so dass Hoffnung ist, dass auch dieser Bau die St. Jacobi-Gemeinde in absehbarer Zeit entlasten wird. St. Jacobi selbst hat zur Zeit genug zu thun mit dem unmittelbar bevorstehenden Wiederherstellungsbau des mächtigen Kirchturms, der seit der Zerstörung durch die Kanonen des alten Derflingers (1677) nicht viel mehr als eine Ruine ist. Es ist Aussicht vorhanden, dass an die Turmerneuerung eine organische Restauration der ganzen Kirche allmählich sich anschliessen wird. Möchte das Vorbild des Gemeindegemeinderatsmitgliedes zur Nachahmung anregen, das zunächst ein Geschenk von 40 000 M. der Kirche anwies, um die ganze Baufrage überhaupt erst einmal in Fluss zu bringen.“

Und endlich noch die Thesen der letzten Kreissynode Berlin II von 1891, als Antwort auf die Vorlage des Kgl. Konsistoriums: „Welche dringende Bedürfnisse auf sozialem Gebiete bedürfen vornehmlich der Theilnahme?“

„1) Die Synode erkennt in der Versöhnung des Klassengegensatzes, welcher in unseren Tagen die Besitzenden von den Besitzlosen scheidet, das dringendste soziale Bedürfnis, welches die evangelische Kirche zu befriedigen hat. — 2) Diese Versöhnung und Ausgleichung des Klassengegensatzes ist nur möglich in einer wirklichen, auf dem lebendigen Zusammenhang zwischen dem Seelsorger und den einzelnen Gemeindegliedern beruhenden Gemeinde. Indem die Synode daher die Teilung der Massengemeinden unserer Diözese nicht nur für ein kirchliches, sondern auch für ein dringendes soziales Bedürfnis erklärt, nimmt sie als Ziel der schon angestrebten, aber immer mehr zu verfolgenden Entwicklung Gemeinden mit höchstens 15 000 Seelen in Aussicht. — 3) In denjenigen Gemeinden, in welchen zwar mehrere Geistliche vorhanden, eine Teilung der Parochie aber noch nicht möglich ist, sind den einzelnen Geistlichen besondere Seelsorge- und Armenpflegesprenkel, denen sie unter Wahrung des Zusammenhanges mit der Gesamtgemeinde vorstehen, zu überweisen. — 4) Die Synode erklärt in jeder Gemeinde die vermehrte Heranziehung des Laienelementes auch für den seelsorgerlichen Ausbau der Gemeinde, insbesondere die Bildung von Hausväterverbänden und die Abhaltung von Familienabenden für ein dringendes, dem sozialen Ausgleich dienendes Bedürfnis. — 5) Das Vermiethen der Kirchstühle, sowie die den Geistlichen gewährten Liebesgaben sind geeignet, das Misstrauen des gemeinen Mannes zu erregen. Eine Aenderung der in dieser Beziehung jetzt bestehenden Zustände ist dringend ins Auge zu fassen. — 6) Die christliche Liebesthätigkeit, welche bisher von der inneren Mission als freie Vereinsthätigkeit ausgeübt worden, ist in den Organismus der Gemeinde mehr und mehr einzugliedern. Dasselbe gilt von den evangelischen Jünglings- und Jungfrauenvereinen, welche für die Bewachung und Gewinnung des künftigen Geschlechtes von der grössten Bedeutung und daher ein dringendes soziales Bedürfnis sind. Selbst da, wo eine Eingliederung der inneren Mission in den Organismus der Gemeinde nicht möglich ist, haben die kirchlichen Organe dieselbe nach Möglichkeit zu fördern. — 7) In dem Dienste des sozialen Ausgleiches hat die Gemeinde auch die christliche Presse zu benutzen. Wo es irgend möglich ist, ist für jede einzelne Gemeinde, wo dies nicht angeht, für mehrere Gemeinden zusammen ein den besonderen kirchlichen Lokalinteressen dienendes Sonntagsblatt ins Leben zu rufen.“

Genug aus neun Monden von der Stettiner zur Berliner Synode! Genug der kirchlichen Schuldbekenntnisse und Zeugnisse für einen Aufschwung, den die protestantische Kirche zu nehmen beginnt, welche aus dem Geist ihres Reformators herausgefallen war. Das Salz war dumm geworden und das Licht war unter den Scheffel geraten. Hoffen wir mit der „neunten Kommission der 6. Pommerschen Provinzial-Synode“, dass „die Kirche der Reformation“ als Pflegerin des deutschen Volksgeistes in der Macht des heiligen Geistes und der erlösenden Liebe „das Salz der Erde“ und zur erleuchtenden und erläuternden Flamme für das Volksherz werde.

Wir hoffen und glauben das. Aber die Warnung an die Diener und das Regiment der evangelischen Kirche vermögen wir nicht zu unterdrücken: Wachet, wachet, wachet, dass mit dem Wachstum der Kirchenmacht nicht der Geist priesterlicher Herrschaft sich einschleiche, der Drache, den unser echtdeutscher Dr. Martinus als geistlicher Siegfried überwunden hat!

Es ist oben ausgesprochen worden, dass der Vorwurf der Verwahrlosung des Mutterbodens durch Vorenthaltung kräftigender und heilsam anregender Elemente, sowie durch Zulassung des Unkrautsamens neben der Kirche auch die Schule treffe.

In „Volksglaube und Volksschule“ (9. und 10. Stück der Bayr. Bl. 1890) ist als der Grund, aus dem sich die Hauptgesichtspunkte dafür ergeben, „was der Volksschule vor allem not ist“, bezeichnet worden: ihr Mutterboden, der historische Charakter des deutschen Volkes, das auf „Treu und Glauben“ gegründete Deutschtum, und das Evangelium des Heilandes von der Erlösung der Mühseligen und Beladenen. — Dort ist gezeigt worden, wie den Kleinen aus der Gegenwart die Heimatskuppel errichtet wird in christlichem Geist, durchwebt mit Anlehnungen an kindlich-poethische, ethische und religiöse Gebilde aus der Vergangenheit (Märchen, Sprüche und Gebete, neutestamentliche Geschichten). Frucht und Resultat: Freude am geistigen Gewinn, Liebe zu Familie, Haus und Heimat, zu Gott und dem Heiland. Nach dem ergriffenen Prinzip wird sich diese Liebe später erweitern zur Vaterlandsliebe, wird grösser und mächtiger werden und Bestand und Dauer gewinnen, also dass einst die Jugend beim Austritt aus der Schule auf den deutschen Mutterboden, auf „Treu und Glauben“ gestellt ist. Die dort gestellte Aufgabe für die Schule enthält die Forderung: Alte Glaubensspuren und Bräuche sind in ihrer Schönheit und Ehrwürdigkeit von der Schule den Kindern als ethisch-religiöse Bestandteile des Volkslebens zu vermitteln und dem Verständnis aufzuschliessen, nicht aber dem Spott preiszugeben; und der germanische Mythos darf der Volksschule nicht länger vorenthalten bleiben.

Die Vorenthaltung dieses kräftigenden und heilsam anregenden Elementes fällt in die Verwahrlosung des Mutterbodens, und weil sich die Volksschule bisher dieser Vorenthaltung schuldig gemacht hat, so trifft sie in dieser Richtung mit der Vorwurf der Verwahrlosung des deutschen Volksgeistes.

Doch der Same der Gottlosigkeit und der Umsturzideen wird nicht in der Volksschule ausgestreut, im Gegenteil abzuhalten gesucht, soweit es im Vermögen des Lehrers steht, der im Allgemeinen jedoch sowenig sich dem Einfluss des „Zeitgeistes“ zu entziehen vermocht hat, als andere Stände.

Folgen wir ihm einmal in seine soziale Stellung. Dabei haben wir zunächst den Lehrer auf dem Land im Auge. Seiner wartet auch ausserhalb der Schule — und zwar nicht bloss den Kindern, sondern auch den Erwachsenen gegenüber — eine schöne Aufgabe, fast gleich der des Geistlichen: es ist die Seelsorge. Auch der Lehrer sei in den Volkskreisen des Dorfes und der Kleinstadt ein Seelsorger, ein Pfleger des christlich-deutschen Volksgeistes. Die grösste Macht wird er üben durch seine Persönlichkeit — wie der Geistliche —, durch einen musterhaften Charakter und Wandel, durch Biederkeit und Frömmigkeit, Liebe, Barmherzigkeit und Treue. Wort und

That sollen als Ausflüsse dieses christlich-deutschen Geistes stützend, stärkend und hebend auf den Volksgeist wirken. Um dieser Aufgabe gewachsen zu sein, mag der Volksschullehrer vom Staat entsprechend ausgerüstet werden. Nach dieser Ausrüstung schreit der Lehrerstand unaufhörlich, seit es eine Volksschule gibt — aber vergeblich. Durch dieses Schreien ist dieser Stand gewissermaassen in Verruf gekommen bei Hoch und Niedrig. Je standhafter er ruft, desto beharrlicher geisselt man ihn mit dem Vorwurf der Unzufriedenheit, bezichtigt man ihn der Verwandtschaft mit der Sozialdemokratie.

Zur Verteidigung des Lehrerstandes lassen wir den Kreis-Schulinspektor Fr. Polack, einen Mann von grosser einschlägiger Erfahrung, sprechen.

„Zunächst sind es Bildungs-, Brot- und Ehrenfragen, welche die Menschen in Bewegung setzen. Das trifft auch beim Lehrstande zu. — Höhere allgemeine und berufliche Bildung, auskömmliche Besoldung und fachmännische Beaufsichtigung, das sind die drei Hauptpunkte, um welche sich seit Jahrzehnten die Bewegung in der Lehrerschaft dreht. Was wird für die Lehrerbildung noch gefordert? Die Einführung einer fremden Sprache in den Lehrplan der Präparandenanstalten und Seminare und der pflichtmässige, nicht nur wahlfreie Betrieb derselben, ausserdem die Anerkennung der Seminarbildung als einer zwar anders gearteten, aber gleichwertigen höheren Bildung. Halten sich nicht heute noch die Inhaber eines Einjährigfreiwilligen-Scheines für höher gebildet als die Lehrer? — Und für die Besoldung? Ein auskömmliches Gehalt, das den Lehrer nicht in die letzte Beamtenreihe, sondern an den Platz stellt, wohin er nach Bildung und Arbeitsbedeutung gehört. — Und für die Beaufsichtigung? Beseitigung der nebenamtlichen Schulaufsicht durch Glieder eines anderen Standes. —

Ehe nicht diese drei Strebeziele befriedigend erreicht sind, wird auch der Friede im Lehrstande nicht voll werden. — Manche meinen, die Unzufriedenheit sei eine Art Krankheit im Lehrstande, mit der einer den andern ansteckte. Ein hochgestellter Beamter meinte jüngst: „Ein Lehrer sein“ ist ziemlich gleichbedeutend mit „ein Unzufriedener sein“. „Die Unzufriedenheit der Volksschullehrer ist Dauerzustand geworden. Jede neue Bewilligung gebiert drei neue Forderungen!“ — Wenn der Mann Recht hätte; ob er wohl schon einmal ernstlich, redlich und wohlwollend den Ursachen dieser Erscheinung nachgeforscht hat? Schwerlich! — Die Unzufriedenheit eines Standes kann nur der Abkunft, der Bildungsweise, der Berufsarbeit oder der Stellung seiner Glieder entsprechen. Nun entstammt der Lehrer in der Regel den mittleren Bürger- und besseren Bauernfamilien. Hier aber herrscht noch die meiste Zufriedenheit. Auf dem Seminar wird der junge Mann planmässig zu Gehorsam, Bescheidenheit und Genügsamkeit erzogen. Seine Arbeit an den Kinderseelen ist eine tägliche Übung in der Selbsterkenntnis, Demut und Selbstzucht. Mit der Muttermilch der

Berufsbildung und der Arbeitsluft wird ihm also das Gift der Unzufriedenheit nicht eingeflösst. Die Unzufriedenheit als Standesmarke könnte also nur in der amtlichen, gehaltlichen und gesellschaftlichen Stellung des Lehrers liegen. Hier müsste er durch allerlei bittere und schmerzliche Erfahrungen um das innere ruhige Gleichgewicht gekommen sein.

Ehe man den ganzen Stand verurteilt, sollte man den Wurzeln seiner Klagen nachforschen und seine berechtigten Wünsche erfüllen. Das ist bis jetzt immer nur ruck- und stückweise geschehen und das gute Recht nicht selten den Lehrern als eine Art Wohlthat aufgerückt worden. Das stimmt nicht zur Dankbarkeit, sondern verstimmt, ja verbittert.

Der konservative und strengkirchliche Pfarrer a. D. Zillessen verlangt in der deutschen Lehrerzeitung bei Besprechung des neuen Schulgesetzentwurfes die Entfernung alles dessen, was die Lehrerwelt zur Unzufriedenheit berechtigt. Er sagt: Was soll aus der Zukunft unseres Volkes werden? Wie soll es uns gelingen, dem Fortschreiten der Sozialdemokratie zu wehren und dem bösen, dem dämonischen Geiste der Unzufriedenheit, des Neides, des Hasses mit Erfolg entgegenzuarbeiten, wenn nicht die Kinder unseres Volkes von Jugend auf zur Genügsamkeit, zur Zufriedenheit, zur Dankbarkeit erzogen werden? Wie aber soll letzteres möglich sein, wenn nicht die Lehrer und Erzieher unserer Volksjugend dem bitteren Unmute, dem sie jetzt vielfach anheimgefallen sind, entrissen werden, wenn es nicht dahin gebracht wird, dass sie selbst wieder zufriedenen Geistes und dankbaren Gemütes sind und keinen berechtigten Grund mehr zur Unzufriedenheit gegen ihre Mitmenschen, gegen den Staat und die Kirche haben? Alle, welche die uns bedrohenden sozialen Gefahren bekämpfen wollen, sollten in erster Linie hierauf ihr Augenmerk richten und hierzu mithelfen. Aus Liebe zu den Lehrern — ganz gewiss! — aber nicht minder aus Liebe zu Volk und Vaterland, zu Staat und Kirche, zu der bürgerlichen Gemeinde und zu dem heranwachsenden Geschlechte fordern wir, was wir in dieser Hinsicht gefordert haben.“

Die drei genannten Forderungen des Lehrerstandes (höhere allgemeine und berufliche Bildung, auskömmliche Besoldung, fachmännische Beaufsichtigung) dürften wohl allgemein als berechtigt anerkannt werden. Die Widersacher stehen nicht im deutsch-christlichen Volksgeist, hinken noch in den Anschauungen der volksschullosen Zeit, des moderigen Bureaukratismus, oder hochmütiger Volksfeindschaft. Sie brauchen nicht widerlegt zu werden und können ja auch nicht widerlegt werden. Aber zur Illustrierung der Gehalts- und Pensionsfragen, die den grössten Teil der Nation (Regierungen inbegriffen) noch sehr wenig zu interessieren scheinen, dürfte doch die Hereinziehung einiger Fälle aus der Lehrerstellung zu gestatten sein.

1. Die reiche Stadt Friedland in Mecklenburg sucht für die 5. Stelle ihrer Armenschule vergebens einen Lehrer, obschon sie das Gehalt von 360 auf 500 *M.* erhöht hat. Ein früherer Glasermeister und jetziger Rentner

und Schulvorsteher erteilt seit Ostern den Schreibunterricht in der Unterklasse, die schon 145 Schüler zählte.

2. Ein mecklenburgischer Hilfslehrer war um Aufbesserung seines 625 *M.* betragenden Gehaltes eingekommen mit dem Hinweis, dass er mit seinem Assistenten, einem Präparanden, völlig gleich gestellt sei. Die Behörde soll salomonisch, aber wenig menschenfreundlich entschieden haben, dass dem Assistenten 75 *M.* von dem Gehalt abzustreichen und dem Hilfslehrer diese 75 *M.* zuzulegen seien.

3. Aus dem Regierungsbezirk Koblenz. Der Lehrer K. aus Braunweiler hat 48 Jahre im Amt gestanden; er erhält 600 *M.* Pension und hat damit sich, seine Frau und 3 unversorgte Kinder zu ernähren. Der Mann ist rheumatisch vom Kopf bis zu den Füßen. Seine Frau geht, um das Leben zu fristen, waschen. — Der Lehrer Z. in dem Städtchen Sobernheim hat etwas über 300 *M.* Pension. Um sich durchzuschlagen, geht er auf den Dörfern bei den Krämern und Wirten herum und bietet Zigarren zum Kaufe an. — Der katholische Lehrer Sch. im Kreise Kreuznach erhält nur 200 *M.* aus dem Emeritenfonds und sonst gar nichts.

4. Im „Tir. Tagbl.“ liest man folgende Mitteilung: „Tieferschüttet stehen wir am Grabe eines Mannes, dem unsere Kinder ihre erste Schulbildung verdanken. Wir stehen am Grabe eines Volksschullehrers, der nach jahrelangem Siechtum mit dem schrecklichen Bewusstsein von dieser Welt scheiden musste, dass seine Angehörigen im tiefsten Elende zurückbleiben werden. Mit dem nunmehrigen Gnadenbezüge jährlicher 52 fl., täglicher 14 Kreuzer, soll die Witwe für sich und ihre drei unmündigen Kinder sorgen! Und was erst dann, wenn alle zehn Kinder, welche diese Frau geboren hat, noch am Leben wären?!“

5. In Braunsberg im Ermland verunglückte beim Bau des Landgestüts der Maurerparlier Palinski. Derselbe hinterliess eine Witwe mit 5 Kindern. Diese erhält nun aus der Kasse der Unfallversicherung für sich und ihre Kinder 648 *M.*, sowie ein Begräbnisgeld von 74 *M.* Die Lehrerwitwen an genanntem Ort erhalten kein Begräbnisgeld und für sich eine Pension von 250 *M.*, sowie für jedes Kind 50 *M.* Eine Maurerwitwe mit 5 Kindern ist gleichgestellt einer Lehrerwitwe mit 8 Kindern.

6. Im Herzogtum Meiningen erhält die Witwe eines Lehrers, der jährlich 22 *M.* in die Witwenkasse gesteuert hat, 250 *M.* Pension.

7. Nach dem neuen Jahrgang des Amtskalenders für Schulinspektoren und Lehrer im Regierungsbezirk Merseburg sind gegenwärtig 85 Lehrerstellen unbesetzt. 148 Lehrer unterrichten je 100 und mehr als 100 Kinder. Die höchsten auf eine Lehrkraft kommenden Schülerzahlen sind 152, 154, 160, 193, 197!

So steht es mit der Volksschule, auch im gutregierten, mustergiltigen preussischen Staate.

Kann man von dem Volksschullehrerstande in so kläglicher sozialer Stellung erwarten, dass er zu einem Rüstzeug gegen die Sozialdemokratie werde? Die Volksschullehrer könnten wohl zu den rechten Pionieren werden im Kampf gegen alle Feinde des deutschen Volksgeistes. Aber es scheint fast, als ob sie ewig verdammt bleiben sollten zur Niedergedrückttheit. Auch die für sie erwachte Regung in Preussen scheint wieder, wie so oft schon, nicht über die Anregung hinaus zu kommen.

Doch wir hoffen. — Das deutsche Königthum der neuen Hohenzollern hat ein Herz für das Volk. Wilhelm I. hinterliess seinem Volke in seiner „Botschaft“ sein Testament. Ach freilich, die „Parteien“ des Tages liessen oft ein wunderlich Echo darauf erschallen. Da hat noch kürzlich die „Nationalliberale Correspondenz“ in Baden bei einer Wahlsprache an das Volk aus jener Botschaft seines Kaisers kurzweg das Wort „christlich“ weggelassen. Die Stelle lautet in der Botschaft: „Für diese (die Sozialreform) die rechten Mittel und Wege zu finden, sei eine schwierige, aber auch eine der höchsten Aufgaben eines Gemeinwesens, welche auf den sittlichen Fundamenten des christlichen Volkslebens stehe.“ Die nationalliberale Ansprache dagegen hatte gedruckt: Für diese Fürsorge die rechten Mittel zu finden, sei eine schwierige, aber auch eine der höchsten Aufgaben jedes Gemeinwesens, welches auf den sittlichen Fundamenten des Volkslebens stehe. Als von anderer Seite um Richtigstellung dieser Auslassung gebeten wurde, bemerkte die „Nationall. Corresp.“: Die Auslassung sei die Folge eines Druckfehlers; es sei für das Wort „christlich“ „sittlich“ gesetzt, und diese Begriffe deckten sich ja. Diese Erklärung ist aber unrichtig; denn das Wort „christlich“ ist nicht in „sittlich“ verwandelt worden, sondern man hat es einfach gestrichen!

„Welches Unholds List liegt hier verhohlen?“ Als Stöcker in Baden über die soziale Frage sprach, denunzirte man ihn in jener Partei fälschlich, er habe gegen die Juden gehetzt; nun streichen sie — „aus Furcht vor den Juden“ — aus kaiserlicher Botschaft das Wort „christlich“! — Schlimm stünde es mit uns, wenn wir von diesen „Parteien“ abhängig, wenn diese selber abhängige Partei wirklich die Stütze des Reiches sein sollte, als welche sie der politische Begründer des Reiches noch vor nicht langer Zeit als ihr „Wahlkandidat“ zu rühmen für gut fand! — Schlimm stünde es mit uns, wenn es nicht noch andere, jugendfrische und thatkräftige Mächte gäbe in Deutschland! In Wilhelm II. ist die Botschaft seines erhabenen Grossvaters lebendige Person, wahrhaftige und willensstarke Person geworden. Das lässt uns hoffen! — Im vorigen Jahre und bis in diese Tage nahm unser Kaiser jede Gelegenheit wahr, sein warmes Herz für das Volk und für die Eigenart aller Volksschichten durch Wort und That zu bekunden. Wenn man Ihn dort nur verstehen lernt, wo nun einmal die Gesetze gemacht werden, so wird man mit der Zeit auch die Bedeutung der Volksschullehrer — abgesehen von ihrer Wichtigkeit für das Gedeihen der Volks-

jugend — als Pfleger des christlich-deutschen Volksgeistes (als Seelsorger) unter den Erwachsenen verstehen lernen. — Und dann — wenn es nicht schon zu spät sein wird — dürfte ihre soziale Stellung einer Hebung sicher sein. —

Hat doch unser geliebter Kaiser den Hebel bereits angesetzt am höheren Schulwesen und in seiner grossen Rede im Kultusministerium zu Berlin auf Schäden hingewiesen, die alle Weisheit der Staatsmänner und der meisten Gelehrten bis heute übersehen hat, — vielleicht aus Mangel am Verständnis für das wahre Deutschtum. In dieser Rede hat der Kaiser ausgesprochen, „dass die Schule von vornherein von selber das Gefecht gegen die Sozialdemokratie hätte übernehmen müssen.“ Ein Mittel hierzu wäre die kaiserliche Forderung an die Schule gewesen: „Bildung des Charakters“ — mit der näheren Bestimmung: „Wir sollen nationale junge Deutsche erziehen“ (und nicht junge Griechen und Römer). Als eine nähere Bestimmung zu dieser Forderung möchten wir noch aufstellen: Die höheren Schulen sollen die religiöse Ueberzeugung begründen von der Erlösungsbedürftigkeit der Menschheit und zur Erkenntnis führen, dass Christus allein die Krone aller befreienden Kultur ist.

Die höheren Schulen waren bis jetzt nicht nur undeutsch, sondern auch fast religionslos. Und was thun die in diesen Schulen gebildeten Geistlichen, Räte, Minister und sonst für das Volkswohl eintretenden Grössen, denen es nun auch die sozialdemokratischen Führer abgelauscht haben? — Sie bezichtigen die Volksschule der Sünde, welche die höheren Schulen begangen haben.

Der für einen Mann von so allgemeiner, tiefer Bildung wie Richard Wagner (um nur einen grossen Repräsentanten des deutschen Volksgeistes der Gegenwart zu nennen) mögliche religiöse, christliche Standpunkt dürfte wohl allen Gelehrten so heilsam sein als den Ungelehrten, dem sogenannten Volk. Die stolze Ignoranz des Gelehrtentums hat das verlangende Gemüt der Jugend verkommen lassen auf fremden, verschütteten Wegen und in das Gehege des Atheismus unzählige Pflänzlinge geliefert, die dann später als fruchtbare Bäume Giftsaat austreuten unter die bildungssüchtigen Elemente des Volkes.

Die alten Kulturvölker Europas, Griechen und Römer, haben für die deutsche Kultur ihre Mission erfüllt. Des künftigen Geschlechtes Wurzeln müssen die Nahrung im Deutschtum finden, um durch Treue gegen sich selbst den vornehmsten Bestandteil des deutschen Wesens, die Treue, zur Kräftigung und höchst möglichen Entwicklung zu bringen: Treue gegen Gott, König und Vaterland. Dieser Richtung, diesem Zug und Streben hat sich das erstarrte fremdländische Altertum unterzuordnen; der lebendige Baum des Deutschtums von der tiefsten Wurzelfaser bis zur äussersten Kronspitze darf in seinem Organismus nicht durch kaltes Fremdes

gestört werden; nur insoweit das Fremde zur Veredlung dienen kann, ist es zulässig.

Lassen wir weiter den Kaiser reden: „Die Schulen — ich will einmal von den Gymnasien sprechen — haben das Uebermenschliche geleistet und haben meiner Ansicht nach eine allzustarke Ueberproduktion der Gebildeten zu Wege gebracht, mehr wie die Nation ertragen kann. Da ist das Wort, das vom Fürsten Bismarck herrührt, richtig, das Wort von dem Abiturientenproletariat, welches wir haben. Die sämtlichen sogenannten Hungerkandidaten, namentlich die Herren Journalisten, das sind vielfach verkommene Gymnasiasten, das ist eine Gefahr für uns.“

Ja, die Herren Journalisten nutzen den pfleglosen Nationalboden in raffinierter Weise für Unkrautpflanzung aus und lassen sich von dem Volke, das grosse Rosinen einzuheimsen glaubt, den Säckel spicken. Doch darauf kommen wir später noch besonders zu sprechen. — Aber wir können nicht umhin, hier noch eines anderen „Proletariats“, welches die höheren Schulen liefern, zu gedenken. Wir meinen jenes, welches der „Einjährig-Freiwilligendienst“ im Gefolge hat. Doch dafür kann weder die Schule, noch der Militarismus verantwortlich gemacht werden: dieses „Proletariat“ ist eine Ausgeburt des Volksgeistes in seiner Verkehrtheit. Der Volksgeist der Gegenwart ist einerseits zu hastig und ungeduldig auf Erwerb gerichtet und kalkuliert in diesem Falle so: Was das eine Jahr der Selbsterhaltung im Militärdienst kostet, das bringen die zwei ersparten, für den Beruf gewonnenen Jahre reichlich wieder ein, und bei dreijähriger Dienstzeit kostet's ja doch auch Unterstützung aus dem Privatsäckel; — andererseits hängt der Volksgeist der Gegenwart zu sehr am äusseren Schein, an Ehre und geselligem Genuss: so ein junger „Einjähriger“ ist der Stolz der schwachen Eltern und sich selbst ein Spielzeug der Eitelkeit.

Viele, viele gehen auf höhere Schulen des „Einjährigen“ wegen. Erst kommt der „Einjährige“ mit der Aussicht auf den Lieutenant; was sonst aus dem Kerl wird, ist Nebensache. Das ist eine Korruption. Und aus ihr geht auch ein „Proletariat“ der höheren Schulen hervor. Für manche Eltern ist der „Einjährige“ unerschwinglich. Schon die Schule kostet mehr, als sich der Herr Papa eingebildet hat; das Militärjahr bürdet dem „Alten“ womöglich Schulden auf. Aber das ist noch der geringste Schaden. Der „Einjährige“ lernt „eine Rolle spielen“ im gesellschaftlichen Leben. Er hat seinen Burschen, geht mit Offizieren um, ist von Mädchen begehrt: er wird ein „Lebemann“, gar mancher im schneidenden Widerspruch zu den häuslichen Verhältnissen und seinem künftigen Beruf. Und mancher „Lebemann“ des einen Jahres wird später in seinem Berufsleben zum „Proletarier“. — Es wird noch mancher zu Grunde gehen, ehe man an der verlockenden, für viele zu hoch hangenden Beere vorübergehen lernen wird.

Vom Krähenfelde bis zum Odfelde.

Zum 60. Geburtstag Wilhelm Raabe's

am 8. September 1891.

Vor einem Jahrzehnt wies H. v. Wolzogen in unseren Blättern nachdrücklich darauf hin, dass Wilhelm Raabe „mit der zweifellosen Echtheit seines untrennbaren menschlichen und künstlerischen Charakters einen vorzüglich liebenswürdigen und rührenden Typus des Deutschen darstellt“, sowohl nämlich in seinen Vorzügen, die der allgemeinen Empfindung leicht einleuchten, als auch in seinen „Schwächen“, wie sie die litterarische Kritik bezeichnet, welche aber uns „gerade ein lebendiges Zeugnis für des Dichters eigenartige Bedeutung geben, ja, in ihrer unbedingten, ehrlichen Echtheit typisch sein können für die leidende Lage des reinen deutschen Gemüthes in einer ihm und seiner Art entfremdeten Welt“.

Selten genug sind es die „Schwächen“, woran man den eigenartigen Wert einer Erscheinung nachweisen kann. Liegt nun gar die Hauptschwäche einer künstlerischen Erscheinung in der Unmodernität, so wird sie für uns zur positiven Aufforderung, die Theilnahme der Unseren dafür zu erwecken. Raabe kümmerte sich um keinerlei Mode, und blieb sich selber treu; daher ist auch „alles, was er uns zu erzählen weiss, deutsch, nicht in dem äusserlichen Sinne einer ausschliesslichen Behandlung deutscher Stoffe, deutschen Lebens und Wesens, sondern vielmehr aus den gesunden Wurzeln der Natur des Erzählers selbst“. (Vgl. H. v. Wolzogen: „Von der Sperlingsgasse bis zum Krähenfelde“, Bayr. Bl. 1881, XII.)

Zehn Jahre sind seither in's Land gegangen, und jedes brachte uns eine neue Erzählung Raabe's. Es ist darin keine weitere Entwicklung seiner Eigenart über die grossen Romane „der Hungerpastor“ — „Abu Telfan“ und „der Schütterump“ hinaus zu finden; sie sind vielmehr der unbegrenzte Ausdruck einer Sammlung, eines Sichvertiefens in das Wesen und die Heimat jener eigenartigen Welt, welche der Dichter sich mit jenen seinen Hauptwerken erschlossen hatte: eine durchaus ihm eigene Welt, und doch die Welt einer tiefen, welt-durchdringenden Anschauung. Philosophisch gefasst würde diese Anschauung durchaus der unseren entsprechen und sich etwa in den Satz fassen lassen: „Die Welt ist schrecklich — doch das Gute lebt“. Während aber unser Meister, der Künstler, auf die Erkenntnis des Guten das Gebäude seines Kunstwerkes, ja seiner Kultur der Zukunft aufbaut und es muthvoll unternimmt, aus dem „Winkel“ heraus eine neue grosse, ideale Welt zu schaffen, zieht sich Wilhelm Raabe, der Erzähler, der Novellist, vor der schrecklichen Welt zurück zu dem kleinen Guten in dem „Winkel“ und unterhält sich mit sich selber über beide in witzigen Worten aus tiefem Gemüthe. In dieser Beziehung bilden unter den mehr oder minder eigenthümlichen Erzählungen, welche gerade das Jahrzehnt von 1881—1891 anfüllen, die „Unruhigen Gäste“*) einen bedeutsamen Höhepunkt auf Raabe's Dichterwege, nicht als historisches Moment, sondern als psychologisches. Der ausserordentliche Professor und Doktor Freiherr Veit von Bielow-Altrippen, der Gelehrte, der Weltmann, „der Mann aus dem Säculum“, kommt von ungefähr in ein armes, entlegenes Harzbergdorf, um zu sehen, wo und wie das

*) Unruhige Gäste. Ein Roman aus dem Säculum. Von W. Raabe. 1886. Grote, Berlin.

Schicksal seinen Jugendfreund von der Universität her, der Pastor Prudens Hahnemeyer, in der Welt argem Wirrsal in Sicherheit gebracht habe, und findet das ganze Dorf sammt Pastor und Vorsteher in grösster Rathlosigkeit der grimmigen Thatsache gegenüber, dass ein Vagabund, der „Räkel“, sich mit Fluchen und Hohnlachen dem ordentlichen christlichen Begräbnis seines Weibes widersetzt. Man hatte die zu Tode kranke „Fee“ der Ansteckungsgefahr wegen in eine elende Hütte auf der „Vierlingswiese“ abgeschoben; und nun sie da aus einem schweren, wilden Leben erlöst ist, brüllt der Räkel: sie hätten sie im Leben nie gewollt, nun werde er sie dem Dorfe nicht auf den Kirchhof geben, so lange er Knüttel und Handbeil halten könne. — Nur Eine im Dorfe hatte sich der Kranken in ihrer Noth angenommen: Phöbe, die junge Schwester des Pastors; sie geht auch jetzt ruhig und gelassen, um dem „Räkel“ auf der Vierlingswiese „nach ihrer Weise Vernunft zu reden,“ — und „der Mann aus dem Säculum“ folgt ihr in Ehrfurcht und stolzer Freude an dem selbstlosen, unbewussten Heldenmuth, der ihm hier den Weg zeigte. Viele Menschen hatte er auf seinen Wanderungen durch die Städte und Länder der Welt kennen gelernt und hatte sie reden hören, aber niemand gleich dieser einstigen Schulschwester von Halah — „Schmerzhausen“ in unserem Deutsch —, wo sie Pflegerin und Lehrerin der kleinen Idiotenkinder gewesen war. Da thut auch der Mann aus dem Säculum in einem aufrichtigen Seelenaufwallen eine ernste Augenblicksthat: er kauft die Nachbargrüfte zur Rechten und zur Linken von dem Grabe der „Fee“ für sich und für Phöbe, um der Armen als Schutzwehr zu dienen, nicht gegen ihre stillen Nachbarn auf dem Dorffriedhof, sondern gegen den bellenden Zorn und den verstockten, kindischen Groll des unzurechnungsfähigen „Räkel“. — Das war eine gute That; aber Niemand glaubt daran. Im Dorfe spricht man von dem sonderbaren „Reisepläsir“, das sich der freundliche, fremde, reiche Herr gemacht; seine eigene, vornehme Reisegesellschaft aber, drunten im Harzbade, ruft verwundert: „Welche Idee!“ Und er selbst, so ernst er die That gemeint hatte, vermag auf die Dauer nicht daran zu glauben. „Veit Bielow“, fragt er zweifelnd, „wie viel Unbedachtsamkeit, Leichtgläubigkeit, Sorglosigkeit und Egoismus verbarg sich für Dich, den Gelehrten, den Lebenskünstler, den Weltmann, unter jener Augenblicksempfindung und -handlung dort oben in der Fieberhütte des Räckels an der Leiche der Fee und auf jenem kleinen, den Menschen unbekannten Dorffriedhof an der Seite jener Dir vor drei Tagen noch so unbekannten jungen Schulschwester aus Halah?“ — Und als es sich nun zeigt, dass er die böse Krankheit aus der „schlechtesten“ Gesellschaft mit in die „beste“ hinabgenommen hat, — als die braven Leute und Nachbarn im Bade ihn in das abgelegene, baufällige, alte Siechenhaus, die ehemalige Apotheke „Zum wilden Mann“ abgeschoben, wie das Dorf die „Fee“ auf die Vierlingswiese abgeschoben hatte, nur mit anderem Pathos, — als alle ihn allein gelassen hatten in seiner Noth, allein in der Fremde, — als dann Phöbe Hahnemeyer zur alten Dorette Kristeller ins Siechenhaus gekommen war und beide ihm in treuer Pflege vom Tode zum Leben verholfen hatten: da zieht er wieder hinaus in die Welt, heirathet ein anderes schönes Weltkind, schreibt dem Pastor Prudens aus dem fernen Rom einen kränklich-verworrenen Brief und — schenkt der Schwester Phöbe im einsamen Harzbergdorf eine echte Lampe aus den Katakomben zum Andenken. Die aber entzündet sie nicht, sondern lebt beim eigenen Lichte ihr treues Leben im Herrn zum stillen Ende.

Man verzeihe mir den Versuch, den Inhalt einer Raabe'schen Erzählung in wenig Worten wiederzugeben. Das wird stäts missglücken, da es sich bei Raabe so sehr um das „Wie“ und weit weniger um das „Was“ handelt. Ganz un-

möglich aber scheint es mir, eine Anschauung von der Stimmung zu geben, in die die Erzählung von den „Unruhigen Gästen“ ausklingt. Das gilt besonders von dem wundervollen Briefe der alten Dorette an Phöbe, der selben Dorothea Kristeller, welche wir schon aus Raabe's Erzählung „*Zum wilden Mann*“*) kennen, deren Bruder Philipp dreissig Jahre lang den Lehnstuhl und Ehrenplatz am Tische freigehalten hatte für den brasilianischen Oberst Dom Agostin Agonista, der dann endlich gekommen war und dem Geschwisterpaar so übel mitgespielt und bis an den Bettelstaab verholffen hatte, ohne sich etwas Schlimmes dabei zu denken. Seither hatte die alte Dorette lange Jahre an ihrem bekümmerten Leben im Siechenhause als wie an einem Rechenexempel gerechnet, und hatte doch nichts anderes herausbringen können, als dass „die Welt eine harte Nuss zu knacken ist; und wenn man sie aufhat, ist sie hohl.“

Da bist Du, Phöbe, zu mir in das Siechenhaus gekommen! Und wie Du gegen ihn, — den Mann aus dem Säkulum — Deine Pflicht erfüllt hast, so bist Du auch mir zum Trost und Segen geworden und hast mich gelehrt, dass jenes Wort nur halb oder auch gar nicht wahr sei. Ich weiss nun, dass die Welt einen Kern, einen süssen Kern hat, und der heisst für mich diesmal und in alle Ewigkeiten „Phöbe.“

Es ist, als ob in diesem Briefe die höchsten Lehren altindischer und christlich-mystischer Weisheit eine Gestalt von unnachahmlicher, zarter Volksthümlichkeit angenommen hätten; es wird dem Leser, als stünde alles, was die Zeit misst, auf Erden still; als ob alles nicht sei und nur jene schwächliche, schweigsame Gestalt im grauen nonnenhaften Kleide wirkliches Dasein und wahrhaftige Bedeutung in diesem farbigen Schein und Getümmel habe. Unter all den „Unruhigen Gästen“ wandelt sie im heiligen Mitleiden ruhig und sicher durch ihr stilles und doch so segenreiches Leben. Mit ihrem im tiefsten Grunde heitern und muthigen Herzen ist sie die „einzige Gewappnete unter den Rüstungslosen, die einzige Ruhige unter all den Aufgeregten, die einzige Gesunde unter all den Kranken.“ Und „diese Gabe giebt sich nicht, sie wird gegeben“; und „wer sie hat, der weiss nichts davon, als wie ein Mensch nichts vom Hunger verspürt, wenn er satt ist; und wer darüber nachdenkt, der findet kein Ende und steht von ferne und sieht hin und wundert sich wie über das allergrösste Wunder“. Es ist die alte ernste Frage, von den „Berufenen“ und den „Unberufenen“.

Konnte die äusserlich aburtheilende Kritik darüber in Streit gerathen, ob Raabe „Pessimist“ oder „Optimist“ sei — ein Streit, der für uns Bayreuther nicht existiert —, so ward es auch möglich, dass man in Zweifel fiel, ob man ihn den „Realisten“ oder den „Idealisten“ zurechnen sollte. Die schöne Thörin Valerie, der grüblerische Communist Spörenwagen, der in seinem Eifer unbefriedigte Prudens — all diese „unruhigen Gäste“ sind sicherlich Typen, die wir in der modernen Welt, wie sie rings um uns leibt und lebt, auf Schritt und Tritt wiederfinden, und es hat also seinen guten Grund, wenn W. Raabe die „Unruhigen Gäste“ „einen Roman aus dem Säkulum“ nennt. Er nimmt die Welt, darin er lebt, ernst und wichtig, aber nicht nach der äusseren sondern nach der inneren Seite. Jenes wäre flacher Alltagsgassenklatsch, dieses ist Poesie, und zwar Poesie mit einem unvergleichlichen sonntäglichen Schimmer; dass beides sich so nahe liegt, ist der Humor der Sache. Wenn ein moderner Zeitungsschreiber, der der idealistischen Richtung nicht wohlwollte, meinte: „Greif nur hinein ins volle Menschenleben, es ist überall interessant,“ so vergass er eine Hauptsache. Es heisst: „Wo ihr es packt!“ Auf dieses dichterische

*) Zum wilden Mann, Erzählung v. W. Raabe, 1881, Reclam, Leipzig.

Packen und Erfassen des realistischen Stoffes kommt es an. Unserem Raabe ist nun wirklich das Menschenleben in allen Winkeln und Ecken interessant; man denke z. B. an die Erzählung „*Im alten Eisen*“*) mit dem bezeichnenden Motto: *similia similibus*. Zwei Kinder, die man vom Sonntagmorgen bis zum Dienstagabend neben ihrer todtten Mutter allein gelassen hatte, — ein Knabe, der den Degen des Grossvaters, sein letztes Hab und Gut, zum Pfande giebt — der Hofrath Dr. Brockenkorb — sein Schulbankgenosse Peter Uhusen, der Schauspieler, Dichter und Regisseur geworden war unter der Theaterdirektion der klugen und tapferen Frau Cruse —: was wird aus diesem so zu sagen von der Gasse auf-gelesenen Stoffe, wenn Raabe ihn „packt“. Indem er seinen Gestalten und Personen bis auf den Grund ihrer Seele schaut, werden sie ihm zu symbolischen Zeichen des Innerlichen, die nur er ganz versteht, die er aber unserem Mitgefühl durchaus recht nahe bringen möchte. Dabei zerfliessen sie ihm s. z. s. unter den Händen zu einer Art von Stimmungsnebel, den er durch eine merkwürdige ironisch-sententiöse Zersetzung zu zertheilen sucht, um die Personen in ihrer wahren Gestalt zu zeigen. Da glaubt dann der moderne Leser freilich zuweilen weder Gestalten noch Stimmung vor sich zu haben. Giebt man sich aber dem Bemühen des Dichters nach vollständiger „Aeusserung“ ganz willenlos hin und hat man alle Mühsal des Zeichnens vergessen: dann steigen in der Erinnerung die wirklichen Gestalten, welche Raabe schauen lassen will, in unserer eigenen Phantasie auf, und bringen in uns zwingend jene Stimmung hervor, die der Dichter beabsichtigt hat. So werden wir durch Raabe passive Poëten — gewiss die seltenste Wirkung moderner Romanlectüre. Da wir nun an der Hand des Dichters seine Gestalten mitdichten, erhalten sie für uns den Charakter des Selbsterlebten; sie gehen als liebe gute Bekannten mit uns durch unser wirkliches Leben, obwohl sie doch die ureigenste Welt des Dichters bilden, die er sich selbst geschaffen hat.

So beansprucht also der ganz auf sich selbst zurückgezogene Dichter mehr von uns als andere Erzähler: einestheils überlässt er manch wichtiges Moment der Erzählung, sowohl äusserer wie innere Vorgänge, der weiteren Ausführung durch den Leser, andererseits giebt er überall Gedanken- und Gefühls-Leitmotive für tiefe und zarte Seelen, phantasiert selber darüber auf seine Weise, die man lieb gewinnen muss, und zieht auch den Leser in dieses Spiel. Wie man ein gehaltvolles, künstlerisch ausgesponnenes edles Musikstück immer und immer wieder hören mag und es dadurch erst immer mehr verstehen und schätzen lernt, so muss man auch die Raabe'schen Erzählungen wiederholt lesen, um sie nach ihrem vollen Wert beurtheilen zu können. Der bewundernswerthe architectonisch-symmetrische Bau, welchen Raabe ihnen zu geben weiss, bietet uns dann erst vollen Genuss. Besonders gut thut man, das zweite Mal laut zu lesen: Was Einem beim ersten Male sonderbar und oft fast abstossend erschien, dabei fühlt man sich beim zweiten Male behaglich, wo nicht schon ganz und gar heimisch. Auch die vielfachen ironischen Zwischenreden, welche zunächst störend wirken könnten, lernt man dann nach ihrem freien geistigen Gehalte schätzen, und dadurch gewinnt man ein grösseres Verständniss für jene Hauptstellen der Erzählung selbst, an denen sich die Ironie zum künstlerischen Elemente verdichtet. So ist es z. B. die künstlerische Ironie, dass in der „*Villa Schönow*“**) den Ausschlag in der ganzen, nur von der Liebe geleiteten und verwickelten Geschichte schliesslich die Bosheit geben muss, wenn auch in heiterer Form.

*) Im alten Eisen. Eine Erzählung v. W. Raabe. 1887, Grote, Berlin.

**) Villa Schönow, 1884, Westermann Braunschweig.

Wilhelm Raabe ist also Realist in der geistigen Auffassung der Welt, die er zu schildern unternommen hat, und über welche er sich weder im Guten noch im Schlimmen täuscht, Idealist aber in der symbolisch-typischen Ausführung seiner Gestalten und Abenteuer. Auch sein Realismus aber ist innerlicher Art: es ist eine zarte Gefühlspoesie, die jedoch so kerngesund in ihren Wurzeln ist, dass sie nirgends einer undeutschen Sentimentalität Raum giebt. Diese Raabe'sche Gefühlspoesie hat vielfache Verwandtschaft mit jener Naivetät des Herzens, welche bei Dickens zur allverklärenden Macht des Mitleidens, der menschlichen Seelengüte wird, sodass man auch zu seinen heitersten Schilderungen etwas wie Orgelton und Glockenklang in der Seele vernimmt und sich mehr religiös als künstlerisch gestimmt fühlt. In welcher herrliche Sonntagsmorgensstimmung taucht uns z. B. das fröhliche „Sommerferienheft“: „*Pfisters Mühle*“!*) Wo Raabe aber von der Not des Lebens erzählt, ist die ethisch-befreiende Kraft jener religiös-künstlerischen Grundstimmung vielleicht noch grösser, und es ist gewiss nicht eine der letzten Vorzüge seiner Dichtungen, dass sie uns lehren und helfen, das Leben würdevoll zu tragen. In dieser Hinsicht erinnert der liebenswürdige nordfranzösische Erzähler Emile Souvestre an ihn, z. B. in seinem „*Philosophe sous les toits*,“ nur ist er ärmer und trockener. Beide aber haben die werthvolle Gabe, den Leser zufriedener, besser und glücklicher zu machen. Raabe aber regt dabei den Leser an, über wichtigste Fragen des Lebens ernst und gewissenhaft nachzudenken. Dadurch steht er mitten in der Gegenwart, und man könnte ihn, den Unmodernen, in diesem Sinne einen eminent modernen Dichter im guten Sinne des Wortes nennen. Mehr als manch anderer, von dem es behauptet wird, steht er „auf der Höhe seiner Zeit.“ Dass die heutige Jugend von Ferne steht und die Mühe scheut, ihm nachzudenken und nachzufühlen, ihm, der in seiner edlen Reinheit so recht berufen wäre, ein Dichter der Jugend zu sein, ist wahrlich nicht seine Schuld und giebt ernstlich zu denken. Er hat einen so tiefen Blick in das Herz seines Volkes gethan, dass wir viel Rechtes und Gutes von ihm lernen können, und sicherlich wird man in späteren Zeiten oftmals in seinen Erzählungen nachlesen, wie das deutsche Volk seit dem Krimkriege bis zum letzten Viertel unseres Jahrhunderts gedacht und gefühlt hat, d. h. der Kern, die Besten des deutschen Volkes.

Wer übrigens sein eigenes Jahrhundert so ernstlich erkannt hat, wie Raabe, der wird uns auch dann Neues und Gutes sagen, wenn er mit der vollen Weltanschauung seiner Zeit den Blick rückwärts wendet und Personen, Ereignisse und Anschauungen aus vergangenen Jahrhunderten an unserem Auge vorüberziehen lässt, wie es Raabe neuerdings im „*Odfeld*“**) gethan hat. Wie die schöne, aus Raabe's Jugendzeit stammende Erzählung „*Unseres Herrgotts Kanzlei*,“ welche ja auch im vergangenen Jahrzehnt eine neue Bearbeitung erlebt hat, ein überaus anschauliches Bild von der freien Stadt Magdeburg zur Zeit des schmalkaldischen Krieges giebt, so redet in die Erzählung vom „*Odfeld*“ der ganze grosse siebenjährige Krieg mit hinein. Aber in echt Raabe'scher Weise ist der eigentliche Held und Heros des „*Odfeldes*“ nichts weniger als Kriegermann: es ist vielmehr der närrische alte Magister Noah Buchius, der als der unnützte, verbrauchteste, überflüssigste „*bene emeritus*“ der weiland hohen Schule zu Amelungsborn im Kloster zurückgelassen worden war, dem „von irgend welchem Unrecht, so ihm im Leben geschah, die Empfindung erst nach genauer Ueberlegung kam, da er sich wochen- und mondenlang abzuquälen und abzuängsten hatte: ob das Unrecht

*) Pfisters Mühle, 1884, Grunow, Leipzig.

**) Das Odfeld, 1889, Ellischers Nachfolger, Leipzig.

nicht auf seiner Seite liege, und er also den Lohn dafür in Ruhe hinnehmen müsse, — und der nun mitten im Schlachtenlärm des siebenjährigen Krieges zu seiner eigenen höchsten Verwunderung gewahr wird, dass auch er noch auf der Wagschale mitwiege und von wirklicher angstvoll gefühlter Bedeutung für ein anderes Menschenkind werden könne. Mit seiner aus christlicher und heidnischer Philosophie geschöpften Ruhe und Ergebung, mit seiner Gabe in kindlichem Vertrauen und voll wunderlichen Behagens die Welt als ein „kürisches sübtiles Miraculum“ anzuschauen, mit seinem Mitleid gegen alle Creatur erinnert er innig an den „guten Attrapenonkel“ aus „*Fabian und Sebastian*,“*) an den alten Buchbinder aus „*Prinzessin Fisch*“**) und an manch andere Raabe'sche Gestalt, deren Seelengüte vereinzelte Strahlen jenes Lichtes wieder spiegelt, das Phöbe's herrliche Gestalt mild leuchtend umgiebt. Mag der Magister Buchius nun aus der geisterhaft gespenstischen Rabenschlacht über dem Odfelde, dem Wodansfelde, einen gefallen schwarzen, flügelahnen Kämpfer auf seine Zelle im Kloster tragen und da in Sicherheit bringen, oder mag er nach der schrecklichen Männerschlacht, die auf dem selben Odfelde am nächsten Tage Herzog Ferdinand von Braunschweig gegen den Marschall de Broglio schlägt, an der Seite seines „bösesten und besten“ einstigen Schülers Thedel von Münchhausen knien und bitterlich weinen, als ob „alles, was er an Kummer und Verdruss in seinem langen Leben und am heutigen kurzen Tage hinuntergeschluckt hatte, in Einem Strom sich Bahn breche aus seiner tiefsten Seele heraus“, — oder mag er endlich dem wieder genesenen dunkeln Gast das Fenster seiner Zelle öffnen und dem entfliegenden nachrufen:

Ich weiss nicht, von wannen Du gekommen bist, ich weiss nicht, wohin Du gehst; aber gehe denn — in Gottes Namen — auch nach dem Odfelde. Im Namen Gottes, des Herrn Himmels und der Erden, fliege zu, fliege hin und richte ferner aus, wozu Du mit uns Andern in die Angst der Welt hineingerufen worden bist.

So könnten denn auch wir Abschied nehmen von dem Dichter der „Rabenschlacht über dem Odfelde“ mit innigem Dank im Herzen für den Trost, den er uns mit der Gestalt des Magister Buchius auf unsern fernerem Lebensweg mitgegeben hat, wenn es ihm nicht gefallen hätte, der Tragödie aus dem siebenjährigen Kriege einen übermüthig-lustigen Satyr nachhüpfen zu lassen: „*Stopfkuchen. Eine See- und Mordgeschichte*“!***)

Schon im Vorwort zum „*Lar*,†) der freundlichen Liebesgeschichte mit dem Motto: „O bitte, schreiben auch Sie doch wieder mal ein Buch, in welchem sie sich kriegen,“ hat W. Raabe launig seine dichterische Eigenart ironisirend gesagt:

Das wäre nun wieder so ein Eingang, von dem meine selige Tante, wenn sie noch lebte, sagen würde: „Nein, so was!“ Aber sie ist todt, die Gute; und da ich auf ihren ästhetischen Ordnungssinn seiner Zeit keine Rücksicht genommen habe, so sehe ich nicht ein. weshalb ich anderen — fremden Leuten und Liebhabern einer angenehmen, leichten Lectüre gegenüber meiner „Fahrigkeit“, meinem „springenden Wesen“ mehr Zwang anlegen soll als gegenüber der guten alten Tante, die mich doch auch in ihr Testament gesetzt hat, was meine übrigen lieben, alten und jüngeren Leser nicht thun werden.

Im „*Stopfkuchen*“ nun macht W. Raabe mit wirklicher Genialität seine dichterische Eigenart, vor allem seine eigenste „Schwäche“, die Breite, geradezu kühnlich zum ironisch-komischen Stoff des Ganzen. Die „Breite“ selbst ist hier

*) *Fabian und Sebastian*, 1882, Westermann, Braunschweig.

**) *Prinzessin Fisch*, 1883, ebendas.

***) *Stopfkuchen*, 1891, Janke, Berlin.

†) *Der Lar*, 1889, Westermann, Braunschweig.

die Geschichte, die Person, ist — der dicke wunderliche Gesell „Heinrich Schaumann, genannt Stopfkuchen“, der immer zum „sich äussern“, zum „Worte machen“, zum „Reden halten“ da ist. Wir aber halten es mit seinem Jugendfreunde Eduard, der durch die Unterhaltungen und Wanderungen mit dem Landpostboten Störzer auf das Meer und ins Burenland verschlagen worden war, es zu einem „Rittergut am Cap der guten Hoffnung“ gebracht hatte, und dem nun Stopfkuchen gelegentlich seines Besuches der alten Heimat in seiner breiten, phantastischen Weise erzählt, wie er durch den Steinwurf aus eben des selben Störzers Hand zu Tinchin Quakatz geführt und zum Herrn der „Rothen Schanze“ gemacht worden ist. Mit Eduard warten wir jedesmal, wenn Stopfkuchen aufhört zu erzählen, mit innerlichster Spannung, dass er wieder anfangen, sich gehen zu lassen und zu reden, und sagen mit ihm nur: „Es ist wundervoll!“ Wie ein sonnenbeleuchteter Punkt im schönsten Heimatsgrün lag die rothe Schanze hinter ihm, als er auf dem guten Schiffe Hagebuer aus seiner alten Heimat in seine neue zurückkehrte. „Dort hatte er den Fuss auf einen verzauberten Boden gesetzt, auf welchem die Enttäuschungen der Heimkehr doch einem echten, wahrhaftigen, wirklichen Heimatsbegehren Raum geben konnten“. So ist auch uns die eigenartige Welt, die W. Raabe mit seinen Erzählungen hervorgezaubert hat, ein sonnenbeleuchteter Punkt im schönsten Heimatsgrün. Sie gewähren uns stäts wieder „echtes Heimatsbegehren“, wenn uns die Enttäuschungen des Lebens, wie es uns umgiebt, ängstigen. W. Raabe ist eines der seltenen Beispiele, dass eine grosse deutsche Anlage sich selbst treu geblieben und weder verdorben noch verbildet worden ist. Wir wollen es ihm nicht vergessen, dass er sich in dem trauten Heim seiner selbstgeschaffenen, ihm innig eigenen Welt für's ganze Leben eingerichtet hat, wollen mit Eifer und Andacht in diesen Spiegel der Echtheit und Wahrheit schauen und bitten mit den dankbar-fröhlichen Worten von Stopfkuchens Zuhörer aus dem Burenlande: „Erzähle weiter, lieber alter Freund! Erzähle, wie Du erzählst!“ — Und in diesem Sinne rufen wir dem Dichter wie vor zehn Jahren auch am heurigen 8. September zu: „Wir gratulieren uns zu Deinem Geburtstage, lieber Jacob Corvinus!“

Karl Alberti.

Im Verlage des A. R. Wagner-Vereines.

Im Buchhandel zu beziehen durch C. F. Leede, Leipzig.

Druck von Th. Burger, Bayreuth.

Geschäftlicher Theil.

Die diesjährige Generalversammlung des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins hat am 21. Juli in den Räumen des „Frohsinn“ zu Bayreuth in den Vormittagsstunden von 10 bis 1 Uhr und den Nachmittagsstunden von 4 bis gegen 7 Uhr stattgefunden. Indem nähere Mittheilungen über deren Verlauf einer der nächsten Nummern dieser Blätter vorbehalten werden, mag vorläufig erwähnt werden, dass das Ergebniss der Verhandlungen ein durchaus befriedigendes und erfreuliches war. Es wurde bald überzeugend nachgewiesen, dass die namentlich in der Tagespresse vielfach verbreiteten Nachrichten über gestörtes Einvernehmen oder gar ernste Zerwürfnisse zwischen dem Verein und den Veranstaltern und Leitern der Bühnenfestspiele durchweg arg übertrieben und in der Hauptsache unbegründet sind, dass auch die laut gewordenen Klagen über mangelnde Rücksichtnahme des Verwaltungsraths gegen den Verein grösstentheils auf fehlende oder unvollkommene Kenntniss der einschlägigen Verhältnisse und That-sachen zurückzuführen sind.

Allseitiger Wunsch war es andererseits, dem bedauernswerthen Umstande, dass zahlreiche Vereinsmitglieder den beabsichtigten Besuch der diesjährigen Festspiele wegen Mangels an Eintrittskarten unterlassen mussten, für die Zukunft vorzubeugen; es wurde die Zentralleitung — die mit dem bisherigen Sitze (Berlin) und in fast unveränderter Zusammensetzung wiedergewählt wurde — beauftragt, in dieser Richtung die erforderlichen Maassnahmen mit dem Verwaltungsrathe zu vereinbaren.

Schon jetzt kann versichert werden, dass bei dem dankbar anzuerkennenden Entgegenkommen des Verwaltungsraths es voraussichtlich nicht schwer halten wird, in zukünftigen Festspieljahren allen berechtigten und rechtzeitig geltend gemachten Wünschen der Vereinsmitglieder Genüge zu leisten.

Vereinsnachrichten.

a. Veränderungen in Zweigvereinen und Ortsvertretungen.

Bonn. Bei der am 24. 6. abgehaltenen Generalversammlung betrug die Mitgliederzahl des Zweigvereines 11; zum Vorstand ward gewählt Herr Dr. Hans Reither.

Düsseldorf. Nach dem Jahresberichte des Vorstands betrug die Zahl der Mitglieder des Zweigvereins 287; den Vorstand bilden z. Z. die Herren Otto Stein, 1. Vors., Ludwig Dingeldey, 2. Vors., Albert Aders, Kassier, Bauinspektor Stoessel, 1. Schriftführer, Felix Bagel, Reg.-R. Fischer von Treuenfeld, Dr. Fleischhauer.

Karlsbad. Der hiesige Zweigverein hat sich aufgelöst.

Wien. In der Vollversammlung des Neuen R. W.-Vereins wurden in den Vorstand gewählt: Herr Karl Haller, Lehrer, Obmann, Alois Traeger, Jurist, Stellvertreter, Jos. Florian, Lehrer, 1. Schriftführer, Ad. Ritter von Kissling, 2. Schriftführer.

b. Veranstaltungen in Zweigvereinen und Ortsvertretungen.

Düsseldorf. Nach dem Vereinsberichte über das Jahr 1890 sind im hiesigen Zweigvereine folgende Vortragsabende veranstaltet worden: 5. Februar. *Lohengrin*, 2. Akt, 2. Scene (Elsa Fräulein Schindler, Ortrud Fräulein Neumayer). Albumblatt und *Siegfried*-Paraphrase für Clavier und Violine (Herren Concertmeister Reibold und Dingeldey). Ballade aus dem *fliegenden Holländer* (Fräulein Schindler). *Walküre*, 2. Akt, 2. Scene (Fricka Fräulein Neumayer, Wotan Herr Dingeldey, Clavierbegleitung Herr Kapellmeister Gille). Paraphrase über *Walther's Preislied* für Violine (Herr Concertmeister Reibold). 20. März. Vortrag des Herrn Dr. Seidl aus Leipzig über Wagner's Kunstlehre in den Meistersingern. Scene der Rheintöchter aus „*Götterdämmerung*“ für zwei Claviere (Herren Dingeldey und Willemssen). *Lohengrin*, Scene aus 3. Akt (Lohengrin Herr Birrenkoven, Elsa Fräulein Slach). 25. April (Herrenabend). Vorlesung aus Wagner's Schriften (Herr Dingeldey). Quartette F-dur Cherubini und e-moll Haydn (Schnabelsches Quartett). Sonate op. 109 Beethoven und Legende des heiligen Franziskus von Liszt (Herr Dingeldey). 7. Mai. Mozart Quartett B-dur (Schnabelsches Quartett) und Arie aus Titus (Frau Berghaus-Seel). *Siegfried's Rheinfahrt* für Streichquartett und Clavier (Schnabelsches Quartett und Herr Dingeldey). Lieder von Schubert, Franz, Wagner, Liszt (Frau Berghaus-Seel). 6. November Vorspiele zu *Tristan*, *Parsifal*, symphonische Dichtung Mazeppa von Liszt für zwei Claviere (Fräulein Wickott, Herr Dingeldey). Lieder von Schubert, Jensen und Wagner (Frau Bagel). 11. Dezember. *Meistersinger-Vorspiel*, symphonische Dichtung „Festklänge“ von Liszt für zwei Claviere (Fräulein Lucker, Herr Dingeldey). Weihnachtslieder von Cornelius, Lieder von Schubert und Wagner (Fräulein Penchen), Clavierimprovisation (Herr Dingeldey).

Wiener Neustadt. Zweigverein. 5. 8. 91: Vorträge: *Meistersinger-Vorspiel*, Stücke aus „*Lohengrin*“, „*Tristan*“, „*Walküre*“, Schlussgesang der „*Meistersinger*“, Claviertrio Nr. III und IV und Sonate für Klavier und Violine von Beethoven. —

X.

Der Mensch strebe, aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal zu erzeugen: dieses präge er aus in dem Spiele seiner Einbildungskraft und in dem Ernste seiner Thaten, präge es aus in allen sinnlichen und geistigen Formen und werfe es schweigend in die unendliche Zeit.

(Schiller.)

Die Renaissance.

Historische Scenen vom Grafen Gobineau.

Deutsch von Ludwig Schemann.

Nahe der venetianischen Grenze. Ein Lager von sechstausend italienischen Freibeutern. Ausgedehntes Gefilde, fruchtbar, mit Bäumen, Weinbergen, Erntefrüchten bedeckt; am Horizonte Dörfer; ein Fluss fließt durch die Mitte der Landschaft, die Kriegszelte sind an den Ufern hingereicht. Am Abhang des Uferrandes eine Bretterbude, mit grünen Laubgewinden bedeckt, wo zu trinken verkauft wird. Burschen ziehen vorbei, ihre Pferde zur Tränke führend; schwere Reiter, Bogenschützen, verschiedenerlei Armbrustschützen, Pikenträger, Bauern, Bäuerinnen, Freudenmädchen, Bettler; die Einen gehn spazieren, Andere zanken sich; viele sitzen vor der Schenke, plaudern, lachen, spielen Würfel und Tarok.

Ein schwerer Reiter.

Es lebe die Liebe! Ich verlasse Alessandro del Tiaro's Compagnie und nehme Dienste beim Scariotto. Zum Teufel mit meinem ersten Hauptmann! Der Knauser! Man stirbt Hungers bei ihm!

Ein Armbrustschütze.

Ich kenne ihn! ich habe bei ihm gedient! Der Flegel hat für den Soldaten nur böse Worte!

Ein Trompeter.

Es ist wahr. Da lobe ich mir den Battista di Valmontone! Das ist ein braver Condottiere!

Ein Bauer, die Mütze in der Hand.

Hochwohlgeborene Herrn, ich bin ein armer Mann.

Ein Pikenträger.

Du thätest besser daran reich zu sein und mir zwei gute Ducaten im Würfelspiel zu halten.

Der Bauer.

Verzeiht mir, hochwohlgeborener Herr Pikenier, ich schwöre es Euch bei der Madonna und dem heiligen Kinde! Ich bin ein äusserst armer Mann, in die allerjämmerlichste Noth gebracht, ich habe noch dazu soeben meine letzte Kuh verloren, welche mir zwei ehrenwerthe Chevauxlégiers mitgenommen haben.

Ein Trommler.

Ich kenne das Gesicht da. Er läuft in allen Soldatenquartieren herum und hat immer seine letzte Kuh verloren; das ist sein Gewerbe.

Der schwere Reiter.

Wie viel verdienst Du so, Jahr aus Jahr ein?

Der Bauer entfernt sich, seine Mütze wieder aufsetzend.

Ein Armbrustschütze.

Man sagt, dass der Soldat den Bürger bestehle; ich sage Euch, dass am Ende, mit ihren Herbergen und ihren verdorbenen Waaren, ihren Spiel- und Freudenhäusern, ihren ewigen Klagen und Beschwerden, die Bürger es sind, die dem armen Soldaten sein letztes Hemd ausziehen und ihn auf dem Stroh sterben lassen.

Ein Trompeter.

Meiner Treu, Du hast Recht! Aber wer ist das, der uns da ankommt, ganz Sammt, Seide und Tressen, die Feder am Hütchen, die Nase in die Höhe, die Hand in der Hüfte, geschweift wie ein Bogen? Herrgott, was für ein Renommist! Und Das hat nur drei blonde Häärchen unter der Nase und kaum achtzehn Jahre!

Der Ankömmling.

Ihr Herrn Soldaten, ich grüsse Euch und brenne darauf Eure Bekanntschaft zu machen.

Der schwere Reiter.

Wir werden gerne die Eurige machen, wenn Ihr uns gesagt habt, wo Ihr herstammt.

Der Ankömmling.

Ich halte damit nicht zurück. Ich bin ein Ordellafo von Forli, Vetter des Herrn Antonio, und folglich Edelmann, was die meisten von Euch nicht eben sind. Den Ruhm liebend und vom edelsten Ehrgeiz erglühend, will ich bei den Truppen meines Verwandten eintreten, und ich bitte Euch mir Eure Freundschaft gegen die meinige zu gewähren.

Der Armbrustschütze.

Wenn ich ein so schönes Kleid am Leibe hätte, so würde ich Kaufmann oder Priester werden; aber sicherlich würde ichs nicht aus Muthwillen mit der Hellebarde, dem Hunger, dem Durst, der Kälte, der Hitze und den schlaflosen Nächten halten.

Der Ankömmling.

Mein guter Freund, Ihr stammt ohne Zweifel von irgend einem Pflugschlepper, und die Niedrigkeit Eurer Neigungen ist sehr natürlich. Was mich angeht, so besinne ich mich darauf, dass ich vom Geschlechte der Falken bin; ich liebe die freie Luft, das Getümmel, das Geschrei; weder Regen noch Sturm jagen mir Furcht ein, und wenn die Sforza und so viele Andere Fürsten geworden sind, so sehe ich nicht ein, warum mir nicht das Gleiche widerfahren sollte.

Der Pikenträger.

Potztausend! welch ein Bursche! Hast Du eine Dublone in der Tasche? oder eine Zechine? . . . oder irgend eine Kleinigkeit? Spielen wir einmal im Primspiel herum, und ich führe Dich dann zu Don Agostino de Campo-Fregoso, der mehr werth ist als Dein Vetter.

Der Ankömmling.

Du scherzest, alter Schelm! Ich habe in meinem Täschchen fünfzig deutsche Gulden. Dreimal im Bassetspiel herum, willst Du?

Der Trommler.

Wahrhaftig, das ist ein Held! Karten, Karten!

Ein Dämchen, zu ihrer Gefährtin.

Sie wollen ihn rupfen. Ganz gleich. Verlieren wir dies Täubchen nicht aus dem Auge. Wir wollen ihm morgen helfen sein Handgeld verzehren.

Die Gefährtin.

Gieb Acht auf ihn. Er hat einen bösen Blick und eine flinke Hand. Sein Messer muss nicht sehr fest in der Scheide sitzen.

Am Saume des Lagers, inmitten eines schönen Gartens, der voller Blumen und mit Cypressen bepflanzt ist, ein kleiner Palast, im neuesten Style gebaut, mit Laubwerk, Bogen- gängen, Säulenpaaren, Statuen, flachem Dach und einer auf Satyrfiguren in Terracotta ruhenden Loggia. — Ein schön bemalter und ausgestatteter Saal, Truhen, mit Elfenbein und Perlmutter ausgelegt, Schränke von Ebenholz mit geschnitzten kleinen Figuren, venetianische Spiegelgläser, grosse Sophas. — Neben einem der Fenster, so gewandt, dass es das beste Licht bekommt, ein Gemälde auf einer Staffelei aufgestellt. — Herr Deifobo de l'Anguillara, Oberanführer der Freibeuter; Hauptmann Don Sigismondo de Brandolino; der Neapolitanische Dichter Cariteo.

Anguillara.

Nun, Herr Cariteo, Ihr seid ja ein grosser Feinschmecker, ein grosser Virtuos in Sachen der Kunst, wie findet Ihr dieses Gemälde?

Cariteo.

Es ist von Barbarelli, wenn ich mich nicht täusche?

Anguillara.

Gut gerathen! Es ist von Giorgione, und von seinen besten, meiner Seel! . . . Aber ich will Euch nicht beeinflussen . . . Sprecht frei!

Cariteo.

Es ist ein herrliches Gemälde!

Anguillara.

Es freut mich, dass Ihr so denkt. Dieser Schatz kommt mir den Augenblick, und man hat ihn eben ausgepackt.

Cariteo.

Wundervoll! Wundervoll, sage ich Euch! Man könnte den Zauber der Farbe nicht weiter treiben! Ueberdies ist da so etwas wie ein reizender Widerschein von da Vinci's Weise! Und doch im Grunde, welche Originalität, welche Kühnheit, welches Feuer! Er ist ein Mann, dieser Giorgione, und eine der Zierden des Jahrhunderts!

Hauptmann Brandolino.

Ich ziehe trotzdem die Maler von Florenz denen von Venedig vor; ihre Zeichnung ist unendlich viel schärfer, und ihr Farbonauftrag hat etwas Kraftvolles, das mich entzückt.

Cariteo.

Glaubt mir, Giorgione und Bellini sind göttliche Wesen! . . . Darf ich hier bemerken, dass der gnädige Herr Deifobo nicht gewollt hat, dass der Künstler die unvergleichliche Schönheit dieser Juno im Himmel erschauet? . . . Er hat sie ihm auf Erden gezeigt.

Anguillara, lächelnd.

Ihr seid eine Plaudertasche, und die Frauen verzeihen solche Sünde nicht . . . Ernsthaft, Ihr habt sie erkannt?

Cariteo.

Ja, ohne Zweifel, obwohl das Genie des Malers hinter den erstaunlichen Vollkommenheiten des Modells zurückgeblieben ist.

Anguillara.

Allerdings, das Modell ist nicht übel.

Hauptmann Brandolino.

Herr Deifobo ist glücklich in allen Dingen.

Hauptmann Bartolommeo Falciera, auf der Schwelle der Thüre.

Kann ich den gnädigen Herrn sprechen?

Anguillara.

Was wünscht Ihr? Ich bin beschäftigt, Capitän. Kommt immerhin herein . . . Was gibts?

Falciera.

Auf die Anklage nichtswürdiger Bauersleute hin ist einer meiner besten Reiter von den Profossen gefasst worden, und man sagt, dass Ihr Befehl gabt ihn zu hängen.

Anguillara.

Ich weiss, worum sichs handelt. Euer Reiter wird gehangen. Es thut mir leid für Euch; aber er wird gehangen.

Falciera.

Erwägt doch, gnädiger Herr, welchen Schaden Ihr mir verursacht. Seit vier Jahren bilde ich diesen Menschen aus, ich halte ihn in Allem frei, er ist ein solider, in den Waffen geübter Mensch; natürlich habe ich ihm Vorschüsse gemacht, und er schuldet mir nicht weniger als fünfzehn Ducaten . . . Ich werde sie verlieren.

Anguillara.

Das ist sehr unangenehm, ich gebe es zu; aber ich will nicht, dass man die Landbewohner misshandle, und wer es thut, wird gehangen. So ist es festgesetzt, und ich werde nicht davon abgehen. Euer Schwachkopf geht hin und röstet ruhig einem Mann aus dem Dorfe da drüben das rechte Bein, und verspricht ihm das auch für das linke, wenn er nicht sein Geld ausliefere! (Gelächter.) Das ist doch das alleralbernste von der Welt! Sind wir denn in Deutschland, in Frankreich, oder selbst in Neapel? Dann wäre das ganz etwas anderes, ich würde aus Rücksicht für Euch ein Auge zudrücken können, und ausserdem wäre es auch nicht der Mühe werth sich zu ärgern. Aber was Teufel! wir sind in Italien, und wenn die Freiwilligen so die Ackersleute behandeln, werden wir bald von Hungersnoth gefasst werden, und man wird auf uns losgehen wie auf wilde Thiere. Ich liebe diese bösen Schliche nicht; man muss davon ablassen. Wir treiben unser Handwerk; treiben wir es ruhig und ohne die Andern zu belästigen, welche das ihrige treiben. Euer Mann wird gehangen.

Falciera.

Ich habe rechtes Unglück. Beim letzten Treffen mit den Venetianern ist mir einer meiner schweren Reiter zu Falle gekommen, und er ist dran gestorben.

Anguillara.

Sollte der Feind von ungefähr sich herausgenommen haben, ihn zu tödten?

Falciera.

Mein Gott, nein! Die Kameraden von der andern Partie haben uns im Gegentheil geholfen unsern Cadaver aufheben: es waren Leute des Capitäns Ercole Bentivoglio. Der arme Teufel hat ganz einfach einen Schlaganfall in Folge der Hitze und der Schwere der Rüstung bekommen.

Anguillara.

Niemand kann dazu; aber tröstet Euch, Capitän Falciera. Man muss von Zeit zu Zeit einige Geschosse widrigen Geschickes geduldig hinnehmen, und Seneca könnte Euch das besser sagen als ich. Setzt Euch indessen, und nehmt ein Glas von diesem Friauler Weinchen, das wirklich nicht so ganz übel ist.

Falciera, mit einem Seufzer.

Auf Euer Wohl, hochedler Herr!

Vincenzo Quirini, Senator von Venedig, tritt auf, reich gekleidet in ein rothes, grün und gelb geblühtes Brocatgewand, eine goldene Kette um den Hals, in der Hand sein mit einer Schnur von starken Perlen eingefasstes schwarzes Sammtbarett; schönes Gesicht, stark gebräunt, schwarzes kurzgeschnittenes Haar, langer schwarzer krauser Bart, Ohringe von Rubin.

Quirini, zu Anguillara.

Welche Freude Euch zu sehen! Gott behüte Euch, mein erlauchter Freund! Gestattet, dass ich Euch umarme!

Anguillara, auf ihn zueilend und ihn ans Herz drückend.

Was! Ihr seid es? Ah! Herr Vincenzo! welches Glück! . . . mein edler, mein erlauchter Gevatter!

Quirini.

Ich grüsse von ganzem Herzen Herrn Cariteo und die hochvortrefflichen Herrn, die ich da sehe. Ohne weitere Worte, die durchlauchtigste Signoria sendet mich an Euch ab. Wir möchten wissen, ob Ihr unsern Sold annehmen würdet.

Anguillara.

Meine Verbindlichkeit gegen die Aragonesen läuft in einem Monat ab. Wie viel würdet Ihr mir bieten?

Quirini.

Zwölftausend Ducaten monatlich, Alles in Allem.

Anguillara.

Um diesen Preis werden wir nicht handelseins werden. Ich habe in diesem Augenblicke vierzehntausend und erhalte von Herrn Sforza und den Franzosen die schönsten Anträge. Don Francesco Sanseverino ist selbst gekommen sie mir zu überbringen. Seht zu, was Euch ansteht. Wollt Ihr mich? so zahlt das Nöthige. Wollt Ihr mich nicht? so gehe ich anderswohin. Unterdessen setzt Euch doch.

Quirini.

Gott! das köstliche Gemälde! . . . Juno Jupiter umarmend! . . . Wundervoll! . . . Von Giorgione, das ist klar! Nur er ist eines solchen Meisterwerkes fähig! . . . Ah! aber wartet doch! . . . Mir scheint, dass dies das Bildniss der . . . Tausend Glückwünsche, Herr Jupiter! . . .

Meiner Treu, mein Freund, wenn Ihr zu uns kämet, so würde ich, was mich angeht, hochofrennt darüber sein; aber vor Allem Eure Interessen, das versteht sich von selbst. Wir werden immer Condottieri finden, weniger berühmte ohne Zweifel, aber willfährigere.

Anguillara.

Ihr werdet um den Preis, den Ihr daransetzen wollt, keinen namhaften Feldherrn finden: weder den Cardinal von Capua, noch den ausgezeichneten Gattamelata, noch Coleoni, noch Piccinino, noch dal Verme; nur Truppenführer zweiten Ranges. Aber wie es Euch passt! Vergesst jedoch nicht, dass die billigen Waaren der Verderb des Käufers sind. Ich hatte schon zehn eiserne Steingeschosse; ich habe soeben sechs weitere gekauft, und sie sind mir gestern hierhergebracht worden. Zwei sind von der Art, wie sie der junge Michelangelo Buonarrotti erfunden hat. Sie schleudern Steine achtmal so dick als Euer Kopf, die dazu auf vielleicht vierhundert Schritte treffen! Ich übertreibe in Nichts.

Brandolino.

Es ist vollkommen genau, ich habe die Versuche gesehen und bin dabei ganz starr vor Schreck gewesen.

Anguillara.

Keine Truppen besitzen Geschütze, die den meinigen vergleichbar wären, denn ich rede Euch da nur von Steingeschossen, und ich habe doch noch eine grosse Menge Feldschlangen, Kanonen und Schwärmer, bedient und gehandhabt von Deutschen, die mich jeder sechzehn Gulden monatlich kosten, nebst den Accidenzien; aber lassen wir diese Einzelheiten, mit denen ich Euch nicht blenden will. Ich habe zweitausend schwere Reiter, vollkommen einexercirt und in vollständiger Ausrüstung; tausend vortreffliche albanesische Stradioten, und viertausend Infanteristen, die Blüthe des Fussvolks. Ich denke, wenn ich sechzehntausend Ducaten fordere, so trete ich Niemandem zu nahe.

Quirini.

Ohne Zweifel . . . ohne Zweifel . . . und man würde Euch sogar ohne allzu grosses Schwanken geben, was Ihr wünscht, wenn die bösen Zungen Euch nicht beschuldigten, dass Ihr Eure Truppen nie ins Treffen bringt, aus Furcht ihnen Schaden zu thun.

Anguillara, lebhaft.

Mein Princip ist, gleich dem aller wahrhaften Kriegsmänner, durch Manövriren die Schlachten zu gewinnen und die Feldzüge zu entscheiden. Ich habe kein Bedürfniss ohne Noth Menschen zu morden. Ein solcher Grundsatz ist klar wie Krystall! Welche Dummheit, welche wilde Rohheit, arme Teufel von Soldaten um das Vergnügen, in den Tag hinein zu hauen, abschlachten oder verwunden zu lassen! Gut für Schweizer, Franzosen, Spanier . . . Barbaren! Wir, wir sind Italiener!

Quirini.

Leider halten sich diese Barbaren aus Leibeskräften dazu, und bei diesem Verfahren müssen sie schliesslich die Oberhand gewinnen.

Anguillara.

So lange ich lebe, werde ich nach den Regeln Krieg führen.

Quirini.

Was denkt Ihr von unserem Streit, Ihr hochberühmter Herr Poet, der uns unaufhörlich den Gott Mars in Wuth inmitten blutender Schaaren darstellt?

Cariteo.

Jede Zeit hat ihren Geschmack, und die Poeten ersinnen gar oft, was in der Wirklichkeit nicht passt.

Anguillara.

Gut geantwortet! Ausserdem, werther Herr Vincenzo, fragt Euren Alviano, welcher mit der durchlauchtigsten Republik kopulirt scheint, da er gar keiner anderen Macht dient; er wird Euch sagen, ob er es liebt, seine Leute ohne Grund zu opfern. Und doch ist er ein Tapferer, Der!

Quirini.

Wir versagen ihm weder Ehre noch Geld; wir haben ihm Stadt und Gebiet von Pordenone gegeben . . .

Anguillara.

Er hat ein Paradies daraus gemacht. Man sieht dort nur Künstler, Gelehrte, Leute von Talent; seine Academie ist weitberühmt. Setzt mich in den Stand, ein so artiges und so vornehmes Leben zu führen, und ich will Euch ganz ebensogut dienen wie er.

Quirini.

Würdet Ihr Euch verpflichten, bei den nöthigen Anlässen Stand zu halten, sollte es Euch auch Leute kosten?

Anguillara.

Ganz gerade heraus! . . . Gegen andere Condottieri, niemals! Es wäre schön, rechtschaffen, ehrenhaft, einem Kameraden Verluste beizubringen, der mir am nächsten Tage meine Truppen verderben würde, und mit dem ich mich in Zukunft bei neuen Anwerbungen nicht unter den selben Fahnen würde zusammenfinden können! Niemals, sage ich Euch! aber gegen Barbaren, welche Nichts schonen, will ich von Herzen gern gehen, und Ihr werdet Euch nicht weigern, mich zu entschädigen, mit so und so viel für den Todten, so und so viel für den Verwundeten, und so und so viel für das Pferd, auch das verlorene Gepäck nicht zu vergessen . . . passt Euch das?

Quirini.

Wir fangen an uns zu verstehen.

Anguillara.

Dann können wir verhandeln; wenns Euch gefällig ist, morgen früh; für den Augenblick speist mit uns zu Abend.

Brandolino.

Ich theile Euch mit, dass die Morella hier ist.

Quirini.

Wirklich?

Anguillara.

Bravo! Die Gluth steigt ihm in die Wangen!

Quirini.

Aber Euer Lager, theurer Freund, Euer Lager ist ja zugleich ein Athen und ein Amathus!

Brandolino.

Ganz zu geschweigen davon, dass wir Instrumentalkünstler vom auslesensten Werthe und den unvergleichlichen Tänzer Gian-Pagolo besitzen! Ausserdem wollen Herr Cariteo und Serafin Aquilino uns ihre letzten Dichtungen vorlesen.

Anguillara.

Wohlan! zu Tische!

Quirini.

Noch ein Wort, bitte! Wenn wir dahin kommen, uns über die Anwerbung zu verständigen, und Ihr bei der Republik Dienste nehmt, so werden Eure Truppen den Bauer nicht zu sehr zausen?

Anguillara.

Ich halte strenge Manneszucht; Ihr könnt Euch dieserhalb auf mich verlassen. Ausserdem fragt den hier anwesenden Herrn Hauptmann Bartolommeo Falciera, was er davon denkt. Er erfährt es in diesem Augenblick.

Quirini.

Das ist Gold werth. Wir halten viel darauf.

Anguillara.

Genug der Geschäfte für heute; denken wir nur noch daran uns zu zerstreuen; auf zum Essen!

Venedig.

Ein Saal im Dogen-Palaste. — Die drei Staatsinquisitoren bei der Sitzung; Tisch mit Briefschaften und Papieren bedeckt.

Erster Inquisitor, einen Brief in der Hand.

Da haben wir die Neuigkeit! Die Franzosen haben, nachdem sie in Rom und Neapel so unverschämt triumphirt, diese letztere Stadt soeben in

der äussersten Verwirrung verlassen. Welche Narren! Weder Vernunft, noch Mässigung, noch Voraussicht! Die Aragonesen jagen hinter ihnen her; die Truppen des Papstes beunruhigen sie. Sie ziehen in Eilmärschen ohne sich aufzuhalten und bemühen sich die Apenninen zu gewinnen und zu überschreiten.

Zweiter Inquisitor.

Es ist gestern entschieden worden, dass wir der Neutralität entsagen. Sind die Befehle zum Angriff abgegangen? Ist unser Heer in gutem Stand für den Kampf?

Dritter Inquisitor.

Hier sind die letzten Berichte der erlauchten Proveditori und unseres Feldherrn, des Marchese von Mantua; sodann meldet uns der Senator Herr Vincenzo Quirini, dass er mit dem Grafen de l'Anguillara abgeschlossen hat. So haben wir vierzigtausend Mann, und die Franzosen sind allerhöchstens siebentausend.

Zweiter Inquisitor.

Wenn Bruder Geronimo Savonarola ein wenig Vernunft in seinem Phrasenhaupte beherbergte, würde es ihm nicht schwer sein vor dem Feinde einen Graben auszuwerfen, über den dieser nicht hinüber könnte; aber anstatt an die Geschäfte zu denken, faselt er von guten Sitten!

Erster Inquisitor.

Ich erhalte eine Mittheilung vom Befehlshaber des Arsens in Padua. Die letzten für unsere Truppen bestimmten Munitionstransporte sind abgegangen. Nichts fehlt an der Gesamtausrüstung. Die Lebensmittel sind reichlich.

Zweiter Inquisitor.

Wir dürfen Alles hoffen. Es ist jetzt von Wichtigkeit über Das nachzudenken, was auf einen fast gewissen Sieg folgen wird. Sollen wir unserem Verbündeten, dem Herzog von Mailand, diejenigen seiner Festungen, welche wir inne haben, zurückgeben?

Dritter Inquisitor.

Hier würde die Hilfe der Florentiner uns von Werth sein.

Erster Inquisitor.

Denken wir daran gar nicht erst. Mit keinem Pöbel hat man jemals eine einträgliche Verbindung herstellen können. Zählen wir nur auf uns selbst, und seien wir im Voraus entschlossen, Ludovico Nichts zurückzuerstatten. Denkt Ihr nicht, dass es angezeigt wäre, die erlauchten Proveditori von unseren Beschlüssen zu benachrichtigen?

Dritter Inquisitor.

Sicherlich.

Zweiter Inquisitor.

Ich trete natürlich Eurer Ansicht bei. Wir wollen den durchlauchtigsten Fürsten und die Zehn von der Meinung des Rathes unterrichten. Beschäftigen wir uns mit den übrigen Angelegenheiten.

Florenz.

Das Haus des Signor Vespuccio. — Vespuccio; Marsilio Ficino, der Uebersetzer des Plato; der Maler Baccio della Porta; Francesco Valori; Niccolo Machiavelli.

Vespuccio.

Die Franzosen haben sich so hineingeritten, dass sie aus Neapel verjagt und in der Romagna dermaassen bedroht sind, dass d'Aubigny diese Provinz räumen muss, und der Herzog von Mailand hat kein Bedenken getragen Truppen gegen sie auszuheben, er, der sie gerufen hatte.

Francesco Valori.

Nur Gutes darin für unsere Sache! Die Franzosen würden, in Neapel einmal warm geworden, uns ihren Groll haben zeigen wollen über die Art, wie Herr Piero Capponi sie hinausgetrieben hat. Besiegt, werden diese zweifelhaften Freunde nachgiebiger sein; sie werden uns Pisa zurückgeben, was sie bis auf diesen Tag immer verweigert haben.

Machiavelli.

Mögen sie es thun oder nicht, ich kann darüber Nichts weissagen, denn der König ist ein Schwachkopf, und seine Eingebungen kommen ihm aus allen vier Winden; aber ich bin nicht zufrieden mit unserer Lage im Innern.

Francesco Valori.

Warum, ich bitte Euch, Herr Niccolo? Die Volksregierung ist wohl begründet; die letzten Wahlen haben vortreffliche Resultate ergeben; unsere Beamten sind feste und maassvolle Leute, und obgleich der Einfluss des Bruder Geronimo auf unsere Bevölkerung schon sieben Jahre gewährt hat, scheint er darum doch nur um so jugendfrischer; er hat ganz den Geschmack und das Gewicht der Neuheit. Ich meine, dass die Dinge so gut gehen, wie sie nur gehen können.

Vespuccio.

Und sie müssen wohl gut gehen, allein schon darum, weil wir die Medici nicht mehr haben. Ich bin bereit alle erdenklichen Unfälle auf mich zu nehmen, ausgenommen den, dieses Geschlecht seine verruchte Gewalt wieder aufrichten zu sehen.

Francesco Valori.

Das kommt in keiner Weise in Frage.

Machiavelli.

Ich wünschte sehr Eure Meinung theilen zu können; indessen sehe ich die Dinge nicht in einem so günstigen Lichte. Wir wollen eine volksthümliche, dauerhafte Republik, wo Jeder arbeiten und einer wohl abgewogenen Freiheit geniessen möge. Um ein solches Ergebniss zu gewinnen, denke ich wie Herr Vespuccio, brauchen wir nicht die Einflüsse mächtiger Geschlechter, welche, auf eine der Schalen der Waage drückend, sie zu tief sich neigen machen. Aus diesem Grunde weise ich vor Allen die Medici zurück. Aber unsere Politik, scheint mir, arbeitet mit ein wenig zu schroffen, harten und straffen Mitteln, was leidige Scenen herbeiführen wird.

Vespuccio.

Warum? Man behandelt die Creaturen Piero's übel? Wo steckt da das Unglück? Es ist sogar eine Nothwendigkeit; es ist gut diese Leute zu bestrafen, zu zeigen, dass es nicht gut thut ihnen nachzuahmen. Ihr findet, dass die Heisssporne unter den Anhängern Bruder Geronimo's ihren Eifer zu weit treiben? Das ist vielleicht wahr; sie haben manchmal eine wenig freundliche Art, die Tugend zu predigen und zur Geltung zu bringen; aber zum Teufel! man backt keine Eierkuchen ohne Eier zu zerbrechen. Bruder Geronimo selbst glaubt ein wenig zu fest an Das, was er sagt, und, unter uns, ein Lächeln kommt mir ziemlich oft auf die Lippen, wenn ich ihn voll Ungestüm über diese und jene menschliche Schwachheit Beschwerde führen sehe, welche bei Weitem den Lärm nicht werth ist, den er darum macht. Aber lieber Gott! Wir haben ihn nöthig; wenn der Pöbel von Florenz und die überspannten Köpfe sich nicht einbildeten, dass der gute Bruder das Paradies eröffne, und dass er im Begriffe sei die Welt zu verbessern, denkt Ihr Euch etwa, dass einzig die Liebe zu einer guten Regierung sie an uns fesseln würde? Es würde mehr als Einen geben, der sich wenig um das Gute, das wir ihm verschaffen, kümmern und der sogar dem geordneten und verständigen Leben eines rechtschaffenen Mannes den Müssiggang eines lasterhaften Schützlings der Medici bei Weitem vorziehen würde.

Francesco Valori.

Ich habe eine bessere Meinung von unsern Mitbürgern, Herr Vespuccio, und ich halte es für sicher, dass die Mehrzahl der Menschen von Natur gut sind und gerne den rechten Weg wandeln, wenn man ihn ihnen zeigt.

Marsilio Ficino.

Was mich anlangt, so bin ich, wenn ichs gestehen darf, tief bewegt und ergriffen von dem allgemeinen Drange, welcher ein ganzes Volk zu den Zaubersphären des Guten und Schönen emporhebt. Was gibt es herrlicheres als solch hochherzigen Kampf aller edlen Leidenschaften im Bunde gegen die schlechten, und die Kirchen beständig gefüllt zu sehen, während die Schenken ausgestorben sind!

Machiavelli.

Ich bin wie Ihr, das heisst, ich beobachte mit äusserstem Interesse die Erörterungen der Rathsversammlungen, während mir zugleich die guten Verwaltungsmaassregeln den Begriff einer theoretisch wohl geleiteten Thätigkeit geben. Trotzdem weiss ich nicht, ob diese Lage andauern kann.

Vespuccio

Und warum, ich bitte Euch, zweifelt Ihr daran?

Machiavelli.

Es herrscht zu viel scheinbare Stille und zu wenig wirkliche Ruhe. Die Leute, die zufrieden sind, sind es zu leidenschaftlich wie Herr Vespuccio, oder zu systematisch wie Herr Valori.

Vespuccio.

Ich hasse die Medici, das ist wohlbekannt, und mit dem Augenblick, wo ihre Freude gesunken, ist die meinige obenauf; es gibt nichts Nützlicheres.

Valori.

Ich versichere Euch, Herr Nicolo, wenn man allen Dingen Werth beimisst und sich davor hütet seine Wünsche zu übertreiben, so gibt es nur Anlässe zur Zufriedenheit.

Machiavelli.

Ich wollte lieber, dass Ihr nicht nöthig hättet, es Euch zu beweisen. Sicher ist, dass insgeheim die unserer Staatsform feindlichen Parteien erbitterter sind als je. Die Arrabbiati lassen sogar seit einigen Wochen eine Kühnheit durchblicken, die mir zu denken gibt; die Palleschi werden nächstens mit ihrer Absicht herausrücken, uns die Erben Lorenzos des Prächtigen zurückzubringen; die Compagnacci erheben das Haupt und führen auf offener Strasse ihre ungeschliffenen Reden gegen Bruder Geronimo. Ich bemerke, dass viele Leute sie reden lassen und sich sogar über ihre Einfälle belustigen, obgleich sie sie missbilligen. Was die Tepidi anlangt, so wissen wir zuverlässig, dass sie törmlich werben unter Denen, welchen ein Verzichtleisten auf alle Vergnügungen — ein wenig übertrieben für die Natur des gemeinen Volkes — lästig ist. Endlich, die benachbarten Regierungen, die Mailänder, die Sienesen und die andern entsetzen sich vor den Beschwörungen unseres heiligen Predigers. Man klagt ihn an, er wolle die Reichen zu Gunsten der Armen berauben und sei ein Hauptvolksverführer. Rom ist umgarnt und sendet immer mehr Mahnbriefe. Noch gestern ist einer angelangt, und Bruder Geronimo hat das Verbot bekommen seine Predigten fortzusetzen.

Vespuccio.

Dieses Verbot ist ein ganz gelindes; Bruder Geronimo wird ihm keine Beachtung schenken. Was folgert Ihr daraus?

Machiavelli.

Man sollte vielleicht von den Florentinern weniger Vollkommenheiten verlangen, und darauf aus sein sie zu regieren, nicht wie man möchte, sondern wie man kann.

Baccio della Porta.

Das ist nicht meine Meinung. Die Hauptsache ist, an einer guten und starken Lehre festzuhalten; wer sich nicht unterwerfen will, den wird man dazu zwingen. Inzwischen wächst allmählich ein neues Geschlecht heran, welches im Einklang damit fühlen wird, und die Zukunft kündigt sich trefflich an. Das ist's, worauf man sinnen muss.

Marsilio Ficino.

Ihr urtheilet als echter Weiser. Ich bin ganz der Meinung des Herrn Baccio.

Vespuccio.

Es ist um so nothwendiger den gegenwärtigen Stand der Dinge aufrecht zu halten, als er uns das sichere Mittel gibt, die Medici und ihre Anhänger ohne Erbarmen zu behandeln, falls diese Bande nur im Mindesten wagen sollte die Nase hochzutragen.

Valori.

Vielleicht würden sich auch Uebelstände ergeben, wenn man weniger eifrig erschiene als die Massen.

Machiavelli.

Ich fange an nicht mehr so überzeugt von unserem endlichen Erfolge zu sein. Das Strohfeuer ist ein schönes Ding, es flackert; aber wenn man eine Minute anderswohin blickt, so ist's erloschen.

Das Haus eines Hellenisten. — Studierzimmer. — Eine Büste des Socrates in grünlicher Bronze. Fächer mit Büchern besetzt, die meisten in Pergament gebunden; zahlreiche Foliobände auf einem grossen Tische aufgeschlagen; Manuscripte, Papiere mit Tintenflecken, bedeckt mit feinen engen Schriftzügen, ein grosses bleiernes Tintenfass, Federn mit straubigen Bärten. — Der Hellenist sitzt in einem Lehnstuhl mit Rückwand von geschnitztem Eichenholz. Er hält einen Band aufgeschlagen vor sich auf dem Tische. Seine Ellbogen sind zu beiden Seiten aufgelegt; sein Haupt ruht in seinen Händen; er liest aufmerksam und in völliger Versunkenheit.

Die Magd, eintretend.

Herr Doctor! . . . es ist Zeit zur Predigt! Hört Ihr die Glocken nicht? . . . Wenn Ihr nicht zur Kirche gehen wollt, so sagt es! Ich habe Euch schon vier mal gemahnt! Seid Ihr taub! He! Herr Doctor!

Der Hellenist.

Was gibt's, mein Kind?

Die Magd.

Die Predigt! die Predigt! die Predigt! Bruder Geronimo predigt in Santa Maria del Fiore! Alle Väter von San Marco werden dort sein! und die Signoria! und die Bruderschaften! und alle Welt! Die Predigt! versteht Ihr?

Der Hellenist.

Ach! die Predigt, 's ist ja wahr! . . . 's gibt 'ne Predigt . . . Ich sehe kein Hinderniss, in die Predigt zu gehen.

Die Magd.

Wie, kein Hinderniss? Was wollt Ihr damit sagen? Ihr wollt mir Etwas vormachen! Wenn Ihr nicht zur Predigt kommt, könnt Ihr Euch wohl in Zukunft Eure Suppe selbst kochen. Ich werde sicherlich nicht bei einem Gottlosen bleiben.

Der Hellenist.

Du würdest vollkommen Recht haben, meine Tochter! Das heisst ein braves Mädchen! Ich freue mich solche Gesinnungen bei Dir zu finden. Geh! ich ziehe meinen kastanienbraunen Rock an und folge Dir.

Die Magd.

Verliert nicht zu viel Zeit; trändelt nicht wie gewöhnlich; Ihr fändet keinen Platz mehr . . . Da! da ist Euer Gebetbuch!

Der Hellenist.

Ich sage Dir, dass ich vor Dir am Platze sein werde!

Die Magd geht hinaus.

Hum! Im Studium dieser schwierigen Stelle unterbrochen, um das alberne Zeug anzuhören, womit man die Ohren des Pöbels traktirt! Der Sinn dieses ungeheuer wichtigen Satzes hängt ganz und gar davon ab, auf welche Silbe wir den Accent setzen! . . . Auf die Antepänultima? . . . Ja, die Antepänultima, ich verstehe wohl, aber dann . . . wollen sehen; ich muss gehen, um über den Dummheiten dieses Savonarola dem Stumpfsinn zu verfallen! . . . Welche Knechtschaft! Ach! die Unwissenden! Ach! die Schwarmgeister! Wann werden wir davon befreit werden, grosse unsterbliche Götter, Musen und Nymphen? . . . Aber ich muss mich eilen, um mir keine Verfolgung zuzuziehen. Es ist schon viel, dass man noch keine polizeiliche Untersuchung bei mir angestellt hat! Wann wird diese Tyrannei enden?

Die Apenninen.

Wilde Gegend; Felsen mit Moos, mit abgestüpten bunt durcheinander geworfenen Fichten bedeckt; ein unermessliches Flachland am Fusse der Höhen; der Taro schlängelt sich durch die Ebene; das Dorf Fornovo in der Ferne. — Französische Abtheilungen sind in Schlachordnung auf den obersten Abdachungen des Berges aufgestellt; alle Augenblicke ziehen Ordonnanzcompagnien, Trupps von Stradioten, Gascognern, Deutschen, Schweizern vorbei; Fuhrleute geleiten die Artilleriegeschütze und die Gepäckwagen. Zur Rechten, in einiger Entfernung, eine Feldwache der Venetianer, aus dalmatinischem Fussvolk und einigen italienischen schweren Reitern, deren Panzer in der Sonne blitzen, zusammengesetzt; die meisten haben das Visier gesenkt, und Alle halten sich, die Lanze am Schenkel, zum Angriff bereit. — Auf einem runden Hügel, der eine Hochebene bildet, liegt der König Karl VIII. halb hingestreckt zwischen Bündeln Stroh; eine Anzahl Höflinge und Hauptleute umgeben ihn; unter ihnen erkennt man den Edlen Philippe de Commines, Herrn von Argenton; Etienne de Vesc, Seneschall von Beaucuire; de Bourdillon, de Bonneval, de Piennes.

Der König.

Ich habe den Pisanern meinen Schutz versprochen, ich werde mein Wort nicht brechen und diese Leute den Florentinern nicht ausliefern. Man rede mir nicht mehr davon! Uebrigens bin ich nach Italien gekommen, um mich als Ritter zu zeigen und meiner Dame zu gefallen, und nicht um Wische zu schreiben, zu lesen oder zu unterzeichnen! Man rede mir nicht mehr von Unterhandeln! Ich werde den Feind in weniger als einer Stunde angreifen!

Commines.

Es würde besser sein abzuwarten und sich bedeuten zu lassen. Wenn wir Savonarola und die Florentiner nicht bestimmen uns zu helfen, so laufen wir stark Gefahr nicht von hier wegzukommen.

Der König.

Und ich sage Euch, dass ich Thaten, glänzender als die meiner Väter, vollführt habe! Ich habe Italien erobert! Ich habe in Rom und Neapel im Angesicht der ganzen Welt triumphirt! Ueberall habe ich meine Galgen und Gerichte hingesezt; ich habe die höchste Gewalt über das Universum ausgeübt, und das vor kaum einigen Tagen. Wenn ich gegenwärtig nach Frankreich wieder zurückkehre, so geschieht es einzig, weil ich verrathen worden bin! Mögen diese elenden Verbündeten mir die Stirn bieten, und so wahr ich lebe, sie werden mir einen Gefallen thun!

Commines.

Ich bitte Euer Hoheit demüthigst, zu bedenken, dass wir bei alledem, um die Dinge beim Namen zu nennen, uns zurückziehen, so schnell wir können. Wir wollen sehr zufrieden sein, wenn wir nicht völlig zersprengt werden, denn das droht uns. Erwägt, dass die Feinde vier mal stärker sind als wir; man braucht nur die Augen aufzumachen, um es zu sehen! Ich denke also, dass es unerlässlich ist den Vorschlägen Savonarolas das

Ohr zu leihen und Pisa den Florentinern zurückzugeben, wie wir übrigens auch unser Wort darauf gegeben hatten.

Der König.

Ich will Nichts hören! Eure Florentiner sind Feiglinge, Schelme, Schurken! Ich will sie zerstampfen wie Staub!

Communes.

Wir sind nicht in der besten Lage um zu drohen.

Der König.

Ihr seid immer bange vor allem Möglichen!

Communes.

Man könnte wenigstens vorsichtig sein. Dort vor uns ist das Heer der Venetianer und das des selben Herzogs von Mailand, der uns eingeladen hat zu kommen; die Truppen des Papstes und die Aragonesen verfolgen uns; wir bedürfen dringend irgend Eines, der uns helfe.

Der König.

Unsere Schwerter werden ausreichen! Meine Flotte hat sicherlich zu dieser Stunde Genua schon wiedergewonnen.

Communes.

Ich bedaure Eurer Hoheit melden zu müssen, dass die Flotte soeben bei Rapallo geschlagen worden ist. Viele Galioten, Galeassen, Galeeren, Fleuten und Fregatten sind zerstört oder genommen; die übrigen sind entflohen, man weiss nicht wohin.

Der König.

Wir werden bei Fornovo nicht geschlagen werden, ich verspreche es Euch! Lasst unsere Geschütze vorrücken! Da ist Herr de Gié.

Der Marschall de Gié, zu Pferde, mit seiner Rüstung angethan,
das Schwert in der Hand. — Officiere seines Gefolges.

Ich grüsse Euere Hoheit und komme Ihre Befehle zu empfangen.

Der König.

Was macht der Feind?

Der Marschall.

Da er sich so stark und uns so schwach sieht, so marschirt er in prächtiger Schlachtordnung. Man erfährt von zweitausendfünfhundert vollen Lanzen, zweitausend albanesischen Stradioten und genug Fähnlein Fussvolks um sechszehntausend Mann gleichzukommen.

Der König.

Herr Marschall, Ihr seid ein gewaltiger Ritter! Ich baue auf Euch. Gilt es mich zu schlagen, so werde ich suchen Etwas werth zu sein; gilt es zu befehligen, so bin ich Nichts werth; ordnet an, trifft Eure Verfügungen nach Belieben, ich werde als der Allererste gehorchen.

Der Marschall.

Ich will mein Bestes thun!

Der König, mit lauter Stimme.

Holla! Knappen, meine Rüstung!

Die Knappen befestigen den Helm des Königs und vergewissern sich, dass die verschiedenen Theile seiner Rüstung gut zugeschnürt sind; sein mit Eisen bepanzertes Schlachtross wird ihm vorgeführt. Er springt in den Sattel. Zu den Rittern, Hauptleuten und Soldaten, welche ihn umgeben:

Auf, meine Herrn, an Eure Plätze, und thue Jeder sein Bestes!

Er sprengt mit den Seinen im Galopp davon.

Communes.

Viel Ehre und kein Verstand! Was denkt Ihr von unserer Lage, gnädiger Herr de Gié?

Der Marschall.

Im Augenblick der That denke ich darauf, herzhaft dreinzuschlagen, das Andere hat Nichts zu sagen. Im Galopp, meine Herrn!

Ab mit seinem Gefolge.

Communes.

Wenn der selige König von seinem Platze im gesegneten Paradiese aus die Confusion sehen kann, die sein Nachfolger angerichtet, so muss er schön unwillig sein. Es ist um uns geschehen. Dieses störrische Kind wird heute Abend gefangen sein, und ich werde es mit ihm sein: wie viel Hab und Gut werde ich daran wenden müssen um mich loszukaufen! Aber da höre ich den Erznarren, wie er zu seinen Reitern spricht. Was kann er ihnen sagen? . . . Eine gelehrte Bildung hat er nicht erhalten . . . Er ist für gewöhnlich äusserst unzusammenhängend in seinen Reden . . . der Wind trägt von dieser Seite her . . . man erhascht einige Sätze . . .

Der König, in der Ferne.

Höchst starke und verwegene Ritter, niemals hätte ich diese Fahrt unternommen . . . ohne mein Vertrauen auf Euren Muth und Heldensinn . . . Seid gewiss, dass es ebensoleicht oder leichter für uns ist die Schlacht zu gewinnen, als sie anzufangen . . . Denkt, dass unsere Vorfahren durch die ganze Welt gezogen sind . . . mächtige Beute und Triumphe davongetragen haben . . . sinnt nur darauf tapfer zu kämpfen . . . und wenn Ihr, . . . es vorzieht . . . in der Flucht Euer Heil zu suchen, so sagt es bei Zeiten . . .

Commines.

Das sind recht hübsche Prahlereien, würdig des fürchterlichen Fierabras. Es wird nicht lange währen, so werden wir diesen Spectakel ein Wenig zu theuer bezahlen. Ach! mein liebevoller mitleidiger Herr Jesus, erbarme Dich unser!

Die Schlacht.

Die französischen Ritter haben soeben einen Angriff gemacht. Der König, mit gesenktem Schwerte, hebt sein Visier; seine Stirn trieft von Schweiß, und seine Augen strahlen wie Blitze. Sein Pferd keucht. Die Lanzen wogen wie die Aehren auf dem Korn, die Fähnchen blinken und flattern. Die Banner aller Farben wehen, die bunten Wappen-Malereien entfaltend; schmetternde Rufe der Trompeten und Zinken, Wirbel der Trommeln und Tambourins; Geschrei in der Ebene, kriegerisches, Zornes- und Schmerz-Geschrei; Staubwolken erheben sich von allen Seiten; dumpfes Dröhnen der Geschützsalven; man sieht hier und dort Todte, Verwundete, in Haufen, in Reihen, bunt durcheinander hangesunken.

Bourdillon, vor dem Könige salutirend.

Unser königlicher Herr thut Wunder!

Der König.

Aufrichtig, Bourdillon, sprich zu mir wie zum Freunde Deines Herzens. Habe ich mich gut gehalten?

Bourdillon.

Bei allen Heiligen! besser als Amadis!

Der König.

Welch schönes Ding ist der Krieg! Mein Herz jubelt gen Himmel! . . . Vorwärts! . . . Seht! das Getümmel ist wüthend auf dem linken Flügel! Vorwärts! Ritter, greifen wir an!

Er senkt von Neuem sein Visier, schwingt sein Schwert und geht mit der Menge ab, welche ruft: Es lebe der König! Saint-Denis! Saint-Denis! Frankreich!

Ein anderer Theil des Schlachtfeldes.

Die Schweizer in ein starkes Bataillon formirt.

Hauptmann Rüttimann von Luzern.

Ohe! Kinder, seht die Gascogner! ihr Geschäft ist besorgt! die Albanesen fliehen in voller Auflösung! Wenn Ihr Euch nicht eilt, dann ade Plünderung; die Kameraden werden das Beste für sich genommen haben!

Die Soldaten.

Es ist wahr, es ist wahr, vorwärts!

Der Hauptmann.

Senkt die Schäfte! Stosst zu! fest!

Die Schweizer stürzen sich mit mächtigen Hellebardenstößen auf eine Schwadron schwerer Mailändischer Reiter, welche in einem Augenblicke durchbrochen ist und die Flucht ergreift; Gemetzel, Geschrei, Trommeln, Trompeten.

Auf der Seite der Verbündeten.

Auf einer Anhöhe. Der Marchese von Mantua, Oberfeldherr des Venetianischen Heeres; Hauptleute der Freibenter und Stradioten, die beiden Proveditori, Edellente ihres Gefolges. — In der Ebene fangen die verschiedenen Mailändischen und Venetianischen Heerhaufen an davonzulaufen.

Erster Proveditore.

Aber, Herr Marchese, ich begreife nicht, was vorgeht! Die durchlauchtigste Signoria hat den Sold der Leute auf Heller und Pfennig bezahlt! Ihr habt Alles gehabt, was ihr begehrt habt! Nichts fehlt Euch . . . Lebensmittel, Geschütze, Munition . . . Warum halten die Truppen nicht Stand?

Der Marchese.

Ich gebe Befehle; ich habe keine Zeit Euch zu antworten.

Er spricht mit mehren Officieren, welche sich rasch nach verschiedenen Richtungen entfernen. — Artillerie zieht vorüber.

Zweiter Proveditore.

Das ist unerträglich! Ich werde meinen Bericht machen! Mir scheint, die Armbrustschützen ergreifen die Flucht!

Erster Proveditore.

Es geht hier etwas sehr Ernstes vor.

Der Marchese.

Gewiss, unser Centrum hält sich schlecht.

Zweiter Proveditore.

Herr Marchese, wir haben das Recht Euch zu fragen, und Ihr habt die Pflicht uns zu antworten!

Der Marchese.

Findet Ihr nicht, dass die Mailänder uns lau unterstützen? Ich weiss nicht, woran ihr General Gayazzo denken mag.

Erster Proveditore.

Lasst ihn festnehmen!

Zweiter Proveditore.

Überlegt, um Gottes Willen, überlegt doch, Herr College! Ein solcher Fall ist in unserer Instruktion nicht vorgesehen! Euer Vorschlag ist sehr gewagt!

Der Marchese.

Bei San Marco! was ich fürchtete, trifft ein! Die Stradioten laufen auseinander, um das Gepäck zu plündern! Unsere Fusstruppen sind in der rechten Flanke nicht mehr gedeckt! Sie werden von der Reiterei zertreten! . . . Sie fliehen!

Die beiden Proveditori.

Alles ist verloren?

Der Marchese.

Meiner Treu, nahezu! Bleiben wir nicht hier, meine Herren! Die Gascogner kommen angerannt . . . Galopp! Sammeln wir unsere Leute!

Die französischen Trompeten blasen zum Angriff; die Schlacht von Fornovo ist für die Venetianer und Mailänder verloren.

Florenz.

Die Werkstatt Sandro Botticelli's. — Ungeheurer sehr hoher Saal. — Eine Menge Künstler in malerischen und zum Theil ziemlich lockeren Trachten; mehre stehen, an grossen Gemälden beschäftigt, auf Gerüsten; andere beendigen oder entwerfen Bilder auf Staffeleien. — Sandro Botticelli, Luca Signorelli, Domenico Ghirlandajo, Fra Benedetto, Miniaturmaler; er trägt das Dominicanergewand und ist über ein auf einem kleinen Tische liegendes Messbuch gebeugt, welches er ausmalt, indem er ängstlich Farben aus den rings herumstehenden Näpfchen nimmt. Cronaca, Baumeister.

Sandro, in kläglichem Tone.

Heute ist mein letzter weltlicher Tag, und dieses Gemälde soll mein letztes Werk sein; fortan will ich nur noch daran denken meine Sünden zu beweinen.

Fra Bartolommeo di San Marco.

Wohl wirst Du thun, wohl werden wir thun Dir nachzuahmen. Das Heil gilt mehr als das Talent, und die Palme der Auserwählten mehr als der Kranz des Genius. Amen.

Die Künstler.

Amen! Amen!

Luca Signorelli.

Kinder, ich glaube, Ihr geht zu weit. Es ist Gutes in Bruder Geronimo's frommer Lehre. Aber sich kleiden wie Arme, womit Mehre von Euch prunken, allen Freuden des Lebens entsagen, seufzen vom Morgen bis zum Abend und vor Allem, vor Allem zu den trockenen Formen und eckigen Umrissen der alten Meister zurückkehren, das heisst nicht Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten, und ich sehe darin nichts sonderlich Erspriessliches.

Cronaca.

Das Gute ist absolut und duldet keine Zertheilung.

Luca Signorelli.

Das Gute heisst das Unendliche; es duldet keine Enge.

Torrigiani, Bildhauer, tritt auf, prächtig gekleidet, sein Barett bis tief auf die Augen herabgedrückt. Er schlägt die Thür heftig zu.

Torrigiani.

Der Teufel soll Euch verderben, Jammerprinzen die Ihr seid! Ich werde dem Ersten, der mir diesen Heuchler von Bruder Geronimo rühmt, das Gesicht zerschlagen!

Botticelli.

Du wirst verdammt werden, Torrigiani!

Torrigiani.

Warum, wenns gefällig ist? Ich bin ein besserer Christ, als Du! Pinsel! Ein netter Prophet, Eurer da! Ein Schmeichler des Pöbels! Ein Phrasendrechsler! Ein toller Scheinheiliger! Reform! Tugend! Gute Sitten! . . . Beim Bacchus, glaubt Ihr, dass die Freuden dieser Welt geschaffen sind, damit man sie mit Füßen trete? Glaubt Ihr, dass die schönen Weiber dazu gemacht seien, um in wirklich verschlossenen Klöstern leibhaftig zu verfaulen? Sollen die feurigen Weine den Dreck netzen, und die alten Meisterwerke, die jeder Tag ans Licht fördert, in die Erde zurückkehren, wo Das, was sie uns lehren, so lange begraben und erstickt gewesen ist? Soll ich mit Eurem Mönche gehen die neuen Bücher verbrennen, um in ihrer Asche die wiedererstehende Flamme des Geistes desto besser zu ersticken? . . . Wahrhaftig, nein! Ich rufe, ich schreie es Euch zu: Ihr seid Pinsel, Affen ungesunder Vollkommenheit, Ungeheuer von Abgeschmacktheit, und ich verlasse Florenz heute Abend, um Nichts mehr davon zu hören und zu sehen.

Cronaca.

Ich schätze gleich meinem Vater und noch weit höher den ehrwürdigen, hehren, unvergleichlichen, göttlichen Bruder Geronimo! Wenn man ihn je angreift, werde ich ihn bis auf den Tod vertheidigen, und Die, welche

ihn beschimpfen, sind Elende! Du brauchst mich nicht so anzusehen und Deine grossen Raufboldaugen dabei zu rollen! Ich lasse mir nicht das Gesicht plattschlagen, wie der kleine Buonarrotti! Und wenn Dein Unstern Dich mir nahe bringt, so bohre ich Dir meinen Dolch mitten in die Brust, niederträchtiger Slave der Medici, der Du bist!

Torrigiani.

Wenn Ihr dies Schimpfwort ausgesprochen habt, so glaubt Ihr einen Mann nach Herzenslust gekränkt zu haben! Wischt Euch doch das Maul ab! Es ist noch beschmiert von dem Brei, womit Lorenzo der Prachtige Euch nudelte!

Botticelli.

Sage, was Du willst, Florenz ist darum nicht weniger das Königreich Gottes geworden! Jesus hält das Scepter; die allerheiligste Jungfrau beräth uns durch Geronimos Stimme; die Reichen ernähren die Armen, und es gibt nichts Herrlicheres!

Torrigiani.

Und Du findest es auch herrlich, die guten Gemälde zu verbrennen und wieder anzufangen, wie vor fünfzig Jahren, Biederweiber wie Spindeln, ohne Brüste und Leiber, zu malen! Du findest es sehr schön in Lumpen zu gehen und von früh bis spät zu thränen wie eine Dachtraufe, ohne dass Jemand sich denken kann, warum?

Fra Bartolommeo di San Marco.

Du, mit Deinem Aufputz von Sammt und Stickereien, mit Deinen Federn und Deinem vergoldeten Dolch und Deinen Ringen, Du verhöhnt das Elend Deiner Brüder!

Torrigiani.

Meiner Brüder? . . . meiner Brüder? Wolltet Ihr Alle, Ihr Lumpenpack, etwa die Unverschämtheit haben, Euch meine Brüder zu betiteln? Wartet erst ein wenig, bis Ihr einen Torso wie ich zeichnen, und, wie ich, eine Verkürzung begreifen und wiedergeben könnt, ehe Ihr Euch zu meinen Vettern aufwerft! Bis dahin wird Zeit vergehen! Meine Brüder sind todt! Es waren die Künstler des alten Rom!

Domenico Ghirlandajo.

Verstehe erst uns himmlische, reine, keusche, ernste Madonnen zu meisseln, dann wird man Dich bewundern können!

Torrigiani.

Der Himmel soll Euch zermalmen! . . . Was ist das für Geschrei?
Er eilt gegen die Thür.

Cronaca.

Geh, lass Dich todt schlagen! Es sind die Kinder der Stadt, welche, in heiligen Schaaren vereinigt, Jesus zum König ausrufen, den Leuten, die wie Du gekleidet sind, die Gewänder zerreißen und die Uebelgesinnten mit Kopfnüssen festnehmen, um sie ins Gefängniß zu bringen! Dahin mit Dir! Dahin mit Dir!

Torrigiani.

Diese Meute toller Kläffer soll mich nicht anrühren, ohne dass ich ihrer ein Dutzend erdolche! Gott befohlen! Ich verlasse dieses Narrenhaus! Ich werde erst wiederkommen, wenn man ungehindert Mars und Venus wird abbilden können! Die Kunst, seht Ihr, armselige Bettler, die Ihr seid, das ist die einzige Tugend, die einzige Grösse, die einzige Wahrheit! Nichts gefällt Gott mehr! Euer Theil ist Lüge, Unwissenheit, Schulfuchserei und Gemeinheit! Meines — der leuchtende Genius! Es lebe die Kunst, es lebe das Licht! Nieder mit der Finsterniss! Ich eile bei den spanischen Truppen einzutreten, und werde Euch bekriegen bis aufs Messer!

Botticelli.

Gestern noch wolltest Du die Barbaren aus Italien jagen, jetzt hast Du das rechte Mittel gefunden!

Torrigiani.

Wir vertreiben zuerst die Franzosen und hernach die von Aragon! . . . Gott befohlen . . . Ihr Gesindel!

Ein Maler, sich eiligst von einem Gerüste herabgleiten lassend.

Er ist denn doch zu unverschämt! . . . Da! Das ist für Dich!
Er wirft sein Messer nach ihm, das ihn fehlt und in die Wand eindringt.

Torrigiani, im Hinausgehen.

Taps! Ich will Dir das vergelten, und wärs in zwanzig Jahren!

Das Innere der Kirche di Santa Reparata. — Ungeheure dichtgedrängte Menge. Alle Altäre der Seitenschiffe sind mit Blumen bedeckt; die Kerzen und Lichter erglänzen hell; die Bildsäulen der heiligen Männer und Frauen sind mit ihren schönsten Seiden-, Sammt- und Brocatell-Gewändern angethan und mit ihren Juwelen geschmückt; Weibrauchduft erfüllt das Gebäude; alle Augenblicke kommen neue Zuhörer und rufen ein Wogen in der Menge hervor; Kinder, Schüler, junge Leute sind auf die Fenstersimse und auf die Giebel der Altarwände geklettert; Mehre halten sich an den Friesen der Säulen fest; die Signoria nimmt die Bänke gegenüber der Kanzel ein. Tiefes Stillschweigen.

Bruder Geronimo, auf der Kanzel.

Florenz! Florenz! Gott hat an Dir die Warnungen nicht gespart! Er versagt sie Dir nicht! Er liebt Dich, wie er seine Kirche liebt. Aber

die Wahrheit ist traurig, höre sie! Dein Leben verfließt im Bett, im Geplatsche, in müßigen Gesprächen, in schändlichen Gelagen, in einer namenlosen Liederlichkeit! Dein Leben, Florenz, ist das der Schweine!

Schaudern in der Zuhörerschaft.

Du antwortest mir: „Bruder, Ihr schont mich wenig!“ — Ich will Dich ganz und gar nicht schonen! Mit welchem Recht wolltest Du vor den Vorwürfen schaudern, wenn Du die Strafen nicht fürchtest? Habe ich sie Dir geweissagt? Antworte! antworte! . . . Habe ich Dich in Unwissenheit gelassen über Das, was Dich bedrohte, oder nicht? Der arme Bruder, der Nichts ist, Nichts gilt, der aus sich selbst Nichts weiss, ist er nicht von Gott und Eurem Könige Jesus erleuchtet worden, um Dich von den Medici zu befreien und den Klauen der Franzosen zu entreissen? . . . Nun wohl! wie ist es gekommen? Hast Du es schon vergessen? Die Medici essen das Brot Venedig's, und die Franzosen . . . die Franzosen, übergelukkig, dass sie sich wider alle Wahrscheinlichkeit bei Fornovo einen Ausgang haben graben können, sind bestürzt und keuchend bis in die entlegensten ihrer Provinzen geflohen, und sie sind dort . . . fürchte Nichts! Sie werden nicht mehr wiederkommen!

Tiefe Bewegung.

So werdet Ihr, wenn uns nur ein Schimmer von Vernunft bleibt, Euch erinnernd, dass ich Euch immer die rechten Winke gegeben habe, dass niemals meine Worte eitel erfunden worden sind, mir diesmal glauben, wenn ich Euch sage: Die Volksregierung ist für Euch das Beste! Gott hat sie Euch durch meine Hand gegeben! Bewahret sie! Verstattet Niemandem sie anzugreifen; Der, welcher sie angreift, spricht Gott Hohn, es ist Gottlosigkeit; er spricht dem Könige Jesus Hohn, es ist Hochverrath, Majestätsbeleidigung; einen solchen Elenden, der sich in so abscheuliche Verbrechen stürzt, wollt Ihr ihm verzeihen?

Ausrufe der Wuth.

Ihr Herren Achte, ich sage Euch, dass solche Ruchlose gezüchtigt werden müssen! Wenn Etwelche die öffentliche Eintracht stören und sich wie ehemals Weisse oder Graue nennen, so zaudert nicht! Zehn Gulden Busse! Wenn sie rückfällig werden, viermal die Wippe! Wenn sie sich verstockt zeigen, den Kerker, und auf Lebenszeit! Und jetzt, Florenz, nähre Deine Armen; sie sind des Königs Jesus Gliedmaassen! Es ziemt sich nicht, dass das Volk hungere, wenn die Reichen gemästet sind. Das Korn soll fortan nur zwanzig Soldi das Maass kosten für Die, welche es nicht höher bezahlen können.

Allgemeine Rührung.

Wenn ein Jeder satt zu essen haben wird, ist doch noch Nichts auch nur in Angriff genommen; die Hauptsache bleibt ganz und gar noch zu schaffen. Ihr antwortet mir: „Bruder, Ihr seid unersättlich! Wir haben die Statthalterschaft Gottes, wir haben das Liebeswerk Gottes, wir

haben . . .“ — Ihr habt Legionen Laster, die in Euren Herzen wuchern! Die ganze Hölle hält drinnen ihren Sabbath, Ihr wisst es nur zu gut, und seid doch die Einen nicht besser als die Andern! . . . Vielleicht werdet Ihr mir Entschuldigungen vorbringen für die Krieger, das rohe Volk! für die Handelsleute, die vom Gewinn verderbten Seelen! für die jungen Männer, die Hohlköpfe! für die Frauen, die Närrinnen! Sehr wohl! . . . Werdet Ihr solche auch finden für die Priester, die Aemterwucherer, Wollüstlinge, Ehebrecher, Trinkbrüder, Gauner, welche, vom Stuhle des heiligen Petrus bis herab zum verborgensten Beichtstuhl des verborgensten Kirchspiels, Euch auf die Bahn des Verderbens nach sich ziehen? Nichts mehr von diesem trostlosen Jammer! von diesen Gräueln! von diesen Babylonischen Unthaten! Kehrt aus! kehrt aus! sonst bist Du verloren, Florenz! Ich bürge Dir dafür, dass Du verloren bist! Der Becher der Geduld ist erschöpft! Kein Tropfen ist mehr darin! Das rächende Schwert schwebt über Dir! Ach! Unglückselige! . . . Es fällt herab! es trifft!

Ausrufe des Schreckens.

Ihr erwidert: „Bruder, was verlangt Ihr?“ — Ich verlange Nichts. Gott aber will keine leichtfertigen Vergnügungen mehr! Habt Ihr Euer Leben nicht genug vergeudet? Keine Promenaden mehr, auf denen die Weiber liebäugeln! Keine Tanzbelustigungen mehr, sie sind das Verderben! Keine Schenken mehr, sie sind die Verthierung! Kein Spiel mehr, es ist . . . ah! dies beunruhigt Euch? Ihr würdet eher auf Euren Antheil am Paradiese, als auf diese schändliche Gewohnheit verzichten! Nun wohlan! ich will Gnade walten lassen! . . . Spielt, wenn Ihr es einmal müsst! aber lasst die Würfel fahren! Nehmt Knöchelchen! Spielt, aber nie mehr um Geld! Spielt um einen Salat, um Nüsse, um eine Wurzel! Unselige! Ihr lacht, und ich rufe den Getreuen zu: wenn Ihr auf den Strassen oder in den Häusern Gottlose sich ihrer Wuth für das Glücksspiel überlassen seht, reisst ihnen ohne Zaudern die Karten aus der Hand, und Ihr, Ihr Herren Achte, nehmt sie fest, sperrt sie ein! . . . Die Folter!

Die Predigt dauert fort.

Auf dem Platz vor der Kirche.

Gruppen von Kindern.

Der kleine Boni, heulend und schreiend.

O weh! o weh!

Ein Junge.

Was hast Du?

Die andern Kinder umringen ihn.

Der kleine Boni.

Ein grosser Flegel hat mir da eben einen Faustschlag auf den Kopf gegeben. Der ists, der dort unten weggeht.

Zweiter Junge.

Warum hat er Dich geschlagen?

Der kleine Boni.

Weil ich ihm seinen Venetianischen Spitzenkragen abreissen wollte.

Die Kinder.

Ha! der Verfluchte! Ihm nach! Reissen wir ihn in Stücke!

Dritter Junge.

Lasst das bleiben, er ist ein Scheusal! Es ist Torrigiani, der Bildhauer, ein Compagnacco! Er liebt weder Gott, noch die heilige Jungfrau! Er ist zu stark für uns!

Zwei junge Frauen gehen vorbei; ein Dutzend Kinder umringen sie.

Erster Junge.

Meine Schwestern, im Namen Jesu Christi, des Königs dieser Stadt, und der Jungfrau Maria, unserer Königin, befehle ich Euch, diese Schmuck-sachen abzulegen und all diesen Sammet auszuziehen.

Die Erste.

Wir werden Dir sogleich gehorchen, mein liebenswürdiges Kind! Lass uns nur erst nach Hause kommen!

Vierter Junge.

Ich kenne sie, sie sind unverbesserlich! Wir haben sie schon vorgestern ermahnt weniger unanständig zu sein; sie fangen immer wieder an.

Die Zweite.

Wir müssen Zeit haben andere Kleider zu nähen, das begreifst Du doch wohl, mein kleiner Freund?

Fünfter Junge.

Reissen wir ihnen Alles ab!

Die Rotte wirft sich auf die beiden Frauen und reisst ihren Staat und ihren Kopfputz in Stücke.

Sechster Junge.

Schön! Zwei Halsbänder! Ohringe! Armbänder! Ketten! Wir wollen Alles den Armen bringen!

Andere Kinder kommen angelaufen.

Erstes Kind.

Was sind das für Frauen, die da weinen?

Ein Junge von zwölf Jahren.

Sünderinnen, die wir zur Tugend zurückgeführt haben. Und Ihr, woher kommt Ihr?

Das Kind.

Vom Almosen Sammeln! Fünfzig Ducaten! Dann haben wir Spieler ausgezogen! Jetzt hört! Ich melde Euch was! An der Ecke der Melonen-Strasse weiss ich ein Haus, wo unheilige Bücher, ein Schachbrett, Harfen aufbewahrt werden, ich glaube auch ein Spiegel, aber dessen bin ich nicht sicher. Kommt! Kommt Alle! Lasst uns diese Hölle säubern!

Die Kinder.

Vorwärts! vorwärts!

Ein Bürger.

He! Niccolo! Komm hierher, mein Sohn!

Niccolo.

Was wollt Ihr, Vater?

Der Bürger.

Komm nach Haus; ich habe Dich nöthig.

Niccolo.

Ich habe nöthig Jesus zu dienen und den Sündern einen Zaum anzulegen.

Der Bürger.

Verwünschter Bengel, wirst Du mir nicht gehorchen?

Niccolo.

Es ist besser Gott gehorchen, als den Menschen! Kommt, Kameraden! Grosse Bewegung unter der Menge, welche aus der Kirche kommt.

Ein Kind, das auf einen Baum geklettert ist.

Da ist der Vater! Da ist der Vater!

In der Vorhalle erscheint Bruder Geronimo, umgeben von den Vätern von San Marco, unter welchen man den Bruder Silvestro Maruffi, den Pater Buonvicini, den Pater Sacromoro und andere Glaubenseifrige unterscheidet. Die Menge grüsst mit Begeisterung; Männer und Frauen werfen sich auf die Kniee und küssen unter Thränen Bruder Geronimo die Kutte.

Die Kinder.

Der Lobgesang! der Lobgesang! Stimmt den Lobgesang an!

Sie singen.

Lumen ad revelationem gentium et gloriam plebis tuae Israel!

Bruder Geronimo entfernt sich, von der Menge vergöttert.

Ein Saal im Hause des Tanai dé Nerli; seine Frau, sein Sohn.

Nerli.

Kurz, ich bin dergleichen Auftritte müde, und ich mag Nichts mehr davon wissen. Ich will nach meinem Sinne leben; ich will Frieden in meinem Hause haben!

Die Frau.

Was mich angeht, so werde ich mich nicht unter das Joch des Teufels beugen.

Nerli.

Was nennt Ihr gefälligst den Teufel? Bin ich es?

Die Frau.

Keineswegs, aber wohl der Geist, von dem Ihr besessen seid. Warum dieses schreckliche Buch aufbewahren, das der Prophet auf öffentlichem Markte hat verbrennen lassen? Habt Ihr nicht ein Exemplar dieses Decamerone, wenn mans denn einmal nennen muss?

Nerli.

Das heisst viel Lärm machen um ein Werk, das seit Jahrhunderten in den Händen eines Jeden ist.

Die Frau.

Seit langem stürzt sich ein Jeder in die Verdammniss, und es ist Zeit damit innezuhalten.

Nerli.

Ich will Frieden, und dieses Mal sage ich es Euch sehr ernstlich.

Das Kind.

Siehst Du, Mama, er hat das Buch und auch noch andere, die der Bruder Geronimo verboten hat! Ich weiss es, ja! Ins Feuer, ins Feuer mit den Büchern!

Die Frau.

Ja, mein Sohn, fürchte Dich nicht! Ich werde nicht dulden, was ich nicht dulden darf.

Nerli.

Das ist rasende Tollheit, und ich ersuche Euch, Monna Lisa, Euch zu beruhigen; sonst werde ich solche Maassregeln ergreifen . . .

Die Frau.

Es hilft Nichts, dass Ihr mich einzuschüchtern sucht; Ihr würdet kein Glück damit haben; Euch zum Trotz werde ich sorgen, dass ich selig werde!

Das Kind.

Ja, Mama, sorg, dass Du selig wirst, bitte! Sorg, dass Du selig wirst, Mama!

Die Frau.

Ja, mein Herzblatt! fürchte Nichts!

Nerli.

Das ist hier ein Haus von Besessenen in einer Stadt von Rasenden, und dies unselige Florenz, das sonst nur ein liederliches Weibsbild war, ist ein tobstüchtiges geworden, seitdem dieser verfluchte Mönch . . .

Die Frau, ausser sich.

Oh! lästert den Bruder Geronimo nicht, ich sag' es Euch!

Nerli.

Ich werde den Bruder Geronimo zu allen Teufeln schicken, wenn mirs gefällt, und Euch dazu! Versteht Ihr?

Die Frau.

Und ich, Abscheulicher, ich eile Euch den Achten anzuzeigen und eine abschreckende Züchtigung für eine solche Ruchlosigkeit zu verlangen!

Das Kind.

Ja, Mama, ja! Papa muss bestraft werden!

Nerli.

Der Himmel soll Euch Alle verderben!

Die psychologische Grundlage von Schillers Briefen „über die ästhetische Erziehung des Menschen“.*)

Von Dr. Robert Sommer.

„Wie der Scheidekünstler so findet auch der Philosoph nur durch Auflösung die Verbindung, und nur durch die Marter der Kunst das Werk der freiwilligen Natur. Um die flüchtige Erscheinung zu haschen, muss er sie in die Fesseln der Regeln schlagen, ihren schönen Körper in Begriffe zerfleischen und in einem dürrigen Wortgerippe ihren lebendigen Geist aufbewahren.“ (Schiller, *Ausg. von Cotta XVIII p. 3*).

Wir wollen uns mit diesen Worten Schillers, in denen er seine eigene begriffliche Beschäftigung mit dem Schönen entschuldigt, zu trösten suchen, wenn wir im Folgenden eine etwas trockene Analyse der ästhetischen Briefe geben.

Es tritt zunächst in dieser „Aesthetik“ eine bemerkenswerthe Beziehung — auf die französische Revolution hervor.

Cotta XVIII S. 5. „Erwartungsvoll sind die Blicke des Philosophen, wie des Weltmanns, auf den politischen Schauplatz geheftet, wo jetzt, wie man glaubt, das grosse Schicksal der Menschheit verhandelt wird. Verräth es nicht eine tadelnswerthe Gleichgiltigkeit gegen das Wohl der Gesellschaft, dieses allgemeine Gespräch nicht zu theilen?“

Aber Schiller hofft, seinen Leser zu überzeugen, „dass diese Materie weit weniger dem Bedürfniss als dem Geschmack des Zeitalters fremd ist, ja dass man, um jenes politische Problem in der Erfahrung zu lösen, durch das ästhetische den Weg nehmen muss, weil es die Schönheit ist, durch die man zur Freiheit wandert.“

Die französische Revolution hatte mit einem begeisterten Schwung der Gemüther begonnen. Die Vernunft war zur Richterin über einen tyrannischen und verdorbenen Staat und eine in ihrer eitlen Civilisation verderbte Gesellschaft geworden. Der Geist des Criticismus fühlte sich verwandt mit dieser Erhebung der Vernunft über politische Dogmen.

S. 6. „Eine Frage, welche sonst nur durch das blinde Recht des Stärkeren beantwortet wurde, ist nun wie es scheint vor dem Richterstuhl reiner Vernunft anhängig gemacht.“

Schiller nennt diese Revolution einen „Rechtshandel, in welchem nach Gesetzen Recht gesprochen werden soll, die ein vernünftiger Geist selbst zu diktiren fähig und berechtigt ist.“

Der Geist des Kantischen Criticismus vereinigt sich mit der Sehnsucht Rousseaus nach einer edleren Gesellschaftsform, die er in einer Antithese gegen eine herzlose Civilisation als Naturzustand bezeichnet hatte.

Wie die Vernunft sich gegen den tyrannischen Staat auflehnt, so lehnt sich ein tiefes Gemüth gegen das Hohle einer von Ueppigkeit und Egoismus verderbten Civilisation auf.

*) Es liegt hier ein Abschnitt eines von der Preussischen Akademie der Wissenschaften mit einem Preise ausgezeichneten längeren Werkes vor, welches unter dem Titel: „Grundzüge einer Geschichte der Psychologie und Aesthetik von Wolff-Baumgarten bis Kant-Schiller“ im Verlag von Stahl-Würzburg erscheinen wird. Das Buch wird in c. 6 Heften von Anfang November an herausgegeben. Dasselbe ist dem Andenken Heinrichs von Stein gewidmet.

Es ist bemerkenswerth, dass schon im Eingang der ästhetischen Briefe neben Kant die Gestalt Rousseaus hervortritt, oder wenn wir den seelischen Vorgängen in Schiller ohne Beziehung auf jene Geister nachgehen: dass neben der vernünftigen Selbstthätigkeit die Forderung der höheren Glückseligkeit zu Tage kommt.

S. 19. „Mitten im Schoosse der raffinirtesten Geselligkeit hat der Egoismus sein System gegründet, und, ohne ein geselliges Herz mit heraus zu bringen, erfahren wir alle Ansteckungen und alle Drangsale der Gesellschaft.“

Einer der bemerkenswerthesten Züge bei Rousseau ist seine feindliche Stellung zu den Encyclopädisten, Rousseaus Gemüthsideal fühlt sich von der französischen Aufklärung abgestossen.

Schiller sagt: „Die Aufklärung des Verstandes, deren sich die verfeinerten Stände nicht ganz mit Unrecht rühmen, zeigt im Ganzen so wenig einen veredelnden Einfluss auf die Gesinnungen, dass sie vielmehr die Verderbniss durch Maximen befestigt.“ Wie Rousseau hat Schiller Sehnsucht nach einer edleren Gesellschaftsform.

S. 8. „Der Mensch kommt zu sich aus seinem sinnlichen Schlummer, erkennt sich als Mensch und findet sich im Staate. Der Zwang des Bedürfnisses warf ihn hinein, ehe er in seiner Freiheit diesen Stand wählen konnte.“ „Aber mit diesem Nothstaat, der nur aus seiner Naturbestimmung hervorgegangen, und auch nur auf diese berechnet war, konnte und kann er als moralische Person nicht zufrieden sein So holt er auf eine künstliche Weise in seiner Volljährigkeit seine Kindheit nach, bildet sich einen Naturstand in der Idee, der ihm zwar durch keine Erfahrung gegeben, aber durch seine Vernunftbestimmung gesetzt ist, und leht sich in diesem idealischen Stand einen Endzweck, den er in seinem wirklichen Naturzustand nicht kannte.“ „Auf diese Art entsteht und rechtfertigt sich der Versuch eines mündig gewordenen Volkes, seinen Naturstaat in einen sittlichen umzuformen.“

Das alles schreibt Schiller mit deutlicher Beziehung auf die französische Revolution. Anscheinend werden wir bei der Verfolgung dieser Gedanken immer weiter von unserem Thema, von Schillers Beziehungen zur Psychologie abgeführt. Aber nur scheinbar! In Wahrheit stimmen die Gedanken, welche aus der Betrachtung der französischen Revolution entspringen, völlig mit den Grundlehren der psychologischen Aesthetik überein, welche sich unter dem Einfluss der Leibnizischen Seelenlehre entwickelt hatte.

Wohin war jene Revolution bei der Durchführung ihrer Ideale gekommen? Ein blutig rother Nebel verhüllte die Sonne der Freiheit. Der begeisterte Schwung endete in viehischer Wildheit. Woher diese Erscheinung? In dem Vernunftstaate sollen alle Kräfte sich frei entfalten, ohne die Nebenwesen zu verkümmern; durch den Sturz des Naturstaates wurden alle Kräfte entfesselt, aber in zügelloser Wildheit offenbarte sich nun der rohe Charakter der grossen Menge, welche durch den Naturstaat nur mühselig gebändigt worden war.

„Hebt also die Vernunft den Naturstaat auf, wie sie nothwendig muss, wenn sie den ihren an die Stelle setzen will, so wagt sie den physischen und wirklichen Menschen an den problematischen sittlichen, so wagt sie die Existenz der Gesellschaft an ein bloss mögliches (wenn gleich moralisch nothwendiges) Ideal von Gesellschaft.“

Weshalb verunglückte der mit hoher Begeisterung unternommene Versuch eines Vernunftstaates in der französischen Revolution? Weil die entfesselten sinnlichen Triebe der Menschen zu roh waren, um ohne Vernichtung der Mitwesen sich entfalten zu können. S. 37. Ausbildung des Empfindungsvermögens ist also das dringende Bedürfniss der Zeit.

Die französische Revolution lieferte den Beweis für die Nothwendigkeit einer „Verbesserung der Sinnlichkeit“; Forderungen, die längst in der deutschen Aesthetik vorbereitet waren, in den Versuchen zur Veredelung des Geschmacks, in der Verbesserung der unteren Erkenntnisskräfte, bekommen plötzlich durch die Ergebnisse dieser blutigen Tragödie eine ungeahnte Tragweite. Theoretische Keime, die fern vom politischen Schauplatz in dem Stilleben der deutschen Schönheitslehre gepflegt worden waren, werden in ihrer grossen Tragweite erkannt. Wir haben hier eine eigenthümliche geistige Erscheinung vor uns, die an den Eindruck mancher chemischen Experimente erinnert, bei denen Stoffe, die vorher ohne Leben nebeneinander waren, plötzlich bei einem Anstoss sich zu einem neuen sinnlichen Phänomen vereinigen. In Schillers Geiste vollzieht sich eine solche Verbindung vorher getrennter Dinge: eine theoretische Forderung, die gegenstandslos über dem praktischen Leben schwebte, gewinnt Fühlung mit der Wirklichkeit, und wird zu einer socialen Nothwendigkeit.

10. „Man muss also für die Fortdauer der Gesellschaft die Stütze aufsuchen, die sie von dem Naturstaate, den man auflösen will, unabhängig macht.“

„Die Stütze findet sich nicht in dem natürlichen Charakter des Menschen, der selbstsüchtig und gewalthätig, vielmehr auf Zerstörung als auf Erhaltung zielt; sie findet sich ebenso wenig in seinem sittlichen Charakter, der, nach der Voraussetzung, erst gebildet werden soll, und auf den, weil er frei ist, und weil er nie erscheint, von dem Gesetzgeber nie gewirkt und nie mit Sicherheit gerechnet werden könnte.“

Die französische Revolution war mit hochklingendem Pathos eingeführt worden. Der Vernunft wurden Altäre gebaut. Vernunft sollte die Seele des neuen Gebildes nach dem Sturz des Naturstaates sein. Wie kam es, dass diese gepriesene Vernunft die Wildheit der Triebe nicht bändigen konnte? Weil sie nicht als Kraft, sondern als Phrase auftrat. Jeder forderte Vernunft, aber keiner konnte danach handeln.

Wenn die Revolution einerseits bewies, dass die unteren Erkenntnisskräfte verbesserungsbedürftig seien, so zeigte sie andererseits, dass die Vernunft nur dann über Triebe herrschen kann, wenn sie selbst als Kraft die anderen sinnlichen Kräfte überwindet. Wir sahen, dass die Auffassung der sittlichen Vernunft als Kraft der Endpunkt war, zu dem der deutsche Rationalismus sich aus dem formelhaft Rationalen entwickelt hatte. Wir sahen, dass bei Schiller die Vernunft von Anfang an als thätige Kraft aufgefasst wird, dass er sich aus Kants Werk nichts anderes herausnimmt, als was bei ihm schon deutlich vorgebildet war.

Durch die französische Revolution wird der Beweis geliefert, *dass die Vernunft ohne eine solche Ausrüstung mit sinnlicher Kraft im Kampfe mit den Trieben erliegen muss.*

S. 11. Bei Aufstellung eines moralischen Staates wird auf das Sittengesetz als auf eine wirkende Kraft gerechnet, und der freie Wille wird in das Reich der Ursachen gezogen, wo alles mit strenger Nothwendigkeit und Stätigkeit an einander hängt.

S. 12. „Wenn also auf das sittliche Verhalten des Menschen wie auf natürliche Erfolge gerechnet werden soll, so muss es Natur sein und er muss schon durch seine Triebe zu einem solchen Verfahren geführt werden, als nur immer ein sittlicher Charakter zur Folge haben kann.“ Wir finden im „Kallias“ ein ausgeführtes Beispiel über einen schön-edlen Charakter. Schiller nannte diejenige Handlungsweise sittlich schön, bei welcher aus der unmittelbaren Gemüths-rührung eine gute Handlung entspringt. Schiller gelangte schon im Kallias auf induktivem Wege zu dem Satz, den er in den ästhetischen Briefen aus der Be-

trachtung der französischen Revolution herausspringen lässt: Die moralische Schönheit tritt nur dann ein, wenn uns die Pflicht zur Natur geworden ist. In diesem Fall kann auf das sittliche Verhalten des Menschen wie auf natürliche Erfolge gerechnet werden.

Im Hinblick auf die Erfahrungen der französischen Revolution wird der Zustand, in welchem moralische Handlungen aus einem Naturtrieb entspringen, zu einer socialen Nothwendigkeit.

Die Vernunft, welche die Sinnlichkeit verachtet und unterdrückt, beraubt sich selbst der Kraft, um im Reich der natürlichen Kräfte zu herrschen.

S. 35. „Die Vernunft hat geleistet, was sie leisten kann, wenn sie das Gesetz findet und aufstellt; vollstrecken muss es der muthige Wille, das lebendige Gefühl. Wenn die Wahrheit im Streit mit Kräften den Sieg erhalten soll, so muss sie selbst erst zur Kraft werden, und zu ihrem Sachführer im Reich der Erscheinungen einen Trieb aufstellen, denn Triebe sind die einzigen bewegenden Kräfte der empfindenden Welt.“

Die Auffassung der Vernunft als Gemüths-Kraft lag schon im Kallias Schiller vor den Augen. Hieraus erklärte sich seine ursprüngliche ästhetische Anschauung: „Freiheit in der Erscheinung.“ In dem gleichen Punkte treffen sich die Tendenzen auf Verbesserung der sinnlichen Kräfte und seine ästhetische Grundanschauung. Verbindet man beide, so ergibt sich: ästhetische Anschauungen wirken sittlich, indem sie eine Gemüthskraft in uns rege machen, aus welcher zugleich mit Nothwendigkeit sittliche Handlungen entspringen. Zwei Nothwendigkeiten ergeben sich aus der Betrachtung der französischen Revolution: *Veredelung der Sinnlichkeit und Ausrüstung der Vernunft mit sinnlicher Kraft*; aus beiden entspringt die Forderung der ästhetischen Erziehung, durch welche in uns eine sittlich wirkende Gemüthskraft rege gemacht werden soll.

S. 38. „*Alle Verbesserung im politischen soll von Veredelung des Charakters ausgehen!*“ Das ist die bedeutsame Lehre, welche der betrachtende Geist aus der französischen Revolution zieht.

Das Werkzeug dazu ist die schöne Kunst, weil durch sie die Empfindungen veredelt und zu einem sittlichen Schwung des Gemüthes entwickelt werden.

Dagegen erhebt sich nun ein Einwand aus der Erfahrung:

S. 47. In der That muss es Nachdenken erregen, dass man beinahe in jeder Epoche der Geschichte, wo die Künste blühen und der Geschmack regiert, die Menschheit gesunken findet, und auch nicht ein einziges Beispiel aufweisen kann, dass ein hoher Grad und eine grosse Allgemeinheit ästhetischer Kultur bei einem Volke mit politischer Freiheit, und bürgerlicher Tugend, dass schöne Sitten mit guten Sitten und Politur des Betragens mit Wahrheit Hand in Hand gegangen wäre.

Diese Gedanken hängen offenbar mit den völkergeschichtlichen Betrachtungen zusammen, wie sie besonders durch Herder ausgebildet waren.

Diese historische Erfahrung wird nun zur Quelle eines Einwandes gegen das innerste Wesen der Schiller'schen Aesthetik, und wir finden bemerkenswerther Weise den Versuch einer apriorischen Ableitung seiner Schönheitslehre hier in den ästhetischen Briefen in unmittelbarer Folge auf die Betrachtung jener Erfahrungsthatfachen.

S. 43. Hält man sich also einzig nur an das, was die bisherigen Erfahrungen über den Einfluss der Schönheit lehren, so kann man in der That nicht sehr aufgemuntert sein, Gefühle auszubilden, die der wahren Kultur des Menschen so gefährlich sind.

S. 49. Aber vielleicht ist die Erfahrung der Richterstuhl nicht, vor welchem sich eine Frage wie diese ausmachen lässt, und ehe man ihrem Zeugnisse Gewicht einräumte, musste erst ausser Zweifel gesetzt sein, dass es die selbe *Schönheit* ist, von der wir reden, und gegen welche jene Beispiele zeugen. Dies scheint aber einen Begriff der Schönheit voranzusetzen, der eine andere Quelle hat, als die Erfahrung, weil durch ihn erkannt werden kann, ob das, was in der Erfahrung schön heisst, mit Recht diesen Namen führe. Dieser reine Vernunftbegriff der Schönheit, wenn ein solcher sich aufzeigen liesse, müsste also — weil er aus keinem wirklichen Falle geschöpft werden kann, vielmehr unser Urtheil über jeden wirklichen Fall erst berichtigt und leitet — auf dem Wege der Abstraktion gesucht und schon aus der Möglichkeit der sinnlich-vernünftigen Natur gefolgert werden können; mit einem Wort: „die Schönheit müsste sich als eine nothwendige Bedingung der Menschheit aufzeigen lassen.“

Schiller hält also hier immer noch an der apriorischen Methode fest, welche er im Kallias versuchte. Zugleich aber tritt in den ästhetischen Briefen das Motiv dieses Bestrebens, welches wir bei der Betrachtung des Kallias nur vermuthungsweise in der Erfahrung der erschlaffenden Wirkung des Schönen auf die Völker zu finden meinten, ganz deutlich hervor. Nun sagte Schiller schon im Kallias, dass ohne Erfahrung nicht recht auszukommen sei, und gerieth dabei in einen Widerspruch eben mit jenem Versuch einer apriorischen Ableitung des Schönen.

So zeigte sich schon im Kallias, dass unter der Hülle apriorischer Begriffe sich die innere Erfahrung Schillers, seine seelenvolle Anschauung der gegenständlichen Welt, lebensvoll regte, und dass er der gemeinen Wahrheit der erfahrungsmässigen Schönheits-Wirkungen aus dem tiefen Bronnen seiner künstlerischen Erfahrung ein Schönheitsideal entgegenstellte.

S. 39. „Hier aus dem reinen Aether seiner dämonischen Natur rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangesteckt von der Verderbniss der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen.“

„Er aber strebe, aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieses präge er aus in Täuschungen und in Wahrheit, präge es in dem Spiele seiner Einbildungskraft, und in dem Ernst seiner Thaten, präge es aus in allen sinnlichen und geistigen Formen und werfe es schweigend in die unendliche Zeit.“

Wir haben ferner gezeigt, dass Schiller auch abgesehen von dieser rein künstlerischen „Erfahrung“ dem empiristischen Gedankenkreise näher stand, als man erwartet*).

Weshalb bekannte er sich nun nicht offen zu dem rationellen Empirismus im Gebiet der Aesthetik?

Die ästhetischen Briefe geben uns folgende Antwort: „Weil die bisherigen völkergeschichtlichen Erfahrungen seinem festerfassten Gedanken von der Verbindung des Sinnlichen und Sittlichen zu widersprechen schienen und weil ein dogmatischer Empirismus aus dieser Thatsache die Unvereinbarkeit von Ethik und Aesthetik schloss.“

In der Gegensatzung gegen dieses empiristische Dogma verfällt Schiller wieder in das Extreme und sucht seinen Schönheitsbegriff a priori abzuleiten, während er ihn in Wahrheit auf einem empiristisch-induktiven Wege gefasst hatte.

Schiller geht bei seiner Deduktion aus von den beiden Begriffen „Person“ und „Zustand“, wobei sich unverkennbare Beziehungen auf Fichte zeigen, und leitet im Brief XI durch allmähliche Verschiebung und Umwandlung zu den

*) Ein besonderer Abschnitt des genannten Buches handelt von „Schillers Methode.“

beiden Begriffen, welche wir als die wesentlichen in den Kalliasbriefen getroffen haben: „Gestalt“ und „Leben“; Schönheit ist „*lebendige Gestalt*“.

Diese Deduktion ist ein wahres Meisterstück konstruktiven Denkens, hat aber in Bezug auf die ästhetischen Grundbestimmungen nur den Werth einer architektonischen Umkleidung.

„Wenn die Abstraktion so hoch als sie immer kann hinaufsteigt, so gelangt sie zu zwei letzten Begriffen, bei denen sie stille stehen und ihre Grenzen bekennen muss. Sie unterscheidet in dem Menschen etwas, das bleibt, und etwas, das sich unaufhörlich ändert. Das Bleibende nennt sie seine Person, das Wechselnde seinen Zustand“. Aus dieser abstrakten Höhe deducirt Schiller seinen Schönheitsbegriff.

Wir könnten nun dem Gange Schillers (XI—XVI. Br.) einfach folgen, wir wollen aber versuchen, ob wir nicht durch Erweiterung und Umformung der beiden Bestandtheile seiner ästhetischen Grundanschauung selber zu den Begriffen gelangen können, von denen Schiller bei seiner Deduktion ausgeht.

Wenn unser Geist bei dem Anblick eines gestalteten Gegenstandes gezwungen wird in sich einen Empfindungsinhalt hervorzubringen, der als Seele in den geformten Gegenstand verlegt dessen Gestalt von innen bedingt, so nennen wir den Gegenstand schön.

Diesen seelischen Inhalt des Gegenstandes in der Anschauung nannte Schiller im Kallias „Natur“ und bereitete durch die Wahl der Beispiele, in welchen er die lebendigen Kräfte, die wir nicht nur den Thieren, sondern auch den Pflanzen in der Anschauung beilegen müssen, als Autonomie des Organischen bezeichnete, die Erweiterung des Begriffes „Natur“ zu dem des „Lebens“ vor, wobei „Natur“ und „Leben“ immer als Empfindungsinhalt einer Anschauung gedacht werden.

Mit diesem Begriff Leben treten nun alle „Empfindungen“ überhaupt in Verbindung, so dass er schliesslich zum Ausdruck des „rein Sinnlichen“ wird. cfr. 73. So entsteht eine Gruppe von engzusammengehörenden Begriffen: Natur, Leben, Empfindung, Sinnlichkeit. Dieser Gruppe steht eine andere antithetisch gegenüber, geschaart um den ästhetischen Grundbegriff „Gestalt“.

Form war in Schillers Sinne die Art der Verbindung, Vernunft das Vermögen der Verbindung. Die Schöpfung einer „Gestalt“ und ihre Verbindung mit einer innern Willenshandlung war nach Schiller ein „sinnlich-vernünftiger“ Vorgang. An diese Bemerkungen müssen wir uns erinnern, wenn bei Schiller der Begriff Gestalt nun eine erweiterte Bedeutung erhält, so dass er nun alle formalen Beschaffenheiten der Dinge und alle ihre Beziehungen auf die Denkkräfte unter sich fasst. „Gestalt“ kommt an einem Kunstwerk durch die „Technik“ zu Stande, parallel der Antithese „Leben“ und „Gestalt“ geht schon im Kallias die Gegensetzung „Natur“ und „Technik“.

Die Schönheit ist nicht blosses „Leben“ und nicht blosses „Gestalt“, sie ist nicht blosses „Natur“ und nicht blosses „Technik“, Schönheit ist „*lebendige Gestalt*“, „*Natur in der Technik*“.

Wenn die durch die Technik hervorgebrachte Gestalt eines Werkes einen Gefühlsinhalt in uns wachruft, und wenn wir diesen in die Gestalt hineinverlegen, so dass die technische Form beseelt erscheint, so kommt das sinnlich objektive Phänomen „Schönheit“ zu Stande.

Wir haben nun zwei Gruppen von antithetischen Begriffen

Leben — Gestalt

Natur — Technik

Empfindungs-Inhalt — Form

Sinnlichkeit — Vernunft.

Man kann sagen, dass sich Schiller durch Erweiterung der beiden Elemente, welche in seiner ästhetischen Grundanschauung vorhanden sind, „Gestalt“ und „Empfindungsinhalt“,

- 1) *in Beziehung zu allen philosophischen und ästhetischen Theorien der Zeit setzt,*
- 2) *dadurch Gelegenheit bekommt, das gesammte bis dahin in der deutschen Philosophie speciell in der Psychologie geprägte Begriffsmaterial zum Ausdruck seines Gedankens zu verwenden.*

Zunächst prüft er an seiner Anschauung die ästhetischen Theorien. Er findet ihren Hauptfehler darin, dass sie entweder bloss Leben d. h. Empfindungsinhalt als das Schöne hingestellt haben, oder das Schöne ausschliesslich in der Gestalt d. h. im engeren Sinn in der Form des Gegenstandes, im erweiterten Sinne in einem Verstandesbegriff zu finden meinten.

Anm. S. 10. „Zum blossen Leben macht die Schönheit Burke in seinen philosophischen Untersuchungen über den Ursprung unserer Begriffe vom Erhabenen und Schönen.“

Schiller nannte Burkes Verfahren im *Kallias sinnlich-subjektiv*. Die Bemerkungen in den ästhetischen Briefen decken sich vollkommen damit. Alle Kunstschwärmer, welche die Empfindungen als solche für das Schöne gelten, verfahren sinnlich-subjektiv. Alle „Empfindsamkeit“ ist sinnlich-subjektiv.

Nicht die Empfindung an sich ist das Schöne nach Schiller, sondern wenn die Empfindung in eine Gestalt als ihre Seele verlegt wird, entsteht das *sinnlich-objektive* Phänomen der Schönheit.

Nun kann aber diese sinnlich-objektive Schönheit nicht zu Stande kommen, wenn nicht in dem Subjekt vorher der Gefühlsinhalt rege geworden ist. Und insofern die sinnlich-subjektiven Aesthetiker durch Selbstbeobachtung über die Qualität dieser Empfindungen Aufschluss verschafft haben, insofern haben sie sich um die Aesthetik ein Verdienst erworben.

Die rohste Form der sinnlich-subjektiven Theorie ist diejenige, in welcher die Schönheit auf die allereinfachsten Gefühlsqualitäten des Angenehmen, des „sinnlichen“ Wohlgefallens zurückgeführt sind. Diese Theoretiker des sinnlichen Vergnügens beweisen weiter nichts als die Dürftigkeit ihrer inneren Erlebnisse.

Es muss jedoch durchaus bemerkt werden, dass Schiller die besseren Vertreter der sensualistischen Aesthetik durchaus nicht ganz ablehnend behandelt, sondern nur ihre Einseitigkeit tadelt.

S. 52. Schiller theilt die Philosophen, welche sich mit Aesthetik beschäftigt haben, ein in zwei Gruppen, von denen sich die erste der Leitung des Gefühls blindlings anvertraut, während die zweite ausschliesslich den Verstand zum Führer annimmt. Bei dieser Gelegenheit bemerkt Schiller: „Einem aufmerksamen Leser wird sich bei der hier angestellten Vergleichung die Bemerkung dargeboten haben, dass die sensualen Aesthetiker, welche das Zeugniß der Empfindung mehr als das Raisonement gelten lassen, sich der That nach weit weniger von der Wahrheit entfernen als ihre Gegner, obgleich sie der Einsicht nach es nicht mit diesen aufnehmen können.“

Es ergibt sich aus dem Zusammenhange, dass Schiller für einen von diesen scharfsinnigen Beobachtern Burke hält. Ueberhaupt behandelt er die Denker, welche die inneren Gefühlszustände, die auch nach Schillers Auffassung zum Zustandekommen des seelischen Phänomens „Schönheit“ nothwendig sind, zu erforschen suchen, mit Hochachtung, selbst wenn sie durch eine einseitige Betonung des subjektiven Gefühls zu einer falschen Theorie der Schönheit kommen.

Der andere Fehler, welcher nach Schillers Ansicht in den Theorien der Schönheit gemacht worden ist, besteht darin, dass man sie einseitig in der „Gestalt“ gefunden hat. Nun versteht Schiller unter Gestalt in erweitertem Sinne alles was auf die Denkkraft Bezug hat, zunächst also alles Begriffliche. Schiller nannte diese ästhetischen Theorien im Kallias objektiv-rational und kämpfte gegen die Vollkommenheitsformel, weil nach dieser die Schönheit durch einen Begriff zu Stande kommen sollte. Wir können ferner hierher alle diejenigen Aesthetiker rechnen, welche den Eindruck des Schönen aus der Wahrnehmung von Proportionen, von Ordnung, Zweckmässigkeit, von künstlerischen „Plänen“, und von Begriffen abzuleiten suchen. Ferner wenn man „Gestalt“ im engeren Sinne fasst, so finden wir einen entsprechenden Fehler bei den Künstlern, welche unter Vernachlässigung des Empfindungsinhaltes, welcher die Form beseelen soll, diese an sich für schön erklären.

S. 75. „Sie kann also weder blosses Leben sein; noch kann sie ausschliessend blosser Gestalt sein, wie von spekulativen Weltweisen, die sich zu weit von der Erfahrung entfernen, und von philosophirenden Künstlern, die sich in ihrer Erklärung allzusehr durch das Bedürfniss der Kunst leiten liessen, geurtheilt worden ist. Zur blossen Gestalt macht sie, so weit mir bekannt ist, jeder Anhänger des dogmatischen Systems, der über diesen Gegenstand je sein Bekenntniss ablegte: unter den Künstlern Raphael Mengs in seinen Gedanken über den Geschmack in der Malerei; Anderer nicht zu gedenken. So wie in Allem, hat auch in diesem Stück die kritische Philosophie den Weg geöffnet, die Empirie auf Prinzipien und die Spekulation auf Erfahrung zurück zu führen.“ Es zeigt sich also in der Beurtheilung der vorangegangenen Kunsttheorien bei Schiller ein Dualismus, welcher den vorher festgestellten Antithesen angepasst ist, und wir können somit die parallelen Reihen mit Bezug darauf verlängern.

Leben — Gestalt

Natur — Technik

Gefühls-Inhalt — Form

Sensualistische — *Formalistische*

Aesthetik Aesthetik

Mit dieser Anwendung der Grundbegriffe zur Eintheilung der bisherigen ästhetischen Theorien ist der weitere Ausblick auf die entsprechenden Erscheinungen in den Geisteswissenschaften gewonnen, und zwanglos fügen sich durch Begriffserweiterung folgende Antithesen an, durch welche die fundamentalen Gegensätze des geistigen Lebens in Beziehung zu seinen ästhetischen Grundbegriffen gesetzt werden.

Empirismus — Rationalismus.

Damit ist nun weiterhin Gelegenheit gegeben, das ganze Material von gegensätzlichen Begriffen, welches in dem Streit dieser beiden Richtungen ausgeprägt worden war, zum Ausdruck seiner ästhetischen Gedanken zu verwenden, ja bis zu den abstraktesten Ideen hinaufzusteigen, zu welchen sich der Gegensatz des Empirischen und Rationalen sublimiren liess.

So finden sich denn um die beiden Angelpunkte „Leben“ und „Gestalt“ gepaart noch folgende Antithesen:

Sinnlichkeit — Vernunft

das Zufällige — das Nothwendige.

Rezeptivität — Spontaneität.

Realität — Formalität.

Leiden — Thätigkeit

Empfinden — Denken

Bestimmung — Bestimmbarkeit.

Bis hierhin bleibt Schiller noch im Rahmen der Begriffe, deren Ausprägung der Ertrag der vorkantischen Psychologie war und deren grundlegende Bedeutung für die Kantische Psychologie dargelegt worden ist.

Nun aber verlieren wir den festen von uns durchwanderten Boden des vorkantischen Vorstellungskreises ganz unter den Füßen und fühlen uns zu den Höhen Fichtescher Metaphysik erhoben. Immer mehr entschwindet die ästhetische Anschauung der „lebendigen Gestalt“ unseren Blicken und immer nebelhafter werden die Abstraktionen.

Sinnlichkeit — Selbstthätigkeit des Geistes

abhängiges Sein oder Werden — absolutes in sich selbst gegründetes Sein

Wechsel — Beharrung.

Das Veränderliche — das Bleibende

Folge der Vorstellungen — Beharrliches Ich

Manigfaltigkeit der Welt — Einheit des Ich

Zustand — Person

Hier sind wir durch allmähliche Erweiterung der ästhetischen Grundbestimmungen „Leben“ und „Gestalt“ zu den beiden abstrakten Begriffen gekommen, von denen aus Schiller auf deduktivem Wege seine ästhetische Formel herzuleiten sucht. Wir sind den selben Weg gegangen, den Schiller gegangen ist, als er den Ausgangspunkt zu seiner Deduktion suchte.

Da er von seiner ästhetischen Grundanschauung zu dieser Höhe aufgestiegen ist, ist es kein Wunder, dass er im Stande war, von ihn aus zu dem Ausgangspunkt wieder zurückzugelangen. Für unsere heutige Zeit wäre es wohl eine unlösbare Aufgabe, von der Antithese „Zustand“ und „Person“ zu dem Gegensatz „Leben“ und „Gestalt“ herabzusteigen.

Im Buchhandel zu beziehen durch C. F. Leede, Leipzig.

Im Verlage des A. R. Wagner-Vereines.

Druck von Th. Burger Bayreuth.

Friedrich von Feustel †.

Zur Geschichte von Bayreuth, dem „Bayreuth“ Richard Wagners und der Deutschen Kunst, gehört die Gestalt Friedrich Feustels. Diese Gestalt, im ehrwürdigen Schmuck des Greisenalters unvergesslich Jedem, der sie kannte, ist nun aus dem Bilde der lebendigen Gegenwart verschwunden. Aber: sie gehörte der Geschichte an, ihre Kraft wirkte selber einst Geschichte, so lebt sie fort mit ihr und in ihr, und solange Bayreuth im deutschen Volke ein lebendiger Begriff ist, bleibt einbegriffen in ihm die Erinnerung an Friedrich Feustel. Ohne ihn, ohne das Dasein seiner Persönlichkeit, wäre — man kann es ruhig behaupten — das Bayreuther Werk als ein Solches überhaupt nicht zu Stande gekommen. Und das beruht auf tiefen Gründen, wurzelnd in jener deutschen Art, welche nicht nur die Kunst, welche die Persönlichkeit ihres Meisters selbst verband mit derjenigen des nun geschiedenen Mannes, des Bürgers von Bayreuth. Aus deutscher Art entsprossen und treu geblieben als echtes Kind des Volkes dieser seiner Eigenart, die sich das Vertrauen Aller erzwang, welche ein Gefühl dafür bewahrt, so vertraute und glaubte er selbst, von dem ersten Blicke seines klaren, klugen Auges an, dem ihm ganz fremden, wunderbaren Menschen, dem idealen Künstler mit seinen von aller Welt verspotteten, unglaublichen, kühnen Plänen, wie er ihm da in seinem Bayreuther ‚Winkel‘ so plötzlich unter der Gestalt Richard Wagner's entgegen getreten war. Die wahrhaftige Natur des deutschen Bürgers traf zweifellos das Rechte, erkannte unverworren das Echte und glaubte, wo alle Welt noch tief und lange in Zweifel und Verwirrung blieb, glaubte einfach an die Wahrhaftigkeit des deutschen Künstlers und setzte alsbald seine ganze Kraft, sein geschäftliches Geschick, seine weltkundige Klugheit, seine unbeugsame Energie daran, die selbe, der er sein eigenes rastlos erarbeitetes Lebensglück verdankte, — er setzte sie daran, ein rein ideales Werk zu ermöglichen, das weit über die Grenzen jedes deutschen Bürgerlebens hinaus den Geist der deutschen Wahrhaftigkeit zur höchsten Idealität der Kunst zu verklären und diese Verklärung als Thatsache eines Glaubens zu verwirklichen berufen war. Wo immer im Laufe der schweren Zeiten, welche das Bayreuther Werk hernachmals durchzumachen hatte, ein Wort aus der Tiefe jenes kräftigen deutschen Glaubens von Nöthen war, hat der Mann, der im Beginne mit der einzig nöthigen That dem Werke in's Leben geholfen, als treuer Freund seines grössten Freundes aus seinem warmen Herzen dies Wort gesprochen. Und Gottes Segen lag auf solchem Wirken aus der Wahrhaftigkeit; er war darin beschlossen und wirkte daraus weiter auf die Fortsetzer des Werkes. Feustels Tod ist keine Wunde mehr für das lebendige Bayreuth. Die selbe Treue, der selbe Glaube, die ihn beseelt und zu den ersten Thaten für Bayreuth befähigten, sie beseelen auch den Mann, der ihm nahe verwandt, seit langem schon das unerhört schwere Amt der geschäftlichen Leitung dieses gewaltigen künstlerischen Unternehmens in aufopferungsvoller Weise fortgeführt hat. Wir aber wollen deutsche „Treue und Glaube“ ehren, wo wir sie finden: in der Verklärung des Todes, wie unter den Wirren des Lebens. Feustel's Geist soll in Ehren bleiben wie sein Name, als ein Theil des lebendigen Bekenntnisses dessen, was deutsch ist. Der 13. Oktober, vor neun Jahren der Todestag eines anderen germanischen Mannes aus ganz anderer Sphäre, aus fremder Nation, den die Stammestreue selbst zum Künstler erhob, des Grafen Gobineau, dieses letzten Freundes unseres Meisters — er bleibe uns nun auch geweiht zum Gedenktage seines ersten treuen Freundes in Bayreuth.

XI.

Hat die Vernunft bis jetzt ihre siegende Kraft noch so wenig bewiesen, so liegt dies nicht an dem Verstande, der sie nicht zu entschleiern wusste, sondern an dem Herzen, das sich ihr verschloss, und an dem Triebe, der nicht für sie handelte.

(Schiller.)

Die Renaissance.

Historische Scenen vom Grafen Gobineau.

Deutsch von Ludwig Schemann.

Rom.

Juni 1500.

Der Vatican. — Ein Saal in der Wohnung des Papstes. — Alexander VI; Donna Lucrezia Borgia, Herzogin von Bisaglia. Sie ist in tiefer Wittwen Trauer und sitzt in einem Lehnstuhl, sehr niedergeschlagen und das Gesicht voller Thränen.

Alexander VI.

Nun gut! ja, es ist wahr. Dein Bruder Cesare ist der Schuldige. Er ist in das Zimmer eingedrungen, wo der unglückliche Alfonso, Dein Gatte, mit seinen verbundenen Wunden lag; er hat ihn erdrosselt . . . ich gestehe es Dir . . . man würde es Dir sagen . . . Du würdest nicht vier Schritte in der Stadt thun, ohne dass man es Dir erzählte . . . Es ist mir lieber, dass Du es von mir erfährst, damit wir zusammen darüber nachdenken können, was sich unter solchen Umständen, an denen man Nichts ändern kann, zu thun ziemt.

Donna Lucrezia schluchzt in ihr Schnupftuch und ringt die Hände.

Das wesentliche Merkmal jedes Kummers, so gross er auch sei (und der Deine ist sehr gross, meine Tochter, und so gerecht, dass es keinen gerechteren giebt) . . . das Merkmal jedes Kummers, sage ich, ist, dass er das Vergessen in sich schliesst.

Donna Lucrezia.

Ach! Allerheiligster Vater!

Alexander VI.

Ich spreche vernünftig zu Dir. Die Menschen in unserer Stellung müssen beständig vernünftig sein, sonst werden sie elender als die andern. Die bittersten Gram- und Verzweiflungsanfälle, Alles, was uns durchrüttelt und uns irgend ein Gut entreisst, des Geschickes leidige Härten, Alles dies

taucht nur auf, um vergessen zu werden, und es wird ein Tag kommen, wo Du selbst erstaunt sein wirst, dass Du Dir nur mit Mühe die Züge und vielleicht den Namen des Gatten zurückrufen kannst, dessen Verlust Dir in diesem Augenblicke einen Schmerz auferlegt, welcher Dich unerträglich dünkt.

Donna Lucrezia.

Ihn verlieren! . . . ihn auf diese Art verlieren! meuchlings ermordet von meinem Bruder! . . . im Augenblicke, wo die Geburt seines Sohnes ihn überglücklich machte! . . . Was für ein Ungeheuer ist da sein Mörder?

Alexander VI.

Er ist kein Ungeheuer, meine Tochter, sondern ein Herrscher, welcher in die ihm bestimmte Stellung nur um den Preis des anhaltendsten und oft erbarmungslosesten Ringens eintreten kann. Höre mich wohl, Lucrezia, und hebe nicht die Arme gen Himmel. Ich spreche zu Dir weder um alberner Weise Don Cesare zu rechtfertigen, noch um Dich aufzubringen; ich suche in Dir wachzurufen, was ich von strengem, wahrhaftigem, mächtigem Empfinden an Dir kenne, und um Dir zu helfen diese Krisis durchzumachen, in welcher die Jugend und Unerfahrenheit Dir nicht erlauben Dich so heroisch zu zeigen, wie Du es sein kannst.

Donna Lucrezia.

Ich bin eine unglückliche Wittwe und beweine einen unschuldigen Gatten, hingewürgt vom ehrlosesten der Verräther!

Alexander VI.

Zu was dienen so heftige Reden? Lass sehn, lass sehn, Lucrezia . . . Du weisst, dass ich Dich liebe, und das von Grund meines Herzens?

Donna Lucrezia.

Ich weiss ebenfalls, welchen Verdächten, welchen widerwärtigen Anklagen Eurer Heiligkeit Zuneigung meine Ehre aussetzt! Ich bin ohnehin in Verzweiflung, mich kümmert Nichts mehr in der Welt!

Alexander VI.

Die Leute halten mich zugleich für Deinen Vater und Deinen Liebhaber? Lass, Lucrezia, lass die Welt, lass diesen Haufen ebenso lächerlichen wie schwachen Gewürms über die starken Seelen die ungereimtesten Mären ersinnen. In der Ohnmacht, deren Ziele zu begreifen, gewahren sie daran nur Wunderliches, sie können ihr Triebwerk nicht zergliedern, noch weniger ihrer Tragweite inne werden, und sie glauben im geheimnissvollen Schoosse dieses Unbekannten abgeschmackte Schändlichkeiten zu entdecken, für welche sie sich wenigstens dazu emporschwingen Namen ausfindig zu machen. Möge dieser Schwall von Albernheiten Dein Haupt umschwirren,

ohne Eingang darin zu finden. Sprechen wir hier nur von wirklichen Dingen. Du mußt aus dieser Niedergeschlagenheit herauskommen. Deine Lage heischt es; Du darfst nicht — ich lasse Dich nicht — Dich in die Einsamkeit einsperren; ich lasse nicht zu, dass Du nach Nepi zurückkehrst, wo Du in diesem Augenblick Deine Person und Dein Leid für immer begraben willst. Das ziemt sich nicht. Die Natur selbst widerstrebt Dem: Du bist jung, schön, kräftig, einsichtsvoll, thätig; Du bedarfst des Lebens, und das Leben bedarf Deiner. Bleibe bei uns, bleibe in der Welt, um sie zu beherrschen! Du hast, sagst Du, einen Gatten verloren, der Dir theuer war? Ich bedaure, ich beweine ihn wie Du, und ich hätte um Vieles Dir diesen Schmerz ersparen mögen. Dennoch, Du bist Donna Lucrezia Borgia; Dein Blut ist mit vom berühmtesten, das wir kennen; Du bist Herzogin von Bisaglia und Sermoneta, Prinzessin von Aragon, beständige Statthalterin von Spoleto; man sieht in Dir fast die ebenbürtige Genossin der gekrönten Häupter; Du bist geboren mit dem Instinkte, die Völker zu lenken, und Dein Geist, dessen Weite ich kenne, wird Dir niemals erlauben, Dich dieser Aufgabe zu entziehen.

Donna Lucrezia.

Es ist möglich, dass ich ehemals Vergnügen daran gefunden habe, den Gang der Welthandel zu betrachten und mich an den Fäden zu vergreifen, welche sie in Bewegung setzen . . . Die Zeit ist dahin. Ich bin entschlossen, an Nichts mehr zu denken, als an meinen Sohn, und, wenn ich's können werde, an meine Rache.

Alexander VI.

Hüte Dich, Lucrezia! Wiederhole niemals gegen Andere als mich ein so gefährliches Wort. Dein Bruder weiss, was er will, und will, was er muss. Seine Plane müssen gelingen, und wenn er eines Tages dahin käme sich vorzustellen, dass er sich in Deinem Betracht getäuscht hat, und dass Du nicht das wahrhaft starke, wahrhaft begreifende Weib bist, für das er Dich erklärt; wenn er am Ende in Dir ein Hemmniss, und nicht mehr eine Hülfe entdeckte, so würdest Du nicht sicherer vor ihm sein, als es Dein Bruder Giovanni und Dein Gemahl und der Unselige, welchen er unter meinem eigenen Mantel erdolcht hat . . . und so viele Andere gewesen sind.

Donna Lucrezia.

Don Cesare ist der Letzte, der mich schreckt, und wenn er Euch Trotz bietet, mir soll er's nicht!

Alexander VI.

So liebe ich Dich, und so erkenne ich Dich wieder! Die kleine spiessbürgerliche Wittwe ist verschwunden! Es ist die Königin, die Gebieterin,

welche zu mir spricht! . . . Meine Tochter, Du bist in diesem Augenblicke schön wie der Stolz! Du bist die Kraft! Ich will dem entsprechend zu Dir reden. Don Cesare hat nicht im Mindesten die Absicht gehabt Dir zu schaden, und Du wirst das begreifen, wenn Du nur ein Wenig nachdenkst. Als wir Dich vor zwei Jahren Giovanni Sforza aufgeben und Dich mit Don Alfonso von Aragon vermählen hiessen, haben wir einer Nothwendigkeit gehorcht und eine untadelhafte Verbindung bewerkstelligt. Obwohl Dein Gemahl nur der natürliche Sohn des Königs von Neapel war, gewannen wir doch mit ihm ein mächtiges Bündniss, und in dem Augenblicke war es unmöglich, zu etwas Besserem für unsere ferneren Entwürfe zu gelangen. Seitdem haben sich die Dinge sehr geändert. Die unbezähmbare Thatkraft Don Cesare's, seine Gewandtheit, sein erfinderischer Geist, die sehr günstigen Umstände, welche er wahrgenommen, aus welchen er allen Saft herausgepresst hat, verschaffen uns in diesem Augenblicke die Gunst, die enge Freundschaft, ja die Liebe des Nachfolgers Carls VIII. Wir haben — und vor allen Dingen wird Das so bleiben — von dieser Seite, was die Spanier uns niemals gewährt haben würden; und Du kannst ermessen, wie unpassend es seitdem in Don Cesare's Augen erschien, uns durch ein aragonesisches Bündniss verpflichtet zu sehen, gerade in dem Augenblicke, wo wir gezwungen waren, ganz Franzosen zu werden, und mit der peinlichsten Sorgfalt es zu vermeiden, bei dem albernsten, leichtgläubigsten, argwöhnischsten der Fürsten, bei Ludwig XII., Misstrauen zu erregen.

Donna Lucrezia.

Und aus diesem Bewege Grunde ist Don Alfonso ermordet worden?

Alexander VI.

Einzig aus diesem Grunde. Ich erkenne an, dass es wohl eine andere Art und Weise gegeben hätte sich dabei zu benehmen. Du selbst hättest den unglücklichen Don Alfonso bestimmen können, Vater, Familie, Vaterland zu verlassen.

Donna Lucrezia, schluchzend.

Er würde Alles gethan haben, worum ich ihn gebeten hätte.

Alexander VI.

Lass uns auf diesen Punkt nicht zurückkommen. Don Cesare hat in der Form Unrecht gehabt . . . im Grunde überlegte er richtig, und ich will Dir beweisen, dass er, sicherlich weit entfernt Dir irgend übel zu wollen, nur auf Deine Erhebung sinnt.

Donna Lucrezia.

Ich schenke ihm Das.

Alexander VI.

Um Deinen Bruder zu beurtheilen, mußt Du eine Wahrheit vor allen ins Auge fassen, und vielleicht wird eine solche Erwägung Dir doppelt nützlich sein, indem sie Dich selbst Dir deutet. Wir sind nicht unruhige, haltlose Italiener; wir sind Spanier, und, wenn denn einmal von Gewaltthaten die Rede ist, so reisst ein natürlicher Hang uns auf die kürzeste Bahn. Was unsere Landsleute in Westindien vollführen — die Hartherzigkeiten des Herzogs von Veragua und seiner Genossen gegen die Bewohner dieser Gegenden —, wir vom Hause Borgia, Don Cesare vor Allen, wir thun es in Italien; deswegen bin ich geneigt zu glauben, dass wir, wenig besorgt um die Mittel und wenig zurückhaltend im Handeln, von dem beengendsten Theile der Bande, welche die übrigen Menschen lähmen, befreit sind, und so schneller dazu gelangen werden, unsere Grösse auf festen Grundlagen aufzurichten, was die grosse Aufgabe ist, welcher wir uns ganz und gar zu weihen haben.

Donna Lucrezia.

Ich hatte nicht darnach begehrt, mich mit Don Alfonso von Aragon zu vermählen. Unter dem Vorwande meiner grossen Jugend hatte man mich sogar nicht gefragt, so wenig man es früher gethan hatte um meine erste Ehe, und noch früher um meine erste Verlobung zu schliessen und aufzulösen. Und bei alledem spricht Ihr von meinem Ruhme, meiner Macht, meinen Staaten? Was bedeuten diese windgeblähten Worte? Denkt Ihr mich zu täuschen über den Flitterstaat, womit Ihr mich überladen habt? Von Seiten meines Gatten bin ich Herzogin von Bisaglia . . . aber morgen kann mir der König von Neapel dieses Lehen, welches ein freiwilliges Geschenk war, wieder nehmen. Sermoneta habt Ihr den Gaëtani genommen und mir gegeben; irgend jemand Anders wird mir es wieder entreissen, um es Neu-Angekommenen zu überlassen. Ich bin beständige Statthalterin von Spoleto? Aber Spoleto gehört der Kirche, und wenn Ihr todt seid, was gilt dann die Beständigkeit? Nein, allerheiligster Vater, ich bin Nichts als ein unglückliches Weib, aus welchem seine Familie einen Spielball macht, und dessen Interessen so wenig als seine Gefühle geachtet werden. In einer solchen Lage bleibt mir mein Stolz; Ihr habt mich von Nepi kommen lassen, ich will dorthin zurückkehren: ich werde es nur noch verlassen, insoweit meine Pflichten als beleidigte Mutter und Gattin mich dazu zwingen können.

Alexander VI.

Deine Zukunft . . . ist nicht die, welche Du da eben geschildert hast, es ist die, welche ich vor Dir entrollen will. Du klagst Deine Verwandten an? Aber erwäge doch, wie liebevoll sie für Dich besorgt gewesen sind. Unter den mässigen Glücksumständen unserer Anfänge dachten sie an einen Edelmann von gutem Herkommen, guter Verwandtschaft und reichen Mitteln

und glaubten, dass er Dir anstehen könne. Aber da fast zur selben Zeit der Wind unsere Segel geschwellt hatte, unser Glück das hohe Meer gewann, befreiten sie Dich alsbald von dieser mässigen Errungenschaft und zogen Dich dahin nach, wohin sie vorschritten. In diesem Augenblicke war es viel, einen Scheinfürsten für Dich zu gewinnen; sie suchten ihn, sie fanden ihn, sie gaben ihn Dir. Die Zeiten haben sich noch einmal geändert; die Falken haben sich in Adler verwandelt; ihre Beute muss prächtiger sein; sie wollen Dir davon mitgeben; was Dir ehemals anstand, steht Dir heute nicht mehr an; Du bist im Werthe gestiegen. Was würdest Du zu einem souverainen, wahrhaft souverainen Throne sagen? zu einem Gemahl, der einem der erlauchtesten Häuser der Welt angehörte? er selbst schön, tapfer, unerschrocken, einer der besten Feldherrn Italiens, zu den grössten Bestimmungen berufen, der Dich bis zur Anbetung liebt und Deine Hand begehrt?

Donna Lucrezia.

Ich weiss nicht, von Wem Ihr redet, und frage nicht das Mindeste darnach.

Alexander VI.

Ich rede Dir von Don Alfonso d'Este, Sohn und Erben des Herzogs Ercole von Ferrara. Ich rede Dir von Deiner wahren Grösse, Deiner Zukunft, Deinem Glück; von der Zukunft, dem Glücke, dem Leben Deines Sohnes. Du hörst mich, Lucrezia?

Donna Lucrezia.

In diesem Augenblicke bin ich nicht fähig dergleichen Vorschläge anzuhören und darüber nachzudenken, was sie Richtiges enthalten können.

Alexander VI.

Ich begreife es. Aber Du kannst doch bereits Dir darüber klar werden, dass es nicht rathsam ist, nach Nepi zurückzukehren. Um Dich noch mehr zu überzeugen, entdecke ich Dir einen Plan, welchen ich im Einverständnisse mit Don Cesare entworfen habe, und welcher Dir meine Zuneigung und die Hingabe Deines Bruders an Deine wahren Interessen beweisen wird.

Donna Lucrezia.

Ich bin begierig zu erfahren, worum sich's handeln kann.

Alexander VI.

Die Geschäfte nöthigen mich Rom auf einige Zeit zu verlassen. Du wirst hierselbst bleiben; Du wirst hier meine Stelle einnehmen. Die Leitung der Regierungsgeschäfte wird in Deine Hände gelegt; Du allein sollst das Recht haben die Staatsschreiben zu öffnen und zu lesen, Beschlüsse zu fassen und Befehle zu ertheilen. Ich habe die Cardinäle, deren ich am Sichersten bin, angewiesen, mit Dir sich zu besprechen, so oft Du es für

gut finden wirst. Du wirst so, Lucrezia, meine Staaten, die Kirche und die Welt leiten. Ich kenne Dich als würdig, den Werth einer derartigen Aufgabe zu begreifen. Lass Dir sagen! lass ab von Thränen, die Deiner unwürdig sind, einzig darum, weil sie nutzlos sind. Denke an den Ruhm Deines Hauses, an die Zukunft unserer Schöpfungen, und lass jede Rücksicht vor einem so heilsamen Ehrgeize verschwinden. Wisse für die Zukunft, dass für die Art Menschen, welche das Geschick dazu beruft, über die andern zu herrschen, die gewöhnlichen Lebensregeln umgestossen und die Pflicht eine ganz verschiedene wird. Gut und Böse rücken anderswohin, höher hinauf, in eine andere Sphäre, und Verdienste, die man an einer gewöhnlichen Frau loben kann, würden bei Dir Fehler werden, einzig darum, weil sie nur Veranlassung zum Aergerniss, zum Verderben geben würden. Also ist das grosse Gesetz der Welt nicht, Dies oder Das zu thun, diesen Punkt zu vermeiden oder jenem andern zuzueilen; sondern zu leben, gross zu werden, und was man Kernigstes und Gewaltigstes in sich hat, zur Entwicklung zu bringen, so, dass man immer des Bestrebens fähig bleibt, aus irgend einem Wirkungskreise in einen weiteren, freieren, höheren überzutreten. Vergiss das nicht. Gehe immer gerade vor Dich hin. Ueberlass den kleinen Geistern, dem gemeinen Volk der Untergeordneten, die Schwachheiten und Bedenklichkeiten. Es gibt nur eine Deiner würdige Rücksicht: das ist die Erhöhung des Hauses Borgia, das ist Deine eigene Erhöhung; und ich halte dafür, dass in einem so gewichtigen Gedanken Kraft genug enthalten sei, um Deine Thränen zu trocknen und Dich Das hinnehmen zu lassen, was, indem es hinfort eine vollendete Thatsache, damit gleichgiltig geworden ist. Ich verlasse Dich, Lucrezia, und bitte, Dich als Die zu betrachten, welche binnen kurzem Herzogin von Ferrara sein wird, und welche in diesem Augenblicke für die Völker den Statthalter Gottes vorstellt.

Venedig.

Ein Saal in einem Palaste am Canale grande. — Piero de' Medici; er geht mit sorgenvoller Miene hin und her, die Hände auf dem Rücken; sein Bruder, der Cardinal Giovanni de' Medici, später Papst Leo X., damals neunzehn Jahre alt; sein Vetter, Giulio de' Medici, später Papst Clemens VII., damals Johanniter-Ritter und Prior von Capua; Bernardo Dovizio da Bibbiena, Haushofmeister des Cardinals und ehemaliger Geheimschreiber Lorenzo's des Prächtigen.

Bibbiena.

Dass unsere Angelegenheiten schlecht stehen, würde kindisch sein zu leugnen, aber ich halte es nicht an der Zeit, Herr Piero, daran zu zweifeln, wie Ihr's thut.

Piero.

Ich habe Fehler, grosse Fehler begangen! Ich durfte den Franzosen nicht so viel einräumen, als ich den Versuch gemacht, sie vom Einzug in

Florenz abzubringen, und, nachdem ich mich mit ihnen verständigt, musste ich sie wenigstens zu Hülfe rufen, ehe ich nach Bologna aufbrach, wo dieser Elende, dieser Giovanni Bentivoglio, vergessend, was er dem Andenken unseres Vaters schuldete, uns die Erkenntniss aufgezwungen hat, wie wenig er selbst werth ist, und uns hieher zu flüchten . . . O! wenn ich jemals dahin komme, unser Haus wieder aufzurichten, so soll er es fühlen, fühlen, was Rache heissen will! Aber das bekümmert mich nicht weiter; vielmehr, wie ich Euch sage, meine eigenen Fehler.

Cardinal Giovanni.

Mein Gott! Bruder, ärgert Euch doch nicht so. Ich, der ich nach Euch in Florenz geblieben bin, ich schwöre es Euch, es war Nichts zu machen. Unsere Feinde hatten den Dingen eine solche Wendung gegeben und den Sinn der Bürger so bearbeitet, dass es beschlossene Sache war uns fortzuschicken. Die Lucca Corsini, die Jacopo de Nerli, alle diese neidischen Wichte hatten die ruhigsten Leute aufgeregt, und ich habe gut zum Volke reden gehabt, man hat mich nicht gehört; ich habe weichen müssen, man hat mich sogar mit Steinen geworfen. Ich hatte Savonarola gegen mich. Er hat die Dominicaner von San Marco überredet, mich aus ihrem Kloster, wo ich Anfangs eine Zuflucht gefunden hatte, zu verjagen.

Piero.

Ein Haus, das von uns gestiftet war!

Cardinal Giovanni.

Nehmt Euch das nicht so zu Herzen, Bruder. Es ist sehr wahrscheinlich, ich wiederhole es, dass der Bruder Geronimo den guten Vätern den Verstand verdreht hatte; sonst hätten sie sich nicht so benommen. Es war ein Schauspiel, gräulich zu sehen, diese aufgeregte Menge, durch welche hindurch ich mich als armer Mönch verkleidet geflüchtet habe: eine Masse Schurken, heulend, schreiend, die Thüren der Gefängnisse einschlagend und Räuber und Mörder, wie sie sie gerade herausliessen, umarmend.

Bibbiena.

Das ist die Weise, wie der grosse Haufen sich mit den öffentlichen Angelegenheiten befasst.

Piero.

Ich würde mir dagegen zu helfen wissen; aber es giebt schlimmere Schrecknisse. Ihr habt vernommen, dass die Söhne unseres Oheims, unsere Vettern, durch Niederträchtigkeiten die Rückkehr in die Stadt und den Wiedergewinn ihrer Güter erlangt haben? Um ihre Anhänglichkeit an die neuen Herrn noch mehr zu beweisen, haben die Elenden feierlich ihrem Namen entsagt und den der Popolani angenommen; so dass ich Euch

heute das Dasein eines ehrbaren Herrn Lorenzo Popolani, und seines Bruders, seiner in allen Stücken würdig, des andern ehrenwerthen Herrn Giovanni Popolani, vermelde. Welch ein Spott! welch ein Jammer! wie viele Schändlichkeiten in dieser Welt!

Cardinal Giovanni.

Ich finde mich in den Abfall unserer Vettern; sie sind keine Freunde zum Betrauern, und, ehrlich gesagt, ich bin viel mehr davon betroffen, dass die Aufrührer die Gärten zerstört haben, wo unser Vater so viele Statuen, Gemälde, Werke der grossen Meister aller Zeiten aufgesammelt hatte. Die allgemeine Plünderung hat Bücher, Denkmünzen, geschnittene Steine verschwinden lassen! Es war da manches Stück, dessen ich mich immer erinnern werde und das ich nicht verschmerzen kann.

Piero.

Was ist daran gelegen! Wir selbst sind verloren! Da sind wir dazu verdammt, ohne Ende von einem Ort zum andern zu irren, aus den Händen einer lauen Freundschaft in die einer kalten gleitend und wachend, dass nicht eine falsche Freundschaft uns unseren Feinden verkaufe. Für den Augenblick betrügt sich der durchlauchtigste Senat edelmüthig gegen uns; aber wie lange wird es so bleiben?

Bibbiena.

Solange als die Venetianer Florenz hassen werden, das heisst in Ewigkeit. Nein, ich wiederhole es Euch, lasst uns nicht verzweifeln! Die Dinge sind auf diesem Erdball in beständiger Schwingung und gehn von rechts nach links und von links nach rechts. — Die Interessen Italiens sind die Spitze der Balancierstange, und darum wechseln sie den Platz noch schneller als die übrigen Interessen. Was mich anlangt, so bin ich überzeugt, die Medici werden eines Tages nach Florenz zurückkehren und dort ihre Macht und ihren Glanz wiederfinden.

Cardinal Giovanni.

Ich sehe dafür in der That Wahrscheinlichkeiten. Frankreich gehorcht einem neuen Könige, Ludwig XII., der, wie man mir sagt, noch mehr von Durst nach Eroberungen besessen ist als der verstorbene Carl VIII.; was er will, ist nicht Neapel allein, sondern Mailand. Es wird sich vielleicht eine Verständigung treffen lassen; zudem kann Savonarola nicht ewig währen. Er beginnt die Geduld der Menschen zu ermüden. Die Republikaner verstehen sich nicht; viele unserer Anhänger kehren in die Stadt zurück und werden dort nicht belästigt. Da seht! der kleine Michelangelo Buonarotti, um nur Diesen zu nennen, war nach Bologna geflüchtet, und Aldobrandi hatte ihm sogar Arbeit an San Petronio verschafft; er ist darum doch in seine Heimath zurückgekehrt, und man duldet ihn da.

Der Prior von Capua.

Was man dort noch besser aufnimmt, ist unser Geld. Euren Befehlen gemäss, Herr Piero, habe ich davon an Tornabuoni gesandt. Er schreibt mir, dass die Zahl Derer, die Jahrgeld von ihm beziehen, zunehme. Herr Giovanni, wollen Euere Hochwürden die Werkstatt Tizian's mit besuchen?

Cardinal Giovanni.

Mit Vergnügen. Ich werde Euch meine neuen Livreeen für die Mannschaft unserer Gondeln vorlegen.

Piero.

Geht Euch unterhalten. Ich schreibe einige Briefe mit Bibbiena.

Florenz.

Eine Stube hinter einem Laden. — Zwei Kaufleute bei Tisch.

Erster Kaufmann.

Esst noch diese Waffel. Bruder Geronimo's Piagnoni sehen Euch nicht.

Zweiter Kaufmann.

Ihr seid sehr gütig. Ich habe einen schwachen Magen und wage Nichts mehr zu nehmen. Ich wiederhole es Euch, England ist ein Land, wo man sehr gute Geschäfte macht.

Erster Kaufmann.

Für die Seidenwaaren leidet das keinen Zweifel, und noch mehr für die Weine. Letztes Jahr habe ich vierzig Oxthoft von ziemlich geringer Qualität an meinen Geschäftsführer in London geschickt. Er hat guten Profit daran gemacht. Ich gebe den Engländern gerne Credit.

Zweiter Kaufmann.

Das sage ich eben; sie sind solide.

Erster Kaufmann.

Trotzdem ziehe ich die Flamänder vor. Antwerpen ist mit wahrhaft achtbaren Kaufleuten bevölkert.

Zweiter Kaufmann.

Unter uns, würde Bruder Geronimo, den ich im Uebrigen verehere, bitte das wohl zu beachten, nicht besser thun, uns so viele hübsche Sachen, die er zerstören lässt, billig abzulassen? Die guten Flamänder würden sie uns abkaufen.

Erster Kaufmann.

Ganz meine Meinung. Der würdige Bruder ist in diesem Punkte unzugänglich. Ausserdem kann man nicht so von der Leber weg mit ihm reden wie ehemals. Er fährt beim ersten Worte auf und sagt Euch Grobheiten.

Zweiter Kaufmann.

Man muss gestehen, dass die unverbesserlichen Sünder ihm Kummer verursachen.

Erster Kaufmann.

Schweigen wir darüber! Ich weiss nicht, wie er es aushält. Einerlei, er hätte besser gethan, wenn er diese schöne Tapete mit Goldblumen erhalten hätte! Man hätte sie uns abgekauft und in klingender Münze bezahlt. Der Prophet predigt diesen Abend in San-Niccolo. Kommt Ihr nicht hin?

Zweiter Kaufmann.

Was denkt Ihr? Ich mache mir eine heilige Pflicht daraus und möchte um Nichts in der Welt der Lauheit angeklagt werden; denn, unter uns, ich habe hier ziemlich hübsche Sachen und kein Verlangen, die Aufmerksamkeit darauf zu lenken.

Erster Kaufmann.

Genau wie ich, Nachbar. In diesen schwierigen Zeiten muss man klug sein. Vorwärts! machen wir uns auf den Weg. Die Kirche wird voll sein. Nehmt Ihr eine Kerze?

Zweiter Kaufmann.

Ich unterlasse Das nie, es gibt ein gutes Ansehen. Schaut her! es ist ein wahrer Schiffsmast!

Erster Kaufmann.

Ich ebenso, ich nehme es mit Euch auf. Sie gehen lachend ab.

Bruder Geronimo's Zelle. Er liegt auf seiner Schlafbank ausgestreckt, die Augen mit seinen gekreuzten Armen bedeckend. Auf Schemeln sitzen Bruder Silvestro Maruffi und Bruder Domenico Buonvicini.

Bruder Geronimo.

Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?

Bruder Silvestro.

Ihr selbst, Meister, verlasst Euch; wir hören nicht auf es Euch zu sagen.

Bruder Domenico.

Und ich werde gar nicht einmal klug daraus, wie Eure Kräfte so darniederliegen.

Bruder Geronimo.

Ich bin zu Ende! O dass mein Herr Jesus mich zu sich riefe! Er birgt sein Gesicht im Kopfkissen und weint laut.

Bruder Domenico.

Welch ein Unglück, einen solchen Mann einer solchen Schwachheit zum Opfer zu sehen!

Bruder Geronimo, aufstehend, kreuzt die Arme und betrachtet seine Freunde.

Wollt Ihr, dass ich es eingestehe? Eine Last liegt mir auf dem Herzen seit mehr als einem Jahre. Ich muss mich davon befreien. So hört mich denn. Ich fürchte, dass ich mich getäuscht habe! Ich bin wie ein Wanderer, der, ausgezogen nach dem himmlischen Jerusalem, plötzlich, da er im Wege geirrt, sich in der Nachbarschaft der Hölle fände.

Bruder Silvestro.

Ach! Meister, was fehlt Euch denn? Ist's Euch nicht über alles Hoffen geglückt? Florenz thut jeden Tag einen Schritt weiter auf dem Wege der Vollkommenheit; Ihr seid der einzige Herr, man glaubt nur an Euch, man liebt nur Euch, man will nur Euch allein! Das Uebrige wird von selbst kommen. Der Papst droht, aber er wagt Nichts auszuführen.

Bruder Geronimo.

Ich habe mich getäuscht, sage ich Euch. Ich hielt das Gute für ebenso leicht zu verwirklichen als wahrzunehmen. Ich ahnte nicht, dass die That gemeiniglich zum Verräther an der Absicht wird. Eine Wohlthat wird nie willig angenommen. Man muss sie gewaltsam auferlegen. Wenn ich rathe, so hört man mich nicht. Ich muss strafen. Alsdann, wo ist das Maass? wo das Mittel? Wenn ich schelte, so findet es sich, dass ich geflucht habe. Wenn ich verweise, so beleidige ich; wenn ich mit dem Hirtenstabe schlage, so ist's ein Schwert, das ich mit Blut beflecke; und ich tödte Menschen, die ich zu retten trachte. Nein! Alles verwandelt sich unter meiner Hand, in meiner Hand, der Honig in Galle, die Milde in Wuth, die Festigkeit in Wildheit! Glaubt Ihr, ich wüsste nicht, was meine Getreuen thun? So viel Schaden wie Wölfe!

Bruder Silvestro.

Sie scheinen zuweilen ein wenig roh, das ist möglich; aber insgesamt sind die Ergebnisse vortrefflich, und ein Versehen im Einzelnen kann den Werth des Ganzen nicht schädigen!

Bruder Geronimo.

Ich diene der Sache des Himmels mit den Mitteln des Teufels.

Bruder Domenico.

Der König David hatte Philister zu seinen Leibwächtern!

Bruder Geronimo.

Ach! mein Gott! ach! mein Gott! ich wollte nur das Recht, und rings herum Reinheit! Rufe mich ab von hier!

Bruder Silvestro.

Und Dein Werk, was soll aus ihm werden, wenn Du stirbst?

Bruder Geronimo.

Mags werden, was da kann, ich will von hinnen fahren! Er wirft sich wieder auf sein Bett.

Nacht. Ein Garten. Ein junges Weib. Ein Liebhaber.

Das junge Weib.

Ich bin zu sehr erschrocken! . . . Wenn mein Bruder Etwas ahnte! . . . Geh' fort, ich flehe Dich darum!

Der Liebhaber.

Nein! Dein Bruder läuft die Strassen ab um die Piagnoni zu insultiren. Habe keine Angst! Du hast Angst? Nun wohl! sei zufrieden; ich gehe! Liebst Du mich wenigstens?

Das junge Weib.

Ich glaube . . . ich weiss nicht . . . ich liebe Dich in diesem Augenblicke. . . . Willst Du, dass ich Dich täusche? Warum Dich an mich hängen? Ich bin wandelbar . . . Ich kenne mich selbst nicht. Ich liebe Dich wohl, Freund, theurer Freund! Allerdings werde ich Dich morgen nicht mehr lieben. Ich bin immer aufrichtig gegen Dich gewesen.

Der Liebhaber.

Solche Worte könnten mich umbringen. Gleichviel! Ich werde Dich lieben, Dich anbeten, Dir dienen! Ich gehöre Dir, Ich will für Dich sterben!

Das junge Weib.

Ich habe so Angst! Umarme mich . . . da . . . auf die Wange. . . . Armer Fabricio! . . . ich liebe Dich wohl . . . in diesem Augenblicke! Warum Dich bekümmern? Hast Du nicht Wichtigeres zu schaffen? Denk' an die Medici.

Der Liebhaber.

Ich kümmere mich gerade so viel um die Medici wie um ihre Feinde. Was ich zu schaffen habe ist einzig Dich zu lieben. Leb wohl! Fünf Tage nun, ohne Dich zu sehen!

Das junge Weib.

Fünf Tage? . . . das ist zu viel! Komm morgen die Strasse her; vielleicht kann ich Dich herauflassen.

Der Liebhaber.

Wenn man mich sieht?

Das junge Weib.

Alles ist mir eins!

Der Liebhaber.

Es giebt nichts so Hübsches, so Reizendes, so Holdseliges, so Bezauberndes auf der Welt wie Dich!

Das junge Weib.

Leb wohl! Härme Dich nicht. Denke ein Wenig an mich, willst Du?

Der Liebhaber.

Noch einen Kuss!

Das junge Weib.

Nein! morgen! Gib mir die Hand, das ist genug. Leb wohl.

Der Liebhaber.

Liebst Du mich?

Das junge Weib.

Ich weiss nicht.

Der Liebhaber.

Wenn Du mich in den Tod der Verzweiflung gejagt hast, wirst Du's vielleicht wissen. Leb wohl!

Rom.

Das Gemach des Papstes. — Alexander VI.; Cardinal Francesco Piccolomini; der mailändische Gesandte.

Der Cardinal.

Und ich sage es Euch, allerheiligster Vater: wenn Ihr nicht mit dem Bruder Geronimo ein Ende macht, wird er ein Ende mit Euch machen.

Der Papst.

Du grollst ihm, weil er Dir fünftausend Gulden verweigert hat. Glaubst Du, dass ich Deine Schliche nicht kenne? Ihr Alle, Ihr seid im Aufruhr gegen diesen Schwätzer. Er sagt Euch Wahrheiten. Ein schönes Unglück! Mir sagt er sie auch tüchtig! Sorge ich mich darum? Mache ich Anspruch darauf, ein Heiliger zu sein? Ich will in Frieden leben. Genug üble Händel! Ich werde mir keine neuen zuziehen. Ich bin alt; ich will ruhig sterben, Euch zum Trotz; ich will meine Kinder versorgen. Lasst mich in Ruhe.

Der Cardinal.

Aber, allerheiligster Vater, gerade um Eure Ruhe handelt sich's ja. Höret nur, was Herr Ludovico Sforza Euch sagen lässt.

Der Papst.

Ich will Nichts hören, was mich belästigt oder verstimmt.

Der Gesandte.

Es sind nicht in den Wind gesprochene Worte, die ich Euch überbringe. Wir haben Thatsachen und Beweise.

Der Papst.

Behaltet sie für Euch.

Der Gesandte.

Savonarola hat an alle Kronen geschrieben; er verlangt ein Concil und Eure Absetzung.

Der Cardinal.

Es ist die reine Wahrheit, und mehre Fürsten sind schon gewonnen.

Der Papst.

Alfanzereien und Verläumdungen!

Der Gesandte.

Hier ist der Brief an den König von Frankreich! Wir haben ihn bei einem Eilboten in Beschlag genommen. Er ist vom Bruder Geronimo unterzeichnet, und Ihr seht sein Siegel.

Der Papst.

Beim Blute der Madonna! Der Hund, der Elende, der Niederträchtige, der Gauner, der Schandbube! So ist es also doch wahr! Ha! Du willst meinen Fall! Man versammle meinen Rath . . . man benachrichtige Don Cesare und Donna Lucrezia . . . und Donna Vanozza! Dies Mal ists um ihn geschehen!

Der Cardinal.

Ich sagte Euch wohl, dass es dazu kommen müsste. Eure Breves verachtet, Eure Befehle mit Füßen getreten, Euer Name auf öffentlicher Kanzel jeden Tag, jeden Augenblick bespöien! Er verfährt mit Euch, wie er's mit dem verächtlichsten Kumpan thun würde.

Der Papst.

Ich bin sein Herr, und er soll es fühlen! Ich will ihm das Herz aus dem Leibe reißen, diesem Geronimo, und er soll wissen, was man dabei gewinnt, wenn man sich gegen mich erhebt!

Florenz.

Ein Platz. — Eine Gruppe Handwerker trifft auf eine heimkehrende Menge.

Ein Arbeiter.

Holla! Ihr da! Der Prophet hatte versprochen, selbst durch die Flammen eines Scheiterhaufens zu gehen, um die Verläumder zu beschämen; hat ers gethan?

Ein Bürger.

Er? . . . Meiner Treu, nein!

Ein anderer Handwerker.

Wie? . . . nein! . . . So haben die Franciscaner ihre Worte zurückgenommen?

Zweiter Bürger.

Durchaus nicht. Franciscaner und Väter von San Marco haben sich von Weitem eine Menge Schimpfreden zugeschrieben, und weder die Einen noch die Andern haben, nach taglangem Wortstreit, den Muth gehabt, sich am Feuer zu versuchen, wie sie sich Dessen so laut gerühmt hatten. Ich habe seit heute Morgen mit vielen Andern gewartet, um das Schauspiel zu sehen. Meine Meinung ist, dass wir angeführt sind. Bruder Geronimo taugt nicht sonderlich viel!

Ein Weber.

Ich fange an es, wie Ihr, zu glauben.

Eine Frau.

Es war auch der Mühe werth, den Tanz zu verbieten! Ich habe es Euch längst gesagt: er ist nur ein Heuchler!

Ein Bäcker.

Ich gehe heim, Abend essen; ich schere mich Nichts um alle Mönche der Welt.

Der Palazzo Vecchio. — Saal des Rathes. — Der Gonfalonier; die Acht.

Der Gonfalonier.

Bruder Geronimo hat vollständig Unrecht gehabt, sich, wie er es gethan, in diese Geschichte mit dem Scheiterhaufen einzulassen. Da er seiner nicht sicher war, so durfte er sich nicht in die Nothwendigkeit versetzen, elendiglich zurückzuweichen. Er bringt sich in die äusserste Verlegenheit und zieht uns mit hinein.

Erster Prior.

Und die Briefe aus Rom werden jeden Tag drohender! Unser Gesandter Domenico Bonsi verschont uns nicht damit. Es gewinnt den Anschein, dass der Papst entschlossen ist ein Ende zu machen. Was soll aus unserem Staatsgebäude und der Volksregierung ohne den Bruder Geronimo werden?

Zweiter Prior.

Hätten wir ihn nicht vom Hauptmann Giovacchino und von Marcuccio Salviati begleiten lassen, so hätte der Pöbel ihn in Fetzen zerrissen, so wüthend war er, sich um ein Schauspiel gebracht zu sehen, an welchem er sich in der Phantasie seit vierzehn Tagen belustigte.

Der Gonfalonier.

Es ist nicht zu leugnen, erlauchte Herrn, des Bruders Popularität sinkt beträchtlich. Die Medici verbreiten überall Geld; ich habe des sichere Kunde. Man muss daran denken . . . Die Dinge können so nicht lange bleiben. Die Arrabbiati und die Compagnacci durchziehen bewaffnet die Strassen. Fassen wir einen Entschluss. Es handelt sich um unser eigenes und das öffentliche Beste.

Dritter Prior.

Wenn es möglich ist, stellen wir uns Niemanden, keiner Partei gegenüber bloss. Mein Rath wäre, wir liessen dem Bruder eine Anweisung zugehen, die Stadt zu verlassen. Gebt wohl Acht auf meine Begründung. Indem wir so verfahren, retten wir dem Mönche das Leben, und wir müssen es ihm, wie seinen Freunden, wohl zu Gemüthe führen, auf dass sie des nicht Zweifel hegen und sich nicht gegen uns wenden; sodann stellen wir Rom zufrieden, da wir den Mahnbriefen zu gehorchen scheinen und der Bruder thatsächlich seine Predigten einstellen wird, wiewohl wir Nichts in diesem Betrachte verordnet haben; ferner benehmen wir den Anhängern der Medici den Vorwand, Lärm zu machen, da die angebliche Ursache zur Zwietracht beseitigt sein wird. Sind wir einig?

Der Gonfalonier.

Sollen wir darüber berathen, Ihr Herren?

Die Prioren.

Allerdings, allerdings. Es ist Gutes in diesem Gedanken.

Das Gefilde nahe bei Florenz. — Der Arno im Hintergrunde; Wiesen und Bäume.

Ein junger Stecher.

Dieses neue Werk von Albrecht Dürer nimmt mich im höchsten Grade ein! Ich fürchte, wir Italiener wissen noch nicht den vollen möglichen Nutzen aus der Erfindung Finiguerra's zu ziehen. Und doch ist sie der Ruhm der Florentiner! Ich will die deutsche Weise studiren; ich will ihr Verfahren ergründen, und wenn ichs nicht besser, oder allermindestens ebenso gut fertig bringe, so werde ich mich darüber zu Tode grämen.

Das Kloster San Marco. -- Der Chor der Kirche. — Grosses Gedränge, in welchem die meisten Männer bewaffnet sind; Mönche, gleichfalls bewaffnet; Bruder Geronimo, Bruder Silvestro, Bruder Sacromoro, Bruder Buonvicini, Francesco Valori, Luca degli Albizzi, Vespuccio.

Bruder Geronimo.

Beruhigt Euch, Brüder! Kinder! Jetzt ist der Augenblick, Euch unerschrocken zu zeigen! Lasst Euch nicht von der Furcht übermannen, Nichts ist gefährdet!

Bruder Sacromoro.

Seid ruhig, Vater! Wir werden Alle eher sterben, als Euch verlassen.

Bruder Geronimo.

Gott müsst Ihr dienen, und nicht mir.

Bruder Silvestro.

Was ist das für Geheul?

Bruder Buonvicini.

Der Feind dringt in die Kirche. Schreckliche Menge! Wilde Gestalten!

Luca degli Albizzi.

Lasst uns nicht eine Minute verlieren. Bruder Geronimo, gebt Befehl, die Gewehre zu laden!

Bruder Geronimo.

Was denkt Ihr? Im Tempel des Herrn!

Luca degli Albizzi.

Treibt Ihr Euren Spott? Ist es besser, darin niedergemetzelt zu werden? Greifen wir an, ehe man uns angreift, und ich stehe Euch dafür, dass wir noch die Stärkeren sein werden.

Francesco Valori.

Ich bitte Euch inständig, Herr Luca, keine Thorheit! Mässigt Euch! Die Leute der Medici würden nicht unterlassen zu sagen, dass wir sie herausfordern. Zeigen wir uns edelmüthig.

Luca degli Albizzi.

Zeigt Euch als Tölpel! Ihr habt Euch an Feigheit erkältet, und findet kein Arg darin diese Krankheit Klugheit zu nennen. Wohlan! Wohlan! Ihr seid verloren! Ich habe gar keine Lust, meine Knochen diesen Elenden auszuliefern und verlasse Florenz; sie sollen nur zu mir kommen, da regnets Büchsenschüsse! Gott befohlen! Vorwärts, wer warmes Blut in den Adern hat!

Er zieht sein Schwert und geht ab, von seinen Freunden umgeben.

Zahlreiche Stimmen.

Wir folgen Euch! wir folgen Euch!

Salve von Musketenfeuer. Ein Mann kommt gelaufen.

Der Mann.

Bruder Geronimo! Wo ist Bruder Geronimo?

Bruder Geronimo.

Hier bin ich!

Der Mann.

Die Signoria sendet Euch in die Verbannung! die Compagnacci bringen den Befehl! Ach! mein Gott! ach! mein Gott! Sie wollen Euch nur ermorden! Es sind ihrer mehr als achthundert! mehr als dreitausend! Sie eilen herbei! Sie haben diesen Augenblick zwei Menschen erwürgt! Da sind sie! Verbergt Euch! rettet Euch!

Bruder Geronimo, zu den Mönchen.

Brüder, in Eure Chorstühle! . . . Wenn wir sterben sollen, so sei es da! . . . O Florenz! Florenz!

Grosser Lärm; die Frauen flüchten sich kreischend in die Kapellen. Die Compagnacci und die Arrabbiati geben Büchschüsse ab und hauen unter Wuthgeschrei auf das Volk ein.

Ein Compagnacco.

Macht, dass Ihr fortkommt, Ihr Gesindel! Die Signoria zieht alle Güter der Laien, die hier bleiben, ein!

Francesco Valori, zu einem Offizier.

Ist das wahr, Herr?

Der Offizier.

Vollkommen wahr! Die Herrn Acht haben keinen andern Gedanken, als gute Ordnung wiederherzustellen, und ich fordere Euch auf Euch zurückzuziehen.

Francesco Valori.

So wollt Ihr also den Tod Bruder Geronimo's?

Der Offizier.

Im Gegentheil, wir wollen den Frieden, und in dieser Absicht trennen wir die Kämpfenden.

Bruder Sacromoro.

Das ist eine Niederträchtigkeit!

Ein Compagnacco.

Schweig, dicker Mönch, oder ich reisse Dir den Bauch auf!

Bruder Geronimo.

Die Menge erdrückt uns. Lasst uns in die Krenzgänge treten!

Bruder Sacromoro.

Wir wollen die Glocken läuten, um unseren Leuten ein Zeichen zu geben!

Francesco Valori.

Ich beschwöre Euch darum, thut Nichts der Art! Mässigung! Ruhe! Haltet Maass! Ich eile, die Prioren zu bereden, dass sie all Diesem ein Ende machen.

Bruder Buonvicini.

Vertheidigen wir uns! Zu den Waffen!

Die Mönche ziehen mit Mühe Bruder Geronimo mit sich ins Kloster und schliessen die Thore. Man schlägt sich in der Kirche.

Ein verfallenes, fast gar nicht möblirtes Zimmer. — Herr Bernardo Nerli, seine Frau, ein krankes Kind in einer Wiege eingeschlafen.

Bernardo.

Acht Soldi für ein Testament und vier Soldi für die Schenkungsurkunde: das macht zwölf Soldi; dann sieben Denari für den alten gelben Rock, den ich eben verkauft habe, das macht uns zwölf Soldi sieben Denari.

Die Frau.

Ich glaube, dass das Kind weniger Fieber hat.

Bernardo.

Möchte der Himmel Dich erhören, mein Täubchen! . . . Ja, es glüht weniger . . . Ich fahre fort! . . . Zwölf Soldi sieben Denari! Ich will Dir noch sagen, dass unser Nachbar, der Schneider, mir ein Maass Korn für das Sonnett versprochen hat, das ich ihm heute Abend, aus Anlass der Verlobung seiner Nichte, geben soll.

Die Frau.

Das ist ein grosses Glück, und es bleibt uns noch das halbe Viertel vom Zicklein.

Bernardo.

So glaube ich denn, dass wir uns als aus der Noth betrachten können.

Die Frau.

Aber ich sagte Dirs gestern; ich bin sonst nicht beunruhigt; wenns nur dem Kleinen besser ginge!

Bernardo.

Oh! meine Herzliebe! . . . Dass Gott ihm uns doch erhalte!

Man hört Büchschenschüsse.

Wann werden sie denn ihren Spectakel beendigt haben, diese Räuber da? . . . Bruder Geronimo und seine Gegner, ich möchte sie im heissesten Winkel der Hölle sehen! Solange sie leben, wirds nicht möglich sein, sein Brot zu verdienen!

Die Frau.

Ach! Du hast wohl Recht! Anstatt soviel zu predigen und soviel zu reden, thäten sie besser uns arbeiten zu lassen!

Bernardo.

Ich will mein Sonnett schreiben . . . Und das Kind?

Die Frau.

Es geht ihm besser.

Bernardo.

Komm in meine Arme!

Vor dem Hause Francesco Valori's. — Vincenzo Ridolfi, Tornabuoni, eine Menge Compagnacci und Arrabbiati; sie schlagen wiederholt heftig an die Thür, um sie einzutreiben.

Die Frau Valori's, an einem Fenster.

Meine guten Herren, ich schwöre es Euch, mein Mann ist nicht hier! Er ist abwesend! Ach! mein Gott! mein Gott!

Ridolfi.

Wo verbirgt er sich? Antworte, Weibsbild! Wo ist er, der Feigling?

Die Frau.

Herr Ridolfi, ach Erbarmen!

Tornabuoni.

Werft mir doch diese verfluchte Thür ein, Ihr da! Seid Ihr bald fertig?

Rufe der Stürmenden.

Victoria! Der Eingang ist frei! Plündert! Plündert!

Die Thür fällt ein, die Menge stürzt sich in das Haus.

Ridolfi.

Bringt die Creatur herbei!

Tornabuoni.

Kein Erbarmen für die Valori! Gedenkt der Medici!

Die Frau und ihr Kind werden herbeigebracht.

Die Frau.

Gnade! Gnade! Mein Mann ist abwesend, ich schwöre es Euch!

Ridolfi.

Aber ich habe Dich, Dich! Auf die Kniee! Elende, auf die Kniee! Zertretet mir dieses Wölffchen!

Die Frau stösst fürchterliche Schreie aus; sie wird bei den Haaren ergriffen und auf dem Leichnam des Kindes erwürgt.

Francesco Valori, herbeieilend.

Was thun sie, mein Gott? Was thut Ihr? Mein Weib! mein Neffe! . . . Ridolfi! Mörder!

Ridolfi, ihm einen Degenstoss versetzend.

Da, das ist für Deine Schmähhreden!

Valori sinkt um; sie geben ihm den Rest, und der Pöbel schleift seinen Leichnam unter Geschrei über das Pflaster.

Das Innere des Klosters San Marco. Die Kreuzgänge. Die Mönche; Bruder Geronimo; die Menge dringt heulend in die Einfriedigung.

Bruder Geronimo.

Was wollen sie?

Bruder Buonvicini.

Dich gefangen nehmen! Ich werde dich nicht verlassen.

Bruder Geronimo.

Aber was habe ich ihnen Leids gethan? Sie liebten mich gestern! Gleichviel! Wehren wir uns, Kinder!

Bruder Sacromoro.

Das heisst das Kloster in die grösste Gefahr bringen. Ihr seid unser Hirte; der gute Hirte gibt sein Leben für seine Schafe.

Bruder Geronimo.

Sei es! Du sprichst wahr. Ich will zum Tode gehen. Undankbares Volk, was willst du?

Ein Optimist.

Die Signoria verlangt einzig von Euch, dass Ihr Euch ergebt. Man will Euch Nichts zu Leide thun!

Ein Hagel von Steinen wird gegen Bruder Geronimo geschleudert.

Ein Compagnacco, ihn mit der Faust schlagend.

Weissage, wer Dich schlägt!

Ein anderer.

Da! auch was mit dem Fuss!

Ein Dritter verrenkt ihm die Finger; er stösst einen Schrei aus.

Eine Frau.

Ha! der feige Wicht, er greint!

Ein Arrabbiato.

Geh' doch! Die Acht verlangen nach Dir!

Bruder Geronimo.

Ich gehe! Misshandelt meine Brüder nicht! Ach! Florenz! Florenz! Alles ist zu Ende!

Ein Saal im Palazzo Vecchio. — Die Commissare des Papstes, Romolino und Pater Turriano, Ordens-General der Dominicaner; der Gonfalonier Piero Popoleschi.

Piero Populeschi.

Wir haben in Allem unser Möglichstes gethan, und wir hoffen, dass Seine Heiligkeit mit uns zufrieden sein wird.

Romolino.

Das werden wir sehn müssen.

Piero Popoleschi.

Wir haben Bruder Geronimo zum Scheiterhaufen und darauffolgendem Henken verurtheilen lassen. Was wollt Ihr mehr? Seine beiden Helfershelfer, Bruder Silvestro und Bruder Buonvicini, werden die selbe Strafe

erleiden. Das heisst nicht schwach sein, denke ich! Endlich, die Haupt-Piagnoni sind entweder verbannt oder zu Geldstrafen verurtheilt; Pagolantonio Soderini hat eine solche zu dreitausend Gulden, und Herr Niccolo Machiavelli, arm wie Hiob, zu zweihundert fünfzig. Ich weiss nicht, was man noch mehr von uns verlangen könnte.

Romolino.

Ihr habt Zeit gebraucht um von Euren Irrthümern zurückzukommen, Herr Gonfalonier.

Piero Popoleschi.

Je nun! Wir mussten dem Volke zu Gefallen sein und mit den Wölfen heulen. Als der Wind umschlug, haben wir mit grosser Freude den rechten Weg eingeschlagen, und Ihr seht unsere Thaten.

Romolino.

Es ist nicht so übel. Nun ans Werk! Wir haben Auftrag die Weise Eures Verfahrens in dem Gerichte über Bruder Geronimo zu prüfen, und wir wollen ein tüchtiges Feuer anmachen, denn ich trage die Verurtheilung bei mir. Man führe die Zeugen herein.

Mönche von San Marco werden herbeigebracht.

Guten Tag, guten Tag, liebe Väter. Ihr wisst, wessen der Schuldige sich erküht hat. Ihr habt ihn am Werk gesehn. Erklärt Euch. Ist er mit Recht verurtheilt? Ich frage Den, welchen man mir als den Ehrenwerthesten bezeichnet hat. Pater Malatesta Sacromoro, tretet näher!

Bruder Sacromoro.

Euere Hochwürden, sieben Jahre lang haben wir geglaubt, was Bruder Geronimo uns lehrte. Er war unser Generalvicar. Er hat seine Gewalt über unsere Geister missbraucht.

Romolino.

Wenigstens seid Ihr davon für künftighin wohl überzeugt?

Bruder Sacromoro.

Gründlich.

Romolino.

Das ist ein braver Mann. So betrachtet Ihr also, mein Freund, die Actenstücke des Verhörs als vollkommen rechtsgültig?

Bruder Sacromoro.

Gewiss, Euere Hochwürden.

Romolino.

Nach Eurer Meinung sind Bruder Geronimo und seine Mitschuldigen mit Recht von der weltlichen Gerichtsbarkeit verurtheilt worden?

Bruder Sacromoro.

Es ist Nichts dagegen einzuwenden.

Romolino.

Ich lobe Eure Redlichkeit und den Geist der Wahrheit, der Euch beseelt. Zieht Euch zurück, mein lieber Freund, man führe nun die Schuldigen herein. Die Soldaten führen Bruder Geronimo, Bruder Silvestro und Bruder Buonvicini, mit Stricken gebunden, herbei.

Romolino.

Bruder Geronimo, Ihr wisst, dass Euer hochwürdigster Ordensgeneral und ich hier die Heiligkeit unseres Herrn, des Papstes, vertreten, und dass wir alle Eure Betrügereien genau kennen. Es würde Euch Nichts nützen uns zu belügen. Bringt zu Eurer Vertheidigung vor, was Ihr wollt.

Bruder Geronimo.

Während sieben Jahre habe ich in dieser Stadt gepredigt. Ich habe mein Bestes gethan, um die Liebe zu Gott und reine Sitten darin einzuführen. Ich habe mich oft täuschen können. Ich bin nur ein armseliger Mensch, und als solcher habe ich geirrt; aber ich habe nur das Gute gewollt.

Romolino.

Ihr seid ein Unverschämter! Ihr habt gelogen wie ein Teufel! Eure eigenen Aussagen bezeugen es; und es ist allzu dreist, hierherzukommen und gegen uns eine Sprache zu führen, wie Ihr's da thut!

Bruder Geronimo.

Mein Fleisch ist schwach und hält meinen Geist nicht aufrecht. Ich gestehe es unter Thränen: ich habe gegen die Wahrheit gesündigt, indem ich auf der Folterbank erklärte, was nicht wahr ist. Es ist mir unmöglich, die Folter zu ertragen. Aber ich strafe Lügen, was das Leiden mir ent-rissen hat.

Romolino.

Geht! Geht! Wir sind nicht Eure Narren! Was Ihr bekannt habt, gehört uns! Wir glauben daran! Ihr spielt in diesem Augenblick Comödie!

Bruder Buonvicini.

Ihr beschimpft einen Heiligen! Gott wird Euch strafen!

Bruder Geronimo.

Ach! meine Sorgen, meine Schmerzen, meine Mühen, mein Sehnen Gutes zu thun, Nichts hat gefruchtet! Ich wollte den Glauben retten; ich habe Nichts vermocht! Meine Trugbilder sind zerronnen. Ich habe Hirn-gespinnste verfolgt. Es ist besser, dass ich sterbe, und ich wünsche es seit Langem.

Romolino.

Das ist ja unerträglich! Spannt diesen starrsinnigen Menschen von Neuem auf die Folter, sonst wird er uns nur widersprechen. Die Henker bemächtigen sich Bruder Geronimo's.

Auf dem Gerichtsplatz. — Das Schafott. Eine fliegende Brücke von Brettern führt von der Ringhiera auf die Terrasse mit dem Scheiterhaufen. — Die Menge; mehrer Kinder spitzen Stöcke mit Messern.

Ein Bürger.

Wir werden eine gute Stunde zu warten haben. Glaubt mir. Ich kenne die Schliche unserer Regierenden. Sie haben gar keine Sorge sich uns gefällig zu erweisen. Warum sind wir nicht noch unter dem Schutze Lorenzo's des Prächtigen oder seiner erlauchten Familie?

Zweiter Bürger.

Ich denke, dass wir eines Tages da wieder hinkommen müssen.

Erste Frau.

Ach! das hübsche Kind! Ist es Euer, Monna Teresa?

Zweite Frau.

Ja, meine Liebe. Es ist mein Aeltester.

Erste Frau.

Komm an mein Herz, Engelchen! Mein, die schönen schwarzen Haare! ... Was machst Du da, mit Deinen artigen Kameraden?

Das Kind.

Wir machen unsere Stöcke recht scharf.

Zweiter Bürger.

Ah! mein kleiner Schlaukopf, was habt Ihr damit vor?

Das Kind.

Um Bruder Geronimo's Füße und Beine zu stechen, wenn er auf der Brücke vorübergeht. Wir stecken uns drunter, und . . . pitsch! pitsch!
Gelächter.

Erste Frau.

Sind das Schelme, mein Gott! Sind das Schelme! Komm, lass mich Dich in den Arm nehmen, mein Herzchen! Was er nett ist!

Erster Bürger.

Wohl den Staaten, wo die Kinderwelt zu rechter Zeit lernt mit der öffentlichen Meinung zu harmoniren!

Auf dem Schafott.

Bruder Geronimo, Bruder Silvestro, Bruder Buonvicini. — Bruder Niccolini, Bruder Geronimo's Beichtvater.

Bruder Niccolini, zu Bruder Geronimo.

Ich wage nicht Euch, mein Vater, von Ergebung zu sprechen, der Ihr so viel für dies unglückliche Volk gebetet habt!

Bruder Geronimo.

Segnet mich!

Bruder Buonvicini.

O dass ich noch weit mehr zum Ruhme Gottes erleiden möchte!
Warum nicht uns verbrennen, ehe man uns henkt? So lautet der Text
des Urtheils.

Bruder Geronimo.

Mein Freund, mein Sohn, vergiss nicht, dass wir nur den Willen
Dessen zu thun haben, der im Himmel ist!

Bruder Silvestro.

Ich will zu dieser verführten Menge sprechen!

Bruder Geronimo.

Nein, Silvestro, wenn Du mich liebst, nicht ein Wort! . . . Armes
Florenz! . . . Armes Italien! . . . So heiss war mein Verlangen, sie zu
retten! . . . Warum lässt man uns so warten?

Hauptmann Giovacchino.

Das ist der Tölpel von Bischof von Vaison, der, statt zu kommen und
Euch Eurer Würden zu entsetzen, wie sein Auftrag ist, kein Ende findet
mit den Commissaren zu schwatzen!

Die Menge vor dem Scheiterhaufen und den Galgen. — Volk, Mönche, Bürger, Frauen,
Kinder.

Ein Mann.

Er ist derb gefoltert worden, der Schuft!

Eine Frau.

Was hat man mit ihm gemacht?

Der Mann.

Sie haben ihm mehr als sechs Mal die Wippe gegeben. Das ist hart,
lasst das gut sein! Er ist auf allen Seiten zerschlagen!

Gelächter.

Ein Kind.

Das ist recht!

Ein Kaufmann.

Kleiner Schelm, man hätte Dirs gerade so machen sollen, dafür dass
Du mir die Spiegel zerbrochen hast, die ich in meinem Laden hatte; es
ist erst vierzehn Tage her.

Das Kind.

Meiner Treu! sie hatten mir gesagt, ich solle sie zerbrechen, da habe
ich sie zerbrochen!

Eine alte Frau.

Es hat Recht, das Kind! Wir sind alle von diesem Bösewicht zum Besten gehabt worden, der uns das liebe lange Jahr zum Fasten verurtheilte!

Ein Handwerker.

Waren wir dumm! . . . Ah! . . . Er steigt auf die Leiter! Da ist er oben . . . Werden sie ihn nicht lebendig verbrennen?

Ein junges Mädchen.

Ich hoffe, doch. Sagt doch, Herr Soldat, wird er nicht verbrannt?

Der Soldat.

Mein reizendes Fräulein, er wird erst gehenkt.

Das junge Mädchen.

Ach! das ist schade! Ich bin von so weit hergekommen, um zu gucken! Danke, Herr Soldat!

Der Soldat.

Gerne geschehen, schönes Kind. Ihr könnt noch mehr vortreten, wenn Ihr wollt. Stellt Euch vor mich, da . . . Ihr werdet bequemere haben.

Das junge Mädchen.

Richtig. Komm doch her, Marianne! . . . Nein! ich bitte Euch, fasst mich nicht so um den Leib! . . . Was sind das für zwei Andere, die neben Bruder Geronimo hinaufsteigen?

Ein Schlosser.

Wie, Ihr erkennt sie nicht? Ich, der hier mit Euch spricht, ich versäumte nie eine einzige ihrer Predigten, zu der Zeit, da ich irregeführt war! Es ist Bruder Silvestro und Bruder Buonvicini!

Das junge Mädchen.

Wie bleich sie sind!

Ein Schlachter.

Potztausend! das kommt, weil sie auch gefoltert sind, wie sichs gehört!

Das junge Mädchen.

Ich bitte Euch, Herr Soldat, lasst mich gehen! . . . Sagt lieber, was das für zwei Herren sind, die auf der Tribüne so ein Geberdenspiel machen.

Der Soldat.

Mein Liebchen, das sind die apostolischen Commissare! . . . Sie heissen . . . Auf Ehre! Zum Teufel! ich habe ihre Namen vergessen! Ihr thätet viel besser mir zu sagen, wo Ihr wohnt!

Eine alte Dame mit einem Hündchen im Arm.

Sollte es wahr sein, dass der ehrwürdige Vater Geronimo mit glühenden Zangen gezwickt worden wäre?

Ein Bürger.

Man hätte wohl alle Veranlassung es anzunehmen. Indessen wäre es auch möglich, dass ich mich täuschte und Euch irreführte, worüber ich höchst betrübt sein würde, das bitte ich zu glauben.

Die alte Dame.

Ich bin Euch sehr verbunden für Eure Freundlichkeit. (Der Hund bellt den Bürger an.) Halt den Mund, Schatz. Verzeiht ihm, Herr; das kommt, weil er Euch nicht kennt.

Der Bürger.

Es ist die Gewohnheit dieser Art Vierfüßler, sich so zu betragen. Hat Nichts zu sagen, gnädige Frau.

Er entfernt sich.

Auf dem Schafott.

Die drei Verurtheilten, der Bischof von Vaison, Dominicanermönche, Henker.

Der Bischof.

Bruder Sebastiano, nehmt diesem Manne das heilige Gewand Eures Ordens! . . . Zieht Alles aus! lasst ihm nur das Hemde! Ists geschehn? . . . Wohlan! . . . Und jetzt, Savonarola, scheide ich Dich von der Gemeinschaft der Gläubigen und von der Gemeinschaft der Seligen!

Savonarola.

Dies Letztere übersteigt Eure Gewalt.

Der Bischof.

Habt Ihr seine Mitschuldigen entkleidet?

Bruder Sebastiano.

Ja, Hochwürden, hier sind sie im Hemde, wie er.

Der Bischof.

Er soll sie hinrichten sehen. Henker, thut was Eures Amtes ist!

Bruder Silvestro.

In manus tuas, Domine.

Sie henken ihn.

Buonvicini.

Jetzt ist's an mir, nicht wahr? Lebt wohl, Bruder Geronimo!

Savonarola.

In einem Augenblick, willst Du sagen.

Sie henken Buonvicini.

Der Bischof.

Und hiermit zu Euch, dem Erzketzer!

Savonarola blickt auf die Menge; die Scharfrichter ergreifen ihn.

Auf dem Platze.

Ein Bürger, zu seiner Frau.

Das war eine ganz hübsche Ceremonie, ja sogar imponirend! . . . Aber ich glaube, es wird Regen geben . . . Komm heim!

Die Frau.

Ja, mein Lämmchen, wir wollen heim! Ich habe Angst vorm Erkälten.

Das Haus Herrn Niccolo Machiavelli's. Ein Saal. Machiavelli sitzt an einem Tische, der mit Haufen von Büchern und Papieren bedeckt ist. — Es ist Abend. — Dämmerung.

Machiavelli.

Armer Geronimo! . . . Sie haben ihre Absicht mit ihm erreicht! . . . Sie haben ihn Jahre lang gehetzt, und endlich haben sie ihn in die Enge getrieben . . . umstellt . . . gefangen . . . getödtet! Es war der einzig mögliche Schluss! . . . Dieser Mann lebte in einem Traume! . . . Er hatte sich seit seiner frühesten Jugend ein Dichtwerk von Religion, von Reinheit, Ehrbarkeit, Weisheit, Redlichkeit aufgerichtet. Weil er sich die Ausübung all dieser schönen und guten Phantasie-Dinge als möglich dachte, nahm er sie als wirklich an, und sah nicht, dass die Welt davon um so mehr redet, je weniger sie davon weiss . . .

Armer Geronimo! Weil er rein war von allen ausschweifenden Leidenschaften, weder ein Spieler, noch ein Wollüstling, weder ein Geizhals, noch ein Verschwender, weder ein Hoffärtiger, noch ein Possenreisser, wähnte er die Sterblichen, die sich um ihn her bewegten, vollkommen fähig sich von allem Schlechten freizumachen; und endlich, weil er die Wahrheit von Angesicht zu Angesicht schaute, so konnte er es gar nicht einmal fassen, dass der grösste Theil seiner Mitbürger, wenn nicht fast alle . . . ach! grosser Gott! wir dürfen wohl sagen alle, bis auf seltene Ausnahmen! — so zugeschnitten sind wie die Götzenbilder der Moabiter, mit Augen um nicht zu sehen und Ohren um nicht zu hören. Man kann getrost mit aller Musse die Tugenden in ihrer ganzen Pracht vor ihnen ausbreiten, sie werden nie im Entferntesten daraus klug werden, und am Ende als Tröpfe darüber lachen!

Armer Geronimo! Anzunehmen, dass die Redlichkeit mehr ist als ein reiner Begriff, eine besondere Gabe einiger einsamer Herzen! . . . Und daher, in Folge dieses Fehlers, dieses sehr grossen Fehlers, hat er unter uns das Reich des Friedens, der Freiheit, der Gerechtigkeit zu gründen gesucht, was wir mit dem Bürgerkriege, der Entweihung des Rechts, den Metzeleien, den Blutströmen auf dem Strassenpflaster, und Deinem eigenen Tode, und im Übrigen mit der sicheren Rückkehr der Medici bezahlen! Da hat mans, was es heisst, falsche Prämissen aufstellen und sich über die wahre Beschaffenheit der Menschen täuschen . . . Armseliges Gethier!

Was mich angeht, ich bin nicht viel klüger gewesen, und ich habe mich Täuschungen hingegeben, welchen ich in diesem Augenblicke auf ewig Lebewohl sage. Mein Gedankenspiel mit Freiheit und Ordnung hat mich einen Augenblick verführt. Piero Soderini sah klarer. Jetzt bin ich gezüchtigt. Aber für die Zukunft, um Himmels willen! was soll man da wünschen? Ist unser armes Italien dazu verurtheilt, für immer das Joch der kleinen Despoten und der Zwingherrn von der Gasse zu tragen? Ist es ein Beutestück, unrettbar erbarmungslosen Fremdlingen heimgefallen? Kann man nicht, ohne in lächerliche Thorheiten zurückzusinken, irgend eine höhere Bestimmung für es ersinnen, als die schmachvollen Orgien, in welchen wir uns jetzt herumwälzen?! Italien, Italien, die Mutter so vieler grosser Männer, der Brennpunkt so vieler Lichtstrahlen, das Gebinde so vieler Kräfte! . . . Wenn unter den Schurken, welche uns jeden Tag mit Blut besudeln, sich wenigstens ein Sulla, ein Octavius fände! In Zeiten des Aufruhrs, in Epochen der Zuckungen wie die unsrige, ist solch ein Finden gewöhnlich; es ist Eins mit dem Nothwendigen. Lass sehn! . . . lass sehn! . . . Wer könnte dieser Mahomet . . . dieser Tamerlan . . . dieser rettende Bandit sein? . . . Ein Sforza? . . . Nein! Die sind leere Gräber! . . . Ein Gonzaga? . . . Ebensowenig! . . . Ein Malatesta . . . ein Baglione . . . ein Bentivoglio? Mittels einiger Dutzend Strauchdiebe eine Stadt in Banden schlagen, nichts Schöneres lassen sie sich träumen! . . . Morden, vergiften, verrathen, steigen, fallen . . . das ist ihr Loos! Immer das gleiche Spiel . . . Aber inmitten dieser schamlosen und wilden Rotte gewahre ich dennoch Einen . . . Er überragt die Übrigen um Haupteslänge . . . Er hat andere, höhere Ziele. Er ist nicht weniger schlecht; er will unendlich viel mehr, und das ist ein unermessliches Verdienst! . . . Welch seltsames, fürchterliches Geschöpf! . . . Gewandt und listig wie die Schlange, treulos wie der Leopard, ehrstüchtig wie der Adler, scheut er sich nicht, unseren mit Schrecken geschlagenen Ränkeschmieden ganz laut ins Gesicht zu rufen: Aut Caesar, aut nihil! Ich würde nicht überrascht sein, wenn wir durch Tausende von Verbrechen hindurch und über den blutigen Haufen von Missgeschick hinweg, den Geronimo's mörderische Rechtschaffenheit aufgehäuft hat, eines Tages gerettet würden durch die verruchte Geschicklichkeit und Kühnheit Cesare Borgia's!

Aber was für ein Spectakel! Ach! . . . es ist Nichts . . . Es ist Monna Marietta, mein Weib . . . Sie zankt mit der Magd . . . Ich will mich fortmachen, damit ich nicht selbst gezankt werde; ich habe was Andres zu denken.

Litteratur.

Die Rezeption des römischen Rechts und die soziale Frage der Gegenwart. Von C. Wilmanns, kgl. Amtsgerichtsrath.

Unter diesem Titel ist im Verlage von Friedrich Luckhardt in Berlin ein Buch erschienen, welches, wenn auch nicht unmittelbar vom Bayreuther Geiste inspirirt, doch erfüllt ist von verständnisvoller Liebe zu den Idealen des Christenthums und Deutschthums und deshalb als ein willkommenes Beispiel jener „verwandten Strömungen draussen in der Welt“ zu begrüßen ist, deren in der Rückschau des Januarstückes als günstiger Wahrzeichen für die Zukunft unserer Bestrebungen gedacht wurde. Eine Besprechung dieser Schrift in unsern Blättern dürfte daher um so eher angezeigt erscheinen, als sie einen Gegenstand behandelt, der ungeachtet seines engen Zusammenhangs mit der Frage: Was ist deutsch?, bisher in den Blättern kaum einmal gelegentlich gestreift, neuerdings aber gerade von germanistisch-rechtswissenschaftlicher Seite her in einer geschichtlichen Uebersicht erstmals den Lesern vorgeführt worden ist:*) den folgenschweren Vorgang nämlich, „der in seinen nächstliegenden Wirkungen viel beklagt und viel bewundert, in seiner welthistorischen Bedeutung aber bis auf diese Stunde noch nicht annähernd gewürdigt wird — jenen gewaltigen Geisteskampf, welcher unter dem Namen der Rezeption des römischen Rechts seit vielen Jahrhunderten das Leben der Kulturvölker bewegt.“ (S. 1.)

Der Verfasser will zur richtigen Würdigung der genannten Thatsache besonders dadurch beitragen, dass er sie in Verbindung bringt mit der heute vor allen brennenden sozialen Frage, indem er nachzuweisen unternimmt, dass heute die internationale Sozialdemokratie die Trägerin des römischen Geistes sei (S. 54), und dass beide nur überwunden werden können durch Verwirklichung einer wahrhaft christlichen Rechtsordnung, derart, dass das christliche Glaubensideal zu dem höchsten Ziele des Rechtslebens, der christliche Geist zu der, die gesamte Recht bildende Thätigkeit durchdringenden, alle sozialen und politischen Ordnungen erfüllenden Kraft werde (S. 93).

Der Gedankengang des Buches ist kurz folgender:

Es geht davon aus, dass aus den Normen des Denkens die Normen des Handelns, aus den Lebensanschauungen der Völker ihre Rechte und Ordnungen sich entwickeln; dass der Gottesbegriff — die Anschauungen von den letzten Zwecken des Daseins — den Sittlichkeitsbegriff, und durch ihn den Charakter der Sitten, den Geist der Gesetze, schaffen und das Leben diesen Zielen entsprechend gestalten. Ein Widerspruch zwischen Rechtsordnung und Lebensanschauung könne somit dauernd nicht bestehen. Während ein neuer Glaube unter günstigen Umständen auf die Rechtsordnung regenerierend wirke, werde der Zwang eines dem Volksgeiste auferlegten fremden Rechts als ein geistiger Druck empfunden, der, wenn übermächtig, den ihm widersprechenden Glauben ertödtete. Deutlich zeige sich diese Wechselbeziehung in der Bekehrung der Völker zum Christenthume und andererseits in der Rezeption des römischen Rechts durch die christlich-germanischen Völker.

*) Die obige Besprechung war bereits vor dem Erscheinen des Aufsatzes von Felix Dahn geschrieben.

In einer scharf gezeichneten und kräftig beleuchteten Parallele wird sodann (S. 3—11) der Gegensatz dargestellt zwischen dem auf Egoismus beruhenden und auf Herrschaft abzielenden römischen und dem christlich-deutschen Recht, als welches überall darauf bedacht sei, die sittlichen Aufgaben zur Geltung zu bringen, insbesondere in den charakteristischen genossenschaftlichen Gliederungen des Volkes Verhältnisse sittlicher Zusammengehörigkeit und wechselseitiger Treue herauszubilden. In dem hierdurch hervorgerufenen Widerstreit habe der durch den Bund mit dem Weltreiche in die Kirche eingedrungene römische Geist*) überall, ausser in England, die Oberhand behalten (11—22). Mit dem Verzicht der Reformation auf eine dem christlichen Wesen entsprechende Umgestaltung der bestehenden weltlichen Ordnungen habe die Wiederaufrichtung des römischen Geistes begonnen, der, in der französischen Revolution auf dem Gebiete der staatlichen Ordnung zur Herrschaft gelangt, von nun an nach Verkörperung in allen Verhältnissen des Lebens trachte (23—36); so im Privatrecht (37), Staatsrecht (38), Strafrecht (39), in der Volkswirtschaft (40), in den internationalen Beziehungen (42), im Geistesleben der Völker (— 46). In Folge dessen zeigen sich in den modernen Staaten bereits Anzeichen der Zersetzung, entsprechend der Zersetzung des römischen Weltreichs (— 52), insbesondere die internationale Sozialdemokratie, der die Völker — in Folge der Insuffizienz des durch das römische Recht zu neuer Herrschaft gelangten römischen Geistes — rathlos gegenüberstehen (53—57) und welche nur überwunden werden könne durch Wiederbelebung des christlichen Geistes (61—85) und Reformation unserer Rechtsordnung auf der Basis des praktischen Christenthums (85—108); und dazu sei vor allen das deutsche Volk berufen (109—112).

So sehr wir nun auch mit diesen Ausführungen in ihrer Tendenz und im Allgemeinen auch dem Inhalte nach übereinstimmen, so muss doch uns, die wir durch Schopenhauer über das wahre Verhältniss des Intellekts zum Willen belehrt sind, die letzten Endes dem Hegel'schen Panlogismus entstammende Grundansicht des Verfassers bedenklich erscheinen, dass die Rechtsordnung eines Volkes ein Produkt seiner religiösen Weltansicht sei, dass „der Glaube das Gesetz aufrichte“ (S. 1). Zwar hält der Verfasser nicht um jeden Preis an dieser Behauptung fest: S. 81 bemerkt er selbst, dass, wie die Sprache, so auch das Recht, dem innersten Wesen des Volkes entquellte, und der schöne Abschnitt S. 85 ff. trägt das Schiller'sche Leitwort: „Es ist der Geist, der sich den Körper baut.“ Allein immerhin überhebt ihn sein hegelsirender Standpunkt einer Frage, die uns vor allen von entscheidender Wichtigkeit dünken möchte, der Frage nämlich: Wie ist überhaupt eine christliche Rechtsordnung möglich? Denn dass sie niemals wirklich war, hat uns im Grunde schon der Verfasser selbst in seinen historischen Ausführungen gezeigt und er befindet sich dabei in wesentlicher Uebereinstimmung mit unserm Meister, als welcher keinen Anstand nimmt zu erklären, dass in unserer modernen Zivilisation, diesem „barbarisch-

*) Man kann übrigens nicht mit dem Verfasser (S. 7 und 16) behaupten, dass die Kirche das römische Recht rezipirt habe, in das sie vielmehr, so zu sagen, hineingeboren wurde. Im Gegentheil haben die Päpste der Ausbreitung des römischen Rechts — entgegen den Hohenstaufen, die daraus ihre Ansprüche auf die Weltherrschaft herzuleiten suchten — nach Kräften entgegengewirkt, seine Rezeption den germanischen Völkern widerrathen (Zöpfl, deutsche Rechtsgeschichte S. 115—116), sein Studium den Klerikern sogar verboten (Alexander III. 1180, Honorius III. 1219, Innozenz IV. 1254) und es überhaupt von den Universitäten ausgeschlossen, soweit sie das vermochten. Vgl. hierüber Janssen, Gesch. des deutschen Volkes, Bd. I S. 488—491, der überhaupt im 1. und 2. Abschnitt des 4. Buches dieses Bandes eine quellenmässig reich belegte und durchaus objektive Darstellung der Rezeptionsgeschichte gibt.

judaistischen Gemisch“ (Bl. 1881 S. 37), das Christenthum „einzig zur gleissnerischen Heiligung eines Kompromisses zwischen Rohheit und Feigheit benutzt erscheine“ (Religion und Kunst, Bl. 1880 S. 285).

In Wahrheit darf das Christenthum als eine spezifisch Recht bildende Macht nicht angesehen werden. Weit entfernt, dass durch diese Behauptung der Werth und die Bedeutung des Christenthums herabgesetzt werde, läuft vielmehr die entgegengesetzte Ansicht Gefahr, die wesentlich auf Selbstverleugnung und Weltüberwindung gerichtete christliche Religion zu einer blossen Nützlichkeitsextrakt zu erniedrigen. Die Lehre des Heilandes ist „nicht von dieser Welt“; ihr innerster Kern ist „Verneinung der Welt, d. h. Erkenntniss der Welt als eines nur auf einer Täuschung beruhenden, flüchtigen und traumhaften Zustandes, sowie erstrebte Erlösung aus ihr, vorbereitet durch Entsagung, erreicht durch den Glauben“ (Ueber Staat und Religion, VIII 26). Demgemäss ergibt sich, was im Christenthum etwa mit Rechtssätzen vergleichbar ist, durchaus als Folgerung aus dem einen Grundsatz: „Widerstehet nicht dem Uebel“; und so heisst denn sein Privatrecht: „Wer mit dir um den Rock streitet, dem gib auch den Mantel“; „ihr sollt Darlehen geben ohne etwas dafür zu erhoffen“, sein Strafrecht: „Wer dich auf die eine Backe schlägt, dem reiche auch die andere dar“ — und sein ganzes Prozessrecht: „Richtet nicht, damit nicht auch ihr gerichtet werdet.“ — Wir sehen, es findet hier „eine vollständige Umkehr aller der Bestrebungen statt, welche den Staat gründeten und organisirten“ und das Bedürfniss nach einer Rechtsordnung überhaupt allererst hervorriefen. Das Recht hingegen, als die durchaus in der Erscheinungswelt aufgehende Ordnung der irdischen Machtverhältnisse, gehört wesentlich dem Reiche „dieser“ Welt an. Seine Aufgabe ist vor allem, dem Unrecht, der Bejahung des eigenen Willens auf Kosten des fremden, zu steuern — wodurch es freilich, da dies, so lange die Welt steht, unmöglich ist, der ganzen Heillosigkeit des Samsara verfallen ist.

Wie schon für die Philosophie (Plat. Theaet. c. 24) so ist vollends für das Christenthum, als die Religion der Liebe und des Kreuzes, das Recht ganz eigentlich ein überwundener Standpunkt. Unrecht zu thun verbietet sich dem von der Liebe Erfüllten schon ohnedies; Unrecht zu leiden aber ist dem wahren Kreuzträger nicht etwa ein Uebel, sondern ein wirksamstes Förderungsmittel zur Vollkommenheit. Die praktischen Zwecke aller Rechtsordnung: die Findung und der Schutz des Rechts, sind demnach für das Christenthum im Grunde bedeutungslos geworden; mit ihnen aber fiel naturgemäss auch jede Nöthigung zur selbständigen Schöpfung eines Rechtssystems hinweg.*) Sogar haben denn auch die Kirchenväter, vor allem der unerbittliche Augustinus (de civit. Dei), das Recht und den Staat nur als ein dem Sündenfalle entstammendes nothwendiges Uebel gelten lassen, und nur zu sehr wird derjenige geneigt sein, sich dieser Anschauung anzuschliessen, der mit Richard Wagner erkannt hat, dass die in Folge der Entwicklung der christlichen Religion zur (welthistorischen) Kirche und ihrer Umbildung zum Staatsinstitut eingetretene Verquickung beider Mächte, dank welchen „zwei absolut inkongruente, ihrer ganzen Natur nach vollständig verschiedene Anschauungsarten sich durchkreuzen, ohne je inne werden zu lassen, dass sie grundverschieden seien — uns die schmerzlich-widerliche Belehrung der Krankheitsgeschichte eines Wahnsinnigen bietet“ (VIII, 31). Keinenfalls wird

*) Das kanonische Recht steht dem Gesagten nicht entgegen, denn soweit es nicht lediglich auf die Begründung und Ausbreitung der weltgeschichtlichen Machtstellung der Kirche abzielt („judex, judicium, clerus conubia, crimen“ ist seine Systematik), dient es vorzugsweise der Abwehr des widerchristlichen weltlichen, d. h. römischen, Rechts, wobei es durchgehend die dem christlichen Geiste weit näher verwandten Bestimmungen des germanischen Rechts sich zu eigen macht.

hiernach dem Rechte im Verhältniss zum Christenthum irgend eine wesentliche, grundsätzlich in sich bestimmte Bedeutung beizumessen sein. —

Inzwischen will die Welt, bis ideale Mächte ihren Bau zusammen halten, auf eigene Hand bestehen; und dazu bedarf sie der Rechtsordnung und ihrer *ultima ratio*, des Büttels, der, als eine Art moderner „Orpheus“, die „Bestien“ unter einander im Schach halte. Um den Anspruch der Rechtsordnung auf den Rang einer idealen Kulturmacht würde es indessen übel stehen, wenn ihr nicht — unter dem Gesichtspunkte des Entwicklungsgedankens — immerhin eine gewisse ideale Bedeutung, wenn auch nur eine relative und transitorische, zugesprochen werden müsste. Denn allerdings ist der moralische Standpunkt des Christenthums ein so erhabener, dass niemals die „Welt“, sondern immer nur wenige „Auserwählte“ ihn von vornherein aufrichtig als ihr Lebensziel erkennen und gerades Weges zu erreichen sich bestreben werden. Die Andern, die noch „Erdenluft athmen müssen“, gelangen dahin nur indirekt: entweder auf dem Wege des Leidens, oder aber auf dem Wege der Tugend (vgl. der Kürze halber nur Deussen, Elem. d. Metaphysik, §§ 286 ff.). Der Weg der Tugend zerfällt weiter in die drei Stationen der Gerechtigkeit, Liebe und Heiligkeit (a. a. O. §§ 289 ff.), deren erster, als objektive Norm, die Rechtsordnung entspricht; dass diese, in so fern sie zunächst eine erzwingbare, äussere Ordnung ist, nicht Moralität der Gesinnung — *δικαιοσύνη οὐρανία* — fordern kann, sondern hinsichtlich ihrer praktischen Durchführung sich mit blosser Legalität der äusseren Handlung (*δικ. πάνδημος*) begnügen muss. Im Vergleich mit der Herrschaft des noch ungebändigten Egoismus der Bosheit ist schon diese ein bedeutender Fortschritt, der freilich keineswegs ausreicht, für die Rechtsordnung schon den Anspruch auf moralische Bedeutung zu rechtfertigen. Dieser ist vielmehr ausschliesslich zu stützen auf die relative Berechtigung der Bejahung des Willens auf den beiden ersten Stufen. Wie nämlich erst auf der höchsten Stufe, der Heiligkeit, die Bejahung des Willens gänzlich überwunden wird, diese Stufe aber — mit der durch sie allein erreichbaren „mystischen Vereinigung“ (dem nirvana der Inder und Himmelreiche des neuen Testaments) — als Endziel aller sittlichen Entwicklung des Individuums, ja „aller Kreatur“ (Röm. 8, 21) gedacht werden muss, so ergibt sich die relative Berechtigung des Standpunkts der Bejahung — sofern sie nur nicht mehr bis zur Verneinung des im andern Individuum objektivirten Willens geht — aus der Erwägung, dass durch sie allein das Individuum in den Stand gesetzt wird, die zur Erringung des höchsten und letzten Sieges nothwendige Kraft zu erhalten und durch Uebung zu bethätigen: „treu bis zum Tod, fest jedem Müh'n, zu wirken des Heilands Werke“. Mit andern Worten: Wer Christ sein will, muss zuerst Mensch, wer Heiligkeit anstrebt, bereits ein Held geworden sein; Heldenthum aber, wahres Menschenthum, ist undenkbar ohne kräftige Behauptung und Bethätigung der Persönlichkeit, und in so fern des Egoismus, wenn auch im besten Sinne des Wortes. In Rücksicht auf dieses ideale Ziel erheischt der Egoismus in seinen berechtigten Interessen — also in dem, was Einer ist, was er hat und was er vorstellt, — Anerkennung und Schutz. Mit diesen Aufgaben aber stellt sich auch die Rechtsordnung ganz und gar in den Dienst des Ideals, da selbst ihr Zwang dem Unrecht Thuenden sich im höhern Sinne als eine Wohthat erweist, in so fern er in ihm auf dem Wege des Leidens die einzig heilsame Wendung des Willens herbeizuführen geeignet und bestrebt ist. — Letztlich allerdings ist alle Bejahung des Willens nur „Puppenstand“; und das königliche Gesetz der christlichen Ethik heisst nicht, wie der Verfasser ausführt, „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“, als welches schon im Leviticus steht, wenn auch in beschränktem Sinne, sondern: „ἀπαρνησάσθω ἑαυτόν“. (Marc. 8, 34).

Das Recht, in seiner idealen Bedeutung, stellt somit, gewissermaassen der eddischen Himmelsbrücke Beberast vergleichbar, den Ausweg und Uebergang dar zwischen dem Reiche dieser und dem Reiche jener Welt. Und somit erweist sich denn der Unterschied als zuhöchst bedeutsam: ob eine gegebene Rechtsordnung ganz und gar im Egoismus der Erscheinungswelt befangen bleibt und sich somit bei der einzig annähernd durchführbaren *δικαιοσύνη πάνδημος* schlechterdings beruhigt, oder ob sie grundsätzlich ein über ihre Sphäre hinausreichendes höheres sittliches Prinzip als Leitstern und Zielpunkt anerkennt. Dieser Unterschied besteht nun thatsächlich zwischen dem römischen Recht auf der einen, und dem (christlich-) germanischen auf der andern Seite. Dort steht das eigene, das individuelle — hier das Interesse des Andern und der Gesamtheit: dort das Recht, hier die Pflicht im Vordergrund; dort ist Herrschaft der treibende Grundgedanke, hier sittlich geregelte, organisch reich gegliederte Zusammengehörigkeit, Genossenschaft, besonders schön und eigenthümlich als Schutzgenossenschaft entwickelt, das gestaltende und belebende Prinzip; dort der *νῆκος*, hier die *γῆλα*; jenes sagt: „Nicht-ich“, dieses „Ich-noch-einmal“. Immerhin liegt die Sache nicht ganz so einfach, wie der Verfasser sie in seiner Parallele der beiden Rechte darstellt. Denn die Skizze, welche er dort von dem römischen Rechte entwirft, ist zwar im Allgemeinen — wenngleich unter dem Vorbehalt erheblicher Uebergungen, z. B. des Einflusses des praetorischen Rechts und des *ius gentium* — zutreffend für das durch und durch semitisirte (bezw. punisirte) Recht des sinkenden Cäsarenthums, keineswegs aber für das rein-nationale Recht der älteren Republik, ja kaum noch für die Epoche der vorzugsweise sogenannten klassischen Juristen (2 u. 3 Jhrhdt. n. Chr.), bei denen trotz der immer weiter einreissenden Verderbniss die besseren Seiten im Allgemeinen noch überwiegen. Von Anfang an bestanden die meisten der vom Verfasser aufgeführten Gegensätze nicht oder doch bei weitem nicht in solcher Schroffheit; vielmehr legitimirt sich das eigentlich nationale Recht des römischen Volkes um so zweifelloser als ein echt-arisches Schwesterrecht des germanischen, je weiter man vergleichend auf die Uranfänge beider zurückgeht. Im Laufe der Zeit freilich haben beide Rechte, bis zu ihrer Verschmelzung durch die Rezeption, nach Geist und Form eine ganz entgegengesetzte Entwicklung durchgemacht.

Während die Römer, dank einer unvergleichlichen spezifischen Begabung, ihr Recht in formeller und technischer Hinsicht bis zu einer unerreichten Vollendung ausbildeten, der es vor allen andern Eigenschaften seine einzig dastehende Lebenskraft und seine Verbreitung in allen Welttheilen verdankt, erlagen sie andererseits, in Folge fortschreitender Entartung des Blutes und der Sitten, dem Eindringen des punisch-semitischen Geistes. Durch dieses verderbliche „Ferment der Dekomposition“ wurde schliesslich auch das Recht, wenngleich es als echtestes Eigenthum des römischen Volkes dem Verderben am längsten widerstand, materiell verfälscht und vergiftet. Daher der himmelweite Unterschied zwischen dem alten *strictum ius Quiritium* mit seinem ausgeprägten Familiensinn und seiner strengen rechtlichen Scheidung der Grundstücke und ihres wirthschaftlichen Zubehörs (*res Mancipi*) von den leichter übertragbaren sonstigen Sachen, den *res nec Mancipi*; zwischen diesem zwar ungefügen und bis zur Grausamkeit harten („*in partes secanto*“ sc. *debitorem*; XII. tabb.), aber innerlich kerngesunden Rechte der Fabier und Catonen, und dem vom Geiste des internationalen Lukrantenthums angefaulten Allerwärtsrechte der Cäsaren. In der abschliessenden Justinianischen Kodifikation, auf der als Grundlage der Rezeptionsprozess sich vollzog, liegen beide Elemente, in kaum vermitteltem Nebeneinander, deutlich am Tage. So sind z. B. die von

tiefem sittlichen Ernste erfüllten Institutionen- und Pandektentitel „*de iustitia et iure*“ (I, 1), in denen — neben dem vom Verfasser einseitig herausgehobenen „*neminem laedere*“ — auch das „*honeste vivere*“ und „*sum cuique tribuere*“ als Grundpfeiler des Rechts hingestellt werden, desgleichen auch so manche Spezialbestimmungen, wie durchgehends die Edikte der Praetoren und das der curulischen Aedilen, ganz andern Geistes Kinder, als etwa die berüchtigte I. 22 § 3 D. locati 19, 2: „*Quem ad modum in emendo et vendendo concessum est, quod pluris sit, minoris emere, quod minoris sit, pluris vendere et ita invicem se circumscribere, ita in locationibus quoque et conductionibus iuris est*“; wo der semitische Schacher- und „Razzianten“-Geist sich unverhüllt zur Schau stellt.

Ganz entgegengesetzt verlief die Entwicklung des deutschen Rechts. Während es in formeller Hinsicht nicht entfernt die Vollendung des römischen erreicht hat, wurde es durch den Einfluss des Christenthums inhaltlich auf die ideale Höhe einer wahrhaft sittlichen, vom Geiste werththätiger Liebe und gegenseitiger Förderung erfüllten Lebensordnung erhoben, die in den zeitlichen Gütern nur Mittel zum Zwecke der Vorbereitung auf ein höheres, ewiges Leben erblickte. Allein für die Entwicklung des deutschen Rechts als selbständigen, in sich abgeschlossenen Organismus war dieser Vorzug fast von nicht geringerem Nachtheil, als jener Mangel. Das deutsche Volk ist viel zu „idealistisch“ angelegt, um ein eigentliches Rechtsvolk in dem Sinne sein zu können, wie es die Römer in ihrer fast absoluten „phänomenalen Befangenheit“ thatsächlich waren. Das charakteristische: „*ut omnis alteri subveniat tanquam fratri suo in omni utili et honesto*“ greift weit über den Bereich der eigentlichen Rechtsordnung hinaus und tief in das Gebiet der Moralität hinein. So sehr dies dem deutschen Volksgeiste zur Ehre gereicht, so nahe liegt die Gefahr, dass ein Recht, welches seine Grenzen nach der einen Seite hin so weit durchbricht, in der andern Richtung sein Gebiet nicht völlig beherrscht. Mit Appellationen an die brüderliche Liebe lässt Bosheit und Begehrlichkeit sich nicht beikommen. Kein Wunder daher, dass in Zeiten sinkenden Volksthum die Kehrseite der Münze in der hässlichsten Weise zum Vorschein kommt: engherziger Kastengeist und Pfahlbürgersinn, Mangel an Zugehörigkeitsgefühl zum Ganzen und Grossen, traurigste Zerfahrenheit in allen Verhältnissen. Dies führte insbesondere auch in der Gerichtsverfassung und Rechtspflege zur Stagnation und zum Verfall, der im 15. Jahrhundert am ärgsten war und von den Zeitgenossen, so von Nikolaus von Cues, Peter von Andlo, Sebastian Brant u. A. laut beklagt wurde. Für das deutsche Recht, als überwiegend ungeschriebenes, war aber eine lebendige Fortbildung durch die Praxis geradezu eine Lebensfrage; und so musste der Verfall des Gerichtswesens den Verfall des Rechtes selber unfehlbar nach sich ziehen. Bei der Ohnmacht der kaiserlichen Zentralgewalt war an die Durchführbarkeit der Reformvorschläge eines Nikolaus von Cues und Anderer nicht zu denken; und so wurde denn die Rezeption des römischen Rechts um so leichter und schneller vollendete Thatsache, je willkommener sie, zur Stärkung ihrer landesherrlichen Macht, den deutschen Fürsten war. Zum Unglück befand sich nun gerade damals auch die Wissenschaft des römischen Rechtes in einem überaus traurigen Zustande. Noch im ganzen 15. Jahrhundert herrschte ausschliesslich die Schule und Methode der sog. Postglossatoren oder Scholastiker — Glossatoren der Glossatoren! — deren öder unfruchtbarer Auktoritarismus nicht etwa vor allem anderen auf die Quellen zurückzugehen bemüht war, sondern in endlosen Kontroversen nur noch die Meinungen der — nach Rang und Ehrentiteln wohlgeordneten — „Doktoren“ ventilirte und dabei, wie der † Professor v. Stintzing in seinen Vorlesungen mittheilte, oft in einem ganzen Semester nicht über die Erklärung einer einzigen

Titelüberschrift hinauskam! Es erinnert das lebhaft an die Art und Weise der Talmudrabbiner, deren Methode vermuthlich durch den nicht unbedeutenden Einfluss der Araber (und spanischen Juden) auf die Scholastik in die abendländische Wissenschaft eingeschwärzt wurde. — So wurden die Quellen allmählich mit einem verfilzten Queckengeflecht von Kontroversen überzogen, deren insidiöse Spitzfindigkeiten eine wahre Fundgrube für die schon damals sprüchwörtliche Ränkesucht der Advokaten abgaben. Die unausbleibliche Folge war eine gänzliche Verwirrung und Unsicherheit des Rechts. Indessen kam der mächtige Aufschwung der romanistischen Wissenschaft im Anfange des 16. Jahrhunderts, der in Deutschland hauptsächlich durch Ulrich Zasius in Freiburg, eine der glänzendsten Gestalten der damaligen deutschen Gelehrtenwelt, vertreten wurde, doch auch der Regeneration des deutschen Rechts zu Gute, und das nicht bloss mittelbar, denn Zasius, „weit entfernt, durch das römische Recht den deutschen Geist knechten zu wollen, bezeichnete es als seine Aufgabe, von diesem Rechte nur dasjenige zu lehren, was nützlich, heilsam und den Sitten Deutschlands entsprechend sei. Nur wo das deutsche Recht Lücken und Unvollkommenheiten zeigte, wollte er zu dessen Aushilfe und Verbesserung das römische heranziehen; was mit deutscher Sitte in der tieferen Bedeutung dieses Wortes unverträglich war, hatte in seinen Augen keine Gültigkeit“ (Stintzing, Ulrich Zasius, Basel 1857). In der selben Weise wurde auch von Männern wie Konrad Peutinger das Verhältniss des römischen zum deutschen Rechte aufgefasst; ein Beweis dafür, dass die bedeutendsten Männer der Zeit, bei aller Liebe zu ihrem Deutschthum, sich der Erkenntniss nicht verschlossen, dass das römische Recht, verständig und maassvoll benutzt, das deutsche in wesentlichen Punkten vortrefflich zu ergänzen im Stande sei. Hierin aber liegt der berechtigte Kern und bleibende Gewinn des Rezeptionsprozesses. Was Fr. v. Hardenberg (Novalis) in den „Moralansichten“ zunächst von der Reformation sagt: „Es gibt eine Reihe idealer Begebenheiten, die der Wirklichkeit parallel laufen. Menschen und Zufälle modificiren gewöhnlich die idealische Begebenheit, so dass sie unvollkommen erscheint und ihre Folgerungen gleichfalls unvollkommen sind“ — das gilt auch für die „Wiedergeburt“ des klassischen Alterthums und die Rezeption des römischen Rechts. Wie die „Renaissance“ so war auch die Rezeption berufen, einem wahren Bedürfnisse der deutschen Volksseele entsprechend, sich die dauernd werthvollen Errungenschaften vergangener mehr oder weniger verwandter Kulturen anzueignen; nur dass hier noch mehr als dort die historische Begebenheit hinter der „idealischen“ zurückbleibt, und durch widrige Zeitverhältnisse entstellt und verdunkelt erscheint.

Das deutsche Volk steht gegenwärtig vor der grossen und bedeutsamen Aufgabe, sich ein einheitliches Privatrecht zu schaffen und so den Bau seiner nationalen Rechtseinheit zu krönen. Möge es ihm gelingen, das Erbgold des angestammten Rechts in seinem vollen Bestande zu erhalten, aus dem, nach Lage der Dinge als Ergänzung zuzusetzenden römischen Erze zuvor alle unverschmelzbaren Schlacken des urfremden Geistes auszuschneiden, und dann die Mischung so zu treffen, dass dadurch dem Werke, ohne Verfälschung seines deutschen Charakters, nur diejenige Bildsamkeit und Widerstandsfähigkeit verliehen werde, deren es im Hinblick auf seine monumentale Bedeutung benöthigt.

Christian Bering.

Geschäftlicher Theil.

Die **Zentralleitung** bringt hiermit zur allgemeinen Kenntniss, dass von der Generalversammlung des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins zu Bayreuth am 21. Juli 1891 gemäss § 11 der Satzungen zum Vorort und demnach Sitz der Zentralleitung Berlin, zu Mitgliedern der Zentralleitung:

Contre-Admiral à la suite der Marine Graf Waldersee,
Geheimer Ober-Regierungsrath Freiherr von Seckendorff,
Professor Dr. B. A. Wagner,
Major z. D. von Vignau,
Regierungs-Assessor von Puttkamer,
Geheimer Rechnungsrath Erdtmann,
Premier-Lieutenant von Chelius,
Hofkapellmeister Sucher,
Freiherr von Wolzogen,

gemäss § 24 der Satzungen
zum Delegirten des Kuratoriums des Richard Wagner-Festspiel-Stiftungsfonds auf die Dauer von 2 Jahren:

Freiherr von Wolzogen,

gemäss § 15 der Satzungen

zu Rechnungs-Revisoren:

Regierungsrath Ressler und
Professor Dingeldey,

zu deren Ersatzmännern:

Oscar Merz und
Kapellmeister Smolian

gewählt worden sind.

Seitens der Zentralleitung sind auf Grund des § 10 der Satzungen

Herr Bürgermeister, Geheimer Hofrath von Muncker zu Bayreuth zum
Vorstand des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins und

Herr Justizrath Meyer ebendasselbst zum Stellvertreter

für die Zeit bis zur nächsten ordentlichen General-Versammlung des Vereins gewählt worden.

Die Funktionen innerhalb der Zentralleitung sind in folgender Weise vertheilt worden:

I. Vorsitzender: Freiherr von Seckendorff, Geheimer Ober-Regierungsrath,

II. „ Dr. B. A. Wagner, Professor,

I. Schriftführer: von Vignau, Major z. D.

II. „ von Stuckrad, Hauptmann, in Vertretung des von Berlin
abwesenden bisherigen II. Schriftführers, Regierungs-Assessors
von Puttkamer.

Kassirer: Erdtmann, Geheimer Rechnungsrath.

Da Herr Contre-Admiral à la suite der Marine Graf Waldersee und Herr Regierungs-Assessor von Puttkamer bis auf Weiteres zur Theilnahme an den Berathungen der Zentralleitung dauernd verhindert sind, so hat die Zentralleitung auf Grund des § 13 Abs. 2 der Satzungen aus den im Vororte wohnenden Vereinsmitgliedern

Herrn Musikalienhändler P. Thelen und

Herrn Hauptmann von Stuckrad

zu Stellvertretern der oben genannten Herren bestimmt.

Der bisherige Kassirer der Zentralleitung, Herr Geh. Rechnungsrath Erdtmann, hat wegen andauernder Krankheit seine Funktionen niedergelegt und Herr Musikalienhändler P. Thelen die Kassirer-Geschäfte übernommen.

Die verehrlichen Zweigvereinsvorstände und Ortsvertretungen ersuchen wir daher ergebenst, von jetzt ab alle für die Zentralleitung bestimmten Werthsendungen und eingeschriebenen Briefe an den nunmehrigen Kassirer, Herrn Musikalienhändler P. Thelen, Berlin S.W. Friedrichstrasse Nr. 233 gelangen lassen zu wollen.

Berlin, im Oktober 1891.

**Die Zentralleitung
des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins.**

Veränderungen in Zweigvereinen und Ortsvertretungen.

Kitzingen a./M. Die Vertretung hat sich aufgelöst.

Münnerstadt. Herr Gymnasial-Professor J. Ducrue hat in Folge seiner Versetzung die Vertretung niedergelegt. Herr K. Rentbeamter H. Hartmann hat sie übernommen.

Philadelphia. Hier ist durch Herrn H. Med. Dr. Chas. Herwirsch — 641 North 39 St. Street — eine neue Vertretung begründet worden.

Wien. (Neuer Rich. Wagner-Verein.) In der ordentlichen Vollversammlung am 14. Oktober d. Js. wurden folgende Herren in den Vorstand gewählt:

Haller, Karl, Lehrer, Obmann.
Traeger, Alois, Jurist, Obm. Stellvertreter.
Rechl, Adolf M., I. Schriftführer.
von Kissling, Adolf, II. Schriftführer.
Walter, Friedrich, Säckelwart.
Arno, Karl, Kunstwart.
Lippert, Felix,
Klostermeier, Friedrich,
Wagner, Gerhard F.,
Schnabl, Gustav,

} Ausschüsse.

Veranstaltungen in Zweigvereinen und Ortsvertretungen.

Berlin. W.-V. 58. Vereinsabend 4. 11. 91: Beethoven, Sonate für Viol. u. Klav. Op. 47, K. Kreutzer gewidmet (Hr. Kammervirtuose Fritz Struss, Hr. Felix Dreyschock); „Der Engel“ (a. d. fünf Gedichten, komp. 4. Dez. 1857); Hugo Wolf, „Der Freund“, „Verschwiegene Liebe“, „Der Musikant“, Gedichte von Eichendorff (Hr. Konzertsänger Emil Severin); *Erda's Warning a. d. „Rheingold“* (Frau Hedwig Alberti); Franz Liszt, die Wasserspiele der Villa d'Este, a. Années de pèlerina, Mephisto-Walzer (Hr. Dreyschock); Ansprache zum Gedächtnisse Carl Tausig's (geb. 4. 11. 1841) durch Herrn Dr. R. Sternfeld; Beethoven, Romanze F-dur (Hr. Struss); „Im Sturm“, Lied von Hans Sommer, „In Liebeslust“, Lied von Franz Liszt (Fran Hedwig Alberti); Hugo Wolf, „Der Sänger“ von Goethe (Hr. Severin); Karl Tausig, 2 Capricen nach Walzern von Johann Strauss: „Nachtfalter“ und „Man lebt nur einmal“ (Hr. Dreyschock).

Darmstadt. Z.-V. XII. Vereinsabend 26. 10. 91: Liszt, cantique d'amour f. Harfe, Arcadelt, Ave Maria u. Thomas, welsh melodies f. Harfe (Hr. Kammervirtuose H. Vizthum a. Hannover); Eckert, Arie a. „Wilhelm von Oranien“ u. Lieder von Weber, Grieg u. Schumann (Fr. Hofoperns. Weber); Scene a. d. II. Aufzuge des „Parsifal“ (Kundry: Kammers. Frä. Pauline Mailhac, Parsifal: Hr. Kammers. Oberländer a. Karlsruhe). Klavierbegleitung: Hr. Hofoperndirektor F. Mottl a. Karlsruhe.

Plauen i. V. Zw.-V. I. Abonnements-Konzert unter Mitwirkung der Herrn G. Anthes, kgl. sächs. Hofoperns., und Fritz von Bose, sowie des Stadtorchesters (Harfe: Frä. Johanna Geidel, Harmonium: Hr. Organist Bitterlich) unter Leitung des Hrn. Mus.-Dir. O. Zöphel, 30. 10. 91: Beethoven, Eroica-Symphonie, Mascagni, Vorspiel, Siciliana, Intermezzo a. d. „Cavalleria rusticana“, Klavierwerke von Schumann, Chopin, Paderewski, Reinecke, Lieder: „An die Leyer“ von Schubert, „Mädel, komm und küsse mich“ von Förster und die „Träume“. —

Wiener-Neustadt. Z.-V. I. interne Zusammenkunft 7. 10. 91. Vortrag des Herrn Bockmayer a. Mödling „über die Bühnenfestspiele des Sommers 1891, insbesondere über „Tristan u. Isolde“, mit Gesangs- und Klavier-Vorträgen aus diesem Werke. —

Wien. Monatsbericht des Neuen Richard Wagner-Vereins (Zweigverbandes des „Allgemeinen Richard Wagner-Vereines“). Im ersten Monate des Vereinsjahres 1891/92 gelangten zur Aufführung am 7. 10. 91.: *Kaisermarsch* (Hrn. Hynais, Reiter); Schubert, „Gute Nacht“, „Der Jäger“, „Ungeduld“ (Hr. Strazanek, Klav. Hr. Reiter); Schubert h-moll Symphonie I. Satz (Hrn. Hynais und Reiter); „Träume“, „Schmerzen“ (Hr. Fraungruber, Klav. Hr. Reiter); *Schusterlieder aus den „Meistersingern“* (Hr. Strazanek, Klav. Hr. Reiter); Reiter, Mailied von Goethe (Hr. Fraungruber, Klav. Hr. Reiter). — Am 14. 10.: *Huldigungsmarsch* (Hrn. Hynais—Schnabl); J. S. Bach, Air und A. Wilhelmj, Romanze für Geige und Klavier (Hr. Duesberg, Klav. Hr. Hynais); Weber, Euryanthe-Ouverture (Hr. Reiter—Hynais); Reiter, „Sehnsucht“ (Geibel), „Der Sänger“ (Goethe) (Ges. Hr. Fraungruber, Klav. Hr. Reiter). — Am 21. 10.: Liszt, Les préludes (Hrn. Hynais—Schnabl); Liszt, Harm. poët. et relig. Ave Maria (Hr. Hynais); „Deutsche Kunst und deutsche Politik“, I. Abschnitt, vorgelesen von Hr. Haller; Liszt, Mazeppa (Hrn. Schnabl—Reiter). — Am 28. 10.: „Deutsche Kunst und deutsche Politik“, II. Abschnitt, vorgetragen von Hr. Haller; Beethoven, II. Symphonie II. Satz (Hrn. Hynais—Haller); Mozart, Adagio in h-moll; C. Ph. E. Bach, Rondo; Liszt, Canzonetta (Années: Hr. Hynais,

An die geehrten Herren Vertreter und Vereinsvorstände.

Mit dem vorigen Stücke der B. Bl. wurden Schemata zur Ausfüllung für die Statistik der Aufführungen der Werke auf deutschen Bühnen vom 1. Juli 1891 bis 30. Juni 1892 an die folgenden 45 Vertretungen des A. R. W.-V. versandt: Aachen (Nütten), Amsterdam (Viotta), Augsburg (Gitter), Barmen (Ibach), Basel (Nägeli), Berlin (Kloss), Braunschweig (Bauer), Bremen (Meinhardt), Breslau (Hainauer), Brünn (Prosl), Budapest (Gianicelli), Chemnitz (Plötner), Darmstadt (Flinsch), Düsseldorf (Stein), Eisenach (Thüreau), Elberfeld (Lucas), Frankfurt a./M. (Hartmann), Freiburg (Dimmler), Gotha (Tietz), Graz (Hofmann), Halle (Kaiser), Hamburg (Armbrust), Hannover (Vizthum), Karlsruhe (Reuss), Kassel (Besser), Kiel (Pätzelt), Köln (Schmitz), Königsberg (Wittke), London (Cyriax), Magdeburg (Rebling), Mannheim (Heckel), Nürnberg (Baselt), Olmütz (Labler), Piacenza (Ducati), Reichenberg (Proksch), Riga (Glasenapp), Strassburg (Roffhack), Stuttgart (Kürschner), Trier (Druffel), Utrecht (Nolthenius), Weimar (v. Hesberg), Wien (Boller), Wiesbaden (Frech), Würzburg (Banger), Zürich (Ulrich); und ausserdem an 9 Privatpersonen, die uns früher freundlich bedient haben: in Dresden, Frankfurt a./O., Leipzig, München, Paris, Prag, Rostock-Schwerin, Stettin, Stuttgart.

Wir ersuchen die betr. Herren Vertreter und Vereinsvorstände dringend um gef. Ausfüllung dieser Schemata und Einsendung an die Redaktion bis 1. Juli 1892.

Insbesondere aber wiederholen wir unsere, in den Vorjahren unbeachtet gebliebenen Bitten um gütige Mittheilungen aller litterarischen Erscheinungen und Zeitungsartikel in unserer Sache, welche unseren Vertretern im Laufe des Jahres 1891/92 bekannt werden sollten. Wir werden jede solche Mitarbeit als ein erfreuliches Zeichen wirklich bestehender Gemeinsamkeit innerhalb des Allgemeinen R. Wagner-Vereines dankbar begrüssen.

Bayreuth, 1. November 1891.

Die Redaktion der „Bayreuther Blätter“.

Richard Wagner-Festspiel-Stiftung.

Rechnung über den Stand des Fonds der Richard Wagner-Festspiel-Stiftung
pro 1889/90 und 1890/91.

Nr.	Einnahmen.			Nr.	Ausgaben.		
		ℳ	℔			ℳ	℔
I	An Fundationszuflüssen von der Zentralleitung des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins			I	Auf Ausleihung von Kapitalien:		
	pro 1889/90	6 832	—		pro 1889/90	10 483	85
	Hierunter befanden sich an Spenden: 520 ℳ 82 ℔				pro 1890/91	13 098	37
	pro 1890/91	10 491	—	II	Auf sonstigen Ausgaben, nämlich: für Coursverluste, Stückzinsvergütungen und Porto:		
	Hierunter befanden sich an Spenden: 733 ℳ 02 ℔				pro 1889/90	227	32
II	An Zinsen von Aktivkapitalien:				pro 1890/91	98	30
	pro 1889/90	1 179	17				
	pro 1890/91	1 514	82				
III	Aus heimgezahlten Aktivkapitalien:						
	pro 1889/90	2 700	—				
	pro 1890/91	1 190	85				
		23 907	84			23 907	84

Das Vermögen der Richard Wagner-Festspiel-Stiftung beträgt pro 1. Juli 1891 49 208 ℳ 37 ℔.

Das Kuratorium der Richard Wagner-Festspiel-Stiftung.

Im Buchhandel zu beziehen durch C. F. Leode, Leipzig.

Im Verlage des A. R. Wagner-Vereines.

Druck von Th. Burger, Bayreuth.

XII.

Was Euch nicht angehört,
 Müsset Ihr meiden,
 Was Euch das Inn're stört,
 Dürft Ihr nicht leiden — —

(Goethe.)

Eine Doppel-Erinnerung.

Nach hundert Jahren wird es jedesmal den Kunstschreibern leicht, über die Bedeutung einer künstlerischen Persönlichkeit, deren Geburts- oder Todesjahr gefeiert werden soll, mit Sicherheit zu plaudern. Dass es unmöglich ist, zu erfahren, was die selben Schriftsteller zur Zeit der Thätigkeit einer solchen Persönlichkeit über diese der Welt geoffenbart haben würden, bleibt im Interesse der Werthschätzung derartiger Offenbarungen sehr zu bedauern. Die Annahme mag jedoch keine grundlose sein, dass es das selbe widersinnige Geschreibsel der damaligen Helden der Feder gewesen sein würde. Der Gegenwart geben derartige Gedenktage Veranlassung, mit einem ersichtlichen Wohlbehagen die in der Anerkennung eines Meisters von der Vergangenheit verübte Vernachlässigung wieder gutzumachen, da es immer eine angenehme Empfindung bereitet, den Splitter im Auge des Bruders zu erblicken, ohne des Balkens im eigenen Auge gewahr zu werden. Nur wenige Schriftsteller haben zur Ausübung ihres Kunstrichterberufes nicht allein das nöthige Rüstzeug der Gelehrsamkeit, sondern auch die nothwendige Gesinnung der Gerechtigkeit besessen. Gerade der Mangel an dieser letztern Eigenschaft hat die grosse Scheidewand zwischen der Kunst und ihren Richtern aufgethürmt; denn es ist unmöglich, der Ersteren mit innerlicher Ergebenheit zu dienen und zugleich in diesem Dienste seinem eigenen Ich ein Denkmal setzen zu wollen. Darum finden sich die ernstesten und fördernden Richter nur unter den Künstlern selbst, da diese im Stande sind, das ihnen erscheinende Werk von den vielen äussern Urtheilsfaktoren loszulösen und es als Werk an sich zu betrachten. Ihnen kann auch nicht die Unvorsichtigkeit unterlaufen, zu Lebzeiten eines Meisters die vielen Wandlungen in der Ver- und Anerkennung seiner Thätigkeit mitzuwandeln, in Folge deren den Schriftstellern, welche dieser Gefahr nicht ausweichen, der Anspruch auf Selbstständigkeit ihrer Auffassung nicht zugestanden werden kann. Doch kennen neuerdings Viele unter ihnen den Ausweg, mit einem berechtigten Eigensinn an ihrer einmal vom Publikum erhaschten Ansicht festzuhalten, um so der

Kunst und ihren Dienern recht — charaktervoll gsgenüberstehen zu können. Sie vergessen nur leicht, dass der Strom auch der künstlerischen Ereignisse zu einer solch' riesenhaften Sturmfluth angeschwollen ist, dass jene für die Kunstgeschichte harm- und werthlosen Krümmungen der „Kritik“ unbeachtet bleiben können und werden. Den deutlichsten Beweis für eine solche Nichtachtung liefern die Doppelfeste, welche zu Ende dieses Jahres gefeiert werden sollen. Am 5. September 1791 wurde Jakob Liebmann Beer, Meyerbeer, in Berlin geboren; am 5. December des selben Jahres starb Mozart in Wien. Die Würdigung, welche beiden Künstlern an ihren Gedenktagen zu Theil wird, schliesst durchaus nicht die Berücksichtigung der schriftstellerischen Beurtheilung in sich, welche sie zu ihren Lebzeiten erlitten haben. In Bezug auf Mozart wäre jedoch eine Erinnerung an seine Richter insofern von Interesse, als manche seiner heutigen Lobredner in dem Spiegel des damaligen Schriftstellerthums ihr eigenes Bild erblicken würden, wovon sie allerdings nicht besonders angenehm berührt sein könnten. Bei Meyerbeer verhält sich die Sache darum anders, weil er nicht nur die Kunst und ihre Tempel, sondern auch ihre Richter beherrschte, freilich nicht allein durch den „Zauber“ seiner Persönlichkeit.

Wenn es also für die Geschichte völlig gleichgiltig ist, was die Kunstschreiber über eine Kunsterscheinung veröffentlicht haben, so ist es in hohem Grade von Bedeutung, zu erfahren, was ein Künstler, als Vertreter seines Standes, über Werke seines Zunftgenossen enthüllt und offenbart hat. Darum mag hier an eine Aeusserung erinnert und angeknüpft werden, welche dadurch noch ein besonderes Interesse beansprucht, dass der Verfasser schon beide, im Grunde völlig verschiedene Meister gegeneinander abwägt, ohne an das Moment der Gleichzeitigkeit gedacht zu haben. Es ist ein Aufsatz Weber's, welcher, datirt vom 15. Januar 1820, einleitende Worte für die bevorstehende Aufführung der Meyerbeer'schen Oper „Emma di Resburgo“ enthält. Nach einer inhaltreichen Betrachtung über Glück und Zufall bei der An- und Aufnahme eines neuen Kunstwerkes an einem deutschen Theater und nach einigen Auslassungen über das Werk selbst wendet sich der Verfasser an dessen Schöpfer, indem er ihm den Vorwurf macht, „gefallen zu wollen.“ Meyerbeer war nach Italien gegangen, um sich aus der langweiligen Kontrapunktik der deutschen Schule herauszureissen und die italienische Kunst der gesanglichen Schreibart zu studiren. Dabei hatte er zu Weber's Bedauern einen Theil seiner selbständigen Kraft eingebüsst und „es für nothwendig erkannt, nicht nur süsse, üppig schwellende Früchte auf die Tafel setzen, sondern sie auch gerade mit diesen Modeformen verzuckern zu müssen.“ Bei der Absicht der deutschen Künstler, das eigene Wissen und Können in Beziehung zu den Vortheilen anderer Völker zu setzen, liegt die Gefahr nahe, eben nicht nur diese Vortheile nutzbringend auszubeuten, sondern auch jene Züge zu verwerthen, welche dem deutschen Wesen völlig fremd, ja schädlich sind. Dieser Ge-

fahr werden nur Diejenigen siegreich entinnen, welche ausser dem Bewusstsein von der eigenen Schöpferkraft Ueberwindung genug besitzen, die auf den Kitzel der leicht zu gewinnenden Menge berechneten Lockmittel zu verschmähen. Nichts liegt den Deutschen ferner als die Berechnung; aber auch Nichts ist ihnen ureigenthümlicher, als der Drang nach weltumfassender Bildung in Kunst und Wissenschaft. Darum sollen sie sich von ihren grossen Lehrmeistern ausser in vielen andern Dingen auch in der Geschicklichkeit unterrichten lassen, mit welcher auf dem Wege nach jener Weltweisheit die Weltschwächen erkannt und — vermieden werden. Wer nun eine solche Schwäche wie eben die Berechnung erkannt hat und sie nicht vermeidet, sondern sie zu selbstsüchtigen Zwecken auszubeuten strebt, geräth in die Gefahr, an seinem Deutschthum einzubüssen und für die Mitarbeit an der Bereicherung und Vervollkommnung der deutschen Kultur unbrauchbar zu werden. Dass diese Gefahr in besonders hohem Grade bei Meyerbeer vorhanden war, durchschaute Weber, welcher die Entwicklung seines hochbegabten Genossen seit der Zeit ihrer gemeinschaftlichen Studien beim Abt Vogler in Darmstadt angelegentlich verfolgt hatte. In seiner selbstlosen Weise wagt er einen öffentlichen Versuch, den Jugendfreund zu retten und ihn der deutschen Kunst zurückzuführen. „Darf der Schreiber dieses“, so heisst es am Schlusse jenes Aufsatzes, „einen Wunsch aussprechen, so ist es der, dass Herr Meyerbeer nun, nachdem er die Kunst in ihren vielseitigen Abzweigungen, nach der Gefühlsweise der sie pflegenden Nationen, studirt und seine Kraft, so wie die Geschmeidigkeit seines Talents, erprobt hat, ins deutsche Vaterland zurückkehren und mit den wenigen die Kunst wahrhaft Ehrenden auch mit fortbauen helfen wolle an dem Gebäude einer deutschen National-Oper, die gern von Fremden lernt, aber es in Wahrheit und Eigenthümlichkeit gestaltet wiedergibt, um uns so endlich auch den Rang unter den Kunst-Nationen festzustellen, dessen unerschütterlichen Grund Mozart in der deutschen Oper legte.“ Es ist wohl kaum eine „Kritik“ aufzufinden, aus welcher der Ernst, mit dem in das Wesen eines Künstlers und seines Werkes eingedrungen wird, strahlender hervorleuchtet als aus diesen Worten. Die tiefe Bekümmerniss beim Erkennen des Schadens und die aufdämmernde Ahnung von der gänzlichen Rettungslosigkeit lassen den Kunstgenossen zum warnenden Richter werden. Und dieser Richter, durchdrungen von dem Hohenpriesterberufe, in welchen ihn sein Kunstschaffen eingeführt hat, ruft den in der Welt verirrtten jüngern Genossen an den Altar zurück, auf welchem das heilige Feuer der Kunst und insbesondere der vaterländischen ihre Flammen zur Begeisterung ihrer Diener auflodern lässt. Doch sollte dieser Ruf schon zu spät erschallen: jener Diener war bereits sein eigener Priester geworden und hatte mit sicherem Blicke die Vortheile einer ausserhalb der Kunst liegenden Schaffensweise erschaut und zu verwerthen gelernt. Auch war von Weber ein Umstand übersehen worden, unter welchem er selbst in dem selben

Grade zu leiden gehabt hatte, in welchem sein Kunstgenosse von jenem auf das Wirksamste unterstützt wurde. Dieser Umstand war und ist noch immer die liebevolle Anhänglichkeit der Deutschen an alles Ausländische oder vom Auslande Anerkannte, besonders wenn das Ausland Frankreich heisst. Es hat oft den Anschein, als sei es den Deutschen unbehaglich, zuweilen über ihre westlichen Nachbarn einen politischen Sieg davongetragen zu haben, und als müssten sie nun, um die Niederlage in möglichst trübem Lichte erscheinen zu lassen, wenigstens in geistiger Beziehung als ihre Knechte einherkriechen. Ja, sie sind oft ihrer eigenen Kunst und ihrer grossen Künstler erst wahrhaft froh geworden, wenn Paris sich herabgelassen hatte, den Weihespruch darüber zu verkündigen. Die „neunte Symphonie“ begann den Deutschen erträglicher zu werden, als ihnen mitgetheilt wurde, dass dieses Werk in den Pariser Konservatoriumskonzerten eine glänzende Aufführung und eine ebensolche Aufnahme gefunden habe. So wird es auch im Allgemeinen als eine Art Erlösung aus schweren Banden empfunden, dass die „Grosse Oper“ an der Seine dem, wenn auch manigfach romansirten, „Lohengrin“ endlich mit grossem Geräusch die heiligen Pforten geöffnet hat. Als der urrechte „Lohengrin“ vor vierzig Jahren seinen stillen Einzug in den bescheidenen Musentempel an der Ilm gehalten hat, da freuten sich die guten Deutschen gerade unmenschlich darüber, dass — der „Prophet“ in Paris mit ausserordentlichem Erfolge aufgenommen sei: die grosse That des kleinen Weimar ist damals nur wenigen Aufmerkenden klar geworden. Freilich — und das mag als Erklärung und Entschuldigung angeführt werden — fehlte den Deutschen ein Gefühl der Einheit und Zusammengehörigkeit, ohne welches ein gemeinsames Geisterleben unmöglich ist. Die politische Zerrissenheit hat ihre unheilvollen Wirkungen Jahrhunderte lang nur allzuheftig in die Kunst hineingetragen. Die grossen Schöpfer fanden für ihre Offenbarungen immer nur eine kleine zerstreute Gemeinde, welche ihrer Mittheilung ein annäherndes Verständniss entgegenbringen konnte. Das grosse deutsche Volk, für welches jene Meister gearbeitet hatten, musste theilnahmslos an ihren Werken vorübergehen, weil es sich eben nur als eine zerspaltete Volksmasse, nicht aber als ein Volk mit der gemeinsamen Fessel des Deutschthums kannte. Und aus diesem Deutschthum heraus war die Fülle der dichterischen und musikalischen Kunstwerke geflossen! Dadurch, dass Frankreich sich seit Jahrhunderten als ein in sich abgeschlossenes Ganzes fühlte, war die Wechselwirkung zwischen den einzelnen hervorragenden Geistern und der Gesamtheit eine viel grössere, und die Erstern fanden schon zu Lebzeiten bei weitem leichter die nothwendige Anerkennung des einen Volkes und des einen Hofes. Es kann nur als seltene Ausnahme angesehen werden, wenn diese einmal versagt blieb, wie es bei Berlioz der Fall gewesen ist. Durch jene Gemeinsamkeit, über welche Deutschland stäts in übergrosse Bewunderung gerieth, ohne den Versuch der Nachahmung zu wagen, gelangte Frankreich zu

einer geistigen Herrschaft, in deren Dienst sich die vielen kleinen deutschen Fürsten um so bereitwilliger stellten, als sie dadurch der Beachtung einer in ihren eigenen Ländchen auftauchenden Kulturbereicherung enthoben wurden. *Lutetia* (Parisiorum) *locuta est* genügte, um grosse Summen zur Herbeischaffung eines neuen französischen Augenblickswerkes zur Verfügung zu stellen und ihm alle Kunsttempel zu öffnen, während die armen deutschen Dichter und Musiker mit ihren für die Ewigkeit geschaffenen Werken vergeblich von einer Thüre an die andere klopfen mussten; für sie kam die richtige Zeit stäts — nach ihrem Tode. Nur Meyerbeer machte hiervon eine Ausnahme; aber nicht eine vom Schicksal gewährte, sondern eine sich selbst erzwungene. Sein Blick täuschte ihn nicht, und nicht umsonst setzte er seinen Fuss in Paris nieder, um von hier aus einen Siegeslauf zu beginnen, wie er ihm von Deutschland aus völlig unmöglich gewesen wäre. Um das schon überaus verwöhnte Paris in einen bisher ungekannten Tummel zu versetzen, galt es neue Bahnen zu beschreiten, Bahnen, auf welchen weniger eine grössere Vertiefung oder innerliche Erweiterung der Kunst, als vielmehr eine nutzlose, ja schädliche Bereicherung ihrer äussern Mittel zu ermöglichen war. Die Benutzung dieser Mittel zur Erzielung eines äusserlichen Erfolges bildet die Kluft, welche Meyerbeer von den deutschen Künstlern und der deutschen Kunst trennt. Es braucht kein Streit darüber ausgefochten zu werden, wie gross sein Talent an sich und im Verhältniss zu andern Künstlern gewesen ist. Es können den Anhängern seiner Muse alle Forderungen auf Anerkennung einer in ihr bekundeten grossen Begabung und Geschicklichkeit ruhig zugestanden werden. Darum dreht sich die Frage nach dem Werth der Meyerbeer'schen Werke gar nicht. Selbst wenn in diesen der göttliche Funke der ursprünglichen Erfindung durchgehends zugestanden werden könnte, so dürfte ihre Einschliessung in die Reihe der Entwicklung der deutschen Kunst doch verweigert werden; denn urdeutsch ist die Schöpfung derjenigen Werke, welche um ihrer selbst willen haben geschrieben werden müssen; undeutsch die Zustandebringung derjenigen, welche ihre Verfertiger nur zu ihrem eigenen Preise und Vortheile haben schreiben wollen. Die Bekundung dieses Willens war das charakteristische Merkmal für die Schaffensweise Meyerbeer's. Er äusserte stäts das, was er wollte, nicht das, was er musste. Sein reiches Können wurde von ihm nur dazu verwandt, überraschende und staunenerregende Wendungen hervorzurufen, einerlei, ob diese mit dem Bühnenvorgange im Einklange standen oder nicht. Aus diesem Gesichtspunkte heraus lassen sich viele der widerwärtigsten Stellen begreifen, wozu besonders jene gerechnet werden müssen — und sie sind sehr zahlreich —, welche den offenbarsten Widerspruch zwischen der Musik und der musikalisch auszudrückenden Empfindung aufweisen. Sehr wunderbar braucht dieser Umstand jedoch auch nicht zu erscheinen, wenn berücksichtigt wird, dass ihm als Musiker der Dichter

völlig gleichgiltig war. Das dichterische Werk erschien ihm nicht als ein Vorgang, welcher durch die Musik zu vertiefen und zu deutlicherem Ausdruck zu bringen sei, sondern als ein willkommenes Objekt, an welchem seine musikalischen Vivisektionen mit Leichtigkeit ausgeführt werden konnten. Bei einem derartigen Verfahren konnte allerdings nie ein wohlthuendes Gesamtbild geschaffen werden. Daher sind seine sämtlichen Werke nur Zerrbilder geworden, auf welchen die grössten Gegensätze harmlos ineinandergeschmolzen, und die Wechsel vom Erhabenen oder, richtiger gesagt, Annehmbaren und Lächerlichen als ganz von selbst verständlich dargestellt sind. Die grossen Bemühungen seiner Vorgänger auf dem Gebiete der Oper, in ihr zu einer musikalisch-dramatischen Gesamtleistung zu gelangen, wurden von Meyerbeer lächelnd vermieden, indem er sich bestrebte, ein mit aller erdenklichen Spitzfindigkeit zusammengestückeltes theatralisches Blendwerk zu verfertigen, welchem der gewichtige Name „Grosse Oper“ beigelegt wurde. Mit dem „Robert“ und seinen Brüdern („Prophet“ und „Hugenotten“) und Schwestern („Afrikanerin“ und „Dinorah“) sollte die ganze mühsam errungene Kette vom „Orpheus“ bis zur „Euryanthe“ entgliedert und zerrissen werden. Auch wäre dieser Versuch zweifellos gelungen, wenn nicht zur selben Zeit von anderer Seite her die Kette wieder fest zusammengeschmiedet und so mit dem wahren musikalischen Drama verbunden wäre. Die Schöpfung des „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ allein schon hätte genügt, um den lebhaftesten Protest gegen die Orgien, welche auf dem Boden der „Grossen Oper“ gefeiert wurden, zu erheben, wenn nicht in „Oper und Drama“ auf das Allerdeutlichste die Unnatur dieser neuen Errungenschaft noch besonders nachgewiesen wäre. — Wie die Dichtkunst dem Musiker Meyerbeer im wahren Sinne des Wortes nur als Sklavin diente, so musste ihm auch die Musik selbst nur — dienen; aber nicht nur seine eigene, sondern auch fremde wusste er für seine Zwecke zu verwenden. Selbst bei flüchtiger Betrachtung der „Hugenotten“ muss die Verarbeitung der kühnen Luthermelodie jeden fühlenden Menschen mit Entsetzen erfüllen. Dieses Lied war auf der Feste Coburg in einer Stimmung gedichtet und gesungen, in welcher „man im Kampfe mit einer Welt voller Feinde sich auf das Bewusstsein zurückzieht, dass man eine göttliche Sache vertheidigt, die nicht untergehen kann.“ Nicht ausgeprägter kann ein Rhythmus ein überzeugendes Gefühl, vor Allem ein solch' felsenfestes, wie jenes war, zum Ausdruck bringen! Wie das Gedicht selbst der sichere Hort wurde, in welchen sich die protestantische Gemeinde bei jeder Verfolgung flüchten konnte; so ist diese Sicherheit bei aller Einfachheit auch musikalisch ausgestattet. Und da der Feind, gegen welchen dieses Kampflied gerichtet wurde, das verfinsterte Rom ist, so erscheint es zugleich als ein Zeichen urdeutscher Gesinnung, in welche sich nichts Fremdländisches einschleichen soll. Konnte nun das katholische Paris, welches der Gegensatz von allen diesen Elementen war, sich

eine beliebige Verzerrung dieses Liedes ruhig gefallen lassen, so hätte sich doch irgendwo in Deutschland Etwas wie Auflehnung gegen ein solches Gebahren regen müssen. Ganz im Gegentheil: diese bezaubernde Verunstaltung erfüllte Musiker, Protestanten und alle Deutschen mit gleichem Enthusiasmus. Es gibt kein zweites Volk, welches sich weniger seines Volkthums bewusst ist und dieses mehr verletzen lässt als das deutsche. Jedes andere Volk nimmt fremden Kulturstoff in sich auf; aber nur so weit er seine eigene Kultur zu bereichern, nicht zu zerstören im Stande ist. Einzig und allein das deutsche Volk lässt sich in seinem ureigensten Wesen und in seinen ureigensten Schöpfungen verwunden, ohne auch nur einen Finger zur Abwehr zu rühren. Als im Jahre 1859 Herr Gounod zu seinem mit der Verwandlung des „Faust“ in einen Boulevardier errungenen Erfolge beglückwünscht und ihm gleichzeitig in Aussicht gestellt wurde, dass diese Metamorphose bald die Runde durch Deutschland machen würde, wagte er in anerkennenswerther Selbsterkenntniss einen gelinden Zweifel daran auszusprechen. Er, der Franzose, hielt es nicht für möglich, dass sich die Deutschen diese fremdländische Umgestaltung eines Werkes, welches wie kein anderes ihr inneres Leben zur Darstellung brächte, würden gefallen lassen. Der Franzose fühlte in diesem Falle deutscher als die Deutschen selbst, denn kurze Zeit später jubelten sie diesem bis zur Unkenntlichkeit entstellten „Faust“ mit einem Eifer zu, als ob sie damit ihre Freude darüber bekunden wollten, endlich von der ihnen von Goethe aufgebürdeten, unangenehmen Last befreit zu sein. Die wenigen Einsichtsvollen, welche im Interesse der deutschen Dichtung gegen die Aufführung des Gounod'schen Faust in deutschen Landen Einsprache zu erheben wagten, wurden absichtlich falsch verstanden, indem ihnen mit einer Erörterung über die Bedeutung der Gounod'schen Musik entgegnet wurde: als ob es sich hier nicht um etwas viel Werthvolleres als gerade schöne oder hässliche Musik gehandelt hätte! Diese Verkennung des fraglichen Kernpunktes geht noch heutzutage soweit, dass in einem neuerdings veröffentlichten Musik-Lexikon Riemann's folgende, an's Komische streifende Auslassung zu lesen ist: „dass Gounods „Faust,“ der von den Deutschen vielgeschmähte, nicht eine Verhunzung des Goethe'schen „Faust“ ist, beweist mehr als vieles Raisonement die Thatsache, dass ihn Wagner nicht neu komponirt hat; der selbe macht ihm sogar das Kompliment, für die Anrede Evchens durch Walther einen Anklang an die Kirchengangsscene zu wählen.“ Der Muth, welchen Eduard Devrient bekundete, indem er während seiner Thätigkeit am Karlsruher Hoftheater eine Aufführung des Gounod'schen Werkes daselbst hintangehalten hat, ist leider ohne Nachahmung geblieben, wie es mit allen Thaten der Fall ist, welche deutschem Empfinden entsprungen sind. Es ist noch eine gewaltige Arbeit nothwendig, um das volle Verständniss für das, was deutsches Wesen ist, im gesammten deutschen Volke zu wecken. „Und wälschen Dunst mit wälschem Tand sie pflanzen uns

in's deutsche Land. Was deutsch und echt wüsst' Keiner mehr, lebt's nicht in deutscher Meister Ehr'." Zu den deutschen Meistern ist nun Meyerbeer schon aus dem Grunde nicht zu rechnen, weil er es nicht für nöthig gehalten hat, auch nur einen deutschen Text zu komponiren; nicht einmal um eine ordentliche deutsche Uebersetzung seiner französischen Sachen bekümmerte er sich, so wenig hatte er seine „Muttersprache“ schätzen gelernt. Aeusserte sich in diesem Punkte auch sein schädlicher Einfluss, so jedoch noch mehr in der Verderbniss, in welche die ausführenden Künstler in der Beschäftigung mit seinen Werken geriethen. Fand sich in diesen die Berechnung auf die äussere Wirkung vorherrschend, so mussten sich nothgedrungen jene Künstler die vielen Aeusserlichkeiten aneignen, mit welchen einzig und allein die beabsichtigte Wirkung zu erzielen war. Der wirkliche musikalische Sinn ging dabei allmählich verloren. Die feinen Wendungen, mit welchen Mozart seine Koloraturen um die Melodie herum spielen liess, waren in virtuose Kunststückchen ausgeartet, welche ihren Höhepunkt in den Koloraturduetten feierten. Wie ausserdem die ganze Handlung keine innerlich begründete war, so konnte sich auch nirgends ein Charakter folgerichtig entwickeln. Es galt daher nur, diese lose aneinandergereihten Szenen möglichst drastisch zur Anschauung zu bringen und durch viele lebhafte Bewegungen den Mangel an Innerlichkeit zu verdecken. Der Uebergang von der Wiedergabe eines Meyerbeer'schen Helden zur Darstellung eines lebensvollen und wahrheitsgetreuen Charakters wie des „Tannhäuser“ oder des „Lohengrin“, der „Senta“ oder der „Elisabeth“ musste naturgemäss den grössten Schwierigkeiten begegnen, und es hat lange gedauert, bevor auch nur eine Ahnung von dem Unterschiede zwischen der stylosen Kunst des ganzen Apparates der „Grossen Oper“ und dem stylechten Walten einer erhabenen Einfachheit in den musikalisch-dramatischen Werken des Schöpfers des „Lohengrin“ aufzudämmern begann. Wie alles künstlich und gewaltsam Gehobene in sich zusammenbrechen muss, so ist der helle Schein von der Begeisterung für jene Erzeugnisse einer geschickten Berechnung bereits einem trüben Dämmerlicht gewichen, und wenn auch hie und da die Flamme noch einmal auflodert, ganz entfachen wird sie nie wieder: dazu fehlt ihnen doch die Kraft der innern Wahrheit, ohne welche kein Kunstwerk Jahrhunderte überdauern kann. Am Schlusse dieses Jahres wird der hundertjährige Todestag Mozart's festlich begangen, nachdem einige Monate vorher der hundertjährige Geburtstag Meyerbeer's zu grossen Feierlichkeiten Veranlassung gegeben hatte. Es gibt kaum ein zweites Beispiel in der Kunstgeschichte, dass Ende und Anfang zweier Kunstepochen sich so nahe berühren, während ihr Inhalt so unendlich weit von einander verschieden sind. Als der Meister der reinsten musikalischen Natur seine Augen schloss, hatte kurz vorher jener Mann das Licht der Welt erblickt, welcher die Musik zur Dienerin seiner Selbstsucht erniedrigen sollte. Hierin liegt das trennende Motiv,

welches die Wahrheit der Empfindung von der Unwahrheit des Ausdrucks geschieden hat.

Wie wenig es Mozart verstanden hat, sich und seine Kunst zur Geltung zu bringen, geht am deutlichsten aus dem Theaterzettel zur ersten Aufführung der „Zauberflöte“ am 30. September 1791 hervor. Da heisst es: „Eine grosse Oper in 2 Akten von Emanuel Schikaneder.“ Nachdem das gesammte Personal aufgeführt ist, lautet es sodann: „Die Musik ist von Herrn Wolfgang Amade Mozart, Kapellmeister und wirklicher Kammerkompositeur.“ So einfach wurde das Werk angekündigt, welches eben durch die wunderbare Einfachheit und Wahrheit des Ausdrucks die grösste Wirkung hervorbringen und die erste völlig deutsche Oper werden sollte und zugleich, wie es in „Ueber deutsches Musikleben“ heisst, „das vollendetste Meisterstück, das unmöglich übertroffen, ja dessen Genre nicht einmal mehr erweitert und fortgesetzt werden konnte.“ Jene Wahrheit des Ausdrucks scheint den oben angeführten „Kritiker“ besonders gefesselt zu haben; denn der selbe Weber, welcher mit ernsten Worten das Richteramt über die aufkeimenden Unarten seines einstigen Mitschülers hat ausüben müssen, kann nicht genug Worte des übersprudelnden Lobes über den wahrhaftigen Mozart finden, wie er sich in allen Werken von der „Entführung“ bis zur „Zauberflöte“ offenbart hat. „Merkwürdig zeigt sich in der „Entführung“ die vollkommenste Auffassung dramatischer Wahrheit und charakterisirender Deklamation, vermischt mit dem hin und wieder noch nicht ganz gelungenen Lossagen von dem damals in Form und Schnitt Herkömmlichen, was später in ganz abgeschlossener Ueberzeugung mit männlicher Kraft und Besonnenheit, blos der Wahrheit huldigte.“ Ebenso wie später Meyerbeer hatte Mozart in seiner Jugend die Kunst der Italiener studirt und seine ersten Werke im italienischen Style geschrieben; aber diese Art diente ihm nur als Mittel für den Zweck, die musikalischen Formen und die gesangliche Schreibart mit Leichtigkeit beherrschen zu lernen. Sobald dieser Zweck erreicht war, wurden wieder diese Errungenschaften benutzt, um den Ausdruck für das, was er zu offenbaren hatte, stäts richtiger und verständnisvoller zu treffen. Wie weit ihm dies schon gelungen war, bewies er mit der Schöpfung der „Entführung“, welche dem persönlichen Künstlergeföhle Webers als „heitere, in vollster, üppiger Jugendkraft lodernde, jungfräulich zart empfindende Schöpfung besonders lieb ist.“ Weber stellt den Unterschied zwischen der „Entführung“ und den spätern Werken dahin fest, dass in ihr „Mozarts Kunsterfahrung ihre Reife erlangt hatte, und dann nur die Welterfahrung weiter schuf.“ Diese letztere hatte ihn gelehrt, dass es am besten ist, „wenn ein guter Componist, der das Theater versteht und selbst Etwas anzugeben im Stande ist, und ein gescheidter Poet, als ein wahrer Phönix, zusammen kommen — dann darf Einem vor dem Beifalle der Unwissenden auch nicht bange sein.“ Nun ist in Bezug auf die Wahl der Texte vielfache Klage laut geworden, wobei stäts über-

sehen wird, dass Mozart kein unabhängiger Mann und daher auch nicht frei in der Wahl der zu bearbeitenden Stoffe war. Ferner wird ausser Acht gelassen, dass er eifrigst nach guten Stoffen gesucht und an den gefundenen, soweit es ihm möglich war, ausgefeilt hat, was ihm nöthig erschien. Die gegen ihn erhobene Beschuldigung der Nachlässigkeit oder gar Gleichgiltigkeit nach dieser Richtung hin, ist also völlig grundlos. Es fragt sich jedoch, ob es berechtigt sein würde, den gegen Meyerbeer erhobenen Vorwurf der Benutzung fremdsprachlicher Stoffe auch gegen Mozart aufrecht zu erhalten, welcher mit Ausnahme seines letzten Werkes nur italienische Texte für seine Schöpfungen verwandt hat, und ob in dieser Thatsache nicht auch ein Mangel an dem weiter oben nachdrücklich geforderten Deutschthum zu erblicken sein könnte. Zunächst muss berücksichtigt werden, dass Mozart, wenn er auch als ein grosser Reformator gepriesen werden muss, sich doch nicht als Reformator fühlte. Sein ganzes Wesen, sein Fühlen und Empfinden war derartig Musik, dass er auch unbewusst die Befreiung der Musik aus fremden Fesseln zu schaffen im Stande war, ohne dabei gewahr zu werden, dass er damit eine der grössten künstlerischen Rettungsthaten vollbracht hatte. Darum konnte er vorläufig ruhig die italienischen Texte beibehalten, welche schon aus dem Grunde um so willkommener waren, als die damals nur an italienischen Gesang gewöhnten Ausführenden eben darin viel leichter die Absichten des musikalischen Dramatikers erkennen und verwirklichen konnten. Nachdem er mit der Komposition des deutschen Textes zur „Zauberflöte“ das Eis der fremden Sprache für die deutsche Oper gebrochen hatte, nachdem die Schöpfer des „Fidelio“, des „Freischütz“ und der „Euryanthe“ auf der betretenen Bahn weiter geschritten waren, fiel die Entschuldigung mit den Verhältnissen des Zeitgeistes für den Musiker, welcher als Deutscher gelten wollte, fort. Ist einmal das Wesen eines Volkes um einen Schritt weiter gebracht, so kann nur derjenige ihn unbeachtet lassen, welcher nicht mehr zu diesem Volke gezählt werden will. Meyerbeer soll daher den Franzosen verbleiben, welchen er sich mit Gewalt in die Arme geworfen hat; Mozart gehört und bleibt trotz der italienischen Texte den Deutschen. Diese würden sich um ihren grossen Landsmann ein bleibendes Verdienst erwerben, wenn sie endlich für annähernd gute Uebersetzungen seiner Werke sorgen würden, da sie in einer solchen viel deutscher erscheinen würden, als es so den Anschein hat. In getreuer Wiedergabe müssten im „Don Juan“ nach Alfred von Wolzogens Forderung „Inhalt, Klang und Rhythmus der italienischen Sprache“ nachgebildet werden. „Da in Mozarts Partitur,“ wie der selbe Verfasser weiter ausführt, „Wort und Musik überall im vollkommensten Einklang stehen, da man jedes Komma der Rede, jede Hebung oder Senkung der Sprache in der Cantilene durchhört, so muss erkannt werden, dass die auf deutschen Text gesungene Musik nur dann zu ihrer vollen Geltung gelangen kann, wenn der Bearbeiter mit

peinlicher Treue aus ihr heraus zu übersetzen verstanden hat.“ Damit ist dem Uebersetzer der Mozart'schen Werke eine bei weitem schwierigere Aufgabe gestellt worden, als sie beispielsweise Schlegel-Tieck in unvergleichlicher Weise mit der Shakespeare-Uebersetzung gelöst haben. Dass die gebräuchlichen Uebersetzungen unzulänglich seien, begann erst besonders aufzufallen, als der „gescheidte Poet, der wahre Phönix,“ von welchem Mozart nur hatte träumen können, gekommen war und zu seiner Musik sich eigene, wahre urdeutsche Dichtungen geschaffen hatte. Bis dahin war selbst der gebildete Theil des Volkes an den vielen Ungeschicklichkeiten der Sprache achtlos vorübergegangen und hatte sich einzig und allein von der bezaubernden Musik fesseln lassen. — Freilich hat es einer grossen Spanne Zeit bedurft, bevor dieser Zauber in vollem Umfange seine Wirkung ausüben konnte. Der jetzt mit unendlicher Liebe und Verehrung gefeierte Held durfte im Verhältniss zu seiner ausserordentlichen Bedeutung während seines Lebens nur als ein bescheidener Musikmacher einherschreiten. Den Uebergang vom ausübenden zum schaffenden Künstler will die Gegenwart einem Genius nie verzeihen, indem sie sich von der Ueberzeugung gefangen nehmen lässt, dass die volle Bethätigung der geistigen Kräfte nach einer Richtung hin diese gänzlich aufgezehrt und sie für eine neue Thätigkeit völlig unbrauchbar gemacht haben müsse. Darum fand Mozart eine wirkliche Anerkennung für seine Thätigkeit als Komponist nur, soweit er seine Werke selbst zur Geltung bringen konnte, mit andern Worten, soweit er als ausübender Künstler die für diesen seinen Beruf geschaffenen Sachen unter der Flagge des Virtuositenthums einschmuggeln konnte. Der viel grössere Mozart, welcher das Feuer seiner Musik in hellen Flammen in der Oper auflodern liess, wurde vielfach — abgelehnt. Nur dem ernstesten Charakter seiner Nachfolger ist es zu verdanken, dass heute auch von diesem Mozart geredet wird. Nur durch ihren Hinweis auf ihren grossen Vorgänger wurde der Welt klar, was ihr von diesem geschenkt war! Freilich nicht die Oper als solche! Wie schon vorher erwähnt worden ist, konnte es nicht in seiner Absicht liegen, das vorhandene Gebäude der Oper einer Umwälzung zu unterziehen, da er keine Gedanken über das Wesen der Oper, sondern nur Operngedanken hatte. Und Alles, was er musikalisch dachte und fühlte, schaffte er in dieses Gebäude hinein. Glanzvoll wusste er es einzurichten und jedem einzelnen Raum einen bis in's Kleinste ausgefeilten Charakter zu verleihen. So schaffte er keine neue Art eines bestehenden Genre's; sondern liess dies Genre nur in einem ungeahnten Lichte erleuchten. Was der Musik vorher nicht möglich gewesen war, dazu verhalf er ihr mit Leichtigkeit: einen beredten Ausdruck für die menschlichen Charaktere auf der Bühne zu äussern. Er offenbarte mit grosser Klarheit die Unendlichkeit der Empfindung, welche in der Musik verborgen lag. Hierdurch wurde er zum Wegweiser für die Entdeckung des Dramas, dessen Sprache zugleich Musik sein sollte. Doch mussten darüber

noch Jahrzehnte vergehen. Die Zwischenzeit wurde dazu benutzt, um der Welt die Ueberzeugung beizubringen, dass mit Mozart das Wesen der Oper erschöpft sei, und dass wirkungsvoll nur in seinem Style weitergebaut werden müsse, um mit diesen Beweisen zugleich das Wesen aller Kunst zu leugnen, deren Lebenskraft nie versiegt, und die in jede neue Schöpfung schon den Keim der zukünftigen hineinpflanzen lässt. Allerdings wird stäts in grossen Zeiträumen eine Bahn durchlaufen; aber es ist unmöglich auf ihr wieder umzukehren und von vorn zu beginnen. Ist das Ende einmal erreicht, so öffnet sich von selbst eine neue, deren Ursprung eben im Ende der durchlaufenen zu finden ist. Bei den ästhetischen Unternehmungen über den Werth der Mozart'schen Musik ist die Lehre, welche sie auf's Deutlichste ausspricht, von Niemandem entdeckt worden, dass sie zu ihrer schönsten Entfaltung durch ihren Gebieter stäts nur im Dienste der Dichtung und niemals allein aus sich selbst heraus gelangt ist. Als nun die aus dieser Lehre hergeleitete neue Bahn betreten wurde, entbrannte sogar der heftigste Kampf gegen ein solches Missverstehen des Mozart'schen Geistes, und Mozart wurde gegen den wahren Mozart als höchster Trumpf ausgespielt, indem der Letztere zum inhaltlosen Musikmacher erniedrigt werden sollte. Dass er gerade so ganz von Musik erfüllt war, dass er sie ohne Inhalt nur recht hilflos zu schaffen im Stande war, wollten die Vertheidiger eines leeren Formalismus nicht einsehen, und selbst der Musiker, zu dessen Vertheidigung sie sich berufen fühlten, vermochte sie nicht von der Nutzlosigkeit ihrer Bemühungen um ihn zu überzeugen.

Die im Vorhergehenden gemachten Andeutungen über die Bedeutung der Mozart'schen Offenbarungen wären wohl nie in einen Zusammenhang mit der musikalischen Berechnungsmethode eines Meyerbeer gerathen, wenn nicht das merkwürdige Zusammenfallen beider Namen in das Jahr 1791 dazu Veranlassung gegeben hätte. Ihrem innern Wesen nach gehören Beide durch einen unermesslichen Zeitraum getrennt; denn Alles, was über Mozart auch geäussert werden mag, muss bei Meyerbeer in's gerade Gegentheil umgewandelt werden. Wie die Werke Beider verschieden sind, so war es auch ihr Leben. Der nur der Kunst ergebene und ihr dienende Mozart verstand es nicht, mit ihr und durch sie sein Leben glänzender zu gestalten, während Meyerbeer die Kunst zwang, für seine Erfolge an Ruhm und Reichthum zu sorgen. Dafür blieb sie auch dem Ersteren bis zu seinem letzten Athemzuge treu zur Seite, während sie dem Letztern unter den Händen entschlüpfte und ihn in lauter Künstelei und Spitzfindigkeiten ausarten liess. Ungestraft kann doch Keiner sich an ihr veründigen! So zweifelhaft der Platz ist, welcher Meyerbeer in der Kunstgeschichte angewiesen werden muss, so unumstösslich fest steht derjenige des Schöpfers der deutschen „Zauberflöte“. Ein frischer, ungetrübter Quell war er, welchem die herrlichsten Weisen in stäts ungeahnter Schönheit entströmten.

Eduard Reuss.

Vom deutschen Volksgeist, seinen Freunden und seinen Feinden.

Von J. H. Löffler.

II. Die bösen Feinde.

Wie einst die in Formeln und Schematismus gebannte Philosophie immer glücklich wieder bei der willkürlichen Voraussetzung ankam, sich ergebnislos im Kreis bewegte und sich im logischen Schein verlor: so begann umgekehrt die moderne Naturwissenschaft alles über der Materie Stehende zu verneinen und nur die aus der Materie geschöpften Erfahrungen als Wahrheit gelten zu lassen, die Welt des Geistes, mit welcher unser inneres Leben in ununterbrochener Wechselwirkung steht, leugnend. Bald stand — trotz dem grossen Kant — die für sich selber ohnmächtige Philosophie als Verbündete bei der Naturwissenschaft. Aus der Schule Hegel's, der in dem christlichdeutschen Volksgeist die ärgste Verwüstung angerichtet, ging David Strauss hervor, der da behauptete („der alte und der neue Glaube“), im Namen Unzähliger aus allen Kreisen des Volkes sprechen zu können: Wir sind keine Christen mehr; wir haben keinen Gott mehr, wir halten uns ausschliesslich an die Weltanschauung fest, welche nur einen materiellen Grund, wie ein materielles Ziel der Weltentwicklung kennt. — Diese Lehren sterben nur von oben herein ab, wie alte zähe Weisstannen. Nach unten hin wachsen sie immer noch fort. Vor 20 Jahren hat mir einmal ein Porzellanmaler seine neueste Feuerbach'sche und Strauss'sche Weisheit ausgekramt. Auf den Malerstuben wird viel gelesen; diese Leute lösen sich da im Vorlesen ab. Die Hegelianer Feuerbach und Strauss waren für solche lesende Volksschichten damals noch die Propheten; die heutigen Führer der Sozialdemokratie würden auch davon Nutzen ziehen, wenn sie überhaupt noch einer ‚Autorität‘ oder eines Lehrers bedürften. Diese Mühe hat ihnen das Judentum abgenommen, dessen leitender Geist, da er auch die materiellen Mittel mit sich brachte, alle sonstige geistige Schulung leicht ersetzte, sodass auch der jüdische Hegelianer Lasalle zuletzt dem jüdischen Millionär Singer den Platz räumen musste, den ihm der ehrliche Arier von Vollmar nicht mehr streitig zu machen vermag.

Dieser Krebs am deutschen Volksgeist ist reichlich genährt worden durch die Litteratur belletristischer Wochen- und Monatsschriften, und auch durch die Tagespresse und unzählige Bücher. Ein grosser Schwall bedruckten Papiere trägt täglich den „Bazillus“ des Atheismus hinein in alle Volksschichten, oder bereitet für ihn den Boden zu. Wie diese Presse die Unzufriedenheit und Gottlosigkeit mit dem Fuchsschwanz streicht, möge folgende Stelle aus dem Roman eines Weibes zeigen. „Bedenken Sie denn nicht, dass diese Leute ihren Glauben ohnehin teuer genug bezahlen müssen? Tritt nicht die Geistlichkeit bei jedem ihrer wichtigeren Lebensmomente

mit der offenen Hand an sie heran? Ihre Taufe, die Schliessung der Ehe, die Feier ihrer Versöhnung mit Gott, selbst den letzten Schritt, den sie aus der Welt thun, das Alles versteinern sie der Kirche mit ihrer Hände Erwerb.“ Das ist der Räsønnierton aus den schmutzigsten Schluchten heraus. In hunderttausendfacher Vervielfältigung hat ihn ein „vornehmes“ Blatt den Deutschen in die Ohren gestossen. — Von dem selben Blatt, welches von obgedachter Romanschreiberin übergebühlich bereichert ward, ist auch Richard Wagner einstmals wiederholt verlästert worden, von einem Blatt, das den „Fortschritt“ im Atem trug und sich eine „Kulturmacht“ dünkete. — Es spielte sich gerne auf als Wächter auf der Zinne des deutschen Freiheitstempels und posaunte zur Zeit eine aufreizende Phantasie hinaus: „Die Folgen des Attentats“ (auf Wilhelm I.). Nachdem der Wächter sein „Haupt geneigt“ hat „in dankbarer Ehrfurcht vor dem geliebten Monarchen,“ dem „heldenmüthigen Retter und Wahrer unserer nationalen Existenz,“ dem „glorreichen Begründer deutscher Einheit,“ dem „Schöpfer volkstümlicher Institutionen,“ dem „Herrscher voll liebreicher Güte und herzbezwingender Milde,“ „der das hingebende Vertrauen des Volkes mit herzlichem Vertrauen erwidert hat,“ — und nachdem er diejenigen „fühllose und verkommene Seelen“ genannt, „die nicht einzustimmen vermögen in die weithin so hell aufjubelnde, so warm und imposant aus allen Schichten des Volkes aufstrahlende Freude über die Errettung des greisen Heldenkaisers aus der Mörderhand eines verwahrlosten Buben,“ — spricht er die Befürchtung aus, dass es „in Folge des Attentates auf den Kaiser zu einem solchen Attentate auf das Volk“ kommen könne, und knüpft daran die Aufforderung: „Lasset euch nicht von lyrischen Empfindungen und unklaren Gefühlen beherrschen, sondern stehet fest und einig der hereinbrechenden Gefahr gegenüber, die euch zu Boden treten wird, wenn ihr sie nicht mit scharfem Blick und starker Entschlossenheit abzuwehren wisset!“ — Der Wächter auf hoher Zinne phantasiert weiter von „noch weiterer Beschränkung ohnedies bescheiden zugemessener Rechte und Freiheiten der gesetzestreuen und patriotischen Nation.“ — An eine Besprechung des Attentates auf den „geliebten Monarchen,“ „den Schöpfer volkstümlicher Institutionen,“ den „Herrscher voll liebreicher Güte und herzbezwingender Milde“ unmittelbar eine Aufreizung gegen das junge deutsche Königtum anzuknüpfen, in dem selben Atem von einem bevorstehenden „Attentat auf das Volk“ zu reden, — das heisst doch, neue Attentäter werben, das heisst doch, die Sozialdemokratie mit der Nase auf eine Blutspur drücken zur Anstachelung der „Vertierung,“ welche eben der Wächter streng gerügt hat. — Dicht daneben steht geschrieben: „Mehr oder weniger gleichgültig und in träger Schläfrigkeit hat es (das deutsche Bürgertum) dem stürmischen Umsichgreifen einer neuen Bewegung zugesehen, die nicht bloß alle Grundlagen seiner materiellen Existenz bedroht und schon erheblich geschädigt, sondern auch den Bestand unserer idealen Güter,

das hohe Erbe der Väter, die Liebe zu fortschreitender Gesittung, die Achtung vor der Bildung und das Streben nach der selben durch systematische Untergrabung sehr wesentlich geschwächt und verringert hat.“ — Damit ist die selbe Sozialdemokratie gemeint, welche der selbe Artikel aufstachelt. — Dieses Blatt hatte sich in allen Schichten des Volkes Eingang zu verschaffen gewusst. Es verstand allen Schwächen zu schmeicheln, allen Bildungsgelüsten Rechnung zu tragen. Ein atheistischer Naturgelehrter war ein beliebter Mitarbeiter. Der Unglaube und die Verspottung des Christentums konnten sich in allen Materien breit machen. In beliebten Litteraturbriefen ward es — das Christentum — „ein Märchen aus der Wüste“ genannt. —

Von dem allgemeinen Pressumpf, aus welchem das in Rede stehende Blatt in vornehmem Selbstbewusstsein noch herausragte, wollen wir nicht weiter sprechen. Alle Welt hat unter den daraus aufsteigenden Giftdünsten zu leiden. Wer sie als solche erkannt hat, als Krankheitsverbreiter, weiss sich davor zu schützen. Der Sinn Vieler ist zu schwach zu dieser Erkenntnis, so dass sie zu ihrem Verderben diese Sumpfluft atmen, heute wie gestern. Nur einige Stellen aus einem Busstagsartikel des „Berliner Tageblattes“ (1879) mögen noch Platz finden als ein Beispiel aus der politischen Tagespresse.

„Bei dieser günstigen Meinung von mir und meinen Mitmenschen soll ich nun Busse thun — gut, ich will's versuchen, obwohl ich von vornherein überzeugt bin, dass es mir nicht glücken wird, zu jener tiefen Zerknirschung zu gelangen, wie sie die Donnerworte der Kanzel erheischen. Aber bei einigem guten Willen gelingt es mir vielleicht doch noch, mich etlicher Sünden zu überführen“

„Ich sinne, sinne — sinne Tag und Nacht zurück und kann absolut nicht finden, wo und wie ich gesündigt hätte“

„Wehe, welcher Berg von Begehungssünden fällt mir da ein! Ich bin ein Theaterfreund und lasse selten ein neues Stück oder einen fremden Gast aus, und wie schmähhch hab' ich nun den vergangenen Winter hindurch in mehr als 20 schlechten Stücken und mindestens einem Dutzend grausamlicher Maria Stuarts die schöne, kostbare Zeit vergeudet! Ja, das waren Sünden, welche abzubüssen die Pönitz der persönlichen Gegenwart lange nicht ausgereicht hat“.

„Und indem du so nachsinnst der verlorenen Zeit, tauchen vor deinem Blicke aus dem Nebel der Erinnerung nicht auch allerlei Sterne auf, dunkle und helle, in sanftem Licht wie in funkelndem Glanz? Augensterne sind es, die einen in schüchterner Bitte auf dich gerichtet, die andern wie in trotziger Frage, welche der Antwort gewiss ist.

Ach, heute verstehst du so Bitte und Frage, die du einst in thörichter Lässigkeit nicht vernommen, und wärest gern zu Antwort und Gewährung bereit, aber deine Arme, die du sehnüchtig ausstreckst, greifen ins Wesenlose. So wenig wir nach den Lehren der Forschung wissen, ob die Sterne, welche vom Himmel zu uns hernieder leuchten, wirklich noch am Firmamente existieren und nicht längst untergegangen sind, so wenig weisst du, ob und wo jene Sterne noch strahlen, die einst dir gelächelt, aber durch Monde und Jahre, durch weitentlegene Ferne dringt ihr Glanz zu dir, eine höhnende Lockung des Unmöglichen, eine vorwurfsvolle Anklage unsühnbarer Schuld“.

Adolf Stöcker knüpft an diesen Artikel folgende Frage. „Also die Unterlassung von Buhlereien, denn das bedeutet doch die Spielerei mit den schüchternen und trotzigem Augen, ist die Unterlassungssünde, welche der frivole Schreiber als unsühnbare Schuld bezeichnet. Und dieser Busstag war der erste nach den Attentaten; der erste, nach dem in furchtbaren Freveln die Wunde unseres Volkes aufgebrochen war. Ist solch ein Artikel nicht selber ein Attentat auf die Sittlichkeit und Religion?“ —

Wie an solchen Pressproben die Schädigung des deutschen Volksgeistes veranschaulicht wird, einestheils in der Aufreizung einer undeutschen Widersacherschaft gegen das Königtum, andernteils durch Verspottung der christlichen Kirche, so ist ein grosser Teil der gegenwärtigen Presse beflissen, „Treu und Glauben“ zu untergraben — ob bewusst oder unbewusst: jedenfalls aber in der bestimmten Absicht, sich den Säckel zu füllen auf Kosten des Volkes, welches durch eben diese Presse ins Netz kitzelnder Leselungerei gespielt worden ist. Ausser dieser gefährlichen Zeitungspressen gibt es aber auch noch eine gefährliche Bücherpresse. Dieser sind durch die, von jener erzeugten, Bildungssucht Thür und Thor geöffnet. Ich habe einmal ein anonymes afterphilosophisches Buch in den Händen gehabt, welches über Verbesserung des Menschengeschlechtes durch freie Zuchtwahl und Vernichtung aller schwächlichen Neugeborenen handelt und den Selbstmord als Erlösung predigt. Als einen Extrakt daraus erkannte ich dann die Broschüre eines sozialdemokratischen Führers.

So wuchert das Unkraut. — Und welch' eine Flut von Kompostauflösung hat sich durch die unteren Schichten des deutschen Volkes gewälzt in den Kolportageromanen! Alles das zur Ausplünderung des Volkes, für welches aber der materielle Schaden nur Nebensache ist.

Nun tritt zu den beiden verderblichen Mächten, welche die moderne Litteratur beseelen (oder entseelen), zu der modernen Philosophie und atheistischen Naturwissenschaft, noch die dritte Macht in einen Bund, so dass der von oben nach unten wirkende verderbliche Einfluss immer unwiderstehlicher wird. Der Naturalismus, welcher in der Dichtkunst und Malerei zu grassieren begonnen hat, trägt das Zeugnis seines Ursprunges im Namen wie die moderne „naturwissenschaftliche Philosophie“ und die philosophielose Naturwissenschaft. Für Wissenschaft und Kunst ist die Natur zum Despoten geworden. Dem Menschen ist aber gesagt: „Herrsche über sie!“ Im Garten seines Gottes ist ihm das gesagt, in seiner reinen Menschenwürde. Erst wenn der Mensch über die Natur herrscht, — als Mensch, als Gotteskind, liebevoll herrscht, — wird sie beseelt für ihn, spricht sie ihm zum Herzen, wird sie ihm zum Heilsquell. Das Geistesleben, welchem der Mensch angehört, steht über der Natur; die Natur ist geistlos. Erst wenn sie durch den Menschen in das Geistesleben, die göttliche Bundschaft, erhoben wird durch die personifizierende Gewalt seiner Phantasie, kann ein inniger Verkehr mit ihr zur Wohlthat werden.

Dem Leugner und Verächter des Geisteslebens und Gotteslebens im Menschen, dem wird die Natur zum seelenlosen Materienspiel, in welches er auch den Menschen hinabsinken lässt zu seinem geistigen Verderben, in den Zustand der Sünde ohne Versöhnung, des „heiligen Geistes“ bar. — Es ist die absolute Verkehrtheit.

Auch die Wissenschaft predigt ja stolz vom Katheder herab und durch den unendlich verzweigten Pressschwamm: „der Mensch steht über der Natur; er hat den Erdball und das Firmament durchforscht, konstatiert, dass die Materie des Sonnenballs den gleichen Gestaltungs- oder Molekulargesetzen unterworfen ist und in den selben Gegensätzlichkeits- oder Verwandtschaftsverhältnissen in die Erscheinung tritt, nach welchen wir sie in den irdischen Elementen kennen gelernt haben; er zwingt die Elemente durch ihre Verwandtschaft in den Dienst der Heilkunst und Industrie und hat Wärme, Licht, Elektrizität und Magnetismus unter dem Prinzip der Bewegung zusammenzufassen verstanden zu einer Art Naturseele; und all diese Kräfte hat er zu Mitteln seiner Zwecke gemacht.“ Wunderlich aber stellt sich dazu von dem selben Katheder aus die Predigt: „Der Mensch ist nichts als ein Produkt der Naturkräfte, nichts als ein wandelndes System dieser Kräfte, ohngefähr wie das Meerschweinchen auch; wenn es sich ausgewirkt hat, fällt es zusammen und in der Auflösung wieder dem grossen Ganzen anheim. Ueber Entwicklung und Geistesleben gibt es hierzu noch eine Affen- und Phosphortheorie. Selbstbewusstsein und Wille, Barmherzigkeit und Treue sind nichts als höchstgesteigerte Natur-Triebe zur Erhaltung des Individuums und der Art.“ Dass sie aber doch eben etwas Anderes sind, als nur Natur, und gerade darin ihr Werth und ihre Wirkung allein beruht, nicht aber in den Mitteln und Umständen, durch welche sie uns in die äussere Natur-Erscheinung treten, das ist zwar auch eine Thatsache, die jedoch der moderne Realist nicht gelten lassen darf; sofern er auf dem Boden des naturalistischen Prinzips wurzeln bleiben will. Auf der einen Seite ist er selber Meister der Natur, auf der anderen Seite nur Natur. Sehen wir uns aber diesen Meister näher an, d. h. nach seinen Zwecken, so ist er doch in jeder Faser der Sklave der Natur, der nie die Natur zwingen kann, weder durch Liebe, noch durch Gewalt, sondern nach seinen Zwecken der Natur und ihrer lieblosen Macht unterworfen ist. Der Mensch befiehlt nicht den Dampf, die Elektrizität u. s. w., sondern er wird von diesen gezwungen, es so, oder so zu machen — nach dem „Naturgesetz.“ Der Natur gegenüber hört es eben auf mit der Meisterschaft des Menschen. Nur im Reich des Geistes wohnt die Freiheit; nur da kann er zum Meister werden.

Der falsche Schein, den wir in der naturwissenschaftlichen Predigt erkennen, diese grosse Zeitlüge, hat die menschliche Gesellschaft dermaassen ergriffen, dass sie mit fieberhafter Anstrengung der vermeintlichen Naturmeisterung obliegt, auch im sozialen Leben, um Zeit und Schweiss in

Geld umzusetzen. Das ist das Verkehrswesen und die Grossindustrie. Ihre Zwecke sind Geld und immer wieder Geld. Wie könnte sich aus der Lug- und Trugpredigt ein anderer Zweck der Arbeit ergeben? Die ganze Menschheit erscheint untergetaucht in der Materie und stehend im Dienste des Mammons. So ist auch die Arbeit unter ein falsches Prinzip geraten. Das einzige Prinzip für die Arbeit ist die Menschenwürde. In der Natur gibt es keine Arbeit; das Tier arbeitet nicht. Wenn es der Mensch dazu abrichtet und zwingt, so erscheint es als lebendige Maschine, stehend in der Arbeit des Menschen. — In der Arbeit erhebt sich der Mensch über das Tier, ebenso wie in der Sprache. Die Thätigkeit des Menschen wird zur Arbeit durch den Geist, der sie will und ihr die Richtung gibt. Darum trägt auch die Arbeit den schönsten Lohn in sich selbst. Ihrem letzten Grund nach steht sie unter dem Willen Gottes. Die Arbeit ist die gottgeweihte Thätigkeit des Menschen. Sie ist der Ausdruck der ihm in die Welt mitgegebenen Begabung, in ihrer Anwendung auf das Gemeinwohl in Familie, Gesellschaft, Volk oder Menschheit, worin sich die waltende Liebe Gottes selbst zum Ausdruck bringt. Soweit die Arbeit dieser Weihe einer Gottesgabe und eines Gotteszweckes widerspricht, schändet sie den Menschen. Das Arbeitsprinzip ruht also nicht im Geld, sondern im Geist, im göttlichen Geist. Die Arbeit unter diesem Prinzip findet sich heutzutage noch in den höheren Volksschichten, wo aber neben dem Geld sich wohl auch noch Eitelkeit und Ruhm als falsche Prinzipien behaupten, allgemeiner noch in dem Kleinhandwerker- und Bauernstand.

In Verkehrsinstituten, namentlich aber in der Grossindustrie, dürfte sich wohl Alles um den Mammon drehen. Hier in den weihelosen Gebieten, wo die Kraft dem Stoffe dient, ist der Herd der Unzufriedenheit, der Glaubenslosigkeit und der Umsturzbestreben. Die Sünden der „Arbeitgeber“ und der Arbeiter sind genugsam bekannt, als dass ein weiteres Eingehen an dieser Stelle nötig wäre. Nur behufs gerechterer Beurteilung der Fabriksarbeiter möge eine kurze Beleuchtung ihrer Haltung nach einigen Gesichtspunkten erlaubt sein. Nirgends ist die Natursklaverei auffälliger, als in einer Fabrik. Zwischen der in unerbittlicher Bewegung raselnden, sausenden, schwirrenden, klappernden, pochenden Mechanik erscheinen die auf bestimmte Posten verteilten Menschen als Maschinenteile, die nach der Glocke an-, oder abgestellt werden. — Der Niedergang des geistigen Wesens macht sich da im Leben auf Tritt und Schritt bemerkbar. — In anderen Verhältnissen, z. B. beim Bauer und Handwerker, werden die Familienglieder durch die Arbeit enger verbunden; hier trennt die Arbeit die Familienglieder durch alle Arbeitstage des langen Jahres hindurch. Die Gewohnheit überträgt diese Trennung auch auf einen grossen Teil der Erholungszeit, von welcher z. B. der Mann viele Abendstunden dem Vereinsleben widmet, der in ihm sich geltend machenden Gegenwirkung gemäss, um nun, frei vom Fabrikszwang, mit Seinesgleichen „gemütlich“ zu ver-

kehren, wobei das Bedürfnis nach Gedankenaustausch zuweilen wohl einer fruchtlosen, ja schädlichen Kannegiesserei verfallen mag. Wieweit diese Erholung unter das Kapitel der Genusssucht zu bringen sei, dürfte mit Vorsicht zu entscheiden sein.

Am schlimmsten sind die, kaum der Schule entwachsenen, Jünglinge daran. Sie fühlen sich schon als „Geldverdiener“; der Familienhalt ist zu locker; was fangen diese mit ihren Abenden an? Viele dieses Alters sind, wenn sich das Fabriksthor schliesst, als sogenannte „Kost“- oder „Schlafgänger“ dem bunten Leben preisgegeben. Nur die Kneipe oder Langerwege stehen nach dem „Feierabend“ für sie offen. Das Bedürfnis nach Erholung macht sich mit unwiderstehlicher Gewalt geltend. Aber es bietet sich diesen Jünglingen nichts dar zum Heil. Es sind armselige Kreaturen der menschlichen Gesellschaft. Diesen drangvollen, jugendlichen Geistern muss Rat und Hilfe geschafft werden. Und das kann nur in geistiger Beziehung geschehen dadurch, dass für sie Abende zu idealem Aufschwung eingerichtet werden, Unterhaltungsabende in der Weise, dass ein genugsam gebildeter Mann etwa Einladung durch die Lokalpresse ergehen liesse zu freien Zusammenkünften jugendlicher Arbeiter (etwa im Alter von 15 bis 18 Jahren), nicht im Charakter einer Schule, sondern eben nur der Unterhaltung. Diese könnte darin bestehen, dass von einem reifen, würdigen Mann den Anwesenden über irgend ein Thema ein leichtverständlicher, anschaulicher Vortrag gehalten würde, etwa „über die Würde der Arbeit“ — oder: „Auch der angehende Jüngling hat schon seine Ehre als ein Kleinod zu wahren“ — oder: „Vom Glauben“ — oder: „Die Jugend werde zur schönen Erinnerung des Alters“ — oder: „Das Familienleben in alter Zeit“. — Der Verkehr mit den versammelten Burschen müsste natürlich, herablassend, liebevoll, aufrichtend sein. Sie müssten ermutigt werden zu Fragestellungen. Der das Unternehmen leitende Mann hätte geeignete Mitarbeiter zu suchen. Wenn anfangs wöchentlich ein Abend sich bewährte, könnte man es mit der Einrichtung eines zweiten versuchen. Geistige Getränke müssten dabei fern bleiben. Für die geschwundene Unterhaltung am Familienherd wäre so wenigstens ein notdürftiger Ersatz geschaffen. Das jugendliche Gemüt verlangt nach Aufrichtung am reifen Mannesgeist. Darin läge schon eine Garantie für das Gelingen des Unternehmens. Es könnte so in einem Lebensgebiete vorbeugend, aber auch stärkend zum Besseren viel gethan werden. Es sei hiermit zum guten Werk angeregt. Vielleicht ist es nicht so schwer als jenes, welches Stöcker in Berlin begonnen hat. Man versuche es!

In der Grossindustrie hauptsächlich waltet also das falsche Arbeitsprinzip. Da ist der Boden, wo das Unkraut den deutschen Volksgeist schier erstickt hat. Ein guter Weg zur Besserung ist vom neuen Königtum eingeschlagen durch entsprechende Gesetzgebung. Leider haben die betreffenden Gesetze viel Unwillen erregt, sowohl bei einem Teil der „Arbeits-

geber“ (das Altersversorgungsgesetz besonders in kleinen Arbeitsverhältnissen, den Dienstboten und Tagelöhnern gegenüber), als auch der Arbeiter. Auffallend hat sich die jüdische, meterbreite Tagespresse verhalten dem Altersversorgungsgesetz gegenüber; ihr Spott ging ins Ekelerregende. Das ist das Los jeder aufgedrungenen Wohlthat. Das Leben muss erst das Verständnis bringen. Gerade aus der Beurteilung dieser Gesetze kann man ersehen, wie weit die Widersacherschaft gegen das Königtum schon um sich gegriffen hat. Diese Gesetzgebung entspricht scheinbar nicht dem deutschen Volksgeist insofern, als sich dieser immer aus sich selbst heraus wiedergeboren hat; aber sie entspricht dem richtigen Arbeitsprinzip, dem christlichreligiösen Geist, und dem eingerissenen Schaden. Darum wird sich bald herausstellen, dass denn doch diese Gesetzgebung eine Wirkung des deutschen Volksgeistes ist, nur dass in ihr nicht das treibende Motiv von unten nach oben, sondern diesmal von oben nach unten gerichtet ist. —

Der ununterbrochene, eiserne Arbeitszwang des Fabrikarbeiters gewährt ihm ein stätiges Einkommen, und insofern, als allen erwachsenen Familiengliedern sichere Arbeit und sicherer Verdienst ermöglicht ist, sogar manchen Familien ein gutes Einkommen. Da steigern sich sofort auch die Bedürfnisse. Die Bedürfnissteigerung hat aber in unserer Zeit so um sich gegriffen, dass sogar Familien von nicht entsprechendem Einkommen ihr verfallen sind. Und da liegt der Grund von viel Betrug und Not, Sünde und Elend. Die Bedürfnissteigerung hat auch manchen schon ins Netz der Sozialdemokratie getrieben, aber auch manchen in dieser Parteistellung schon gelockert. Ueber „Vergnügungssucht der Arbeiter“ lesen wir in Nr. 273 der Dorfzeitung (1890):

„Die Vergnügungssucht unter den zur Sozialdemokratie schwörenden Arbeitern hat einen Umfang angenommen, der den eigentlichen Bestrebungen der Partei entschieden Abbruch thut und daher die Führer mit ernststen Besorgnissen erfüllt. Es ist nicht schwer, diese Erscheinung zu erklären. Seit Jahren haben die Arbeiter in den grösseren Städten ihre freie Abendzeit, statt sie der Familie zu widmen, in Parteiversammlungen und in denjenigen Kneipen, in denen die Agitation vorzugsweise betrieben wird, zugebracht. Der Ideenkreis aber, in welchem sich die dort geführte Unterhaltung bewegt, ist so eng und einseitig, dass die grosse Menge der Wiederkäuerei der ausschliesslich auf den Umsturz der bestehenden, nicht aber auf den Wiederaufbau einer neuen Weltordnung hinarbeitenden Hetzreden satt ist. Die Arbeiter gehen daher nicht mehr dahin, zu Hause gefällt es ihnen aber auch nicht mehr. Die Frauen verlangen nachgerade auch, von ihren Männern hingeführt zu werden, wo ‚was los ist.‘ Klagen der sozialdemokratischen Presse werden bereits darüber laut. Ein Beispiel: Ein sozialdemokratischer Agitator schreibt: ‚Wir haben weder Mühe noch Kosten gescheut, um es Euch begreiflich zu machen, dass Ihr Euch an unsere Versammlungen anschliessen müsset, um so vereint unsere heutige traurige Lage zu verbessern und unsere wirtschaftlichen, politischen und sozialen Interessen zu verteidigen. In den Versammlungen ist es aber stäts leer und öde; betrachtet man sich aber die Tanzböden an Vergnügungstagen in Schöneberg, die sind überfüllt. Da ist es kein Wunder, wenn die Gast-

wirte die Lokalkommission auslachen und sagen, die Arbeiterschaft will ja gar nicht, dass Ihr Versammlungen abhalten sollt, die sind ja froh, wenn wir ihnen zu Vergnügungen Aufnahme gewähren'. — Einen wesentlichen Anteil an der Abneigung der Massen, den Versammlungen beizuwohnen, trägt übrigens offenbar die antireligiöse Richtung, welche dieselben neuerdings angenommen haben und die vielfach entschiedene Abneigung findet, namentlich bei den Frauen."

Die um sich greifende Bedürfnissteigerung steht im Widerspruch mit dem deutschen Volksgeist, ist undeutsch; denn dem deutschen Volksgeist entspricht die Einfachheit und leibliche Genügsamkeit, wie sie zum Idealismus stimmt. Wo aber den Deutschen auch der künstlerische Sinn noch mangelt, da wird jede Wendung zur Sinnesbefriedigung in Gemeinheit oder in Luxus, also in undeutsches Wesen, ausarten.

Die Bedürfnissteigerung wird geboren aus dem Materialismus und der Herrschaft des falschen Scheines. Sie ist ebenso unkünstlerisch wie sie unsittlich ist. Sie hat zur nächsten Ursache die Genussucht, oder den Unfug der „Repräsentation“, die sich eben auf den Schein stützt und oft den Charakter gewöhnlicher Prahlerei annimmt. Die Befriedigung der Genussucht zieht sich gar oft ins Verborgene zurück. Zwischen diesen heimlichen, der Genussucht fröhnenden Sünden und dem „Repräsentations“-Unfug liegt das „Mitmachen“. Vieles muss „mitgemacht“ werden von Solchen, denen die Mittel dazu fehlen (einjähriger Militärdienst). In dem Ausdruck „Mitmachen“ ist die Ansteckungskraft des Volksfeindlichen, der Krankhaftigkeit, ausgesprochen und die Entschuldigung zugleich, welcher der Sündenerkenntnis zu Grunde liegt. Das „Mitmachen“ beruht auf Charakterlosigkeit, Unselbstständigkeit, Leichtsinn und Gewissenlosigkeit. Im „Mitmachen“ steckt der grösste Selbstbetrug; es ist eine gefährliche Giftpflanze auf deutschem Boden, welche von unzähligen Wirten und Inhabern von Vergnügungs-Etablissements in scheusslicher Weise zur Füllung des Säckels gehegt und gepflegt wird. Am gefährlichsten wird es, wenn es als „Repräsentation“ den Schein der Notwendigkeit bekommt. Wie weit der „Repräsentations“-Unfug um sich gegriffen hat, zeigen uns die kleinen „Beamtenstädte“. Da werden Abendgesellschaften „gegeben“ mit einem Aufwand, der manchen, welcher nicht über ein Privatvermögen verfügt und nur auf seinen Beamtengehalt angewiesen ist, auf den Weg der Veruntreuung oder der Verzweiflung treibt. Dahin ist „Treu und Glauben.“ Zertrümmert ist deutsches Wesen, Familienglück, Zufriedenheit, Gottvertrauen. Flucht oder Kerker werden nicht selten das Ende solcher Menschenleben. — Dieser „Repräsentations“-Unfug kommt von oben her. Auch die Quelle dieser verderblichen Giftflut hat unser scharfblickender Kaiser erkannt und bereits warnend mit dem Finger nach ihr gezeigt.

Genuss- und Scheinsucht sind Ausgeburten des Materialismus. „Lasset uns essen und trinken und fröhlich sein: denn morgen sind wir tot!“ Das ist der Ruf der Glaubenslosigkeit, des unzufriedenen Arbeiters, der im neidischen Hinblick auf das Wohlleben des Reichen von „menschenswürdigem

Dasein“ spricht, das ihm auch gebühre, und dabei nur an materielle Genüsse, an das Haben, nicht an das Sein denkt: seine Menschenwürde ist im Materialismus untergegangen, die Arbeit ist ihm nur noch der tierische „Kampf ums Dasein“, der Weg zum Genussmittel, weil er nun einmal nicht Gold häufen kann wie sein „Arbeitgeber.“ Wirft die Arbeit nicht genug ab für sein vermeintliches „mensenwürdiges Dasein“, so wird sie ihm zur entwürdigenden Last. Sie wird ihm aber nie genug abwerfen, weil die Bedürfnissteigerung der Lohnsteigerung stets ein gutes Stück vorseilt.

— Alle Arbeiter, welche dieser Schein-Logik verfallen sind, schwören zur Sozialdemokratie. Die verkehrte, unchristliche Anschauung von Besitz und Arbeit, die Lüge des Naturalismus — der Materialismus —, der Schwund des Gottesbewusstseins: das ist der Grundschaten, welcher den deutschen Volksgeist angefressen hat, und mit ihm hängen alle Schäden zusammen. Seitdem dieser Grundschaten sich festzusetzen begonnen, hat man auch richtig den, die Menschenwürde ausschließenden Ausdruck für das menschliche Wirken (die Arbeit) gefunden: „Kampf ums Dasein.“ Besonders ekelregend und gefährlich, weil um die Geschieke und Grundlagen des nationalen Lebens selber spielend, tritt dieser „Kampf ums Dasein“ auf im Unfug der politischen Parteiung. Das neue Königtum hat die Doktrin aus der Regierungskanzlei verwiesen, und durch das Thor des Reichstages ist sie in der politischen Parteiung wieder eingezogen. Die Praktiken und die Paktiererei im Abstimmungskampfe und das moderne Rasonnieren im Reichstag sind immer noch von einem gewissen Formen-gang gehalten. Aber der Parteiunfug ausserhalb des Hauses, in der Presse und in Wahlversammlungen, strotzt von Versündigung am deutschen Volksgeist. Spiegelfechterei, Aufreizung, Verhetzung, Lug und Trug treiben da ihr freches Spiel. Die Reichstagswahlzeiten sind die hohen Festtage der Sozialdemokratie. Alle Parteien lassen sich in der Wahlagitation Dinge zu schulden kommen, die deutscher Männer unwürdig sind. — Es wird immer noch lange dauern — wenn es überhaupt je einmal dazu kommen sollte — ehe das Volk im politischen Parteitreiben Wahrheit und Lüge unterscheiden lernen wird. Und viel des Unkrautsamens wird unterdessen noch ausgestreut werden. Denn es ist der Feind unter uns, dem das Streuen des Unkrauts ein Lebensberuf ist. Wir können den zweiten Teil unserer Betrachtung nicht zum Abschluss bringen, ohne dieses Feindes noch besonders gedacht zu haben, der nicht nur „in der Nacht“ Unkraut unter den Waizen sät, sondern mit grosser Dreistigkeit, ja im Gefühl eines Kulturlenkers sein schlimmes Werk „Tag und Nacht“ treibt. Er sitzt bereits hoch im Staate und macht dem Volke die Gesetze, ja, er treibt sogar Politik, denn er hat Krieg und Frieden im Säckel. Solche unechte „Antisemiterei“, welche selbst dem Materialismus entspringt, Mammonismus gegen Mammonismus setzt im „Kampf ums Dasein“, liegt uns fern; wir treten hier ein für den deutschen Volksgeist und fordern auf zum Kampf gegen das Judentum

nur insoweit, als es dem deutschen Volksgeist feindlich gegenübersteht und sein und des Christentums Verderben sucht. Die Absicht der aus diesem Bestreben hervorgehenden frivolen Gehässigkeit wird natürlich verdeckt durch Phrasen und Variationen über das Thema: „Menschenwürde, allgemeines Menschentum, Aufklärung, Wissenschaft, Kunst!“ — Von Religion ist nicht die Rede; denn die gefährlichen Juden für den deutschen Volksgeist sind die religionslosen, die jüdischen Atheisten, die „Modernen“, die „Fortschrittmänner.“ Diese Juden sind die Repräsentanten des Materialismus, die Fahnenträger der sogenannten „Freiheit.“ Sie stellen sich als Gegner der Sozialdemokratie und haben mit ihr doch eine Muttermilch getrunken an der Brust des Unglaubens und des Materialismus. Das wissen die Sozialdemokraten nur zu gut und zeihen jene darum der Heuchelei. Diese Juden nennen sich auch kaiser- und reichstreu. Das kommt den Sozialdemokraten wieder heuchlerisch vor, so dass sie in politischen Paktierungsfragen schon die dargebotene Hand dieser Politikuse charakterfest zurückgewiesen haben. — Wenn uns gesagt wird, dass unter den Charakter dieser Juden doch auch viele Christen rubrizieren, so sagen wir: Leider! Aber es sind auch religionslose; es sind keine Deutschen mehr mit arischer Urkraft, sondern anfranzöselte und angejüdelte Weltmenschen. Eine Konsequenz ihres Charakters ist ihre Franzosen- und Judenfreundlichkeit. Das sind die im klassischen Altertum gezüchteten modernen Kulturlenker. Sie sind aus dem christlich-deutschen Volksgeist herausgefallen und ihm gegenüber zu verwüstenden Faktoren geworden. Sie scheuen sich vor der Gemeinsamkeit mit christlich-deutschen Kreisen und wünschen nicht, dass man auf ihren Tischen solche Blätter finde, die eine Sprache führen, wie die folgende:*)

„Obgleich viele mit Genugthuung das seit dem Frankfurter Frieden anhebende Zeitalter ein realistisches nennen, ist das selbe von einem gesunden, naiven, un-mittelbaren Verhältnis zur wirklichen Welt weiter entfernt, als irgend ein früheres. Das Übel stammt nicht von gestern, wächst aber unter unseren Augen; um ihm zu steuern, genügen nicht kleine Auskünfte und Behelfe und nur eiserne Konsequenz kann Wandel schaffen. Seinen verschiedenen Ursachen wollen wir heute nicht nachgehen, vielmehr nur eine Seite, die ethische, berühren, und dabei zugleich prüfen, ob die Deutschen, die das arische Blut nicht nur auf eine höhere Gesittung erhob, sondern ihnen auch siegende Thatkraft verlieh, und hierdurch die Rolle durchführen liess, welche die Menschheitsgeschichte ihnen zuwies, auch die Früchte der Saat ernten, die sie in den letzten Jahrzehnten ausgestreut haben. Diese Prüfung lässt uns schwer erkennen, dass wir für einen fremden Stamm arbeiten und bis heute wenigstens vergeblich uns bemühen, die kunstreich geschmiedeten und tückisch angelegten Ketten zu brechen. Wie das dem Deutschtum feindselige Element heisst, erfahren wir durch Dr. Martin Luther, wenn er spricht: „Wisse, dass Du nächst dem Teufel keinen bittereren Feind habest, denn einen rechten Juden Es ist meine Meinung nicht, wider die Juden zu schreiben, als hoffet ich, sie zu bekehren sie lehren den Wucher als ein Recht, das ihnen Gott geboten habe sie halten uns Christen in unserem eigenen Lande gefangen,

*) „Das Volk“ 1891. Nr. 174.

lassen uns arbeiten . . . sitzen derweil hinter dem Ofen, faullenzen . . . spotten dazu und speien uns an, dass wir arbeiten.“ Höher in der Zeit hinauf indessen reicht die immer sich wiederholende Klage über den Druck, den Judenhand auf die Völker ausübt. Schreibt doch schon Rutilius:

Atque utinam numquam Judaea subacta fuisset

Pompeii bellis, imperioque Titi!

Latius excisae pestis contagia serpunt

Victoresque suos natio victa premit.

Wodurch, diese Untersuchung stellen wir zunächst an, konnte es dem keineswegs müßigen Volke der Juden gelingen, allen Nationen, bei denen es gastlich zu Tische ging, das eiserne, so hart drückende Joch aufzulegen? Den Erfolg, so antworten wir, errangen sie durch ihre physische Widerstandskraft, die Zähigkeit und Bedürfnislosigkeit, den gänzlichen Mangel für ideale Dinge, ausgenommen das Gefühl für den Stamm, für die Sippe. Gilt es, die Selbstsucht, die Habgier, sinnliche Genüsse, aber auch äussere Ehren zu befriedigen, dann stehen, jeder Tag zeigt es uns, weder sittliche und menschliche Bedenken, noch Rücksichtnahme auf das Gefühl von Recht und Billigkeit ihnen im Wege. Auch die Wissenschaft und Kunst, selbst erheuchelter Patriotismus sind ihnen willkommene Mittel, um Ansehen zu erlangen. Als Beherrscher der Börse und der Presse hat die Judenschaft das solide Geschäft und das Handwerk zu Grunde gerichtet, und die Landbevölkerung nach Möglichkeit demoralisiert, zersetzt und geknechtet. In der Politik verstehen sie es meisterlich, die jeweilige Regierung zu umschmeicheln, gleichzeitig aber die gesellschaftliche Ordnung zu unterwühlen. Wer mit dem Herzen horcht, denn das Ohr es lügt, wer mit dem Geiste schaut, denn das Auge es trügt, dem kann es nicht länger verborgen bleiben, dass unser deutsches Volk unter dem übermächtigen, verderblichen Einflusse des Judentums seufzt. Darum appellieren wir an die Regierung, deren Pflicht es ist, die Nation vor Vergewaltigung zu schützen, darum rufen wir Dir, deutsches Volk, zu, ermanne Dich und bewahre Deine Eigenart. Denn nur ein innerlich freies Volk kann seine Freiheit der Aussenwelt gegenüber sich erhalten.“

Wir wären am Ende mit der Aufzählung der Feinde des deutschen Volksgeistes, mit der Bezeichnung all der Unkraut-Säemänner. Ein weiteres Eingehen auf die verderbliche Wirksamkeit der Feinde können wir uns ersparen. Es ist der Feindschaft und des Giftes in der Gegenwart so viel, dass uns ein Grauen überkommt. Und doch! Auch die Gegenwart birgt des Tröstlichen noch genug, und es liegt uns näher als das Grauenenerregende! Die Philosophie hat ihren grossen Schopenhauer ignoriert, ist im Unverständnis an ihm vorbeigeschritten und in den Sumpf geraten; die Theologie war philosophisch auf dem selben Weg. Aber Schopenhauer steht noch da, der Philosoph des Christentums, dessen Predigt von der „Verneinung des Willens zum Leben“ in unerschütterlicher Harmonie steht zu dem Wort unseres Heilandes: „Verleugnet euch selbst, nehmet euer Kreuz auf euch und folget mir nach!“ — dessen Predigt vom Allwillen in den Individuen Pflanze und Tier zur Kreatur Gottes stämpelt und des Menschen Liebe und Mitleid auch für sie fordert, — dessen Predigt von der Gnade vor fast 2000 Jahren schon als Bedingung zur Erlösung und Seligkeit vom Apostel Paulus der Welt vorgehalten wurde und der Grund jenes Glaubens ist, der unsern Dr. M. Luther uns vor geistigem Verderben

bewahrte und in die Kraft und Gewalt des Reformators emporhob. Dieser Schopenhauer steht noch da. Und ob man ihn des Atheismus bezichtigt, weil menschliche Philosophie mit einem Urteile über Gottes Wesen ehrlicher Weise gar nichts zu schaffen haben darf, und wenn man auch den Selbstmord als letzte Konsequenz seiner Philosophie bezeichnet, weil menschlicher Egoismus die Abwendung des Willens vom Eigenleben nicht anders zu fassen weiss als in einem Ende des lieben Lebens überhaupt —: er steht fest, unerschütterlich und lächelt ob dessen, was das Unverständnis ihm nachsagt. Hat er doch gezeigt, dass der Selbstmord eine Täuschung, und streng genommen nur die Bejahung des Willens zum Leben ist, also im Gegensatz steht zu seiner Philosophie. Die „Verneinung des Willens zum Leben“ ist der Sieg der sittlichen Freiheit, des sittlichen Charakters im Kampfe gegen den niederen Trieb (Lebenswillen) der Natur, während der Selbstmord hervorgeht aus dem sittlichen Bankerott (dem Untergang der sittlichen Freiheit) und der Verzweiflung des tierischen Willens. — Die „Verneinung des Willens zum Leben“ setzt doch das Leben voraus, hat das Leben zur Bedingung; denn sie ist nicht ein Moment, sondern ein Dauerzustand. Mithin schliesst sie den Selbstmord aus. Sie setzt aber auch einen über dem „Willen zum Leben“ stehenden Willen voraus, den Willen eben, von dem die Verneinung ausgeht: das ist der Wille des vom Egoismus befreiten sittlichen Charakters, der in der Harmonie steht zum Willen Gottes. Dr. M. Luther macht das dem Kind in der Erklärung zur 3. Bitte des Vaterunsers also deutlich: „Gottes guter und gnädiger Wille geschieht, wenn Gott (der höhere Wille) allen bösen Rat und Willen bricht und hindert, so uns den Namen Gottes nicht heiligen (1. Bitte) und sein Reich nicht kommen lassen wollen (2. Bitte), als da ist des Teufels, der Welt und unseres Fleisches Wille, sondern stärket und behält uns fest in seinem Wort und Glauben (auf sittlicher Höhe, in der Idealität — im „Mitleiden“) bis an unser Ende.“ — Dass Schopenhauer jede theologische Spur und das Betreten des Glaubensgebietes vermieden hat, beweist eben, dass er echter Philosoph war. Dass er aus dem Wesen des Menschen heraus die „Verneinung des Willens zum Leben“ als sittliches Ideal konstruiert und als Rettung und Halt des Menschen die „Gnade“ proklamiert hat, schliesst Materialismus und Atheismus aus seiner Philosophie aus, setzt als Kern des Menschenwesens den Idealismus und den Glauben, das Gegenteil von dem, was man seiner Philosophie andichtet. Darum wird Schopenhauers Lehre das philosophische Korrektiv unseres Volksgeistes werden, soweit er in Verirrung und aus „Treu und Glauben“ gefallen ist. Das Göttliche, und wenn es als „gott-lose“ Philosophie in die Welt kommt, ist unvergänglich und gewaltig. Eine starke Stütze für unsere Hoffnung auf Rettung des deutschen Volksgeistes ist Schopenhauer. Zwischen diese Schopenhauer'sche Philosophie und das Evangelium von der Erlösung aber tritt die Richard Wagnerische

Kunst, in grandiosen Bildern den im arischen Geist waltenden Auftrieb und Zug nach den Gebieten des idealen Lebens darstellend. Von der einzigen ewigen Weltkulturmacht, dem Christentum, sind die Schopenhauer'sche Philosophie und die Wagner'sche Kunst irdische Ausstrahlungen; ohne jenes Urlicht sind sie undenkbar, und nur in ihm zu würdigen und einer heilkräftigen Wirkung auf den deutschen Volksgeist sicher. —

Das ist ein Tröstliches der Gegenwart. Ein anderes ist uns schon begegnet, als wir von der Kirche handelten. An die Schule hat das wachsame Haupt unserer Nation einen Weckruf ergehen lassen: da mag es sich denn auch zum Besseren kehren. Alles hängt doch ab von der rechten Persönlichkeit. Sie ist schliesslich das Einzige, was den Massentrieben und Massengiften heilsam entgegentreten kann. Eine Massenvergiftung der Volkstriebe erkennen wir in dem, was in der Sozialdemokratie undeutsche Theorie und Agitation ist, herübergewachsen aus dem Franzosentum und vom Judentum gefüttert. Das Undeutsche daran muss, wenn die Kräfte, an welche unsere Hoffnung sich lehnt, stark genug geworden sind, den entsprechenden Widerwillen des Volksgeistes wachrufen und so das deutsche Volk sich selber wiedergeben. Das Hauptarbeitsfeld hierfür, d. h. für den Kampf nicht gegen, sondern für die deutschen Arbeiter, ist in Berlin, und dort finden wir auch schon die nötige „Persönlichkeit“. Hatten wir im ersten Teile dieser Schrift der wachsenden Erkenntnis des Besseren, vorzüglich bei Kirche und Krone, Ausdruck gegeben, und im zweiten selbst ein Bekenntnis abgelegt gegenüber den modernen Mächten auf dem wissenschaftlichen und litterarischen, dem sozialen und politischen Gebiete, indem wir sie kurz als das Feindliche bezeichneten einem Besseren gegenüber: so soll nun auch noch ein Beispiel der Bethätigung gegeben werden, welche überall zum Erkennen (der Besinnung) und Bekennen (der Gesinnung) das abschliessende, das in das Leben hinüberleitende Dritte hinzufügt. Die thätige Persönlichkeit, die wir hier als Beispiel betrachten wollen, ist Adolf Stöcker.

Ueber die neuesten Publikationen Paul de Lagarde's.

Gar mancher unter unseren Bayreuthern mag es mit uns längst und oft als eine leidige Lücke empfunden haben, dass in diesen Blättern das Wirken eines Mannes noch keine Gesamtdarstellung gefunden hat, in welchem, ob er gleich selbst sich solcher Rolle schwerlich bewusst geworden sein mag, wir uns doch gewöhnt haben einen unserer machtvollsten, ja Vielen geliebten und ehrwürdigen Führer in den schweren Kämpfen der Zeit zu erblicken. Die Einzelheiten, welche, zu Gründen und Folgen verkettet, dieses Ergebniss einer — nur das mag versichert werden: sehr unfreiwilligen — Unterlassungsstunde herbeigeführt haben, brauchen hier um so weniger hervorgesucht zu werden, als jetzt endlich die sichere Aussicht vorhanden ist, dass die Gestalt Paul de Lagarde's im nächsten Jahrgange eine volle seiner würdige Beleuchtung finden wird; diese erfreuliche Aussicht überhebt uns aber mit Nichten auch der uns zuvor gestellten Aufgabe, mindestens auf die litterarischen Erscheinungen aus den letzten zwei Jahren, deren jede ein Ereigniss genannt werden muss, unsere Leser in kurzen Worten eindringlich hinzuweisen, indem zu hoffen steht, dass ein hierdurch hervorgerufenes Einleben in die Schriften Lagarde's, der, einer der selten Beglückten, im vorgerückteren Lebensalter immer noch gewaltiger emporwächst, Jene für die später folgende Betrachtung durch einen geistesverwandten Denker ganz anders reif und empfänglich machen werde.

Da wäre denn zunächst, und als Wichtigstes, die Volksausgabe*) der „Deutschen Schriften“. Vielen unserer Bayreuther ist dieses Buch längst zu einem ihrer Hausgeister geworden.

Für alle sollte es nunmehr, nachdem den von seinem Verfasser (in der Ankündigung) selbst beklagten materiellen Schwierigkeiten der Anschaffung ein Ende bereitet ist, eine Ehrensache sein, die „Deutschen Schriften“ nicht nur gründlich zu kennen, sondern zu besitzen und aus allen Kräften zu verbreiten. Oder warum wäre es uns sonst aufgegangen, dass das „Volk“, an welches sich ein Grosser zu allen Zeiten einzig gewandt hat, nicht die Massen sind, die sich versammeln, feiern, wählen und Gott weiss was sonst, sondern die Gesamtheit der Einzelnen, welche den geistigen und sittlichen Besitzstand ihrer Natur hüten, um verlorene Güter trauern und Alles daran setzen, das Möglichste davon (und hier gilt es zumal unsere höchsten) zu retten und wiederzuerobern!

Ich muss hier, wo nun einmal nur angekündigt, präludirt werden darf, jeder Versuchung widerstehen, eine Uebersicht über das Einzelne der deutschen Schriften auch nur andeutungsweise zu liefern oder gar Proben daraus zu geben.**)

*) So der Autor selbst in seiner Ankündigung, Mittheilungen Bd. 4, S. 427—428. Leider vermissen wir die Bezeichnung, welche diesem Werke vor so vielen Produkten des Tages als verdientester Ehrentitel zugekommen wäre, in dem Buche selbst, welches einfach als „Gesamtausgabe letzter Hand, zweiter Abdruck. Göttingen 1891.“ hinausgegeben worden ist.

**) Zum Mindesten aber mögen die Ueberschriften für Diejenigen — hoffentlich recht Wenigen — hier stehen, denen das Werk noch gänzlich fremd sein sollte: *Konservativ? Ueber die gegenwärtigen Aufgaben der deutschen Politik. Ueber das Verhältniss des deutschen Staates zu Theologie, Kirche und Religion. Drei Vorreden. Diagnose. Ueber die gegenwärtige Lage des deutschen Reichs. Zum Unterrichtsgesetz. Die Religion der Zukunft. Die Stellung der Religionsgesellschaften im Staate. Noch einmal zum Unterrichtsgesetz. Die Reorganisation des Adels. Die Finanzpolitik Deutschlands. Die graue Internationale. Programm für die konservative Partei Preussens.* (Besprochen in den Bayr. Bl. 1885 XI. von Bernhard Förster.) *Ueber die Klage, dass der deutschen Jugend der Idealismus fehle. Die nächsten Pflichten deutscher Politik.*

Daher auch über Lagarde's geistiges Doppelwesen nur dies eine kurze Wort: er ist gleich einem alten Benediktiner an emsigem Fleisse und encyclopädischer Fülle der gelehrten Kenntnisse, nicht aber an Beschaulichkeit und Weltabgekehrtheit. Da stürmt und jagt er vielmehr wiederum hinaus zu Manneskämpfen wie einer der stahlumpanzten Helden der Vorzeit; fern wie sie steht er all dem modernen Nervenjammer, nur der freiere und wärmere geistige Pulsschlag unserer neueren Jahrhunderte ist auch ihm zu Gute gekommen, und durch alle Panzerung hindurch schlägt sein glühend deutsches Herz, bald im Jubel, bald im Weh, und gar oft im Grimme, dem Gewirre der Geschehnisse, welche unsere Geschichte bilden, vor oder nach. Lasse sich Niemand beirren, wenn er einem solchen Manne in Diesem und Jenem nicht folgen kann, was seinen Jubel, sein Weh oder seinen Grimm erregt! Vermuthlich wird Lagarde nicht einen Leser finden, der in Allem mit ihm übereinstimmte, hoffentlich aber — wenigstens aus unserer Genossenschaft — auch nicht einen, der nicht, wenn er zehn Seiten von ihm gelesen, innig davon durchdrungen wäre, dass er von ihm überall im höchsten Sinne und für seine edelsten Lebensaufgaben lerne, auch da, und da nicht am wenigsten, wo er sich einmal als sein Gegner fühle.

Aus einem anderen Sammelwerke, dem zweiten der beiden mehr gemeinverständlichen Hauptwerke Lagarde's, den „Mittheilungen“,*) besonders abgedruckt ist die Schrift: „*Ueber einige Berliner Theologen und was von ihnen zu lernen ist.*“ Göttingen 1890. Nach dem sehr bescheidenen Titel wird männiglich (d. h. nur von Denen, welchen der Autor aus anderen Schriften noch nicht vertraut geworden) erstaunt sein, hier den ganzen Lagarde *in nuce* zu finden, welcher mit seinem rastlos vorwärtsstürmenden Geiste hier fast übermächtig auf den Leser eindringt. Aus dem, was Lagarde (der junge) von den (alten) Berliner Theologen, (Schleiermacher, Hengstenberg u. a.) gelernt, richtiger, was von Erkenntniss der alte Lagarde aus den Erinnerungen des jungen geschöpft und uns hier mit der ihm eigenen Liebe und Wärme gespendet hat, lernen wir, als Deutsche trotz allen Elendes der Zeit uns begeisterungsfroh, als Christen trotz Allem und Allem, was wir haben erleben müssen bis zur jüngsten „Reformation“ des Herrn von Egidy, uns voller Hoffnung zu fühlen — wäre es auch nur vermöge des subjektiven Gemüthserlebnisses, dass uns das Beispiel eines grossen Deutschen hier aber- und abermals zu einer Leuchte mehr geworden ist!

Satyrspielartig schliessen sich an dies tiefernte Werk zwei Appendices an, der eine selbständig erschienen („Bescheinigung über den richtigen Empfang eines von Herrn Otto Ritschl an mich gerichteten offenen Briefes“), der andere („Zum letzten Male Albrecht Ritschl“) in den „Mittheilungen“ Bd. 4 S. 384 ff., auch dem nachher zu besprechenden „Weihnachtsfeste“ beigegeben. Hier fallen Streiflichter auf einige Theologen von heute, recht geeignet, Fernerstehende und Unbelehrte gründlich vor dem Irrthum zu bewahren, als ob die herrschende akademische Theologie mit Religion und Evangelium sonderlich viel gemein hätte.

„*Ueber die von Herrn Paul Gussfeldt vorgeschlagene Reorganisation unserer Gymnasien.*“ Göttingen 1890.

Eine der verwunderlichsten Blüthen, die wir unser Jahrhundert noch gegen seine Wende hin treiben sehen, ist die grosse Zahl der angeblichen „Reformatoren“, welche Schlag auf Schlag aufgetaucht sind: nicht etwa als Boten der Ewigkeit, wie es die wenigen echten Reformatoren noch jeweils gewesen sind, sondern als echtste Kinder ihrer Zeit, trotz allen ihren Zeitgenossen!

*) Von früheren Sonderabdrücken hieraus nenne ich, als den unten zu besprechenden ebenbürtig: „*Erinnerungen an Friedrich Rückert*“ 1887, und „*Juden und Indogermanen*“ 1887.

Wenn Einer es einmal erregt nimmt, tiefer greift und Gutes und Gesundes vorbringt, wie der berühmte Rembrandt-Pädagoge, glaubt er seine Weisheit doch nur in geistreichelnden Pointenhaschereien und als Brillantfeuerwerk in sein liebes deutsches Publikum hineinwerfen zu dürfen, und siehe da, er bewirkt das unerhörte Wunder, dass seine Reform nun völlig zum Modeartikel und mit Ebers'schen Romanen und Trompeter von Säckingen in die Wette aufgelegt und gelesen wird! Weit einfacher aber noch ist das Recept anderer reformatorischer Zeitgrößen, welche sich des Ernstes und der Tiefe, vor welchen Eigenschaften sie übrigens nach ihrer Anlage völlig bewahrt waren, als unnöthig complicirender Beigaben völligst entschlugen: wie etwa des bereits erwähnten braven Kriegsmannes, welcher unsere christliche Religion, und des hier behandelten vielgenannten Reisenden, welcher unsere höheren Schulen reformiren will. Mit den Aufstellungen dieses Berufenen — den L., nicht etwa um seiner eigenen Person halber, für gefährlich hielt — wird denn hier von einem Auserwählten ernstlichst ins Gericht gegangen. Freilich kann die Kritik eines Lagarde nie eine nur negative, unfruchtbare bleiben, und somit haben wir es Güssfeldt als ein wirkliches Verdienst zu verdanken, dass er zugleich einen wahrhaft grossen und tiefen Denker veranlasst hat, in entscheidender Stunde sich auch selbst nochmals (besonders S. 25 ff.) mit aller Wucht zu der inzwischen zu einer akuten Zeitfrage gewordenen Unterrichts-Reform (Lagarde's eigenstem, ganz besonders meisterlich beherrschtem Gebiete) vernehmen zu lassen, wenn es leider auch sehr dahinsteht, ob er Gehör finden wird. Einstweilen wenigstens ist s. Z. Güssfeldt, nicht aber Lagarde, in einer gewissen Commission zu finden gewesen. Und was weiter werden mag — —?

„*Altes und Neues über das Weihnachtsfest.*“ Göttingen 1891.

Auch diese Schrift birgt wieder den ganzen Lagarde in sich.

Auf Grund einer sorgfältigen Durchmusterung des gesammten alten und neuen urkundlichen und litterarischen Materiales gelangt er zu dem Ergebniss, dass das Weihnachtsfest, dessen Einführung er mit Hermann Usener („Religionsgeschichtliche Untersuchungen.“ Theil 1, 2. Band 1889) in das Jahr 353 n. Chr. setzt, „ein Protest der orthodoxen Kirche gegen den Arianismus gewesen sei, dass die Kirche Roms durch die Einführung des Weihnachtsfestes das Christenthum gerettet habe.“

Dass in einer Frage von so tiefeingreifender Bedeutung der Gelehrte die allerpeinlichste Sorgfalt seiner Untersuchung zuwandte, ist so begreiflich, dass sich denn füglich auch Niemand wundern darf, wenn hier zumeist der Benediktiner vor dem Kreuzritter das Wort führt: dennoch lese sich Jeder getrost durch die Arbeit hindurch; ist sie doch einem Manne zu verdanken, dessen Werke zur Genüge bezeugen, wie durchaus auch ihm, wie allen wahrhaft grossen Gelehrten, alle Wissenschaft nur Mittel zur Gewinnung der Weisheit bedeutet, und — dürfen wir für ihn noch besonders hinzufügen — wie wiederum alle höchste Weisheit uns doch nur die schlichte Wahrheit des Evangeliums recht verstehen lehren könne, dessen Reinigung von den durch die Jahrhunderte und die Theologen haufenweise darüber gebrachten Schlacken auch seines Schaffens letztes Ziel bedeutet.

So sagt denn auch Lagarde selbst einmal, als seine Leser — er spricht zunächst allerdings nur von der Schrift über die Berliner Theologen — denke er sich „die vielen ehrlichen Seelen, die sich nach einer neuen Kirche sehnen, und denen zu helfen, soweit ihm selbst geholfen sei, er sein Herzblut hingäbe.“

Wahrlich, ja! immer stärker, immer vernehmlicher wird das Wehen eines neuen Geistes von der anderen Küste, über die Wogen der Ewigkeit daher: Still

und mächtig ergreift die „Religion der Zukunft“ — es kann doch nur die sein, welche der Menschheit endlich einmal ihren Heiland und Erlöser wahrhaft nahe bringt! — von Herz auf Herzen Besitz: es wird ihr dereinst auch an der Kirche, als ihrem heiligen Tempel, nicht fehlen! Der Baumeister — jener Geist des Guten, dessen räthselvolles Segenswalten stammelnde Menschenlippen Gott nennen; die Bauleute, — grosse Menschen, deren Lebenswerk es ist, die Quadern für jenen Tempel zu Hauf zu tragen. Die „Deutschen Schriften“, die „Berliner Theologen“ und das „Weihnachtsfest“ sind solche Quadersteine.

Wenn Gobineau — in dem erschütternden Schlusskapitel seines Racenbuches — darin Recht hat, dass die Menschheit, wie der Mensch, ihr Lebensalter habe, dass die Menschheit, wie der Mensch, sterben müsse, ja wohl ihrem Ende schon näher sei als ihren Anfängen, dann müsste dieser ihr ewiges Heil noch ganz anders am Herzen liegen, als die den lauten Markt beherrschenden Wortführer einer *s. v. v.* irdischen Ewigkeit, einer unendlichen Perfektibilität im Diesseits, ihr bisher inne zu werden verstattet haben. Und wenn wiederum Lagarde Recht darin hat — und auch eben Jener, unser grosser Franzose, stimmt ihm ja in weitherziger nationaler Selbstverleugnung bei —, dass Deutschland das Herz der Menschheit sei, so brauchen wir uns nur des schönen Wortes zu erinnern, dass die grossen Gedanken aus dem Herzen kommen, um vollends jene sorgenden, in sich nothwendig grossen Gedanken an die letzten Dinge vorwiegend den Deutschen zugewiesen zu finden. Mag nun aber auch für die Christenheit als Ganzes, wie für den einzelnen Christen, das „Wer weiss, wie nahe mir mein Ende“ die Grundstimmung ihres religiösen Empfindens abgeben, oder mögen sie noch Erdenrathen ohne Ende vor sich sehen, in jedem Falle ist ihr Eines noth, dass endlich der Eine in ihren Herzen festen Wohnsitz nehme, welcher ist Jesus Christus: anders ist keine Rettung vor dem Chaos des Elends, das uns bedroht, vor den Fluthen der Gemeinheit, deren immer wilderer, immer schamloserer Andrang heute als das greifbarste Resultat der bisherigen unendlichen Vervollkommnung des Menschengeschlechtes sich darstellt.

So höre denn der Deutsche seine Seelsorger! Hören sie vor Allen diejenigen unserer Volksgenossen, deren wir Eingangs als Auserlesener Erwähnung thaten, denen so Etwas wie die „Deutschen Schriften“ und Verwandtes zunächst zugedacht ist, und zu denen wir Bayreuther von je stolz gewesen sind.

L. Schemann.

Unsere nationale Erziehung.

Mit besonderem Bezug auf die Forderungen Paul de Lagarde's und des Verfassers von „Rembrandt als Erzieher“.

Von einem Oberdeutschen. Berlin, H. Reuther, 1891 (VII und 167 S.) 8°.

Die vorliegende Schrift ist, wie so viele andere, durch die Initiative Kaiser Wilhelms in der nationalen Erziehungsfrage veranlasst, nimmt aber von vorne herein einen besonderen Standpunkt in Anspruch, indem sie erklärt, dass die nächsten Aufgaben der Volkserziehung nicht richtig erfasst werden können, ohne klare Einsicht in die Ziele, welche der Nation durch die Weltlage gesteckt sind, und die sie erstreben muss, wenn sie dem Volksthum die Freiheit der Entwicklung nach dem eigenen Lebensgesetz erhalten will; nur diese Einsicht vermöge auch im Volke selbst die ersehnte Klärung der Köpfe und Beruhigung der Geister zu bewirken; eben diese Einsicht fehle aber den Allermeisten Jener, deren Stimme sich in dieser nationalen Lebensfrage habe vernehmen lassen. Der Standpunkt des Verf. ist also kein irgendwie durch Theoreme oder Systeme beeinflusster, sondern ein praktischer im eminentesten Sinne, indem er nur durch die Aufgaben bestimmt wird, welche dem deutschen Volke, einerseits durch die allgemeinen ethischen Gesetze, und seine nationale Besonderheit, andererseits durch die allgemeine Weltlage gesteckt sind. Sein Motto ist: „*Nur die Aufgabe erhält lebendig.*“ Diese Aufgaben seien aber bereits erkannt und schon vor Jahren ausgesprochen worden, nämlich durch Paul de Lagarde, der als Erziehungsprinzip die Heimathskunde aufgestellt habe, durch welche erst der feste Boden gewonnen werde, von welchem aus eine „Orientirung in der Welt und in den dem Volksganzen gesteckten Aufgaben möglich sei. Die beiden Begriffe der Heimathskunde und der Orientirung bilden den Leitfaden, der die ganze Schrift durchzieht. Ihr Standpunkt fusst also in der von Natur gegebenen nationalen Besonderheit, nicht in dem verschwommenen Begriffe einer Gesamtmenschheit, der unser nationales Denken so lange beherrscht hat. „Dass eine wahre Reform des Unterrichts — so heisst es in der Vorrede — auch eine Reformation des Lebens und Denkens voraussetzt, und dass das Problem dieser Reform weniger ein technisches als ein universal geistiges, ja ethisches ist, haben auch Andere ausgesprochen; aber fast überall wird für diese Reform noch eine Geltung für die gesamte Menschheit in Anspruch genommen. Für die Deutschen jedoch kann es sich nicht um eine Erziehung der Menschheit handeln, denn diese besorgt unser Herrgott selber, der ein Schulmeister über alle Schulmeister ist, sondern um die ihres eigenen Volksthum, welches der selbe Herrgott als ein natürliches Sonderwesen geschaffen hat, damit es, den Blick allzeit auf das von ihm aller Menschheit gegebene ewige Heilsgesetz und auf die von ihm zeitlich veränderte Weltlage gerichtet, sich selber erziehe.“ Darum müsste für unser Volksthum an die Stelle der bisher geforderten allgemein menschlichen eine besondere deutsche Bildung treten, und in der ausführlichen Begründung dieser Forderung unter allseitiger Durchführung des Lagarde'schen Prinzips der Heimathskunde und Orientirung sei der Zweck der vorliegenden Schrift zu suchen. „Wie der Verfasser aber gleichzeitig die Erfassung der Erziehungsaufgaben nach der Seite des Ewigen hin zu vertiefen sucht, ebenso ist er bemüht, den in der Nation noch wirksamen Gegensätzen religiöser, politischer

und sozialer Natur ihren Stachel abzubrechen, indem er die Blicke der Geister stäts auf jene Punkte hinzulenken und dort zu vereinigen sucht, in welchen das Heil für Alle beschlossen ist.“

Die Einführung besteht aus vier Kapiteln: — 1) *Ewiges aber zeitliches Prinzip?* Jede Neugestaltung eines Volksthums hat auch neue Anlehnung am Ewigen zu suchen. Ein Volk muss so leben wollen, dass es ewig leben kann, und dies ist nur möglich im Frieden mit den ewigen Sitten- und Heilsgesetzen. Es kommt also Alles darauf an, das Ewige aus dem Zeitlichen, das Bleibende aus dem Fliessenden herauszufinden und beide nicht in unversöhnlichen Widerstreit zu setzen. Ein solcher Widerstreit ist immer nur ein zeitlicher, aber gerade unserer Zeit eigenthümlich. Der feste Ausgangspunkt, von dem aus die Beziehung zum Ewigen neu zu erfassen ist, ist gegeben in der Heimath und im angeborenem Volksthum. — 2) *Die Heimathskunde als Schulungsprinzip.* Mit dem Prinzip Lagarde's, dass der Unterricht eine Heimathskunde geben und in der Welt orientiren solle, wird von dem sogenannten rein wissenschaftlichen Prinzip, nach welchem das Wissen sich selbst Zweck sein solle, abgegangen. Dies Prinzip gilt nur für den Forscher, nicht für das zu erziehende Volk, das dadurch in die Gefahr geräth, zum bloßen „Kulturdünger“ für Andere zu werden. Insbesondere aber wird so die alte „Erdenraulichkeit“ wiedergewonnen, die einst unsere Vorfahren beglückt hat, indem die durch Teleskopie und Mikroskopie, wie von neuem Weine, trunken gewordenen Geister von den Grenzen der Erkenntniss, wo zu weilen für sie nicht natürlich ist, zum Centrum, der Erdenheimath, dem „Mittelgart“ unsrer Alten zurückgeführt werden. — 3) *Allgemeine oder besondere Bildung? Was ist harmonische Bildung?* Allgemeine und harmonische Bildung — diese beiden Zauberworte haben ja dem ablaufenden Jahrhundert als Leitsterne gedient — müsste zugleich, wenn sie wahrhaft wäre, höchste Bildung sein. Eine solche kann aber nur von Einzelnen selbst erworben, nicht aber dem Volke übermittelt werden, das vielmehr jener Bildung bedarf, die sein Fortleben unter den gegebenen Verhältnissen ermöglicht, also einer besondern. Auch innere Harmonie der Bildung wird nur durch Beschränkung ermöglicht, und „die Grundstimmung zu dieser Harmonie gibt das besondere Wesen des Volksthums und sein Verhältnis zur heimathlichen Erde ab.“ — 4) *Wer ist befähigt, in der Erziehungsfrage zu urtheilen?* Weist nach, dass der ungeheuren Mehrzahl der Mitredenden diese Befähigung abgeht, da sie zumeist von specialistischen Gesichtspunkten ausgehen und einer tieferen Kenntniss der allgemeinen Weltlage und der einander bekämpfenden Geistesmächte (Kulturkreise) ermangeln.

II. *Erziehende Mächte*, nämlich: *Kirche, Staat, Wissenschaft, Kunst, Person* (die geniale Persönlichkeit), der *König*, als Führer des germanischen Volksthums, von welchem dieses auch in der Erziehungsfrage eine Wegweisung, insbesondere aber die Wegräumung der durch die Zeit angehäuften Hindernisse einer richtigen Erziehung erwartet, da das nur von der Macht geleistet werden kann; — endlich die überlieferte Kultur, die nicht revolutionär durchbrochen werden darf. Im Kapitel von der Kirche werden, an der Hand Lagarde's, die Schwächen und das Ungenügen des Katholizismus und des Protestantismus, wie diese heute sind, aufgezeigt, und auf das ideale Ziel hingewiesen, welches in der durch die bestehenden Gesetze, wie durch die Schöpfungen unserer ersten Geister in Dichtung und Kunst geschützten und geförderten Parität bereits angebahnt ist. Auch in dieser Parität liegt Religion, die eine Zukunft hat. Inzwischen aber muss vom Staate den selbständigen Kirchengemeinschaften die Befugniss eingeräumt werden, konfessionelle Schulen zu halten. Die Frömmigkeit der Gemeinschaft, in welcher der Gläubige das höchste Glück genießt, ist in die gemeinsame Form gebunden.

Wer kann aber neue Glaubensgemeinschaften schaffen, und wer dürfte deshalb die vorhandenen zerstören wollen? „Beleben sie doch jene Formen, in welchen das Ideal unter uns Gestalt gewonnen hat, — lebensfähige Gestalt. Darum müssen sie geschützt werden. Für keinen aber müssen die Formen der Frömmigkeit fester sein als für das Kind. Hier kann jede Unsicherheit verhängnissvoll, jedes schwankende Wort zum tödtlichen Gifte werden. Hier ist heiliges Gebiet, denn es steht das Heil der Seelen auf dem Spiel.

Der Stand der Religions- und Kirchenfrage und deren Verhältniss zur Wissenschaft wird im Allgemeinen, wie folgt, präzisirt. „Die alte, uns durch Vermittelung der das Heil monopolisirenden Juden aus dem arisch-semitischen Alterthume Vorderasiens überkommene, insbesondere durch die katholische Kirche weiter überlieferte Heilssprache, welche durch den Protestantismus eine theilweise Rückbildung im jüdischen Sinne erfahren hat, wird heute nicht mehr verstanden, was daraus ersichtlich ist, dass sich die „werdenden“ Geister und die Wissenschaft (auch der Staat) von der Kirche und den Kirchen abgewendet haben, so dass es den Schein gewinnt, als habe das sittliche Heilsgesetz für die jetzige Menschheit seine Geltung verloren. Das widerspricht aber dem Wesen des Gesetzes als eines Ewigen (ewig bedeutet gesetzlich). Diesen Widerspruch als einen nur zeitlich scheinbaren zu erweisen, nämlich dadurch, dass das ewige Heilsgesetz in die der Gegenwart verständliche Sprache gekleidet wird, ist heute die Aufgabe der Kirchen, und zwar unter Mitarbeit der Schule.

Das Kapitel von der Kunst beginnt mit einer Analyse des Einganges der bekannten Schrift „Rembrandt als Erzieher“, die einen in Deutschland beispiellosen Erfolg aufzuweisen hat. Was für Lagarde für unsere Nationalerziehung die Religion und das vom Standpunkte des Heilsgedankens in streng sittlichem Geiste erfasste Wissen ist, das ist für den Rembrandtisten die Kunst. Wie der Letztere dazu gekommen ist, grade für den Maler Rembrandt die Erzieherrolle in so ausgedehntem Maasse in Anspruch zu nehmen, was ihm viel Tadel eingebracht hat, erklärt sich unser Verf. so, dass er, wohl schon in früher Jugend, Rembrandt's Bilder oft vor Augen gehabt und von ihnen eine tiefdringende Einwirkung erlitten habe, die sich ihm dann später nach vielen Seiten hin als erziehend erwies. Dieser Vorgang, so will er, soll sich durch Vermittelung des Künstlers an der deutschen Volksseele wiederholen. Wir dürfen ihn darum nicht tadeln. Gar leicht aber — so führt der Verf. aus — könnte dem niederdeutschen Rembrandt der oberdeutsche Dürer als zu mindest gleichwerthiger Erzieher gegenüber gestellt werden. In Rembrandt ist aber „Bauerngeist“, und zwar der niederdeutsche, verkörpert. „Weil er Bauer ist, — sagt der Rembrandtist, — kann er Erbauer sein; hierin ist sein Beruf zum Erzieher des deutschen Volkes am tiefsten, weil am volksthümlichsten begründet.“ Wie Lagarde's, so gehört auch unseres Verfassers volle Liebe dem Bauernstande. Er sagt (S. 68): „Die Verwandlung des gesammten deutschen Volksthums in ein vergeistigtes Bauernthum ist allerdings das Ziel, welches jedem Deutschen vorschweben muss (im norwegischen Grossbauern ist ja dies Ziel schon erreicht). Der Kern der Nation, ihr eiserner Bestandtheil, wird dadurch für Zeiten, die der Ewigkeit gleichkommen, in enger Berührung mit dem heiligen Nährboden der Heimath erhalten, der ihm entspringende Kraftüberfluss auf wohlgeordnete Kolonisation hingewiesen. Was sich dieser nicht widmet, genügt zum Betriebe des Handwerks und des Handels; die geistige Blüthe wird der Pflege von Kunst und Wissenschaft oder dem Staatsdienste geweiht. Waffentüchtig ist zu machen, wer Waffen führen kann. Die Vergeistigung eines solchen Bauernvolks erwächst aber aus der Einsicht in die ewigen Sittengesetze und aus der vom Standpunkte der Heimathskunde aus ge-

wonnenen Orientirung in den Aufgaben, welche die Weltlage dem Volksganzen stellt. Jene Einsicht und diese Orientirung hat die nationale Schulung zu besorgen, und diese wird zur vollen Erziehung erst durch die Kunst, welche dem Leben die Form (und Styl) gibt.“ Aber wo sind noch die Künstler, aus deren Geist sich die neuen Lebensformen gebären sollen? „Ein grosser Theil der Gebildeten Deutschlands lauscht heute mit Entzücken dem Liede von einer Neugestaltung der Gesellschaft durch die Kunst, — einer Neugestaltung, zu der noch das Gerippe der Gliederung fehlt, während die Grundlage aller germanischen Gesellschaften, der freie Bauernstand, durch das unbeschränkte Walten des Grosskapitals, insbesondere des jüdischen, tief erschüttert, ja fast schon der Auflösung nahe gebracht ist. Da gehört wohl ein starker Glaube dazu, um das Lied von der Kunst anzustimmen.“

Der Verf. weist mehrfach darauf hin, dass auch die alte „Reichsgesellschaft“ ein Kunstwerk dargestellt habe. Der Kern dieser Gesellschaft war das Ritterthum. Die übrigen Stände gruppirten sich um den ritterlichen Adel und nahmen an dessen Alles überstrahlendem Glanze in dem Maasse Theil, als sie seinem Lebens- und Kampfprinzip dienten. Von der Tiefe und dem Reichtum des ethischen Gehalts, welcher anfänglich diesen Stand belebte, der auch dem nicht-adelig Gebornen, falls er das höhere und schwerere Lebensgesetz auf sich nehmen konnte und wollte, den Zutritt offen liess, kann sich der heutige Deutsche noch aus Wolframs von Eschenbach Parzival leicht belehren. Seine Aufgabe nach Aussen hin war in der Hauptsache der Kampf gegen das Sarazenthum. Heute ist diese Gesellschaft untergegangen, und zwar im fortschreitenden Maasse, wie sie im Innern, im Widerspruche mit ihrem ursprünglichen Ethos, später auch unter egoistischer Ausnutzung des importirten römischen Rechts, sich von den anderen Ständen herrisch und gewaltsam abschloss, und wie gleichzeitig von Aussen her der Stern des Islam verblich. Eine neue Gesellschaft ist heute noch nicht vorhanden. „Der Künstler, und vor Allem der Poet, hat die Aufgabe, die Gesellschaft wieder in lebensfähiger Gliederung zu verdichten, das Leben seines Volksthum wieder in ein Gedicht zu verwandeln, was es gewesen ist in unserer heidnischen Vorzeit und im christlichen Mittelalter. Goethe's Versuche zum Vorschreiten im „Wilhelm Meister“ heben den Fuss nicht aus der alten Reichsgesellschaft heraus. Mächtigere Anfänge besitzt unser Volk im Werke Richard Wagner's, dem der Stämpel der Grösse für immer aufgedrückt ist.“

Wie Lagarde und der Rembrandtist erblickt der Verf. das Heil auch hier in der Wiederbelebung der Individualität. Es bleibt nur zu bedauern, dass der Rembrandtist gerade für die Individualität jenes Einen von den wenigen grossen Deutschen seiner Zeit, für Richard Wagner, gar kein Verständniss sich zu gewinnen vermocht hat. Er muss weder um seine Werke, noch um seine Schriften sich ernstlich bekümmert haben, sonst könnte er nicht in ihm einen Typus des „Undeutschen“, des rhetorisch-pathetisch Unnatürlichen, Affektiv-Sentimentalen, ja, des gänzlich Unheiteren, „Humor“-losen sehen, würde auch bemerkt haben, dass die prägnantesten seiner eigenen zerstreuten Einfälle bereits vor Langem durch Wagner zur Grundlage eines ganzen Gedanken-Systems gemacht worden waren, und wäre endlich nicht in den bedenklichen Irrthum gerathen, offenbar nur nach Hörensagen, die einzige Stelle aus Wagner's Schriften, die er angeführt, falsch zu zitiren und daraus dann noch falsche Schlüsse zu ziehen: „Das deutsche Tempo ist das *Adagio*“ — für: Andante! So sollte man bedeutende Persönlichkeiten seiner Zeit nicht behandeln, wenn man als Richter über die Kultur dieser Zeit auftritt, auch bei sonst noch so starker Berechtigung zu solcher Rolle, auf Grund einzelner, trefflicher Einsichten. Es liegt aber ein alter Erbfehler der deutschen Bildung

zu Grunde, womit der Rembrandtist selber noch Antheil hat an der von ihm kritisirten Kulturwelt. Er bewegt sich in Beobachtungen, die im Winkel des Denkers abseits zu geistreichen Gedankenspielen verarbeitet sind, aber den stäten Zusammenhang mit dem Lebendigen, Wirklichen nicht genügend festgehalten haben, dergestalt, dass im Fortspielen der Gedanken öfters die wunderlichsten Widersprüche und Gegensätze zusammengerahten, z. B. wenn er als Zeugen für die nationale Bedeutung der deutschen Burschenschaften niemand Besseren anzuführen weiss, als gerade den abenteuerlichen Juden Schnitzer, der sich im schwarzen Welttheil: Emin Pascha nennt! Und dies geschieht in dem antisemitischen Nachtrage der neuesten Auflage von „Rembrandt als Erzieher“. Als noch Niemand sich antisemitisch zu äussern wagte, hatte Richard Wagner sein „Judenthum in der Musik“ geschrieben. Es konnte todtgeschwiegen werden, trug ihm aber den Hass der gesammten „dritten Confession“ ein. Als inzwischen ihre Macht unaufhaltsam angewachsen war, und er selbst ihre Gunst am nöthigsten bedurft hätte, um sein Werk zu stützen und zu fördern, da liess er die neue, vermehrte Auflage des „Judenthums“ erscheinen, und als er vor der Verwirklichung seines Idealtheaters, aber in materiellen Nöthen bis an den Hals stand, da gab er die Schrift zum dritten Mal in der Sammlung seiner Werke heraus. So handelte der unverzagte deutsche Mann. Der Rembrandtist mag es „naiv“ nennen; dann gibt er dem grossen Deutschen nachträglich einen Ehrentitel, den er ihm zuvor versagte. Er selber machte es nicht ganz so; denn die erste Auflage seines Werkes, die noch ohne die geringste Sicherung eines Erfolges auf dem Markte erschien, enthielt sich noch einer ernstlicheren Würdigung der im heutigen deutschen Kulturleben nicht unwichtigen „Judenfrage“; seitdem aber die Antisemiten sich mit Vorliebe des Rembrandtisten angenommen und sich für sein Buch begeistert hatten, auch weit im Lande des Antisemitismus von Monat zu Monat, ja, von Tag zu Tag zunahm und Kreise ergriff, die noch kurz zuvor sich vor solcher „Intoleranz“ bekreuzigt haben würden, wenn sie nicht aus Schonung des jüdischen Religionsgefühles dieses anstössige Zeichen ihres eigenen schwachen Glaubens unterdrückt hätten: da schrieb auch der Rembrandtist sein kräftiges Juden-Capitel, das trotz „Emin Pascha“ recht lesenswerth bleibt. Bei der richtigen „nationalen Erziehung“ würden die Wahrheitsprediger der Nation mehr nach Wagners, als nach des Anonymus von „Rembrandt“ Vorbilde handeln lernen.

Der III. Abschnitt der „nationalen Erziehung“ behandelt die Behelfe der Schulung: 1. Mathematik und Naturwissenschaft; 2. Natur und Geschichte; 3. Geschichte des klassischen Alterthums und der Geschichtsunterricht überhaupt; 4. Deutsche Sprache; 5. Neuere Sprachen und die philologische Methode; 6. Recht und Volkswirtschaft; 7. Ethik.

Im Kapitel „*Natur und Geschichte*“ wird ausgeführt, dass die Vorstellung einer unauflöschlichen Verbindung von Ursache und Wirkung nur im Geiste des Menschen vor sich geht, also eine ethische Thatsache ist, und dass unsere Vorstellung von einem Causalnexus nur kindlicher Weise auf die natürlichen Vorgänge übertragen wird. Das Geheimniss des sittlichen Lebens offenbart sich dem Geiste des Menschen in jedem Augenblicke; das Geheimniss der natürlichen Vorgänge bleibt ihm stäts ein dunkles Räthsel. Alles weitere Vordringen in der Erkenntniss natürlicher Erscheinungen und ihres thatsächlichen Zusammenhangs nähert uns dem Ziele nicht, das als verhüllte Sphinx stäts gleich weit dem Auge entrückt bleibt. Unsere Vorstellungen vom Zusammenhange der sittlichen Vorgänge machen unser Geistesleben selber aus. Nur auf diesem Gebiete sind für uns ganz klare Vorstellungen zu beschaffen. Daraus folgt aber, dass die Orientirung auf dem ethischen Gebiet das Hauptziel der Erziehung bilden muss. Während

sich unserer Gegenwart der Wahn bemächtigt hat, als ob sie die Gesetze der Natur klar durchschaue, und vermöge dieser Einsicht die Natur selber kommandirt, muss der Jugend vielmehr deutlich gemacht werden, dass diese sogenannte Klarheit weiter Nichts ist als eine durch die Häufigkeit und Regelmässigkeit der Erscheinungen gewonnene Vertrautheit, die, wenn Unerwartetes eintritt, nicht vor der Wiederkehr jener Dumpfheit schützt, welche der naturgeschichtliche Unterricht nur in der rechten Verbindung mit den Geisteswissenschaften verbannen kann. Der Jugend ist die Wahrheit des Lessing'schen Ausspruchs deutlich zu machen:

Das ist der Wunder grösstes, dass diese Wunder uns

Alltäglich werden sollen, werden können.

So wird jene heilige Stimmung erzeugt, für welche die einfachsten natürlichen Erscheinungen, im Sinne Goethe's als *Urphänomen* gefasst, eine Quelle freudigen Staunens und unerschöpflicher Seelennahrung werden, und diese Stimmung gegenüber der Natur gibt auch erst den rechten Boden ab, um das ethische Leben, das eben hierdurch, als ein besonderes, scharf abgegrenzt hervortritt, richtig beobachten zu können. Demnach kann der wichtigste Gegenstand für die Schulung jugendlicher Köpfe nicht sowohl ein so minutiöses Wissen um die Natur sein, wie es der heutige Lehrplan erreichen will, sondern das Wissen um das ethische Wesen des Menschen in seiner zeitlichen Entfaltung, — nicht die Naturgeschichte, sondern die Menschengeschichte, die sich, da der Mensch ein geselliges Wesen ist, in den Geschehnissen der kleineren und grösseren religiösen und politischen Gemeinwesen abspielt.

Die Pflege der Geschichte des klassischen Alterthums erklärt der Verf. deshalb für unerlässlich, weil in ihr der Verlauf der Geschichte zweier, uns selbst dem Blute nach nahverwandter Volksthümlichkeiten und der von ihnen geschaffenen Bildung, sowie ihrer Staatswesen in allem wünschenswerthen Detail als ein abgeschlossenes Ganze vor Augen liegt, in welchem der absolute Werth des ethischen Gesetzes und der relative Werth der persönlichen Eigenschaften und Willensrichtungen, sowie der in Genossenschaften und Parteien verkörperten Strebungen, in ihrem gegenseitigen Kampfverhältniss aufgefasst, richtig hervortritt.“ Wären z. B. die ebenfalls abgeschlossene ägyptische oder babylonische Geschichte im gleichen Detail bekannt, so würde uns das wenig nützen; weil diese Völker durch ein ganz anderes Ethos bewegt wurden. Das Blut spricht eine deutliche Sprache nur zum verwandten Blute. Der Abschluss der Geschichte unserer, auf den Trümmern des römischen Reiches errichteten Staatswesen ist noch unabsehbar. Es ist also Nichts vorhanden, was den Nutzen der griechisch-römischen Geschichte für unsere Schulung ersetzen könnte. Dazu kommt der Nutzen, den uns der geistige Zusammenhang mit dem alten Klassizismus im Kampfe gegen das Semitentum gewährt, der heute wieder ebensowohl ein materieller und geistiger ist, wie er es für Griechen und Römer gewesen. Ein ähnlicher Nutzen wird uns daraus aber auch im unvermeidlichen Kampfe unseres Kulturwesens mit dem Chinesentum erwachsen, ja selbst auch gegenüber dem Amerikanerthum, welches der klassischen Schulung entbehrt und entbehren will. Dass Deutschtum und deutsches Königthum nach dem Verf. die Folie des Gesamtunterrichts in der Geschichte bilden müssen, ergibt sich aus dem Schulungsprinzip der Heimathskunde von selbst.

Das Kapitel „*Recht und Volkswirtschaft*“ gibt Anleitung, wie die Einsicht in die Natur der grossen auf die Erhaltung der Gesellschaft und den Schutz des germanischen Volksthums insbesondere abzielenden Probleme schon der Jugend beigebracht werden kann.

Wie der Verf. sich im IV. Abschnitte: „*Das deutsche Volk als Gegenstand der Erziehung*“ mit dem Rembrandtisten und dessen einseitiger Bevorzugung des

niederdeutschen Stammes abfindet, können wir hier nicht näher besprechen. Hier tritt der „Oberdeutsche“ hervor. Es wird insbesondere gezeigt, dass die vom Rembrandtisten empfohlene einseitige Richtung der neuen Achse des Gesamtdeuthums auf der Nordsee, durch welche die oberdeutschen Stämme zu politischer Nichtigkeit verurtheilt wären, ganz mit den auf die Zertrümmerung Oesterreichs und die Slavisirung Südostdeutschlands, Ungarns und der Balkanländer gerichteten Plänen der Panslavisten übereinstimmen würde, und im Gegensatze hierzu die unbedingte Wichtigkeit, ja Ueberlegenheit der nach Osten weisenden Donauachse für das deutsche Gesamtleben hervorgehoben.

Die Schrift schliesst mit einem Appell an das Königthum, das zur Verjüngung im Sinne des altgermanischen Heerkönigthums aufgefordert wird.

Fassen wir unser Urtheil zusammen: Ein Buch, welches einer Auswahl ernst denkender Deutscher einen tief beeinflussenden, Richtung gebenden Eindruck hinterlassen hat, während die Masse der Gebildeten von seinem Dasein kaum etwas ahnte, weil die Zeitungen nicht davon redeten, — und ein anderes Buch, welches, kaum erschienen, in schier unbegreiflicher Weise die ganze Masse der Gebildeten anregte, aufregte, beschäftigte, als wäre es Zeitungslektüre, ohne dass die ernst [Denkenden gerade behaupten konnten, es sei etwas Neues gesagt, was unsere besseren Geister nicht schon, in ihrer Weise, denen gesagt hätten, die sie hören wollten: Lagarde's „deutsche Schriften“ und des bekannten Unbekannten „Rembrandt als Erzieher“, sie beide fanden eine glückliche und fruchtbare Verbindung in einem scharf blickenden, gründlich forschenden, ernst sorgenden und energisch auf das Bessere hinarbeitenden deutschen Geiste, welcher dergestalt der Gedankenwelt des Ersteren eine weitere Verbreitung, der Anregungskraft des Anderen eine bestimmtere Anwendung gab, um deutsche Geistesarbeit und Geistesbewegung nicht im Winkel stecken, noch in die Weite verfliegen zu lassen, sondern zu vereinigen auf die grosse, drängende Lebensnoth „unserer nationalen Erziehung“, die nur gehoben werden kann durch den deutschen Geist.

W. W.

Die Vereinsnachrichten müssen wegen Mangels an Raum für das Januarstück 1892 zurückgelegt werden. Beachtenswerthe Aufforderungen der Zentralleitung und Redaktion enthält die Beilage. —

Generalregister.

Richard Wagner.

Ueber Anmuth und Anstand. Ergänzung zum „Wagner-Lexikon“ durch C. Fr. Gl.
II./III. 33. — Aus einem Briefe an Constantin Frantz. 162. —

Karl Alberti.

Vom Krähenfelde bis zum Odfelde. Zum 60. Geburtstag Wilhelm Raabe's. 296. —

Richard Batka.

Richard Wagner und die Romantik. 182. —

Charles Bonnier.

Die Extase. 222. —

P. M. de Corvetto.

Bericht des Regierungskommissars über Nueva Germania. 123. —

Felix Dahn.

Das deutsche Volk und das römische Recht. 265. —

Max Dessoir.

Richard Wagner als Aesthetiker. I. IV. 97. — 2. 129. — 3. VI. 165. —

Arthur Graf Gobineau.

Die Renaissance. Historische Scenen. Deutsch von Ludwig Schemann. I. Savonarola. 1. VIII./IX. 235. — 2. X. 303. — 3. XI. 343. —

Wolfgang Golther.

Ursprung und Entwicklung der Sage von Perceval und vom Gral. VII. 201. —

Karl Heckel.

Jesus von Nazareth. — Buddha („Die Sieger“). — Parsifal. 5. —

Friedrich Hofmann.

Eine Frucht vom Bayreuther Stamm. 120. —

Alois John.

Tannhäuser im Fichtelgebirge. 219. —

Wilhelm Langhans.

Der Endreim in der Musik. 173. —

Alfred Lill von Lilienbach.

Thomas Carlyle. Sein Leben und Wirken. 36. —

Johann Heinrich Löffler.

Vom deutschen Volksgeist, seinen Freunden und Feinden. 1. Die berufenen Freunde, 275.
2. Die bösen Feinde. 395. —

Rudolf Louis.

Ein neuer Weg im Geschichtsunterricht. 87. —

Eduard Reuss.

Ein Kunstrichter auf fremdem Stuhle. 70. — Eine Doppel-Erinnerung. XII 383. —

Robert Sommer.

Die psychologische Grundlage von Schiller's Briefen „über ästhetische Erziehung des Menschen“. 333. —

Heinrich Steinhausen.

Ein Kiliansbrief über Bauernhäuser. 110. —

Adolf Wahrmund.

Neue ritterliche Orden. 142. —

Hans von Wolzogen.

Dreizehn Jahre. I. 1. — Phantasie. 53. — „Leharenius.“ Eine deutsche Phantasie als Nachspiel. 64. —

Stimmen aus der Vergangenheit.

Arthur Seidl. Ueber „Veralten“ (*Fr. Rochlitz*). 193. —

Litteratur.

Christian Bering. „Die Rezeption des römischen Rechtes und die soziale Frage der Gegenwart“ von *C. Wilmanns*. 373. —

Max von Millenkovich. „Die Malerschule von Nürnberg“ von *Henry Thode*. 153. —

Ludwig Schemann. Ueber die neusten Publikationen von *Paul de Lagarde*. 409. —

Paul Schubring. „Die Stellung des Christen zur heiligen Schrift“ von *E. Haupt*. 20. —

H. v. W. u. C. Fr. Gl. Ein Denkmal der Universalität. („Wagner-Ecyklopädie.“) 158. —

W. W. „Unsere nationale Erziehung.“ Von einem Oberdeutschen. 413. —

Gedenkworte.

Moltke †. Von H. v. W. V. 129. —

Constantin Frantz †. Von H. v. W. 161. —

Friedrich v. Feustel †. Von H. v. W. 342. —

Geschäftlicher Theil.

- I. Zentralleitung in Berlin: Kassenabschlüsse 25, Beil. VI. Einzahlung der Jahresbeiträge 91. Einladung der Generalversammlung, Bezugsscheine 98/99. Generalversammlung Beil. VIII/IX. 330. Beil. XII. Neue Zusammensetzung und Adresse 380. Einsendung der Mitgliederlisten. Beil. XII. —
- II. Redaktion der „Bayreuther Blätter“: Berichtigungen 32. Ein- und Absendung der Schemata für die Anmeldungen der Aufführungen 200, 382. Aufforderung zur Erneuerung des Abonnements Beil. XII. Generalregister 420. —
- III. Nachrichten aus Zweigvereinen und Ortsvertretungen:
 - a) *Gedenkfeiern*: 13. Februar. Berlin. 95. Düsseldorf. 163. Graz. 200. Nürnberg. 96. — 22. Mai. Klagenfurt. 200. Wien. 200. — *Moltke-Feier*. Klagenfurt. 126. Wien. 164. — *Tausig-Feier*. Berlin. 381.
 - b) *Grössere Berichte von Vereinen*: Berlin. Ak. W.-V. Beil. IV. Kiel 91. Klagenfurt 126. Nürnberg 92. Plauen 93. Wien N. V. 94, 162.
 - c) *Statistisches und besondere Nachrichten*: Neue oder aufgelöste Zweigvereine und ihre Vorstände: Bonn, Düsseldorf, Karlsbad Beil. VIII/IX. Klagenfurt 200. Mann-

heim 230. Nürnberg 31. Schwerin 230. Weimar 34. Wien N. V. Beil. VIII/IX. 381. Neue oder aufgelöste Vertretungen: Aschaffenburg 31. Baltimore. Bautzen 200. Frankfurt a/M. 31. Göttingen 200. Goslar 94. Kissingen 128. Kitzingen 381. Koschmin 163. Münnerstadt 128, 381. Philadelphia 381. Regensburg 230. Turin 163. Wiesbaden, Worms 31. — Generalversammlungen: Bonn. Beil. VIII/IX. Graz 163. Klagenfurt 200. Schwerin 230. Wien Beil. VIII/IX. Wien N. V. Beil. VIII/IX. 381. —

d) *Vorträge und Vorlesungen*: Berlin (Heckel, Sternfeld) 128, 381. Braunschweig (v. Wolzogen) 128. Darmstadt (Hettstedt) 128. Düsseldorf (Seidl, Dingeldey) Beil. VIII/IX. Graz (v. Hausegger, Hofmann) 128, 200. Hannover (v. Wolzogen) 128. Josefthal-Maxdorf 230. Kiel (Müller) 230. Klagenfurt (v. Millenkovich, Hynais) 126/7, 200. Krefeld 163. Leipzig ak. W.-V. 164. München (Golther) 95. Plauen 230. Weimar (Seidl) 96, 200. Wien N. V. (Bockmayer, Czerny, Haller, Holzinger, Lichtenberg, Reiter, Steiner) 94, 163/4, 200, 381. —

e) *Musik-Aufführungen*: Amsterdam 200. Berlin 31, 95, 128, 381. Bologna 163. Breslau 95. Darmstadt 31, 95, 128, 163, 381. Düsseldorf 163. Beil. VIII/IX. Giessen 200. Graz 95, 128, 163. Grossenhain 95. Josefthal-Maxdorf 230. Kiel 128, 230. Klagenfurt 127. Krefeld 163. Leipzig ak. W.-V. 164. München 95. Münster 164. Nürnberg 96. Offenbach 164. Oels 164. Plauen 31, 96, 128, 164, 230, 381. Reichenberg 96. Riga 31, 164, 230. Utrecht 96. Weimar 96. Wels 128. Wien 31, 96, 128, 164/5, 381. Wien N. V. 162, 164, 200. Wiener-Neustadt Beil. VIII/IX. —

IV. Richard Wagner-Stipendien-Stiftung: 125. —

V. Richard Wagner-Festspiel-Stiftung: 382.

VI. Bayreuther Bühnenfestspiele: 231. Beil. XI.

Beilagen:

II./III. Stück: Inhalt der 13 Jahrgänge der „Bayreuther Blätter“ 1878—1890 nebst Verzeichniss der Leser und Mitarbeiter. — Aufruf der Zentralleitung nebst Vertreterliste.

IV. Stück: Jahresbericht des akad. Richard Wagner-Vereins zu Berlin. —

V. Stück: Einladung zur Subskription auf den „Wagnerianer-Spiegel“ und Plüddemann's „Balladen“. —

VI. Stück: Kassenbericht der Zentralleitung. — Litterarische Anzeige zu den Festspielen. —

VII. Stück: Oesterlein's Katalog. III. Band. — Bund gegen den Moderevel. —

VIII./IX. Stück: Geschäftlicher Theil. Generalversammlung. Vereinsnachrichten. —

X. Stück: Schema für die Aufführungen der Werke (nur für die betr. Vertreter). —

XI. Stück: Bühnenfestspiele 1892. — Vom Christfeste 1891. —

XII. Stück: Geschäftlicher Theil. Protokoll der Generalversammlung. Aufforderungen. — Titel und Inhalt des Jahrganges. — Zum Christfeste 1891. —

Auf den Umschlägen:

Litterarische Anzeigen Nr. 71—80: Im Ganzen 347 Anzeigen von 92 Büchern, 215 Zeitschriften und Zeitungsartikeln, 23 Flugblättern, Berichten und Programmen, 16 Musikalien, 1 Werke bildender Kunst, mit 97 redaktionellen Bemerkungen: Stück I—XII. — Aufführungen der Werke: Stück I. Preisausschreiben des Allg. Deutschen Sprachvereins: Stück II/III. — Bayreuther Taschenkalender für 1892: Stück X. — Flugblatt gegen die Vivisektion. Kalender des Allg. Deutschen Sprachvereins: Stück XII. —

Im Buchhandel zu beziehen durch C. F. Leede, Leipzig.

Im Verlage des A. R. Wagner-Vereines.

Druck von Th. Burger, Bayreuth.

Protokoll

über

die ordentliche Generalversammlung des

Allgemeinen Richard Wagner-Vereins zu Bayreuth

am 21. Juli 1891.

Verhandelt

Bayreuth, den 21. Juli 1891.

Zu der Seitens der Zentralleitung des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins gemäss § 14 der Satzungen des Vereins auf Dienstag, den 21. Juli 1891, Vormittags 10 Uhr, mittels Cirkulars vom Mai 1891 einberufenen ordentlichen Generalversammlung des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins hatten sich eingefunden:

- 1) Der stellvertretende Vorstand des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins, Herr Justizrath Meyer zu Bayreuth,
- 2) die Mitglieder der Zentralleitung des genannten Vereins:
 - I. Vorsitzender, Geheimer Ober-Regierungsrath Freiherr von Seckendorff,
Hauptmann im Kaiser Franz - Garde - Grenadier - Regiment Nr. 2 von Stuckrad,
Contre-Admiral à la suite der Marine Graf Waldersee,
Musikalienhändler P. Thelen,
Redakteur der Bayreuther Blätter Freiherr von Wolzogen,
und Schriftführer, Regierungs-Assessor von Puttkamer,
- 3) 30 Delegirte der Zweigvereine und Ortsvertretungen des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins.

Herr Justizrath Meyer übernahm auf Grund des § 18 der Satzungen den Vorsitz und eröffnete die Versammlung mit herzlichen Begrüssungsworten an die erschienenen Vertreter des Vereins. Hierauf wurde Herr Regierungs-Assessor von Puttkamer zum Protokollführer ernannt. Huldigungstelegramme an Seine Königliche Hoheit den Prinzregenten von Bayern, den Protektor der Bayreuther Bühnenfestspiele, sowie an Seine Majestät den Kaiser wurden abgesandt. Bei dem demnächst erfolgenden Aufruf der einzelnen Zweigvereine und Ortsvertretungen durch den Protokollführer ergab sich die Vertretung von 5134 Mitgliedern gemäss § 17 der Satzungen. Es wurde konstatiert, dass keiner der anwesenden Delegirten mehr als ein Fünftel der vertretenen Stimmen auf sich vereinigte.

Es wurde darauf zur Berathung der Tagesordnung geschritten.

Zu Punkt 1 erstattete Freiherr von Seckendorff den Rechenschaftsbericht, aus welchem im Besonderen hervorzuheben ist, dass der Verein gegenwärtig aus 52 Zweigvereinen und 141 Ortsvertretungen mit 7620 Mitgliedern besteht.

Demnächst erstattete

zu Punkt 2 Regierungs-Assessor von Puttkamer in Vertretung des am Erscheinen behinderten Kassiers der Zentralleitung, des Geheimen Rechnungsraths Erdtmann, den Seitens der Zentralleitung unter dem

1. Januar 1891 bezw. 19. Mai 1891 in den Bayreuther Blättern veröffentlichten Kassenbericht. Erinnerungen dagegen wurden nicht erhoben.

Zu Punkt 3 referirte Herr Regierungs-Rath Ressler über die von ihm in Gemeinschaft mit Herrn Professor Dingeldey-Düsseldorf vorgenommene Rechnungsrevision. Ausstellungen hatten die Herren Rechnungsrevisoren nicht zu erheben. Seitens der Versammlung wurde darauf Decharge ertheilt.

Zu Punkt 4 wurde in die Beschlussfassung über gemäss § 16 der Satzungen angemeldete Anträge eingetreten. Es wurde zunächst beschlossen, über die Anträge des Zweigvereins Aachen-Burtscheid und des akademischen Zweigvereins zu Leipzig gleichzeitig zu verhandeln.

Herr Jordis-Leipzig begründete den Antrag des von ihm vertretenen Vereins und zog auf Anregung des Freiherrn von Seckendorff nochmals ausdrücklich die in dem Cirkularschreiben d. d. Leipzig, den 8. Juni 1891 unter Nr. II und III vorgeschlagenen Resolutionen zurück. Herr Dr. Boller-Wien stellte den unten formulirten Antrag, der durch Herrn Lucas-Elberfeld und Herrn Freiherrn v. Seckendorff unterstützt wurde. Es wurde hierauf nach längerer Debatte, an welcher sich die Herren Reiff, Sutro, Preiss, Reich, Meyer, Boller, Freiherr v. Seckendorff, Eichberg, von Puttkamer, Wirth und Jordis betheiligten, der Antrag Boller mit 3501 gegen 1302 Stimmen angenommen:

„Die Generalversammlung des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins (vom 21. Juli 1891 in Bayreuth) beschliesst, die Zentralleitung des Vereins aufzufordern, sich mit dem Verwaltungsrathe der Bühnenfestspiele in Bayreuth dahin ins Einvernehmen zu setzen, dass in künftigen Jahren ein Theil der Festspielplätze bis zu einem bestimmten Termine (allenfalls bis zum 15. Mai des betreffenden Festspieljahres) für die Vereinsmitglieder reservirt werden, welche diese Sitze durch die Zentralleitung oder die Vorstände der Zweigvereine und Ortsvertretungen bis zu jenem Termine zu beziehen hätten. Auch wird die Zentralleitung aufgefordert, sich mit dem Verwaltungsrathe jeweils in Verbindung zu setzen, um über den Stand des Kartenverkaufs für die Bühnenfestspiele unterrichtet zu sein, und soll dieselbe die Vereinsmitglieder durch Verständigung der Vertretungen und Veröffentlichungen, insbesondere in den Bayreuther Blättern, über die Lage in Bayreuth unterrichten. Die Zentralleitung wird endlich zum Zweck der Sicherung von Plätzen für die Vereinsmitglieder ermächtigt, auch schon vor Eingang der Anmeldungen der Einzelvereine und Vertretungen die erforderlichen Schritte zu thun, damit die genügende Anzahl von Festspielkarten für die Vereinsmitglieder reservirt werde.“

Hierauf wurde die Versammlung bis 4 Uhr Nachmittags vertagt.

Zur bezeichneten Zeit wurden die Verhandlungen wieder aufgenommen. Es wurde beschlossen, die Anträge des Herrn Dr. Sternfeld-Berlin und des Herrn Leo-Planen verbunden zu behandeln. Hr. Eichberg-Berlin begründete Ersteren. Nach längerer Debatte Seitens der Herren Eichberg, Boller, Thelen, Frhrn. von Seckendorff wurden Punkt 1 und 4 des Antrages Sternfeld mit einigen Aenderungen angenommen, der Antrag Leo aber abgelehnt.

Die gefassten Beschlüsse lauten:

- 1) „Die Zentralleitung wird beauftragt, im Einvernehmen mit Herrn Friedrich Schön in Worms die geeigneten Mittel zu finden und Schritte zu thun,

um die Einnahmen der Stipendienstiftung auf die ihrem Berufe entsprechende Höhe zu bringen,

- 2) nach Kräften während der Festspielzeit in Bayreuth bei den Festspielbesuchern für die Stipendienstiftung zu wirken, also etwa durch Aufruf in mehreren Sprachen, durch Sammelstellen, durch Zeitungsartikel u. s. f.“

Demnächst wurde der Antrag des Herrn Dr. Boller angenommen, welcher lautet:

„Es erscheint wünschenswerth, wenn der Allgemeine Richard Wagner-Verein jeweils zur Festspielzeit ein Bureau (oder Lokal) in Bayreuth besässe, woselbst Mitgliedsanmeldungen erfolgen, Auskünfte ertheilt, Vereinschriften vertheilt und verkauft und auch sonst den Vereinsmitgliedern ein Vereinigungspunkt geboten werden könnte. Das Lokal müsste natürlich an frequentester Stelle inmitten der Stadt Bayreuth gelegen und durch einen Anschlag nach aussen Jedermann als solches kenntlich gemacht werden. Die Zentralleitung wird ersucht, sich wegen Ausführung dieses Beschlusses zunächst an den Bayreuther Zweigverein zu wenden.“

Herr Moritz Wirth-Leipzig meldete sich darauf zum Wort, um einen nicht angemeldeten Antrag näher zu begründen. Nach kurzer Debatte wurde einstimmig beschlossen, über diesen Antrag in Gemässheit des § 16 der Satzungen nicht zu verhandeln. Herr Jordis-Leipzig verwahrte sich Namens des akademischen Zweigvereins in Leipzig gegen eine Identificirung mit den Ansichten des Herrn Wirth. Herr Reiff-Wien beantragte demnächst Annahme einer Resolution, zog sie aber zu Gunsten einer Resolution des Freiherrn von Seckendorff zurück, welche letztere angenommen wurde, dahin lautend:

„Indem der Verein sich die selbständige Bestimmung seiner Zwecke und Ziele wahrt, spricht er sein tiefes Bedauern aus über Angriffe, die in jüngster Zeit gegen die bisherige glänzende und bewundernswerthe Veranstaltung und Leitung der Festspiele in die öffentlichen Blätter ohne sein Wissen und wider seinen Willen Eingang gefunden haben.“

Zu Punkt 5 wurden zu Rechnungsrevisoren gemäss § 15 der Satzungen die Herren Regierungsrath Ressler-Bayreuth und Professor Dingeldey-Düsseldorf, zu deren Ersatzmännern die Herren Oscar Merz-München und Kapellmeister Smolian-Karlsruhe, sowie zum Delegirten des Kuratoriums des Richard Wagner-Festspielstiftungsfonds auf die Dauer von 2 Jahren gemäss § 24 der Satzungen Herr Freiherr von Wolzogen-Bayreuth gewählt. Zum Vorort und demgemäss Sitz der Zentralleitung wurde gemäss § 11 der Satzungen Berlin bestimmt. Zu Mitgliedern der Zentralleitung wurden gewählt die Herren: Contre-Admiral Graf von Waldersee, Geheimer Ober-Regierungsrath Freiherr von Seckendorff, Professor Dr. B. A. Wagner, Major z. D. von Vignau, Regierungs-Assessor von Puttkamer, Geheimer Rechnungsrath Erdtmann, Hofkapellmeister Sucher, Premierlieutenant im Leib-Garde-Husaren-Regiment von Chelius, Freiherr von Wolzogen-Bayreuth.

Die Generalversammlung sprach demnächst dem Vorsitzenden ihren Dank für die Leitung aus. Hierauf wurde sie von dem Vorsitzenden geschlossen.

gez. Meyer.

Freiherr von Seckendorff.

Graf Waldersee.

von Puttkamer
als Protokollführer.

Berlin, den 10. Dezember 1891.

An

die verehrlichen Zweigvereine und Ortsvertretungen des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins.

Die verehrlichen Zweigvereine und Ortsvertretungen, welche mit der diesjährigen Abrechnung ein Mitglieder-Verzeichniss bereits eingesandt haben, werden hiermit ergebenst ersucht, diejenigen Mitglieder, welche etwa nach dieser Abrechnung den Vereinen im Laufe dieses Jahres beigetreten sind, der unterzeichneten Zentralleitung gefälligst bis spätestens Ende dieses Monats namhaft machen zu wollen, damit sie in dem hier aufzustellenden Gesamt-Mitglieder-Verzeichnisse noch Aufnahme finden können. Denjenigen verehrlichen Zweigvereinen und Ortsvertretungen, welche der diesjährigen Abrechnung ein Mitglieder-Verzeichniss nicht beigefügt haben, wird im Laufe dieses Monats ein Ausschnitt aus dem Mitglieder-Verzeichniss für 1890 zugehen. Wir bitten, diesen nach dem gegenwärtigen Mitgliederstande berichtigen und uns demnächst gleichfalls bis spätestens Ende dieses Monats gefälligst zurücksenden zu wollen.

Gleichzeitig erlauben wir uns auf unsere im XI. Stücke dieses Jahrgangs enthaltene Mittheilung, nach welcher alle für die Zentralleitung bestimmten Werthsendungen und eingeschriebenen Briefe an den jetzigen Kassirer, Herrn Musikalienhändler P. Thelen hier, SW., Friedrichstrasse Nr. 233 einzusenden sind, ergebenst aufmerksam zu machen.

Die Zentralleitung des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins.

Aufforderung an die geehrten Leser.

Wir ersuchen unsere geehrten Leser um baldige Erneuerung des Abonnements auf die „Bayreuther Blätter“, andernfalls um gefällige Anzeige des Austrittes aus unserem Kreise noch in diesem Jahre. — **Auch die Herren Vereinsvorstände und Vertreter sind um baldige Anmeldungen der bei ihnen eingezahlten Abonnements gebeten.**

Bayreuth, 1. Dezember 1891.

Die Redaktion der „Bayreuther Blätter“.

Der nächste Jahrgang bringt unter Anderem „Tannhäuser-Nachklänge“ von Charles Bonnier, W. Ashton Ellis, Wolfgang Golther, Friedrich von Hausegger, Fr. Hofmann, Engelbert Humperdinck, Jul. Kniese, Max Koch, Malwida von Meysenbug, Max v. Millenkovic, Alexander Ritter, Vult von Steyern, Richard Strauss, Henri Viotta u. A.